UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1938

urn:nbn:de:hbz:466:1-81244

Visual Library



Mariannhiller Vergissmeinnicht 1938

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allgemeiner
Bücherschrank
ST Anna

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Sechsundfünfzigster Jahrgang

1938

Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Advent 355
Allerheiligen 322
Christi Himmelfahrt 139
Christus am Ölberg 99
Christus ist erstanden 105
Denn eines Priesters Mutter . . . 76
Der junge Priester 231
Ein altes Gebet zum Neuen Jahr . 1
Fronleichnam 177
Gegrüßet seist du, Königin des hl. Rosenkranzes 290
Heilige Nacht 371
In Nazareth 65
Mariä Geburt 257
Mariä Himmelfahrt 226
Mariä Tempelgang 33
Passionszeit 97
Pfingsten 161
Wir singen vor deinem Hause . . 129
Zum Feste Mariä Heimsuchung . 194

Aufsätze erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhaltes

Abenteuer in Nigeria 14, 44, 84, 111
Advent 356
Allerheiligen — Allerseelen . . . 322
Auf den Spuren von Abt Franz . 12
Auf Missionswanderungen . . . 308
Bata Mkize 54
Bekenne stets deine Farbe . . . 46
Br. Didakus Witzigmann † . . . 204
Br. Roland Weidhofer † . . . 267
Christkönigs-Werbung 290
Das Bethlehem des Missionars . 237
Das Fest Mariä Geburt 258
Das Fest Mariä Heimsuchung . . 194
Das „schwarze Stadtviertel" von Bulawayo 271
Das Weihnachtsgeschenk 368
Demosthenes in Afrika 336
Der Geist weht wo er will . . . 115
Der Neid entspringt dem Auge und hat seinen Sitz im Herzen . . . 338
Der neue Missionsbischof kehrt in sein apostolisches Arbeitsfeld zurück . 68
Der hl. Joseph 68
Der Regenmacher 310
Der Rosenkranz u. die Heidenmission 66
Die Opfergaben der drei Könige . 2
Dieser Wandel kommt von des Allerhöchsten Hand 138
Durch Maria zu Jesus — auch in Südafrika 130
Eingeborenen-Viertel v. Bulawayo 51
Ein Gott auf Reisen 184
Ein eifriger Missionar und unermüdlicher Forscher geht heim zu Gott 167
Ein glückliches Leben u. seliges Sterben für Christus und in Christus 267
Eine tapfere Zulumutter 342
Eine Ferienreise zu Landsleuten im Missionsland 376
Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutvergießen 312
Ein „Kuh"- Erlebnis in Afrika . . 242
Er sprach und es kamen Heuschrecken, hüpfende ohne Zahl 174
Erste Schritte in der Mission . . . 243
Fahrt in die Mission 142
Fest Maria Himmelfahrt 226
Festliche Tage im Basutoland . . 274
Geister 180
Gewitter über Empandeni . . . 337
Goldenes Priesterjubiläum eines Missionars 10
Heilige Weihnacht in Mariannhill 358
Hundert Jahre Katholisch-Südafrika 6, 37, 77, 101, 134, 163, 197, 230, 263, 296, 326, 362
Jesus, das Licht der Welt 34
Kirchenuhren in der Mission . . . 172

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Löwen 211

Maiblumen 130
Maria hilft 346 379
Mariannhill im Urteil eines modernen Afrikaforschers 307
Mariannhiller Missions-Rundfunk 80, 272, 330, 364
Meine erste Missionspredigt in Südafrika 200
Mission zwischen drei Bergen 86, 118, 152, 177
Missionswanderungen 308
Mota Saheb 27, 57, 89, 121, 154, 185, 218, 250, 282, 314, 342
Missionsritt 366

Neugründung im Hochgebirge . . 277
Nicht in der Mission u. doch Apostel 302

Osterglocken in der Mariannhiller Mission 104
Ostern, das Hochfest des Kirchenjahres 98

P. Albert Schweiger † 167
Pfingsten, das Fest der Weltmission 162

Sacerdos et Hostia 372
Schlangen 245
Schlichte Gräber in drei Weltteilen 334
Sind die Schwarzen dumm . 147, 170
St. Matthäus am großen Fluß . . 23

Vier fette Osterhasen 114
Vom heroischen Gehaben schwarzer Edelmänner 40
Vom Hexenprozeß bei den Bantus 49
Vom Ursprung der Zuludynastie . 182
Von der Ermordung des Zulu-Königs Tschaka 149
Von der Totenbestattung bei den Eingeborenen 209

Was eine Lanze zu erzählen weiß . 212
Welche Anschauung haben die Heiden vom Tode und der Fortdauer der Seele 238
Wer unwürdig ißt und trinkt . . . 206
Wie durch eine Heirat ein Königreich gerettet wurde 19
Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit 16

Unsere Bilder

Abendmahl v. Leonardo da Vinci . 169
Allerseelen 323
Anbetung der Hirten 357
Anbetung der hl. drei Könige . . 3
Auferstehung 105

Basuto-Familie 151
Bischof Adalbero Fleischer mit zwei eingeborenen Neupriestern . . 103
Bischof Adalbero Fleischer bei Besuch von Umzumbi 197
Bischof Ignatius Arnoz . 69, 70, 72
Bischöfliche Kirche v. Bulawayo 71, 72
Br. Didakus Witzigmann 205
Br. Jordan Hemmelmann 246
Br. Roland Weidhofer . . 267, 268
Br. Gerold CMM. 365

Christi Himmelfahrt 139
Christus am Ölberg 99
Christus der König 292

Dampfer im Hafen von Durban 155
Drei Missionare auf der Fahrt . . 85
Drei Missionsbischöfe 359

Ecce Panis angelorum 165
Ein Brief an die Mutter 313
Eingeborene bei der Mahlzeit . . . 42
Eingeborener Neupriester erteilt den Primizsegen 110
Eingeborener Neupriester (Auszug aus der Kirche) 38
Eingeborene Köche 82
Es ist vollbracht 100

Fronleichnamsprozession in Reimlingen 166, 175, 181
Fronleichnamsprozession in Schurgast 170
Fronleichnamsprozession in Würzburg 176

Gang durch das Eingeborenendorf von Bulawayo 272
Glockenstuhl in der Mission . . . 81
Goldenes Priester-Jubiläum des H. P. Mansuet Poll 11, 37
Gotische Madonna der Pfarrkirche zu Großenried 131

Hauskapelle von St. Paul 25
Heidnische Mädchen 233
Heidnische Zulumütter 243
Heilige Nacht 371
Hochamt in der Pfarrkirche zu Reimlingen 162
Hühnerhof in der Mission 238
Hütte eines fortschrittlich gesinnten Eingeborenen 336

Jesus, das Licht der Welt 35

Kapstadt 198
Kirche von Empandeni 338
Kleriker-Neuprofessen 8
Kleriker-Noviziat St. Joseph, Reimlingen 53
Kohlenmine in Wankie 240

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Krankenpflege in der Mission . . . 208
Küste am Indischen Ozean . . . 328

Las Palmas 143
Laßt uns tiefgebeugt verehren . . . 180
Letzte Ehre auf dem Friedhof zu Monheim 269

Madonna mit Kind und Johannes . 195
Mariä Himmelfahrt 227
Marienleben 260, 261
Marktplatz im Eingeborenendorf von Bulawayo 275
Mariannhiller Neupriester 231
Mariannhiller Neupriester fahrtbereit in die Mission 262
Mariannhiller Missionare auf der Fahrt nach Südafrika 7
Mariannhiller Missionare an der südafrikanischen Küste 140
Mariannhiller Patres reisen in die nordamerikanische Mission . . . 228
Missionshaus St. Georgen 21, 61, 346
Missionshaus Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen 22, 332
Missionshaus St. Josef, Altdorf 114
Missionsstudenten von St. Bonifatius 56, 172, 173, 285
Missionspersonal von Empandeni . 206
Missionsstudenten auf der Rigi . . 374

Negerhütten außerhalb des Eingeborenen-Dorfes von Bulawayo 276
Neujahrsmorgen 5
Neuerbaute Kirche der Missionsstation Far View 362
Nobel geht die Welt zugrunde . . 309
Notkapelle in der Mission 77
Notkapelle der Station St. Maria Gnadenmittlerin 236, 237

Ochse als Reittier 41

Paramentenausstellung 17
P. Generalsuperior 12, 13, 106, 109, 113, 135
P. Alkuin Weiswurm am Tage seiner Primiz 258
P. Antonin Kirschner 305
P. Benedikt Frankenberg 119
P. Bertram Sirch im Kreise seiner Angehörigen 266
P. B. Sirch mit Eingeborenen 279, 280
P. Elmar Schmid im Kreise seiner Angehörigen 343
P. Elmar Schmid erteilt den Primizsegen 331
P. Ferdinand Holzner auf einem Missionsritt 300
P. Franz X. Graskemper CMM. . 373
P. Franziskus Wojaczek 117
P. Fridolin Sudy 144
P. Gerwald Janssen am Primiztage 294
P. Hastreiter mit 2 Missionsärzten 14
P. Joseph Ebert vor seinem Speisesaal 239
P. Josef Grüter CMM. 377
P. Irenäus Fiedler nimmt Abschied von seiner Schwester 325
P. Julian Gleich bei seiner Primizfeier 201
P. Kammerlechner 75
P. Kammerlechner im Kreise seiner Angehörigen 18
P. Liebwin Weber bei seiner Primiz 324
P. Otto Grimm und P. Otto Heberling 306
P. Rup. Wiedemann am Primiztage 303
P. Willehad Krause mit Eingeborenen 79, 136
Patres und Schüler auf der Außenstation St. Henry 310
Priesterweihe im Pius-Seminar, Würzburg 202
Port St. Johns 378
Profeßablegung eingeborener Brüder 265

Regierungsbeamte bei einem Schulkurs 297
Rosenkranzkönigin 293

Sambesi-Viktoriafälle . . . 178, 217
Sänger von Mariannhill 44
Schreinerei von Mariannhill . . . 183
Schreinerei des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen 327
Schule von Empandeni 339
Schule in Bonny Vale 366
Schulkinder in Bonny Vale . . . 368
Schulwandertag 219
Schwarze Krieger 340
Schwarze Kinder beten am Friedhofskreuz 335
Schwarzer Katechet mit seiner Frau 367
Schwarze Schulbuben machen Sprachübungen 369
Schweizer Missionsstudenten 48, 88, 187, 214
Stadtviertel der Eingeborenen von Bulawayo 271
Stille Nacht 360
St. Joseph 67
Staubecken für die Kraftanlage von Mariannhill 235
Studentenkapelle d. Missionshauses St. Bonifatius 91
Studenten des kleinen und großen Seminars St. Mary's 123
Südafrikanischer Kutscher 149
Südafrikanische Löwen 211
Südafrikanisches Nashorn 349
Swakomund 146

Trommlerkorps unseres Missionsseminars St. Josef, Altdorf . . . 251

Unterhaltungsfeierlichkeiten b. einem Bischofsbesuch 299
Unterricht der Eingeborenen . . . 132

Zulukrieger 213, 232
Zwei Missionsveteranen 217

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION



Nummer 1 Januar 1938 56. Jahrgang

Ein altes Gebet zum Neuen Jahr

Ich nehme, was Du mir bestimmst,
Ich lasse fahren, was Du nimmst,
Wohin Du willst, da will ich zieh'n,
Was Du verbietest, das will ich flieh'n,
Mach's wie Du willst, ich bin's zufrieden,
Nur daß wir bleiben ungeschieden.
Ich will nicht, was mein Wille will,
Nur Deinen Willen fromm und still
Mir stets zur Richtschnur auserseh'n,
Niemals auf eigenen Wegen geh'n.

Ich will geführt von Deinen Händen
Beginnen, fortgeh'n und vollenden,
Ich hab' auf selbstgewählten Wegen
Noch nie gefunden Heil und Segen.
Doch Du, Herr, hast mich wohl bedacht,
Hast alles recht und gut gemacht.
Wie oft bist Du mir ungebeten
In den verkehrten Weg getreten;
Hätt'st Du Dich mein nicht angenommen —
Ich wäre nicht zu Dir gekommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Opfergaben der drei Könige

Ich weiß nicht, warum mir der heilige Dreikönigstag so absonderlich jedesmal gefallen will. Es ist, als wenn dieses ein Tag wäre, welcher unter den anderen Tagen im Jahr, wie der Morgenstern unter der Zahl der andern Sterne, feuriger und holdseliger leuchtet. Und wenn einer fromm ist und sich besinnt, so fallen ihm am heiligen Dreikönigstage auch besonders liebliche Gedanken ein, gleichsam als wenn sie an diesem Tage ein großes Gastmahl für die heiligen drei Könige im Himmel hielten, und da fielen Bröselein herunter und fielen in den Kopf und in das Herz frommer Christen hinein und sehen da aus wie schöne Gedanken und Anmutungen.

Wir wollen sehen, ob wir nicht auch eines auffangen:

Zuerst wollen wir das Kästlein aufmachen, welches der erste König mit dem Bart in der Hand hält. Es ist Gold darin. Hast du auch Gold? Vielleicht so ein altes Stück in einem Papierlein eingewickelt? Und wenn du jetzt kein namhaftes Stück Geld hast, so werden schon wieder Zeiten kommen, wo du etwas kriegst. — Was ist jetzt, wenn du zu Lebzeiten der heiligen drei Könige gelebt hättest und hättest gewußt, was das Kind in dem Städtlein Bethlehem, das Kind der armen Jungfrau, was es für ein Kind sei — was ist, hättest du dein Herz verschlossen gegen das arme königliche, göttliche Kind? Hättest du ihm nicht auch gern dein Goldstück geopfert und hättest dir noch eine Freude und Ehre daraus gemacht? Ja, wenn du auch sonst zäh bist und lieber nimmst als gibst, so hättest du vielleicht doch in den Sack gelangt und hättest das vornehmste Geldstück hergegeben. Du hättest gedacht: es ist gescheit, wenn ich dem Kind ein rechtschaffenes Geschenk mache; es wird ganz gewiß einmal mir tausendfach vergelten, was ich ihm jetzt in seiner Armut gebe, wenn es einmal groß ist und ein Herr und ein König! — So hättest du gedacht. — Und mancher denkt: Ja, da gäb ich viel darum, wenn ich das arme Jesuskind selber gesehen hätte und hätte ihm etwas schenken dürfen; ich wollte ja gern nichts dafür, wenn es etwas von mir angenommen hätte; das tät mir mein Lebtag die größte Freude machen! — Nun halt einmal, ist es wahr, macht es dir so große Freude? Und wünschtest du so sehr, dem Jesuskind etwas zu schenken? Ist das gewiß wahr? Wenn es so ist, so weiß ich etwas für dich. Denk nur, ich weiß einen Ort, wo man das Jesuskind noch antreffen kann, und wo es noch so arm ist, und wo es derentwegen noch seine Händlein ausstreckt, ob ihm niemand was schenken wolle. Ich will dir jetzt sagen, wo das ist, es ist nicht weit. Sieh, der Herr hat gesagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir; und wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!" — Wenn du daher einem armen Kranken einen Groschen schenkst, so ist das, wie wenn du ihn Jesus in seiner Armut geschenkt hättest. Und wenn du ein Schuhmacher bist und einem armen Kind, das bei der Kälte barfuß läuft, ein Paar Schühlein umsonst machst, so ist das gerade soviel, als wenn du dem barfüßigen Kind Jesus ein Paar Schuhe geschenkt hättest. Und es ist auch in allen anderen Dingen ebenfalls so, was man Jesus wegen den Armen gibt und tut. Und ist es nicht einmal wahr, daß es gerade so ist, wie wenn man es Jesus getan hätte; es ist noch besser. Denn es hat noch ganz besonders deshalb einen guten Geruch, weil man Jesus so aufs Wort geglaubt hat und auf seine Anweisung hin, die er vor achtzehnhundert Jahren im gelobten Land gegeben hat, heute noch einem Armen ein Stück

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und bitt're Myrrhen hat der eine,
Der and're Weihrauch ihm gezollt,
Der dritte bracht' ihm Edelsteine
Und Perlen dar und rates Gold!
Und jedes Opfer nahm in Gnaden
Und jeden Priester sah er gern:
Sie kamen auf verschied'nen Pfaden
Und dienten doch demselben Herrn.



Anbetung der heiligen drei Könige

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geld schenkt. — Vergiß nicht, daß du am heiligen Dreikönigstag dich etwas kosten lassest und machest, wie sie es gemacht haben, und dem armen Kind Jesus Gold oder Silber oder sonst Geldeswert opferst!" —

Was hat denn der andere heilige Dreikönig in dem Ding drin, das so raucht? Es soll Weihrauch bedeuten; du tätest es von weitem schon riechen, wenn der Bildmacher auch den guten Geruch abbilden könnte. — Weihrauch aber opfert man nur Gott. Die heiligen drei Könige müssen sonach gemerkt und geglaubt haben, daß in dem Kind etwas Göttliches sei; das haben sie auch schon dem Stern ansehen können. Denn wegen eines gemeinen Menschenkindes wird kein besonderer Stern am Himmel aufgezündet. Und doch, wo sie in das Städtlein kommen und das Häuslein sehen und in die Stube hineintreten und die Mutter und das Kind antreffen, so sieht auch da alles gar zu armselig aus; und man muß sich schier verwundern, daß diese Männer nicht zweifelhaft geworden sind in ihrem Kopf und nicht zu einander gesagt haben: „Wir müssen irre gegangen sein, das wird das rechte Kind und das rechte Haus nicht sein!" — Sie haben sich nicht scheu machen lassen von dem Auswendigen und haben treu und fromm das Kind angebetet und ihm Weihrauch geopfert; und das ist gerade besonders schön an diesen edlen Männern gewesen, daß ihr Glaube nicht schwächlich am Außenwerk erst sich heben und halten hat müssen, sondern frei und stark weiter sah, als die Augen des Leibes sahen. Sie sahen im armen Kinde den König und ewigen Gott. — Sieh nun, du Christ! Diese edle Glaubenstat kannst du auch täglich üben. Erschien Christus den drei Weisen als ein geringes Kind, so erscheint er dir als eine geringe Hostie in der heiligen Messe oder Monstranz. Glaube und schaue und bete auch du an, wie es die drei Weisen getan haben, so treu und fromm und innig, und du wirst ihn dann auch schauen dürfen in seiner Herrlichkeit, wie ihn jetzt jene im Himmel schauen ewiglich.

Der dritte hat auch so ein Gefäß wie der zweite; es ist aber etwas anderes drin; es sei Myrrhe gewesen, sagt die Schrift; das ist so eine kostbare Spezerei, wie sie in heißen Ländern wächst; man braucht sie, um vornehme Tote einzubalsamieren. Ich wollt aber darauf wetten, der dritte hat selbst nicht recht gewußt, warum er gerade Myrrhen geopfert hat. Aber Gott hat es gewußt und es ihm eingegeben. Es war eine schöne Zeremonie, die der Weise geübt hat, ohne zu wissen, was es bedeutet. Hintennach wissen wir Christen es. Es soll bedeuten, daß das arme Kind einem bittern Tod geweiht sei. —

Mach dir jetzt noch selber vollends deine Gedanken, und gib acht, ob dir nicht auch noch einige Gedankenbröselein einfallen; wirf sie nicht weg; die kommen vielleicht von oben, und tu danach; — vergiß mir aber auch das Opfer nicht an Gold und Silber für das arme Kind Jesus Christus!

Alban Stolz († 1883).

Unser Missionsdienst ist unser Königsdienst für Christus, ist unser Waffengang für Christi Rechte und Ansprüche, ist unsere Weihe der Welt und der Völker an Christus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Br. Zwiener

Neujahrsmorgen!

„Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf,
Das ist der beste Lebenslauf!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

Im Jahre 1938 begehen Capetown, das Vikariat vom Kap der Guten Hoffnung und rund eine halbe Million Katholiken in ganz Südafrika eine bedeutungsvolle Centenarfeier.

Volle Hundert Jahre sind es, daß die Katholische Kirche im Süden des Kontinentes festen Fuß faßte und ihre öffentliche Wirksamkeit begann. Im April 1838 trat nämlich der erste Apostolische Vikar von Südafrika sein Amt im eben errichteten Vikariat „der Länder südlich vom Sambesi" an. Heute ist ein wohlbekannter Landsmann deutscher Nationalität allverehrter Nachfolger des ersten Oberhirten im vorigen Jahrhundert: der Hochwürdigste Herr Bischof Franz Hennemann P.S.M.

Aus seinem diesjährigen Hirtenschreiben — Ostern 1937 — seien hier die auf das Jubiläum bezüglichen Hauptstellen hervorgehoben. „Unsere Mutter, die heilige Kirche, leitet und unterstützt uns Jahr um Jahr in der Hauptaufgabe unseres Leben, nämlich unser ewiges Heil zu wirken. Abermals erinnert sie uns, daß der heilige, katholische Glaube der kostbarste Schatz ist, den wir auf Erden besitzen. Im vorigen und in diesem Jahre, — 1937/38 — haben wir hier in Südafrika ganz besonderen Grund, Gott für das höchste Geschenk unseren schuldigen Dank zu bezeigen. Der 24. August 1937 bezeichnete nämlich ein Ereignis von größter Wichtigkeit für den ganzen Süden Afrikas. An diesem Tage sind es volle Hundert Jahre, daß Right Reverend P. Raimund Griffith O. P., der erste Apostolische Vikar unseres Landes, in St. Andrew, Westland Row, Dublin-Irland, die Bischofsweihe erhielt. Der 13. April 1938 ist ein nicht minder wichtiger Tag in der Geschichte der Kirche von Südafrika. Denn an diesem Datum, Karfreitag 1838, kam Bischof Griffith in der Table-Bay an und am Osterfest feierte er seine erste heilige Messe in Kapstadt.

Damit feierte auch die damalige kleine Glaubensgemeinde freudige Auferstehung aus dem Grabe vieljähriger Unterdrückung und faßte „Gute Hoffnung" — am Kap dieses Namens. 1938 begehen wir also die Hundertjahrfeier des Bestandes der katholischen Kirche in unserem geliebten Lande. Durch das 17. und 18. Jahrhundert war es für mehr als 150 Jahre infolge der damaligen Landesgesetze den Katholiken unmöglich, in Südafrika ihren Glauben öffentlich auszuüben. Alle Versuche und kleinen Anfänge stießen auf größte Hindernisse, bis mit Beginn des 19. Jahrhunderts religiöse Freiheit proklamiert wurde. Doch erst mit Ankunft von Bischof Griffith begann die Entwicklung der Kirche und schlug das Senfkorn tiefe Wurzeln im südafrikanischen Boden.



Es wäre gewiß interessant, die Zahl der Katholiken jenes Auferstehungsjahres festzustellen. Leider fehlen historisch-sichere Angaben. Es waren nur einige Tausend im ganzen ungeheuren Vikariate von Kapstadt bis an den Sambesi hinauf. Wohl eine „kleine Herde" gegenüber den 79 000 weißen, 2000 indischen, 33 000 farbigen und 337 000 eingeborenen Katholiken von heute.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mariannhiller Missionare auf der Fahrt nach Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

Das schwache Reis von 1838 hat sich zu einem lebenskräftigen Baume entwickelt. Seit Bischof Griffith's Tagen wurde am Bau der Kirche Stein auf Stein gelegt. Betrachtet man die großen Schwierigkeiten der Missionen, den Mangel an Missionaren, an Mitteln und Verkehrswegen in den ersten sieben Jahrzehnten, so kann man heute nur sagen: Gott hat die Missionen Südafrikas überreich gesegnet! Darum haben wir auch allen Grund, ein gemeinsames Dankesjubiläum zu feiern.

Allerdings bleibt noch viel, sehr viel zu tun übrig und wir wollen uns mit allem Fleiße der großen Aufgabe widmen. Ein ganz besonders wirksamer Antrieb soll uns das Jubiläumsjahr 1938 werden. Die Centenarfeier sei ein Meilenstein in der Geschichte der Kirche von Südafrika und was ihm folgt, ein fortgesetzter Beweis unserer Dankbarkeit für das Bisherige. Sie erhält die Form eines Nationalen Eucharistischen Kongresses.

Machen wir uns alle empfänglich und bereit für die vielen Gnaden die Gottes Güte bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten zu spenden pflegt. Wie einst die Jubeljahre des auserwählten Volkes, so werde 1938 ein reichgesegnetes Jahr des Herrn für Katholisch Südafrika!

Das in Kapstadt seit 1920 erscheinende katholische Hauptwochenblatt „The Southern Cross" beteiligt sich hervorragend an der Werbetätigkeit für die südafrikanische Jubiläums-Kongreßfeier. Von dieser und anderen hiesigen Pressequellen hier noch manches Interessevolles für die Leser unseres „Vergißmeinnicht".

Die sämtlichen 24 Vikariate und Präfekturen Südafrikas sind zur Teilnahme am Centenarium eingeladen. Vereinte katholische Kraft möge die Hundertjahrfeier würdig entfalten und erfolgreich gestalten. Wir gedenken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht allein der Ankunft des ersten Bischofs im Lande, sondern auch seiner Nachfolger und der langen Reihe von Mitarbeitern zwischen 1838 und 1938. Der zahlreichen Missionare und Ordensschwestern, die ein Jahrhundert lang in „Tränen gesät" und heroisch für Gottes Reich gearbeitet und geduldet haben. Der seeleneifrigen Priester, Brüder und Nonnen, die zu Fuß, zu Pferd und im Ochsenwagen die ganze Länge und Breite der Union und Rhodesiens durchwanderten, um den Weißen und Schwarzen die Schätze der Kirche mitzuteilen. Was die Oblaten, Jesuiten und eine Reihe von Orden und Kongregationen in Kapland, Natal, Basutoland, Namaqualand usw. gewirkt, das soll im Jubiläumsjahr aller Herzen mit Dank gegen Gott erfüllen und jeden Katholiken zu neuem Eifer erwecken.

Mit Bischof Hennemann, dem Vorsitzenden des ausführenden Kongreß-Komitees, erwarten wir zuversichtlich reiche Geistesfrüchte von der gemeinsamen Gedenkfeier, die im ganzen Vikariate durch besondere religiöse Übungen eingeleitet und von aus der Ferne berufenen Predigern vorbereitet wird. Kapstadt arangiert auch eine hochinteressante Ausstellung von Gegenständen und Dokumenten aus dem vollendeten Jahrhundert und von Katholisch-Südafrika wie es war und ist. Altes und Neues, woraus Entstehung, Entwicklung und Fortschritt der einzelnen Vikariate, Präfekturen, Missionen, Gemeinden, Convente, Schulen und sonstigen Anstalten übersichtlich hervorleuchtet. Die Photos der sämtlichen lebenden und verstorbenen Apostolischen Vikare, Präfekten, Missionsgründer, hervorragenden Mitarbeiter im südafrikanischen Weinberge, sowie Exemplare der katho-



Klerikernoviziat Reimlingen (Schwaben)
Am Christkönigsfeste 1937 weihten sich wieder 6 junge Christusträger ihrem Gottkönig in der ersten hl. Ordensprofeß
Photo: Mariannhiller Mission, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lischen Zeitschriften, Bücher, Broschüren, Zeitungen und wichtigen Schriftstücke aus dem Lande — und was immer von besonderem Interesse sein mag, dürfen nicht fehlen. Eine vollständige Religionskarte und Diagramme, die das Wachstum der Kirche veranschaulichen, werden speziellen Eindruck machen.

Zur teilweisen Finanzierung des Kongresses gibt das Vikariat sinnreiche Jubiläums-Stempelmarken zu 1 penny heraus. Die Marken finden guten Absatz und wurden z. B. in der Gemeinde von Benoni in binnen wenigen Tagen allein 1500 Stück verkauft. Extrazüge aus den größeren Städten Südafrikas werden voraussichtlich zu ermäßigten Preisen, Scharen von Kongreßpilgern nach Kapstadt befördern. Die bisherigen Anzeichen versprechen eine rege Beteiligung aus allen Teilen und Ständen des Landes.

Störend wirkte allerdings auch schon längst die Gegenpropaganda protestantischer Sekten in Südafrika. Mit großem Geldaufwande werden Versammlungen und Protestdemonstrationen veranstaltet um den Kongreß zu verhindern. Man befürchtet wohl irrtümlicherweise schon einen internationalen Weltkongreß — und diese furchtbare „Römische Gefahr" wollte sich vor allem die „Reformed Kerk" vom Leibe halten. Ein gehässiges Pamphlet zirkuliert im Lande und zählt die „drohenden Fortschritte der römischen Kirche" auf. Man will eine geschlossene Front gegen ihr „unaufhaltsames Vordringen" bilden und alle Mittel gegen diese Gefahr mobilisieren. Das streitbarste reformierte Organ, der „Kerkbode" vergaß sich soweit, einen Spott- und Schmähartikel gegen die hl. Eucharistie zu veröffentlichen. Unsere wackere „Southern Cross" gab allerdings die rechte Antwort auf so viele Angriffe und nun ist es etwas ruhiger geworden im antikatholischen Lager.

Aus der Entwicklungsgeschichte der Kirche in Südafrika liefert Dr. John Colgan in der katholischen Presse sehr denkwürdige Einzelheiten. Das Wichtigste davon möge in den folgenden Nummern des Vergißmeinnicht niedergelegt sein, denn es bleibt für alle Zukunft wertvoll.

Der Nationale Eucharistische Jubiläumskongreß Südafrikas findet in der zweiten Januarwoche statt. Sein Mittelpunkt ist die St. Mary's Kathedrale in Capetown, über welche nächstens ein Sonderbericht im Vergißmeinnicht folgt. Für den Einsender war St. Mary's das erste Gotteshaus in Afrika, welches er bei seiner Mariannhillreise im Jahre 1890 schon besuchen durfte.

Außer den in Kapstadt Versammelten nehmen auch die Katholiken des ganzen Landes an den Kongreßfeiern vom 9. bis 16. Januar teil. In allen Städten und Missionen sind entsprechende eucharistische Dankgottesdienste für die Segnungen des vollendeten ersten Jahrhunderts.

Die katholische Weltmission steht im Dienste des göttlichen Kindes und dient dem Menschenkinde. Die Missionsarbeit für das Kind ist grundlegende Kulturarbeit zur Gesundung des Volkslebens, zur Sicherung seiner Zukunft, zu seinem Fortschritt in der wahren Kultur und Gesittung.

Was uns der katholische Glaube wert ist, zeigen wir durch Erfüllung unserer Missionspflicht. — Missionssorge ist Menschensorge für Gottes Reich!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goldenes Priester-Jubiläum eines Missionars

Am 8. September 1937, dem Feste Maria Geburt, konnte unser alter Veteran und Missionspionier, Hochw. P. Mansuet Poll, das seltene Fest des 50 jährigen Priester-Jubiläums feiern.

Derselbe ist trotz seiner 78 Jahre noch sehr tätig. Gegenwärtig hat er das Amt eines Novizenmeisters und Rektors der eingeborenen Kleriker und Brüdernovizen in ihrem neuen von Br. Leodegar aus gebrannten Ziegeln gebauten Kloster inne, in der Nähe der Missionsstation Otting.

Ebendaselbst, im Kloster Kiva St. Joseph, (Heim des hl. Joseph), fand auch die Festfeier statt. Die Kongregation für Eingeborene wurde 1923 gegründet, von Hochwst. Herrn Adalbero Fleischer, erster Bischof von Mariannhill.

Hochw. P. Mansuet CMM. wurde geboren zu Helschen an der Ems, in der Provinz Hannover. Im Alter von 18 Jahren reiste er nach Amerika, um sein Leben Gott zu weihen im Kloster.

Hochw. P. Mansuet wurde am 8. Sept. 1887 vom Hochw. Herrn Erzbischof Elder von Cincinnati zum Priester geweiht.

Zwei Jahre später, 1889, ging er nach Mariannhill, in das vom Abt Franz Pfanner neugegründete Kloster. Novizenmeister der Chorreligiosen war damals P. Amandus, der spätere zweite Abt von Mariannhill.

Fünf Schwestern des P. Mansuet weihten sich dem Klosterberufe. Zwei davon gingen ebenfalls, wie ihr geistlicher Bruder, nach Mariannhill. Ehrw. Mutter Hilaria, vor einigen Jahren gestorben, war 9 Jahre Provinzialoberin. Ehrw. Schwester Anacleta, welche bereits über 30 Jahre auf der Station St. Michael ihres Amtes waltet. Schw. Camilla, gestorben in Amerika. Schw. Thekla ist bei den Benediktinerinnen im Kloster der ewigen Anbetung, in Osnabrück. Die Jüngste, Schw. Esperanza, ist Lehrerin in Arizona U. S. A.

Von all seinen Geschwistern konnte nur Schwester Anacleta dem Jubelfeste beiwohnen und ihrem Bruder, dem greisen Jubilar, persönlich gratulieren.

P. Mansuets Motto war und ist jetzt noch: „Ora et labora!"

Für Neugründungen hatte er eine große Neigung und Lust, obgleich Opfer und Entbehrungen aller Art, zum täglichen Brot gehörten. Die Stationen Clairvaux, mit der Außenstation Loteni; ebenso Citeaux mit St. Katharina verdanken ihre Entstehung, dem Eifer und der Ausdauer des P. Mansuet. St. Joseph, bei Ladysmith, war eine Außenstation von Maria Ratschitz, 50 engl. Meilen von dort entfernt. P. Mansuet brachte St. Joseph in die Höhe. Nach wenigen Jahren hatte er einen Kranz von 20 Katechesenplätzen in der Nähe.

Der eifrige Missionar hat sich sein Leben lang nicht geschont und kein Opfer war ihm zu schwer, wenn es galt, für das Seelenheil der Eingeborenen zu wirken. Montags in der Frühe ritt er fort und kam Samstags heim. Etwas Maisbrot und die notwendigsten Bücher, wurden in die Satteltaschen verpackt. Eine Schlafdecke wurde zusammengerollt und auf dem Sattel festgeschnallt und fort ging es, Stunden und Stunden weit. Wurde er von der Nacht überrascht, bevor er eine Nachtherberge antraf, so schlief er im Gras, denn sein Bett, eine Schlafdecke, war sein unzertrennlicher Reisegefährte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Goldenes Priesterjubiläum des Hochw. P. Mansuet Poll CMM.
Photo: Mariannhiller Mission

Daher gönnt jedermann dem abgearbeiteten P. Mansuet das ruhige Plätzchen, das er jetzt hat und freut sich mit ihm. Wie groß die Liebe und Hochachtung für den edlen Jubelgreis ist, konnte man so recht sehen am Festtag selbst. Von nah und fern eilten die Kongregationsmitglieder herbei um dem guten Pater ihre Glückwünsche zu überbringen. Der feierliche Gottesdienst, gehalten vom Jubilar in der Klosterkirche, war ungemein schön und erbauend. Vor der hl. Messe hielt der eingeborene Priester Malachias Mkwane eine Ansprache in Zulu. P. Chrysostomus tat dasselbe nach dem Evangelium. Der Gäste wegen hielt er die Festpredigt in englischer Sprache. Die eingeb. Kleriker und Studenten, die mit ihrem Rektor, P. Raphael Böhmer, hierher reisten, sangen ihre schönsten Lieder in ihrer Muttersprache und in Latein.

Die beiden Franziskanerbrüder, Bernardus und Numerian, schmückten mit Hilfe der eingeb. Brüder die Kirche und den Speisesaal sehr geschmackvoll mit Palmen und Blumen aus dem nahen Urwald.

Außer Schw. Anacleta, der leiblichen Schwester des Hochw. P. Mansuet, erschienen auch noch der Hochwst. P. Reginald Weinmann, Generalsuperior der Mariannhiller und Sr. Exz. der Hochwst. H. Bischof Adalbero Fleischer, Apost. Vikar von Mariannhill, sowie zahlreiche Patres und Missionsbrüder.

Beim Festessen hielten Hochwst. H. Bischof, Hochwst. P. General und Hochw. P. R. Böhmer, passende, fein durchdachte Reden, wofür der Jubilar herzlichst dankte.

Der Gipfelpunkt der Feststimmung entstand, als dem Jubilar, der zierlich und kunstvoll, von Schwesternhänden zubereitete Festtagskuchen präsentiert wurde. Ein nicht endenwollender Jubel brach aus, als die, auf demselben sinnvoll angebrachten Kerzchen angezündet wurden, 50 an Zahl. Erinnert an die 50 Priesterjahre des Jubilars.

Mit guter Stimmung und dem Bewußtsein, unserem guten, alten P. Mansuet eine große Freude bereitet zu haben, verabschiedeten sich am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachmittag fast alle Gäste. Mancher der Gäste wird wohl im Herzen gedacht haben: Leb wohl, du edler Jubilar! Auf Wiedersehn im Himmel!

Soviel der Chronist sich erinnert, ist seit Gründung Mariannhills, nur zweimal ein goldenes Priester-Jubiläum gefeiert worden. Das erste war am 4. Oktober 1900, von Abt Franz. Das zweite, am 8. September 1937, P. Mansuet.

P. Arsenius und P. Wunibald, beide über 50 Jahre Priester, lehnten eine äußere Feier ab.

Auch P. Mansuet wäre es lieber gewesen, ganz in der Stille, nur für sich das Fest zu feiern. Jedoch die Confratres, im Verein mit den Obern wünschten es und das war gut so.

Auf den Spuren von Abt Franz

Von P. Willehad Krause CMM.

Eine schmale Landzunge ragt von der südafrikanischen Hafenstadt Durban aus in den Indischen Ozean hinein, „Bluff" genannt. Brüllend brechen sich die Wogen an der felsigen Uferspitze, verspritzen zornig ihren schäumenden Gischt und rollen sich überschlagend den sandigen Badestrand hinan. Hier waren nach der mißglückten Abteigründung von Dunbrody die Trappisten im Jahre 1882 gelandet. Der damalige Apostolische Vikar von Natal, Msgr. Karl Jolivet, überließ ihnen hier eine kleine Farm, bis sie endlich ihre eigentliche Heimat weiter landeinwärts fanden, Mariannhill.

Heute steht an dieser Stelle auf dem Bluff eine Missionsstation. Sie ist dem hl. Franz Xaver geweiht. Schwestern von der Hl. Familie unterhalten eine Schule mit etwa hundert Kindern. Einer unserer Missionare, P. Angelicus Konieczka, versieht augenblicklich die Seelsorge auf der Station, die heute im Missionsgebiet der Oblatenpatres liegt. Ihn wollte unser Generalsuperior auf seiner afrikanischen Visitationsreise besuchen. Als wir mit dem Auto auf der glatten, asphaltierten Straße über Durban hinaus auf den Bluff fuhren und ringsherum das herrliche Gartenland Natal sahen und die Villen der reichen Europäer, vergaßen wir beinahe, daß wir uns im sogenannten „dunklen Erdteil" befanden. Wir verstanden das stolze Wort der Weißen hier zu Lande: South-Afrika a white man's country, „Südafrika, das Land der Weißen!" Hin und wieder konnten wir von der Straße aus einen Blick in die wilden Schluchten werfen, in die Hügelketten zu



Justin mit P. General, P. Rüegg und P. Angelikus im Gespräch

Photo: P. Willehad

unseren Füßen, die wie ein erstarrtes Meer dalagen. Hier hört Südafrika allerdings auf, das Land der Weißen zu sein, hier hausen die Schwarzen.

Ganz so ortskundig, wie er vorgab, war unser Fahrer doch nicht. Dreimal fuhren wir an der im dichten Park versteckten Station vorbei, bis ein Schwarzer uns endlich den rechten Weg wies. Schön ist das Kirchlein mit der Muttergottes-Statue auf dem kleinen Turm, sauber die Schule, einladend das Priesterhäuschen mit der schattigen Veranda, herrlich der Blick zwischen Palmen und Bambusstangen auf die blaue See hinaus, wo in der Ferne die stolzen Dampfer ziehen.



Am Bluff in Durban
Der 80 jähr. Justin spricht mit P. General
Photo: P. Willehad

Dann kam die große Überraschung: P. Angelicus stellte uns einen greisen Schwarzen vor, einen ehemaligen Sklaven von Mozambique, der von Europäern nach Durban gebracht worden war. Justin ist sein Taufnahme. Er hatte im Jahre 1882 die Trappisten auf einem großen Floß über die Bucht zum Bluff gefahren. Mit Abt Franz hat er gearbeitet und die Palmen gepflanzt, die heute in stattlicher Höhe das Missionskirchlein beschatten. Mit stillem Vergnügen ruht unser Blick auf den hellgrünen Rock Justins, der ganz das Aussehen einer priesterlichen Soutanelle hat. Stolz erzählt er uns, daß der erste Nachfolger von Abt Franz auf dieser Station, P. Bothry OMI., ihm diesen Mantel zum Geschenk gemacht habe. 50 Jahre also dürfte der Rock auch schon alt sein, doch nur zur Kirche und bei festlichen Gelegenheiten wird er getragen. Justin ist heute Urgroßvater, Kinder und Enkel sind brave Christen, ihn selbst sieht man jeden Morgen bei der hl. Messe. Als ich ihn photographierte, lachte er übers ganze Gesicht, mehr noch, als P. General ihm zum Abschied einen blanken Backschisch in die Hand drückte.

Eine liebe Erinnerung bleibt uns diese Fahrt auf den Spuren des ehrwürdigen Gründers von Mariannhill.

„Ich möchte gleich den Propheten und Kirchenlehrern die Seelen erleuchten. Ich möchte die Erde durcheilen, deinen Namen predigen und dein glorreiches Kreuz auf heidnischem Boden aufpflanzen, o mein Vielgeliebter! Eine einzige Mission aber genügte mir nicht! Ich wollte das Evangelium gleichzeitig in allen Teilen der Erde bis zu den einsamsten Inseln verkünden. Ich möchte Missionar sein, doch nicht nur während einiger Jahre, sondern ich möchte es von der Erschaffung der Welt an gewesen sein und es bleiben bis zum Ende der Zeiten."

Hl. Theresia v. Kinde Jesu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Hastreiter CMM.

1. In Lagos

Es war im November 1935. Auf meiner Rückreise von Afrika fuhr unser Schiff ein in den Hafen von Lagos, der Hauptstadt des Negerstaates Nigeria, mit 140 000 Einwohnern, darunter etwa 600 Europäer. Die Bucht von Lagos soll die schönste sein an der ganzen Küste rund um Afrika. Zwei Landzungen reichen weit hinaus ins Meer und schließen die Bucht ein wie liebende Mutterarme. Auf der rechten Seite reihen sich die marmorweißen Villen der Europäer wie Märchenpaläste in üppigen Gärten, prangend in den flammenden Farben der südlichen Flora. Auf der linken Seite kuschen sich die armseligen Hütten der Eingeborenen im Schatten dichter Palmen.

Die Bucht selbst, ein ungetrübter Wasserspiegel, blitzend im blendenden Licht der Sonne, war belebt von Hunderten von Kanus. In jedem Kanu stand ein Neger, nur mit einem Lendentuch bekleidet, ein Fischnetz auswerfend oder einziehend. Das wundervolle Ebenmaß der schwarzen Gestalt auf dem lichtvollen Hintergrund des Meeres entzückte wie die Idealgestalt des Diskuswerfers von Myron. Ein zweiter Neger saß im Kanu und führte das Ruder.



Hochw. P. Winfried Hastreiter mit den beiden Missionsärzten Dr. Kevekordes und Dr. Lederer
Photo: P. Winfried, Reimlingen

Lautlos glitt der Dampfer durch die blaue Flut. Die Blasmusik spielte die wohlklingenden Weisen der deutschen Heimat. Immer näher kamen wir an die Küste heran. Endlich wurde der Ozeanriese mit dicken Seilen langsam an die Kais herangezogen.

Ich stand an den Reelings des Schiffes mit meinen zwei Freunden: Dr. Kevekordes, einem deutschen Missions-Arzt aus Zululand und Dr. Lederer, einem belgischen Missionsarzt aus Kivu in Belgisch Kongo. Wir trugen die elegante Tracht der Europäer in den Tropen: weißen Anzug und weißen Tropenhelm. Mit Interesse verfolgten wir mit den anderen Passagieren die Landungsmanöver.

Der Hafen war abgesperrt. Nur einige weiße Beamte standen am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Strand, dazu einige schwarze Polizisten und schwarze Autofahrer. Einer hatte sein Augenmerk auf mich geworfen. Offenbar dachte er, mit diesem kleinen Herrn werde ich schon fertig. Kaum konnte er uns mit seiner Stimme erreichen, da winkte er mir schon lebhaft zu und rief immer wieder: „Massa taxi, Massa taxi!" Er wollte damit sagen: „Mein Herr, bitte, nehmen sie mein Mietauto!"

Ich fragte den Führer unseres Dreibundes, Dr. Kevekordes, und er meinte: „Wir können es ja probieren!"

Kaum war die Landungsbrücke gelegt, da überfiel uns der Schwarze schon mit seinem Angebot. Wir besichtigten das Auto. Es sah ja nicht gerade vertrauenerweckend aus. Die Reifen waren bedenklich abgenützt, aber wenigstens war es sauber. Wir vereintbarten mit dem Besitzer und seinem Gehilfen eine 130 km Fahrt nach Abeokuta, einer Negerstadt mit 190 000 Einwohnern im Innern des Landes. Für 50 engl. Schilling sollten sie uns hinbringen und wieder zurück. Wir wollten dort zwei deutsche Ärztinnen besuchen.

Es war schon gegen Mittag, als wir starteten. Die zwei Neger in europäischer Kleidung, zwei Mohammedaner, saßen vorne und wir drei Weiße hinten.

Erst fuhren wir durch die Negerstadt. Ein Meer von kleinen, einstöckigen, schmutzigen, armseligen Häuschen mit Wellblechdach. In den engen Straßen und Gassen tummelte ein buntes Volk von Männern, Frauen und Kindern, alles schwarz, die einen als Neger gekleidet mit Lendenschürzen, die andern als Mohammedaner mit langen Hosen und langen Hemden darüber und einem schwarzen Fez auf dem Kopfe; die Kinder meist nackt, mit glänzenden Augen, schwarz wie die Nacht und mit blitzenden Zähnen, weiß wie Elfenbein.

Das ganze Leben dieser Leute spielt sich offenbar im Freien ab. Vor jedem Haus ein kleines Lädchen, die Waren auf einem Holzgestell oder einfach auf dem Boden ausgebreitet. Die einen Handeln mit Tierfellen, andere mit Flechtwerk, andere mit Früchten, andere mit Fischen, Zigaretten, Reiseandenken, Tücher und Kleidern für Eingeborene. In verwirrendem Lärm schwirren die Laute verschiedener Sprachen durcheinander. Einer sucht den andern durch die Kraft seiner Stimme zu überbieten.

Oft hielten wir und sprangen aus dem Auto um uns die Waren anzusehen, sofort waren wir umringt. In englischer Sprache boten sie uns ihre Sachen an mit einem Schwall von Worten und Gebärden, wie sie eben nur der Leidenschaftlichkeit und Keckheit der Wilden entsprechen; besonders die Jungens waren unverschämt zudringlich.

Ich kaufte einen schön verzierten Dolch, zwei Landschaftsphotos, und ein Sofakissen aus buntem Leder, das noch dazu pfeift, wenn man sich darauf setzt.

Der Schmutz und Gestank überall nötigte uns die Negerstadt möglichst bald zu verlassen. Es war schon mittags 12 Uhr. Eine stechende Sonne brütete über dem Häusermeer. Aufatmend erreichten wir endlich das offene Land. (Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit?

Von P. Odo Ripp CMM.

Die Weltzeit mit all dem Großen und Überwältigenden, das sich in ihr offenbart, ist wie eine Insel, die von dem uferlosen Gestade der Ewigkeit umspühlt wird. Es folgen sich Tag auf Tag, Monate auf Monate, Jahre auf Jahre, die den Menschen, der sie zählt, schließlich in die Ewigkeit hinübertragen. Niemand kann sich gegen diesen Strom der Zeit stemmen, alle fegt er unerbittlich weg von dem Schauplatz dieser Erde. Wohin geht die Reise, was ist ihr letztes Ziel, wenn nicht den Urgrund, das höchste Wesen zu schauen und zu besitzen, das sich einstweilen hinter allen Welträtseln verbirgt, und doch auf tausenderlei Weisen den gutwilligen Menschen sich offenbart. Allein „der falsche Zauber der weltlichen Eitelkeit verfinstert die guten Anlagen". (Sap. 4, 12). Und so kommt es, daß vielen Menschen die Zeit kaum etwas mehr bedeutet, als die Luft den Vögeln, oder das Wasser den Fischen. Gedankenlos bewegen sich diese Wesen in dem wohligen Elemente, fristen da ihr Dasein, suchen ihre Nahrung bis sie ihrem Ende entgegensehen. Immerhin haben sie ihrem Zweck gedient, für den sie erschaffen wurden. Anders verhält es sich mit dem Könige der Schöpfung. Er allein kann sich die Frage stellen: „Dic cur hic?" Sag mal, wozu bist du eigentlich in diesen Fluß der Zeit hineingestellt? Christen können um die Antwort nicht verlegen sein, obwohl auch unter ihnen nicht wenige sind, die vergnügt und träumerisch in ihrem Lebenskahn sitzen und ihn sorgenlos und fruchtlos dem Gestade der Ewigkeit entgegentreiben lassen. Wenn solches am grünen Holz geschieht, was wird es mit dem dürren sein? Die Heiden lassen sich über solche aufrüttelnde Fragen der ewigen Bestimmung keine grauen Haare wachsen. Während Gott durch die Stimme des Gewissens und seiner Sendboten sie zur Ein- und Umkehr ruft, übertönt bei vielen die Stimme der Sinnlichkeit und Gaumenlust den Gnadenruf, „man tötet Kälber, man schlachtet Schafe, man ist Fleisch und trinkt Wein (Bier)", man ermutigt sich gegenseitig: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben." (Is. 22, 12, 13). So schlägt man die Zeit tot, indem man von einem Vergnügen zum anderen taumelt. Findet der Leib seine Sättigung, so übersieht man nur allzu leicht alle Bedürfnisse der Seele. Doch tritt bei manchen eine Ernüchterung ein, wenn der Todesengel an ihr Herz klopft, und ein letzter Apell der Gnade zur Besinnung und Entscheidung ruft. Da vollzieht sich ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit, die nichts von dem hasset, was sie erschaffen hat, und gern die Sünden der Menschen verzeiht, wenn ein reuiges Geständnis noch in letzter Stunde erfolgt. Eben ist noch Gelegenheit, die letzten Augenblicke der Zeit mit Ewigkeitswerten auszufüllen.

Woran orientieren sich nun die Heiden in der Zeit, die sie meistens so schlecht gebrauchen? Was bringt Abwechslung in deren steten Fluß, von dem sie sich so unbekümmert forttragen lassen? Es sind Sonne und Mond, Tag und Nacht, die ihre Eintönigkeit unterbrechen. Der erste Bote des nahenden Tages ist der Hahnenschrei. Reisende, die einen langen Weg zu machen haben, brechen da auf und steuern ihrem Ziele zu. Doch nach welcher Himmelsrichtung sollen sie da gehen, wenn es stockfinstere Nacht ist? Das zeigt der Rock an, den sie am Vorabend gegen Sonnenuntergang gerichtet haben, woraus sie dann die andern Himmelsrichtungen bestimmen. Fängt es im Osten an zu dämmern, ziehen die ersten Schimmer der Mor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Paramentenausstellung im Piusseminar, Würzburg
Hier lieber Missionsfreund siehst Du, was Fleiß und Opferliebe zur größeren Ehre Gottes geschaffen hat. Es sei daher allen lieben treuen Mitarbeitern, sowie allen denen, die durch ihre mildtätige Hilfe beigetragen haben, auf diesem Wege ein herzliches „Vergelts Gott" gebracht.
Photo: Piusseminar, Würzburg

genröte aus, dann ist es „Ochsenhörner-Zeit. Kumpondo zankomo." Denn im Zwielicht lassen sich die Hörner der im offenen Viehkraal stehenden Ochsen unterscheiden. Steigt dann die Morgensonne mit ihren erwärmenden Strahlen neu gebadet aus dem Meere auf, so erhebt man sich vom Lager. Man streckt sich wohl, gähnt auch tüchtig, reibt sich die Augen. Mit einigen Handvoll Wasser netzt man sich, so gut es eben geht. Je nach der Jahreszeit nimmt man ein Sonnenbad um die steifen Glieder wieder gelenkig zu machen. Besonders zur Winterszeit trifft man häufig Alt und Jung, wie sie sich an diesem natürlichen Feuerherd wärmen, ähnlich den Eidechsen, die da nach Fliegen schnappen. „Das ist meine Mutter", sagte einst ein altes Weiblein, die nach der Morgensonne ausschaute. Als ich ihr dann noch das Viaticum verabreichte, ging zum letzten Mal: „Die Sonne der Gerechtigkeit" in ihrem Herzen auf, erwärmte und stärkte es zur Heimreise in die Ewigkeit.

Will man hier das hohe Alter einer Person anzeigen, so sagt man „sie wärmt sich an zwei Sonnen", nämlich morgens und abends. Während nun die Sonne ihren Lauf über den Köpfen der Menschenkinder vollendet, so hat jeder Tag seine eigenen Plagen und Sorgen, wie ein hießiges Sprichwort sagt: „Kein Tag geht unter, der nicht seine Vorkommnisse hat!" Aus dem Stande der Sonne ergeben sich die vier Jahreszeiten, die denen auf der nördlichen Hemisphäre entgegengesetzt sind. Nach der Sonnenwende am 21. Juni, kehrt sie sich allmählich dem Süden wieder zu. Wenn die Tage etwas wärmer und länger werden, sagen die Leute: „Die Sonne holt die Ackersleute." Im August frühmorgens erscheint die Sterngruppe der Plejaden isilimela (Pflugzeit) genannt. Nach dieser Gruppe wird der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Joseph Kammerlechner CMM. im Kreise seiner Angehörigen
Photo: J. Hinterwimmer, Tacherting

Frühling benannt. Allein der hiesige Frühling ist ein säumiger Kunde, entbehrt sovieler Poesie und Lebensfreude, die sein schnelles Auftreten nach des Winters Kälte und Eintönigkeit auf der nördlichen Halbkugel in den Herzen der Menschen hervorzaubert. Monate mühevoller Sorgen ziehen sich hin bis das neue Kind geboren ist. Die Schuld daran trägt oft der Mangel an Regen. Wo dieser Himmelssegen ausbleibt, kann die Erde kein neues Leben aufsprossen lassen. Dann sind es die kalten Südostwinde, die ungehindert über die länderlose Südsee fegen, und Südafrika daran erinnern, daß am Südpol auch ewiger Schnee und Kälte herrscht. Kommt dann bis Oktober genügend Regen, so kleidet sich die ganze Natur in ihr Festtagskleid. Es ist der Wonnemonat hier, der mit dem Mai in Europa zu vergleichen ist. Der Sommer tritt ein, „ihlobo-Zierde" genannt.

Ende Februar bricht der Herbst an, „ukwindla d. h. frisches Essen", wie grüner Mais und andere Früchte. Der Winter „ubusika" ist die Zeit, wo man allerhand Gräser schneidet zum Häuserdecken, also Schneidezeit. Von einem einheitlichen Klima kann man in Südafrika nicht sprechen, da eben das Land von der Meeresküste nach dem Innern ziemlich aufsteigt und so Kälte und Hitze von der Höhenlage bestimmt ist. Wenden wir uns nun zum trauten Monde und sehen wir, wie er für die Schwarzen die Zeit bestimmt. Diese kennen weder den julianischen, noch den gregorianischen Kalender. Sie zählen ihre Monate nach den Mondphasen. Das neue Jahr beginnt etwa Mitte Dezember, wo das große Fest der Erstlingsfrüchte, der Verkündigung des Gesetzes gefeiert wurde. Hier folgen die Monatsnamen: Januar-Uhlanja, d. h. Paarungszeit der Hunde; Februar-Unbasa-Hartmais. Der Mais am Kolben wird hart, kann nicht mehr grün gegessen werden. März-Umbasa-Feuermonat. Da es schon frisch wird, zündet man Feuer an. April-Unhlaba-Allonmonat. Es erscheint die feuerrote Blume an der Staude. Mai-Unhlangula-Wegfeger. Der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wind zerstiebt Stengel und Blätter. Juni-Umquba-Treiber. Die Winde treiben Staubwolken vor sich her. Juli-Untulikazi-großer Staub. Die Winde wirbeln zu weilen Staubwolken auf, die die Sonne verdunkeln. August-Uncwaba-Grüner Monat. Das Gras fängt an zu sprossen. September-Umandulo-Vorläufer der Pflugzeit. Oktober-Umfumfu-Sproßmonat.Bäume und Sträucher schlagen aus. November-Ulwezi-Larvenmonat. Manche Bäume hängen voller eingepupter Raupen. Dezember-uZibandlela-Pfadverdecker. Das wuchernde Gras verdeckt die Pfade.

Der Wandel des Mondes in seiner Zu- und Abnahme wird mit verschiedenen Namen belegt. Es gibt da „eine Scherbe, Blase" und schließlich tritt der „Tod" ein. Die Römer meinten, der Mond lüge, weil der zunehmende Mond nördlich vom Äquator die Form eines decrescit hat, während der abnehmende Mond in der Form eines crescit erscheint, also den Beobachter auf falsche Fährte führt. Hier unten kann man dem Monde so etwas nicht nachsagen, er ist ehrlich und bekennt offene Farbe. Wenn er wächst, so steht er so crescit, schwindet er, so bekennt er im Angesichte aller Antipoden seine Schwindsucht und zeichnet in den Himmelsraum ein decrescit. Ist der Mond „gestorben", so legt sich eine gewisse Trauer und feierliche Stille über die Natur, an der die Schwarzen einen innigen Anteil nehmen, indem sie sich mehr in Zurückgezogenheit halten und von Vergnügungen fern bleiben. Schaut aber das Männchen im Monde mit vollen Backen und offenen Augen auf die Bantuleute nieder, so ist er Zeuge manch heiterer Spiele und bunten Treibens, vielleicht gewahrt er auch manches, das ihm die Augen mit Schmerz und Scham verhüllen läßt. „Wirklich", muß er sich sagen, „das ist ein wankelmütiges Geschlecht, es ist als ob es an meiner Wandelbarkeit teilnehmen." Doch, lieber Mond, daran bist du nicht Schuld. Sein Verderben kommt aus ihnen selbst, weil es in der Zeit nicht hört auf die Stimmen, die vielfach aus der Ewigkeit herübertönen, und es zum Dienste des Königs der Ewigkeit einladen. „Denn Gott hat sich durch Wohltun nicht unbezeugt gelassen, er spendet euch vom Himmel her Regen und fruchtbare Zeiten, gab euch Nahrung und erfüllte eure Herzen mit Fröhlichkeit." (Act. 14. 17, 18). „Allein, dies Volk hat keine Einsicht, es ist ohne Erkenntnis. O, daß es Einsicht hätte, und es verstände und vorausSähe, welches sein Ende sein wird." (Deut. 32. 28.).

Wie durch eine Heirat ein Königreich gerettet wurde

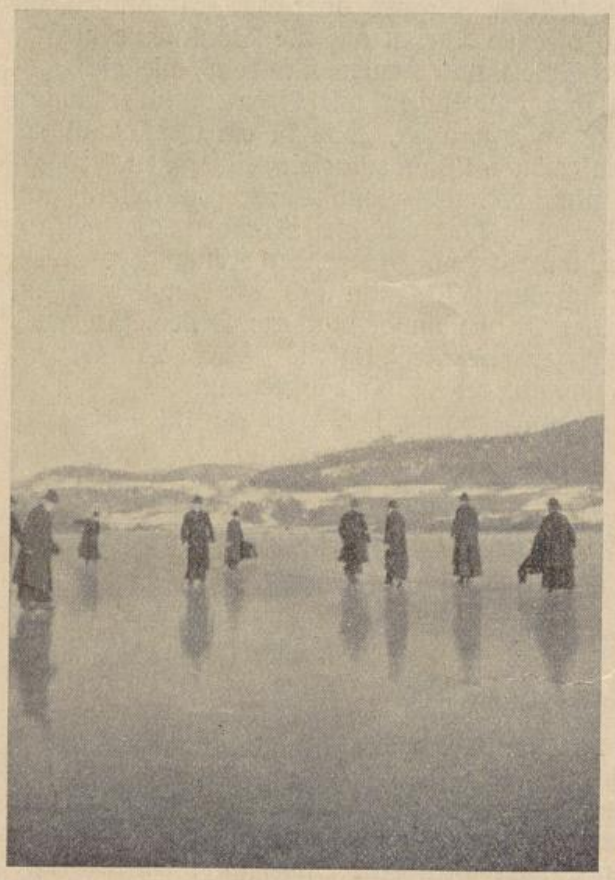
Von P. Odo Ripp CMM.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in seiner Schwäche und Ohnmacht sich um Gesinnungsfreunden und Bundesgenossen umsieht: Denn Wehe dem Alleinstehenden. Er wird bald das Opfer seines mächtigeren Gegners sein. So ist es sowohl im Einzelleben der Menschen als auch im Leben ganzer Völker. Schutz- und Trutzbündnisse werden geschlossen, um sich gegen Übelgesinnte behaupten zu können. Daß man auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch eine Heirat ein friedliches Nebeneinander von Staaten oder eine Vergrößerung des Länderbesitzes erreichen kann, lehrt die Geschichte.

Auf diesen Gedanken verfielen auch die Amaswazi. Im Norden vom Zululand, zwischen Transvaal und Portugisch-Mocambique eingebettet, liegt das kleine Swaziland, das etwas größer als das Land Baden ist. Bis jetzt hat es seine Unabhängigkeit bewahrt und steht unter dem Schutzmantel des britischen Weltreiches. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Amaswazi beständig von den Zulus und den Buren bedroht waren, da besprachen sich die Großen des Reiches, wie man dieser Gefahr begegnen könnte, und es reifte in ihnen der Gedanke eine Prinzessin an die Engländer zu verheiraten. Schon hatten sie einige Gesandte zu diesem Zwecke an den Vertreter Englands nach Maritzburg in Natal geschickt, nämlich an Theophilus Shepstone oder Somsewu, wie er bei den Einheimischen hieß. Dieselben aber wurden von den Zulus, deren Land sie zu durchkreuzen hatten, getötet, und ihrer Geschenke beraubt. In dieser Notlage gingen nun zwei Hauptleute der Amaswazi uMalunge uMpikeleli zum König und legten ihm folgenden Plan vor. „ König, sieh da, das ist unsere Lage. Es ist offenbar, daß unser Land zu Grunde geht. Von Norden rücken uns die Buren immer näher auf den Pelz, vom Süden wird der Zulukönig uCetschwayo, der jetzt seine rebellischen Brüder bei eNdondakusuka (am 2. Dez. 1856) niedergerungen hat, wieder bei uns einbrechen, die Überbleibsel unserer Herden wegführen. Dann werden wir vor Hunger sterben, und unsere Kinder werden des Todes sein. Da unsere Lage so ist, o König, ist es billig, daß Eure Hoheit auf ein Mittel sinne, was da zu machen sei, und nach einem Zufluchtsorte suche, wo wir uns bergen können. Wir, o König, sind der Ansicht, daß die Engländer ein mächtiges Haus sind, das die Buren im Schach halten, und die Zulus verhindern kann. So möge denn der König Umschau halten unter seinen Töchtern und eine Prinzessin aussuchen, die an u-Somsewn verheiratet werden könnte, damit er uns schütze vor den drohenden Feinden, die es auf unseren Untergang abgesehen haben. Es soll eine Verwandtschaft zwischen unse-

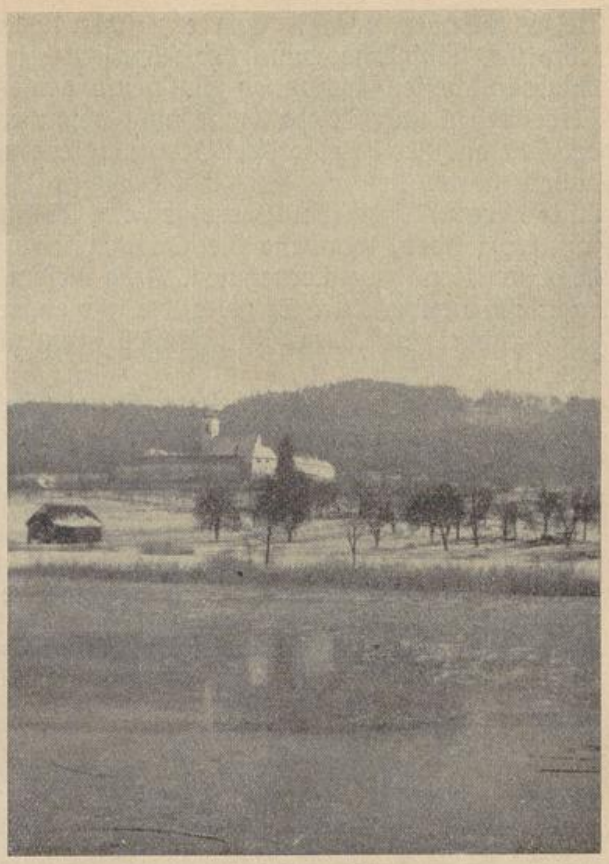


Missionsbrüder tummeln sich auf dem Eis des Längsees, St. Georgen

Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

rem und dem englischen Hause hergestellt werden, damit wir frei aufatmen können im Angesicht unserer Gegner."

Als der König Umswazi diesen Vorschlag angehört hatte, sagte er: „Ihr Männer, ihr habt Recht. Auch ich habe eingesehen, daß unser Land in Gefahr ist. Es steht schlimm um uns. Was ihr da sagt ist wirklich ein Manneswort. Wenn auf uSomsewn, der ein Weißer ist und nur eine Frau hat, so glaube ich doch, daß er mein Kind nicht verweigern wird, er wird es annehmen, übrigens kann er es seinem schwarzen Adjutanten geben. Das genügt. Eine Verwandtschaft wird immerhin dadurch begründet werden."



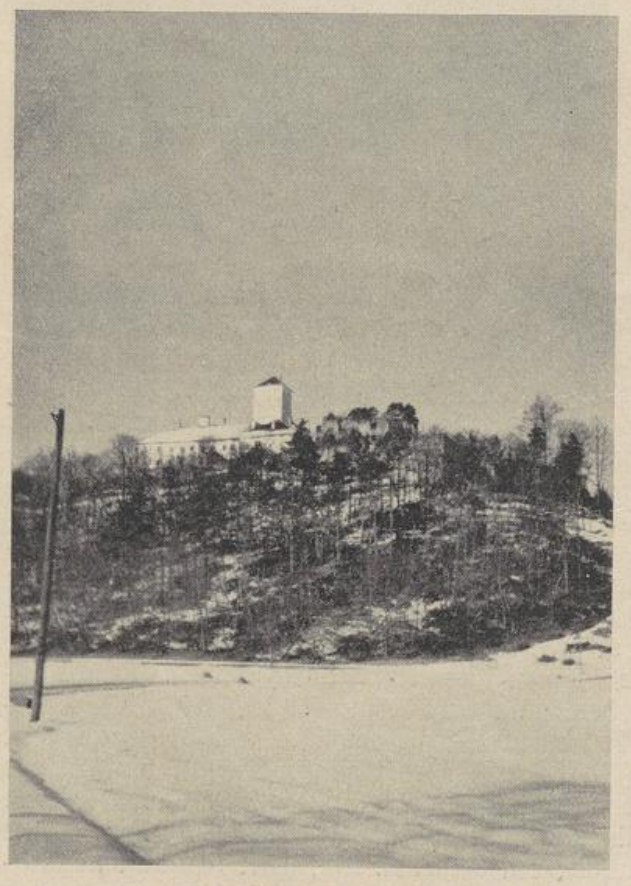
Missionshaus St. Georgen a. Längsee im Winter
Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

Alsogleich schickte der König eine große Gesandtschaft mit der prächtigen und klaren Meldung, daß das Haus der Amangwane (amaSwazi) die Absicht habe, eine Prinzessin an das Haus Englands zu verheiraten. Als die Unterhändler bei M. T. Shepstone mit dem Antrag vorstellig wurden, war er sehr erstaunt über eine solche fremdartige Sache. Schließlich sagte er: „Was soll ich da tun, ich bin ein weißer Mann, habe schon Frau und Kinder, nein, ich nehme sie nicht an. Doch werde ich sie meinem schwarzen Gehilfen geben, der wünscht sich mehrere Frauen. In dem Sinne nahm er die Prinzessin an und dankte sehr für dieses Geschenk. Um diesem Dank Ausdruck zu geben, schickte er an den König zwei Wagen voller Waren mit Decken und dgl. Zugleich schickte uSomsewn eine Gesandtschaft zum Zulukönig uMpande, die ihm befahl, einige Männer nach Maritzburg herunter zu schicken. Diesen wurde nun erklärt, worum es sich handle, und uMpande solle dafür sorgen, daß diese Wagen ihren Weg durch Zululand unbehindert nehmen könnten. Denn der Amaswazi-König sei jetzt sein Schwiegervater. Diese Erlaubnis wurde von uMpande gewährt, und die Durchfahrt durch Zululand vollzog sich ohne jede Belästigung. Überall wurden die Amaswazi gastlich bewirtet und freundlich beherbergt. Alsdann erfolgte die Brautfahrt der Prinzessin uTifokati von Swaziland. Nach Landessitte wurde sie von einigen Brautjungfern begleitet. Bei ihrer Ankunft in Maritzburg, übergab sie M. T. Shepstone seinem Polizeidiener uNgoza. Als Gegengeschenk ließ der König die Wagen mit Elfenbein und kostbaren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pelzen beladen und sie dem englischen Beamten übergeben. Von da ab lebte das königliche Haus der Amaswazi in friedlichen Verhältnissen mit England, dessen Schutz es bis heute genießt. — Leider war das keine Liebesheirat und Tifokati war nicht besonders glücklich bei ihrem Manne, der sich nachher in eine der Brautjungfern vergaffte. Als der Swazikönig davon hörte, ließ er den Vater dieses Mädchens mitsamt seiner Familie töten und zog sein Vermögen ein. Als nach einigen Jahren der König uMswazi starb, wandelte die Zulus wieder die Lust an, einen Raubzug in dessen Land zu unternehmen. Doch diesem Ansinnen wiedersetzte sich der englische Gouverneur. Er gestattete nur einen Höflichkeitsbesuch in Swaziland, wobei die Zulus ihr Beileid zum Tode des Königs ausdrücken konnten.

Als Zugabe noch eine heitere Episode betreffend dieses G. F. Shepstone, die ihm einen weniger brillanten Erfolg eintrug. Einst besuchte er mit einer Truppe Polizisten den Zulukönig uCetshwayo. Dieser wollte seinem Gaste einen Kriegstanz seiner Truppen vorführen am Krokodilfluß. Da die Engländer mit Gewehren bewaffnet waren, und eine kleine Kanone mit sich führten, sprach uCetschwayo zu uSomsewn (T. Shepstone): „Vater, bitte gebe meinen Soldaten eine kleine Probe mit dem Gewehrschießen, deine Begleiter mögen da blind schießen am Fluße." uSomsewn beredete die Sache mit seinen Mannen. Doch meinte der Kapitän: „Werden da die Burschen des Cetschwayo nicht erschrekken beim Knattern der Gewehre, da sie ja so was noch nie gesehen haben?" „O nein," sagte der König, „keineswegs werden sie erschrecken." Sie wurden nun in die Nähe kommandiert, und noch mal gemahnt, doch ja nicht vor Angst das Hasenpanier zu ergreifen. Es sei weiter nichts als nur ein Spiel. Der weiße Herr will dem schwarzen König nur eine Probe vorführen."



Missionshaus Maria-Anna-Höhe im Winter
Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

Nun wurde eine Salve in die Luft abgegeben mit den Gewehren. Ebenso brummte die Kanone, bum, bum, bum, in die Luft. Es zuckte wohl etwas in den Gliedern der schwarzen Krieger, aber keiner fiel vor Schrecken um, und sie sagten: „Ei was, das ist ja nur reine Luft."

Als die Demonstration des weißen Könnens dann

zu Ende war, sagte T. Shepstone: „So jetzt zeigt auch ihr, was ihr könnt, führt euer Spiel auf. Stellt euch Reihenweise hier in der Nähe auf." Es erfolgte nun ein dröhnendes Kriegsgeschrei, die Schilde wurden über den Köpfen zusammengeschlagen und es erbebte die Erde unter dem Stampfen ihrer Füße. Bei diesem Heidenlärm scheuten die Pferde der Engländer, einige sprangen über die Umzäunungsmauer, andere kletterten auf die Hütten, warfen die Reiter ab und zerrissen das Geschirr. Das war nun eine gründliche Blamage für Herrn uSomseiwn, er wurde unwillig und sagte: „Was, ihr spielt mir einen Streich? Du erschrickst mich, mein Sohn, was will das heißen? Willst du etwa in den Sattel steigen? Gib Acht, daß ich nicht etwa meine Soldaten dir auf den Hals bringe." uMasipula, der Anführer des Kriegstanzes sagte beschwichtigend: „Nicht so ist's gemeint, mein Herr, das ist so bei uns Sitte und Brauch. So wird bei uns gespielt." Der etwas beschämte Herr uSomseiwn nörgelte noch weiter und die Zulus hatten alle Mühe sich vom Verdacht irgendwelcher böser Absicht rein zu waschen. Schließlich zog er mit seiner Truppe ab, und zu seiner Beschwichtigung sandte ihm der König einige Stück Vieh nach, die er auch annahm. Nachher entstand unter den Großen vom Zululand ein langwieriger Streit, weil man fürchtete dieser Vorfall mache der Herrschaft des Volkes ein Ende. uMasipula wurde vergiftet und die Prinzen des Königs gerieten in Uneinigkeit, was dann im Jahre 1879 den Zulukrieg herbeiführte, wo die Engländer das Land entgültig unterjochten.

St. Matthäus am großen Fluß

(Schluß)

Hier feiert der Hohepriester bald Sein erstes Weltopfer auch an diesem neuerwählten Punkte Seines Gnadenreiches. Hier besucht der Gute Hirte persönlich seine afrikanischen Schäflein in der Zerstreuung. Er erfüllt Sein letztes Wort bei Matthäus: „Seht, Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt!" Selig, die nicht sehen — und doch glauben, und in diesem freudigen Überzeugtsein ihre Mission vollbringen. Denn die Tatsachen der katholischen Religion sind ja keineswegs bloß „idealer Gedanke", sondern vielmehr die wirklichste Realität unter der Sonne. Was Gottes Vatergüte von Ewigkeit her beschlossen hat, das vollzieht Er jetzt in der Zeit! Und was Christus verheißen und bewirkt hat, das schenkt Er nun auch diesem Ort und Volke. Damit verglichen, bleiben alle bloß materiellen „Realitäten" winzige Nebensache . . . In diesem Licht wollen Missionsgründungen erfaßt sein. Dann beglücken sie den Missionar und seine Getreuen in der Heimat.

Unser Material zum hiesigen Kapellenbau war an Ort und Stelle das billigste: Holz, Erde und Stroh. Aber Holz und Erde wurden diesmal anders verbunden als auf früher geschilderte Art. Nur die vier Ecken bekamen eine kräftige Rundholzsäule. Auch die Türen und Fenstereinfassungen leichtere Pfosten. Zwischen diesen dann Flechtwerk von Wattelstecken mit Lehmanwurf von außen und innen. Da die lange Rückwand keine Fenster erhielt, wurde sie aus massiven Rasenstücken aufgeführt. Das ganze Mauer- und Flechtwerk nicht über drei Meter Höhe. Dieser „gemischte" Unterbau wurde sodann „echt afrikanisch überdacht", nämlich von einem am Ort passend gezimmerten Rundstangen-Dachstuhl in un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gefähr rechtwinkeliger Steigung. Die 3—5 Zoll dicken Sparren tragen auf je ein Fuß Zwischenraum die ringsum laufenden Lattenreihen, ebenfalls gewöhnlich Wattelstecken. Die Dachform ist meistens der Doppelwalm, wegen seiner Zweckmäßigkeit und größeren Haltbarkeit gegen afrikanische Stürme. Unter dem östlichen Walm wird gerne ein Zimmerchen für den Missionar oder Lehrer eingerichtet und mit einer senkrechten Zwischenwand bis zum Dachfirst abgeschlossen. Diese Wand bildet dann den Hintergrund für den Altar der Schulkapelle. Das Zimmer dient auch als Sakristei und Beichtraum — bei offener Türverbindung mit der Kapelle. Wenn die Baukasse es ermöglicht, wird über dem Altar ein Plafond aus halbzölligen Ceilingboards angebracht. Das gibt der ganzen Kapelle ein würdigeres Aussehen und verhindert, daß „Abfälle vom Strohdach" Störungen im Heiligtume machen während der Feier. Unser kleines St. Matthäus konnte sich diese Altarschutzzierde erlauben. Der einfache Altar bekam auch noch eine andere Auszeichnung: eine fast lebensgroße Statue. Aber sie war aus Gips und somit doppelt schwer zu transportieren. Wie eine solche kostbare Last an Ort und Stelle bringen? Verladung auf dem Ochsenwagen oder auf den Kopf der Eingeborenen blieben ausgeschlossen. Ich sann nach einem besseren Mittel und fand es: Die Statue wurde sorgfältig in eine leichte Kiste verpackt und auf eine Zweiräder-Handkarre geladen. Dann ging es vorsichtig von der englischen Hochburg aus zutale. Ein zuverlässiger Schwarzer führte die Karre und ich half ihm an schwierigen Stellen. Wo es steil abwärts ging, hielt ich die Ladung mittels angebundenem Strick mit aller Kraft von zu schnellem Tempo oder gar völligem Durchgehen zurück. Das ist freilich leichter gesagt als getan. Endlich kamen wir nach langer gefährlicher Fahrt in St. Matthäus an. Als ich aber die Kiste öffnete, hatte die Statue doch trotz aller Behutsamkeit den — Kopf verloren! Zum Glück beim Unglück war es jedoch nur ein glatter Halsbruch ohne Zersplitterung. Die erste Arbeit des nächsten Tages heilte dann den Schaden durch Einschiebung eines Holzdibels und Kitt, so daß beinahe nichts davon sichtbar blieb.

Als Baugehilfen hatte ich gewöhnlich zwei gutgeübte Zulus, die auch für die kalte und warme Küche sorgen mußten — in einfachster Landessitte. In den 3—4 Bauwochen war ich auch zuweilen allein unter dem südlichen Sternendach und dem neuen, selbstgezimmerten Obdach. Manche sonderbare kleine Erlebnisse sind noch in guter Erinnerung. Einst ruhte ich des nachts auf dem Feldlager im werdenden Zimmer hinter dem künftigen Altare. Die Tagesarbeit hatte mich recht ermüdet und ich schlief eben fest ein. Da saust es wie ein schwerer Faustthieb auf meine Schlafdecke. Natürlich wurde ich ganz wach, konnte mir aber nicht denken, wer denn zur verschlossenen Türe eingedrungen sein könnte. Der Bau stand ja ziemlich entfernt von Eingeborenenhütten und Weiße kommen nicht in diese entlegene Welt. Ich wartete Weiteres ab; da sich aber nichts mehr regte, so machte ich endlich Licht und fand auf meiner Bettdecke einen schweren Klumpen Lehm, der von der frischbeworfenen Wand herabgefallen war.

Nun schreckte der ruhestörende Geist nicht mehr. Später auch nicht die Nachtvögel über meinem Kopfe auf dem Dache, wenn sie lautes Geräusch machten oder ihre wenig anheimelnden Rufe ertönen ließen. Vielmonatliche Arbeiten an solchen einsamen Plätzen machen mit der Zeit unempfindlich gegen dergleichen und vertraut mit der tiefen Stille der Natur, die so manchen auf die Dauer unerträglich scheint und doch jene beglückt, denen sie zur heiligen Gottesnähe geworden ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hauskapelle von St. Paul zur Weihnachtszeit
Photo: Mariannhiller Mission

Die Fertigstellung eines Außenpostens der Mission erfordert geraume Zeit. Zwei bis drei Monate genügen nicht immer. Das Herbeischaffen alles Nötigen, die vielen Wege hin und her, die Ungunst des Wetters und die unpassierbaren Flüsse und schlechten Straßen verzögern oft die Arbeit. Die Bauleute wollen wenigstens an Sonntagen den Gottesdienst mitfeiern und das heißt viele Reisestunden opfern. Nicht selten läßt die Hilfe der Eingeborenen den Missionar im Stiche, wo er sie am meisten benötigt. Da heißt es also: Eile mit Weile und endlose Geduld! Vom ersten Beilhieb beim Zuspitzen der Vermessungspfähle bis das Kreuz der katholischen Mission auf dem Dachfirst des neuen Außenforts glänzt, läuft eine Kette von Arbeit, Mühe und Entbehrungen, nur jenen bekannt, die „dabei waren". Umso größer ist dann auch die unschildbare Freude, wenn endlich wieder eine Aufgabe getan und ein neuer Missionsposten eröffnet ist. Wenn der König der Welt zum ersten Male die erwählte Stätte heimsucht unter den Afrikanern und sie, vielleicht für alle Zukunft, mit zahllosen Wohltaten der Liebe Seines Herzens beschenkt! Solch reines Glück empfinden die europäischen Miterbauer wohl am tiefsten und sie würden es mit keinen Schätzen der Erde vertauschen.

Sankt Matthäus am großen Flusse feierte sein Eröffnungsfest unter besonders tröstlichen Umständen. Der Kapellenraum erwies sich auch bald als zu klein und so begann nicht lange darauf der Bau einer Extraschule daneben. Denn auch die Leute und Kinder jenseits des Umzimkulu sollten die Vorteile der Neugründung genießen, wenn immer der Wasserstand es ermöglicht. Als der Dachstuhl auf den Mauern saß, fehlte es diesmal an Stroh zum Decken. Am anderen Flußufer war solches zu haben, aber wie kam es herüber und den mehr als 100 Fuß hohen Bergwall herauf? Jemand wußte guten Rat, der auch gleich praktische Tat wurde. Jenseits und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Allen lieben Lesern und Freunden des „Vergißmeinnichts" wünscht die Mariannhiller Mission, Verlag und Schriftleitung

ein gnadenreiches, glückseliges Neues Jahr!

diesseits auf der Höhe rammte man einen festen Pfahl ein. An dessen Spitze kam je ein Rädchen mit endloser Manilaleine. Dann schwebte Bündel auf Bündel Stroh am laufenden Band zur Baustelle heran. Die Eingeborenen staunten über eine solche Erfindung, die ganz über ihren Horizont ging. Hundertmal hätten sie sonst mit Kopflasten das steile Ufer erklimmen müssen. Nun aber kam die Schule rasch unter Dach und Fach und konnte dem Gebrauch übergeben werden.

Bald konnte ich auch ein nettes Glöckchen auf einfachem Stangengerüst in Schwingung versetzen. Mein Lebtag werde ich jene friedvolle Abendstunde nicht vergessen, wo in St. Matthäus zum ersten Male der Angelus (Avegruß) durch die Berge und Täler hallte. Der erste geweihte Glockenton in dieser Gegend seit Erschaffung der Welt! Ist es nicht eine Gnadenbotschaft des Himmels an die afrikanische Erde? Ein hoffnungsvoller Advent des Reiches Christi am großen Fluß! Der König ist in seine entlegene kleine Residenz eingezogen — aber nicht anders wie überall, nämlich durch Seine Wegebereiterin und Vermittlerin alles Guten: Maria und die katholische Kirche!

Im sechsten Missionsfort finden die Afrikaner nun auch den vierfachen Schatz der heiligen Evangelien in ihrer Zulu-Muttersprache. Lassen wir zum Abschied von der trauten Stätte einige Stellen der frohen Botschaft des heiligen Apostels und Evangelisten Matthäus auf uns wirken. Seine 28 Kapitel enthalten die zahlreichsten Missionstexte wuchtigen Inhaltes. Eine Auslese würde schon mehrere Seiten füllen. Von der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande bis zur letzten Anbetung der Jünger auf dem Berge des Scheidens vernehmen wir das Wort der Sendung an die Völker. Schon in Bethlehem beruft der göttliche Welterlöser alle Rassen in Sein Reich. Auf dem Ölberge aber war Sein letztes Wort: Mein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet und lehret alle Völker. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Seht, Ich bin für immer bei euch bis ans Ende!" Und wann wird dieses Ende sein? Christus sagt es uns durch Sankt Matthäus 24, 14: „Wenn die frohe Botschaft vom Reiche in der ganzen Welt für alle Völker verkündet sein wird, erst dann kommt das Ende."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Fortsetzung

„Ganz richtig, Nurali, so ist es auch hier mit den Büchern. Einige, die hohen und dünnen, stellen die Kamele dar; die großen, dicken die Elefanten, einige die Pferde, andere die Ochsen, einige die Schafe, andere die Ziegen; einige die Affen, andere die Papageien. Wie man nun die Tiere nach ihrer Art, Größe und Farbe unterscheiden kann und sie demnach auch zusammentut, so kann man auch diese Bücher durch ihre Größe, ihren Einband und ihre Farbe leicht unterscheiden und muß sie dann auch zusammenstellen, wie sie zu einander gehören, jedes zu seiner Art, zu seiner Kaste. — Nun schau dir einmal deine Zusammenstellung an: da steht ja hier unten ein Kamel zwischen den Elefanten; hier stehen ein paar Ochsen bei den Schafen — du kannst es ja an den Einbänden sehen —, und da sind einige Affen unter die Papageien geraten! Siehe, die gehören dahin, und das und dies müssen dorthin. So, jetzt sind alle geordnet!"

Nurali schmunzelte vergnügt. Er hatte es erfaßt.

„Weiter, Nurali, — können die Tiere und wir Menschen auf dem Kopfe gehen und stehen?"

„Nein, nein, Durchlaucht, das geht nicht dafür haben wir die Füße."

„Ausgezeichnet, Nurali, — was nun bei uns der Kopf ist, das ist bei den Büchern der obere Teil, wo die goldene Schrift oben am Rücken derselben steht; das ist nämlich das eigentümliche bei den Büchern: sie haben ihr Gesicht hinten, während wir es vorn haben!"

Ein freudiges Licht der Erkenntnis glänzte auf Nuralis braunem Antlitz, und im Nu hatte er die auf dem Kopfe stehenden Bücher mit dem Titel richtig nach oben gestellt.

„So, Nurali", sagte ich belobigend, „jetzt ist alles in Ordnung. Willst du dir das nun fürs nächste Mal merken?"

„Ja, Saheb!" beteuerte er befriedigt.

Obschon die Bänke in der Kirche schon am Samstag genügend abgestaubt wurden, machte sich Nurali am Sonntag vor dem Gottesdienste gerne wichtig und fuhr mit seinem Turban noch einmal über die Bänke hin, wenn schon Leute in der Kirche waren. Davon war er bald kuriert, indem ich ihm sagte: „Nurali, sei doch gescheit! Du machst dich ja selber schlecht! Müssen sich denn die Leute nicht selber sagen: Nurali ist ein Faulenzer. Er hat gestern seine Pflicht nicht getan?"

„Das ist aber auch wahr, Saheb", entgegnete er betroffen.

Nurali als Mussaul

Wozu kein Hindu-Kastenmann sich jemals herbeigelassen hätte, dazu verstand sich Nurali ohne die geringste Schwierigkeit: — zum Lampenputzen.

Viel Arbeit war mit diesem Amte nicht verbunden. Meine Zimmerlampe mußte täglich und die Lampen in der Kirche einmal in der Woche geputzt werden. Zu dieser Arbeit aber nahm sich Nurali reichlich seine Zeit. Mit aller Gemütlichkeit hockte er dann nach Indierart zusammengeklappt wie ein Taschenmesser auf der Veranda vor der Lampe und bediente sie.

Ich habe mich oft gewundert, wie lange die Indier in dieser hockenden Stellung beim Arbeiten und Unterhalten verharren können. Es scheint sie aber gar nicht zu ermüden, im Gegenteil ihnen sogar angenehm zu sein. Offenbar hat die Natur ihnen auch zu diesem Zwecke flache Waden und Oberschenkel gegeben, denn nur dadurch wird es möglich, die Oberschenkel so fest auf die Unterschenkel zu klappen, daß das Gesäß die Fersen berührt und die Knie in die Achselhöhle hinaufreichen. Uns Europäern will das nicht gelingen. Ich habe ein paar Mal — natürlich bei verschlossenen Türen — diese Sitzstellung versucht, bin aber dabei immer auf den Rücken gefallen. Vielleicht haben andere mehr Glück. Ich bezweifle es aber sehr.

Nurali setzte nun bei seinem Putzverfahren ganz besonders den Zylindern zu. Die meisten von ihnen hielten aber solche Reibereien nicht aus. — Bittere Erfahrungen brachten jedoch den allzu strammen Mussaul zu besserer Einsicht und zu mehr rücksichtsvoller Behandlung.

Nun wollte einmal die vorzüglich geputzte Lampe doch nicht brennen. Die Ursache war bald entdeckt. Der Docht war so kurz geworden, daß er das Petroleum nicht berühren konnte. Das hatte Nurali nicht gemerkt. — Ein anderes Mal brannte die Lampe wieder nicht. Der Docht war lang genug, und die Kugel war gut gefüllt. Aber das Petroleum kam mir merkwürdig hell vor. Ich rief Nurali herbei. Befragt, was für ein Öl er benützt habe, antwortete er verschämt lächelnd: „Das gewöhnliche Öl, Saheb, aber es war zu wenig und da hab ich ganz reines Wasser dazugetan."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aber, Nurali, wie kamst du denn auf diese Idee? Hast du denn jemals Wasser brennen sehen?"

„Nein, Saheb, aber ich meinte, das Öl sei noch stark genug!"

Großartig! — War ich da nicht wirklich beneidenswert, in Nurali einen solch pfiffigen Lampenputzer zu haben?

Nurali als Mali

Die Arbeit des Mali bestand darin, täglich die Topfpflanzen und die Oleandersträucher vor der Kirche zu bewässern und dieselben, wie auch den Boden um die Bäume herum, von Unkraut rein zu halten. — Für diese Beschäftigung hatte Nurali eine ganz besondere Vorliebe. Erinnerte sie ihn doch, in etwa wenigstens, an seine frühere Tätigkeit als kleiner Landwirt daheim.

Wie er nun in der hockenden Stellung andächtig die Unkrautpflänzchen ausriß, die Erde von ihren Würzelchen abschüttelte und dieselben zu einem Häufchen neben sich legte, die Zierpflanzen von etwaigen abgestorbenen Blättern befreite, die Erde im Topfe wieder auflockerte, und so gemächlich von einem Topf zum andern rutschte, schienen seine Gedanken unwillkürlich zu seinem Heimatdorf in Bhopal zu wandern, wo an der einen Ecke eines kleinen Grundstückes seine ärmliche Hütte steht. Dort sieht er sein sorgenvolles Weib emsig beschäftigt und seine kleinen Rangen lustig herumspringen, während er, ihr Vater, in der Fremde den nötigen Unterhalt für sie verdienen muß. Denn der Erlös aus dem einen Felde genügt nicht, um, wie er sagt, „so viele Mägen zu füllen". So weilt sein Herz, besonders während dieser ruhigen Arbeit, gerne bei den lieben Seinen, und eine beseligende Stimmung stiller Zufriedenheit erfaßt ihn. Könnte er seinen Gefühlen poetischen Ausdruck verleihen, so würde er sicher beglückt vor sich hinsagen:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn."

Nur würde ihm das Wort vom „frohen Sinn" nicht so recht frisch von der Leber kommen, vielmehr ein sehr starker Wunsch sich seiner bemächtigen, der Wunsch nämlich: „Gäb' Gott mir auch das nötige Geld, um meine drückenden Schulden zu bezahlen! Ja! — dann wäre ich wirklich von Herzen froh."

Er mußte halt immer an den Mann denken, der ihn mit einem Schuldschein prellte und ihm mit Beschlagnahme seines Häuschens und Feldes drohte. Das war der unheimliche und herzlose Marvari oder Geldleiher, bei dem er, um seine Hochzeit gebührend feiern zu können, hundert Rupien geliehen und für die doppelte Summe unterzeichnet hatte. Nun hatte er schon in all den Jahren mehr als die ganze Summe an Zinsen bezahlt. Aber statt abzunehmen, stieg wegen des hohen, über hundertprozentigen Zinsfußes seine Schuld immer mehr, da er die Zinsen nicht aufbringen konnte. So war er dem Wucherer einfachhin ausgeliefert.

Allein, im Gedanken, daß alles seine Zeit habe und daß fast alle kleinen Leute in derselben Lage seien wie er, ließ er sich nicht von diesen Sorgen niederdrücken. Er schlug sie vielmehr in den Wind und ließ sich seinen Reis und seine Zigarette nicht weniger gut schmecken. So pflegte er denn seine Pflanzen ruhig weiter und ließ sich wohl sein in der sonnigen Gegenwart.

Bei dieser aufmerksamen Pflege ließ es der gute Nurali aber nicht bewenden. Er wußte auch seine Pfleglinge gegen äußere Feinde zu schützen. Es kam zuweilen vor, daß unbewacht herumlaufende Esel, Kühe und Ziegen durch das offene Tor in den Hof hineinkamen und sich auch an die Sträucher wagten. Sobald Nurali das merkte, ließ er seinen ganzen Zorn gegen sie los, hetzte den Hund auf sie, warf mit Steinen nach ihnen, lief mit einem Knüppel hinter ihnen her, und unter dem jammervollen Jah-Schluchzen der flüchtenden Esel sandte er ihnen eine prasselnde Lawine von Schimpfnamen und Flüchen nach: „Fort! hinaus! zur Hölle mit euch! ihr Mißgeburten unreiner Mütter, ihr Sprößlinge Satans, ihr Scheusale der Tierwelt, ihr unverschämten Freßsäcke! Möge jedes Blatt, das ihr hier gefressen, ein böser Geist in eurem verdammten Magen sein" usw.

Aber einmal auf der Straße draußen, fühlten sich die Eindringlinge sicher. Die Esel blieben stehen und schauten höhnisch nach ihrem ergrimmten Verfolger um, während die Ziegen, ihre kurzen Schwänzchen wippend, weiterzogen, froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Kamen aber lose Kühe in den Hof, dann war Nurali besonders schnell und eifrig. Im Nu hatte er sie eingefangen und an einen Baum festgebunden. Dort blieben sie auch angebunden, bis die Eigentümer, die Gaulies, sich meldeten. Gegen Entrichtung einer Geldstrafe von einer Rupie, die Nurali als Bakschisch einsteckte, erhielten diese dann ihre Kühe zurück. Durch solche Erfahrung belehrt, gaben sie in Zukunft besser auf ihr Vieh acht und hüteten sich, noch einaml in die Gewalt dieses strengen Malis zu fallen.

In all seinen Ämtern erwies sich Nurali als absolut zuverlässig. Nie hat er auch nur im geringsten das in ihn ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzte Vertrauen mißbraucht. Er war wirklich ein „treuer Diener."

Es tat mir deshalb sehr leid, als er eines Tages mit der schüchternen Bitte zu mir kam, ihn heimziehen zu lassen. Das war für mich ein harter Schlag. Wußte ich doch zu gut, was ich an ihm hatte und was ich in ihm verlor. Ich suchte ihn deshalb auch mit allen Bitten und Gründen umzustimmen. Allein, alles Bitten und Überreden, doch zu bleiben, nützte nichts. Er erwiderte nur mit Tränen in den Augen: „O Durchlaucht, laß mich gehen, — ich muß heim. Ich weiß es, Sie meinen es gut mit mir, — ich habe es gut bei Ihnen gehabt, und Sie haben mich gut bezahlt: — aber ich muß heim!"

So ließ ich ihn denn nach zweijähriger Dienstzeit mit vielem Dank, einem guten Zeugnis und einem fetten Bakschisch heimziehen. Er war aber so vorsorglich gewesen, daß er mir statt seiner schon einen andern zuverlässigen Diener verschafft hatte, so daß ich in gar keine Verlegenheit geriet.

Dieser neue Diener, der Nuralis Posten übernahm, hieß H i r a, auf deutsch: Edelstein. Vier Jahre lang, bis zu seiner Heirat, war er bei mir und hat seinem Namen alle Ehre gemacht.

Nur hatte er die Eigentümlichkeit, einen langen, tiefen Mittagsschlaf zu halten. Wenn er da einmal schlief, war er schwer wach zu kriegen. — Nun wollte ich mir in der Ferienzeit, im Mai, also im heißesten Monat des Jahres, mittags auch ein kleines Schläfchen gönnen. Um dann im heißen Schlafzimmer wenigstens ein bißchen Kühlung zu haben, hatte ich mir aus einer gefalteten dünnen Strohmatte einen Zimmerpunka, d. h. einen aufhängbaren, beweglichen Fächer gemacht, denselben mit einem kurzen Strick an einem Haken am Deckenbalken befestigt und die Leine zum Ziehen über ein Röllchen und durch ein Loch in der oberen Fenstereinfassung hinaus auf die Veranda geführt. Dort sollte nun Hira die Fächerleine ziehen und den Fächer über meinem Liegestuhl gut in Bewegung halten.

Ich freute mich schon auf den ersten Versuch. Der Apparat arbeitete vorzüglich. Das Röllchen war auch gut geschmiert so daß es kein Geräusch verursachte.

Zur bestimmten Zeit erschien Hira draußen auf der Veranda. Jetzt konnte die Geschichte losgehen. Ich streckte mich auf den Liegestuhl und rief dem Diener zu: „Hira, ziehe!" Sofort setzte sich der Fächer in Bewegung und ging mit kräftigem Schwung über mir hin und her. Das war ja großartig! Oha, welche Labung! War auch die Luft im Zimmer heiß, so bewirkte doch die Bewegung des Fächers etwas Zugluft und wenigstens einige Kühlung. Wahrlich, das tat dem erhitzten Körper wohl. Unwillkürlich sagte ich mir: diese einfache und billige Wohltat hättest du aber schon lange haben können; warum hast du auch gar nicht eher daran gedacht?

Ich schloß die Augen, um allmählich einzuschlafen. Aber langsam, — es hatte nicht sollen sein! Auf einmal merkte ich, daß es wieder heiß war und die Kühlung aufhörte. Ich öffnete die Augen, schaute zum Fächer hinauf, und wahrhaftig, der stand still. Da hörte doch alles auf.

„Hira", rief ich, „ziehe doch!" — Keine Antwort.

„Hira, ziehe!" — Nichts regte sich.

Rasch stand ich auf und ging ans Fenster. Und was mußte ich da sehen? — Da lag Hira, so lang er war, mit dem Rücken auf dem Verandaläufer in tiefem Schlaf, die linke Hand auf der Brust und in der neben ihm liegenden Rechten die Leine. Ich machte das Fenster auf und rief ihm mehrmals laut zu. Da fuhr er zusammen und sprang auf. Wie verlegen der arme Schelm war!

„Hira", sagte ich, „schämst du dich nicht, deinen Saheb so im Stich zu lassen und dich dem Schlafe hinzugeben? Jetzt bleibe einmal stramm stehen und ziehe ordentlich. Nach einer Stunde kannst du auch dein Schläfchen machen!"

Verzeihung, Saheb", stammelte er, „ich werde jetzt wach bleiben und gut ziehen."

In der Hoffnung, daß jetzt alles gut gehen werde, legte ich mich wieder hin. Aber kaum war ich fünf Minuten auf dem Liegestuhl, da merkte ich, wie die Züge des Fächers unregelmäßig, dann schwächer und kürzer wurden. Noch ein paar Minuten, — und der Fächer rührte sich nicht mehr. „Was ist denn jetzt los?" dachte ich und ging wieder ans Fenster. Richtig, Hira war wieder entschlummert. In der hockenden Stellung saß er mit dem Rücken gegen die Wand unter dem Fenster, sein linker Arm über den Knien liegend und darauf sein schlaftrunkenes Haupt gesenkt, und in der herabhängenden Rechten die Fächerleine.

„Hira", rief ich ihn an, „steh auf und gehe schlafen, du taugst nicht für diese Arbeit."

„Ha, Saheb", gestand er zerknirscht, nachdem er sich erhoben, „ich bin nichts für dieses Fächerziehen, mein Schlaf ist stärker als ich!" — Damit schlich er beschämt von dannen.

Von da an bestellte ich mir für den einen Monat einen eigenen Punkah-Kuli. Der aber schlief nicht und ließ mich schlafen. So mußte es ja auch sein.

Im übrigen stand Hirali seinem Vorgänger Nurali kaum nach, und was dieser an Erfahrung, Klugheit und Bedächtigkeit ihm voraus hatte, das ersetzte Hira

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wegen seiner Jugendlichkeit durch Gefügigkeit, Behendigkeit und Schaffenslust. — Mit beiden hatte ich Glück gehabt, denn beide verstanden es, in einer Person als Boy auch die Pflichten eines Hamal, Mussaul, Mali und Chuppraſſi zu erfüllen.

Mein Koch

In Europa besorgen das Kochen meistens die Frauen. Diese verstehen es auch am besten, denn sie haben ein eigenes natürliches Talent dafür.

In Indien liegt das Amt des Kochens in den Händen der Köche. Das Kochhandwerk ist dort ein ganz eigener Männerberuf, den meistens arme Goanesen, Madrassis und Mohammedaner ergreifen.

Wenn nun schon im allgemeinen die meiste Männerkocherei nicht viel wert ist und sich mit den Leistungen der Köchinnen nicht messen kann, so gilt das noch viel mehr in Indien. Es ist deshalb schon ein besonderes Glück, einen einigermaßen erträglichen Koch zu bekommen, der einem wenigstens den Magen nicht ruiniert. Als Indier verstehen sich die dortigen Köche selbstverständlich am besten auf die indische Küche und sind deshalb leicht geneigt, die Speisen, speziell den Reis und Curry, so zuzubereiten und zu würzen, daß sie wohl einem Indier munden, aber für einen Europäer schier ungenießbar sind.

Für mich kam aber nur ein Koch in Betracht, der es verstand, auch für einen Europäer leidlich zu kochen. Einen solchen für eine einzelne Person zu gewinnen ist nicht so leicht, es sei denn, daß man ihn gut bezahlt. Die Köche suchen durchweg Stellung bei europäischen Familien, weil dort mehr für sie abfällt.

Nun hatte zwar mein Vorgänger schon vor meiner Ankunft einen neuen Koch für mich erworben. Den alten Koch, der lange bei ihm gewesen, hatte er vor dem neuen Saheb bange gemacht und ihm eine gute Stelle bei einer Familie verschafft. Der neue Madrassi-Koch verstand jedoch nicht viel vom Kochen, war sehr unreinlich und stahl wie ein Rabe.

Schon sein Äußerstes war höchst unappetitlich. In seinem einfachen Küchenanzug, der nur aus einem dünnen, vor Jahren einmal weiß gewesenen Leibhemdchen und einer von Schmutz glänzenden Hose bestand, sah er aus, als ob er gerade die Maschinen einer großen Fabrik gereinigt und geschmiert hätte. Was mir aber besonders mißfiel, das war sein unsteter, ausweichender, unehrlicher Blick, der seinen ganzen Charakter verriet.

Obschon meine Bedürfnisse sehr gering waren, — morgens eine Tasse Kaffe und eine Schnitte trockenen Brotes, mittags ein Teller Suppe, ein Stückchen Fleisch mit zwei oder drei Kartoffeln und etwas Gemüse, ein wenig Reis und eine oder zwei Bananen, und abends eine Tasse Tee, ein Stück Brot und etwas Bratkartoffeln —, so legte mir der gerissene Küchenmeister stets abends doch eine Rechnung für die Tagesauslagen vor, von denen eine kleine Familie hätte leben können. Als ich ihm das sagte: „Bastian, du hast doch gesehen, wie wenig ich esse, und das Wenige soll so viel kosten? — Das ist ja unmöglich. Wo ist nun alles hingekommen, was du für nahezu zwei Rupien gekauft hast? Ich habe nicht die Hälfte davon gesehen", da zog Bastian die Schultern in die Höhe und schaute verlegen umher.

„Siehe, Bastian, ich verbrauche für höchstens zwei Annas (=20 Pfennig) Fleisch, — und du hast sechs Annas angeschrieben."

„Ja, Saheb", erwiderte er dreist, „da waren auch gute Suppenknochen dabei."

„Aber ich brauche nicht mehr als für eineinhalb Annas Kartoffeln, — und du verlangst vier Annas."

„Ja, Saheb, die sind hier auch teuer."

„Und die zwei Bananen kosten doch nicht mehr als einen Anna, — und du schreibst drei."

„Ja, Saheb, ich habe auch die beste Sorte gekauft."

„Und die Handvoll Reis kostet keine dreieinhalb Annas, sondern höchstens ein und einen halben."

„Ja, Saheb, das war auch feinster Tafelreis."

„Für jetzt genug, Bastian, morgen früh geht Nurali mit dir zum Basar und wird in deiner Gegenwart das Nötige für die Küche einkaufen. Dann wirst du mit eigenen Augen sehen, wie es mit deiner Ehrlichkeit steht."

Ich rief Nurali herauf und las ihm die Rechnung des Koches vor. Er war ganz entrüstet und sagte: „Wie kann ein Christ seinen Padre-Saheb so betrügen?" Dann gab er mir die Preise für die einzelnen Sachen an und wie hoch ungefähr die Auslagen für eine einzelne Person kämen. Daraufhin bat ich ihn, am folgenden Morgen mit dem Koch zum Basar zu gehen und selber die Einkäufe zu machen.

So geschah es. Als beide zurückkamen, sah ich mir die gekauften Sachen an. Es war reichlich.

„Und was kostet das alles?"" — „Dreizehn Annas, Saheb", antwortete Nurali. — Bastian stand gesenkten Hauptes wie versteinert da und schwieg. Er war unwiderleglich überführt.

„Nun, Bastian", sagte ich, „siehst du

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Unterschied? Du hast also gestern ein gutes Geschäft gemacht und hast vielleicht gemeint, das gehe so weiter. Ob du nun die eine Rupie eingesteckt oder die Hälfte des Eingekauften deiner Familie zugeführt hast, diese Rupie wird dir vom Lohne abgezogen werden. Sei also ehrlich und kaufe immer ein, wie es heute geschehen ist, dann wirst du am besten fahren."

„Aber, Saheb", entgegnete er, „dann muß ich mich ja vor den andern Köchen im Basar schämen, die alle mehr einkaufen und auch von ihren Einkäufen Kommission nehmen; wie kann ich da bestehen?"

„Sei vernünftig, Bastian, — wer ehrlich ist, braucht sich nicht zu schämen. Aber zu seinem Lohn sich obendrein noch fürs Einkaufen bezahlt machen, das ist Diebstahl und Sünde. Und wie soll ich als armer Missionspriester, der keine Einkünfte hat und von Almosen lebt, bestehen können, wenn ich zu deinem guten Lohn auch noch deine Familie ernähren soll? Das wäre eine schöne Geschichte. Ich werde dir schon helfen, soviel ich kann; aber du mußt in allem ehrlich sein, sonst kann ich dich nicht gebrauchen, verstanden?"

„Ha, Swami (d. h. Pater)", knurrte er und ging mit langem Gesicht von dannen.

Als ich nach einigen Tagen im Vorratsschrank im Speisezimmer unten nachsah, merkte ich, daß es auch hier nicht mit rechten Dingen zuging. Ich rief Bastian herein und sagte ihm: „Bastian, du weißt, ich habe dir vor kaum einer Woche volle Büchsen übergeben, nicht wahr?"

„Ha, Swami."

„Schau hier, Bastian, diese große Mehlbüchse ist schon beinahe leer; wo ist all das Mehl hingekommen?"

„Ja, Saheb, ich hatte die Büchse in der Küche, und da ist mir Wasser hineingekommen, und das meiste Mehl wurde schlecht, und das habe ich schnell entfernt."

„Und hier die Kaffeebüchse, — auch beinahe leer. Damit kam ich doch sonst einen Monat aus. Wie kommt das, Bastian?"

„Ja, Swami, da fand ich viele schlechte Bohnen drin, und die habe ich weggeworfen."

„So? — die waren doch sonst immer gut. — Und wo ist all der Zucker hin? Die Büchse ist auch fast leer!"

„Ja, Saheb, da waren schwarze Ameisen hineingeraten, deshalb nahm ich den oberen Teil heraus, und das andere brauchte ich für Pudding."

„So? Bastian, das verstehe ich aber nicht. Der eine kleine Pudding, den du gemacht hast, wäre dann ja so verzuckert gewesen, daß ich ihn nicht hätte genießen können. — Und, was sehe ich, Bastian, dieses Brot, das doch heute erst kam und von dem ich eine Schnitte genommen, auch schon halb aufgebraucht?"

„Ja, Swami, da ist eine Maus dran gewesen hat viel gefressen, und da habe ich den ganzen Teil heruntergeschnitten."

So hatte Bastian für jedes Töpfchen ein Deckelchen, für jedes Loch einen Knopf, für jede Frage eine Erklärung.

Schließlich sagte ich ihm: „Weißt du was, Bastiano, — um die Sachen hier gegen alle Gefahren besser zu schützen, werde ich diesen Schrank verschließen, und wenn du etwas daraus nötig hast, dann brauchst du es nur zu sagen, und ich werde es dir geben. So wird es wohl am besten sein, meinst du nicht?"

„Du mußt es wissen, Swami", kam die verständnisvolle, aber kleinlaute Antwort.

Von da an erfreuten sich Mehl, Kaffee und Konsorten eines viel längeren Daseins, und Don Bastiano wußte wohl am besten, warum.

Eines Nachmittags nach der Schule ging ich auch einmal zur Werkstatt Bastians, zur Küche. Er hatte gerade seine Füße in einem Kochtopfe gewaschen und war jetzt daran, mit einem Küchenmesser eine mächtige Eidechse auszuweiden.

„Bastian", fragte ich, „was machst du da? So was ziemt sich aber nicht in einer Sahebsküche!"

„Oh, Swami", sagte er gelassen„ es macht nichts, es wird ja alles wieder gereinigt."

„Was willst du denn mit der Eidechse machen?"

„Oh, Swami, die brate ich für mich und Nurali, — schmeckt sehr lecker, Saheb."

„Untersteh dich aber nicht, sie in meiner Pfanne zu braten, sonst geht's dir schlecht, verstehst du? Ich werde aufpassen."

„Gut, Swami, ich werde sie heute abend zu Hause braten. Nurali geht mit!"

Und wie sah es in der Küche aus! Welch ein Durcheinander! Welch ein Schmutz! — Auf dem Boden lagen Löffel, Gabeln und Deckel umher und standen einige Töpfe. Auf dem Küchentische sah es grausig aus. Er war teilweise mit Asche bestreut, weil Bastian wahrscheinlich zu stark ins offene Herdfeuer geblasen hatte, so daß die Asche herumflog; teilweise war er rußig von den Kochtöpfen, die ihr Merkmal zurückgelassen hatten. Zudem hatten ihm Fett und Schmutz eine unheimliche Farbe verliehen. — Und auf diesem Tisch wurde Fleisch verarbeitet und Gemüse zerschnitten, wurden Zwiebeln gehackt und Teigspeisen hergerichtet, — alles für den Saheb, und wie appetitlich! Da war es sicher zu empfehlen, beim Essen ja nicht an die Küche zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag J. P. Bachem G. m. b. H.:

Soldat und Mönch von Theodor Bogler. Ein Bekenntnisbuch. 360 Seiten, geb. 5.80 RM.
Ein Bekenntnisbuch eigenster Art ist dieses Werk. Es läßt zu tiefst hineinschauen in das Werden eines Mönches, es zeigt wie ein Soldat des großen Krieges zum Streiter Christi heranreift. Das benediktinische Ordensleben wird so wie es ist bis in seine kleinste Einzelheit dargelegt.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Dorfsommer von Georg Rendl. 144 Seiten. kart. 2.50 RM., in Leinwand 3.— RM.
Ein herrliches Ferienbuch für junge Leute. Den Dorfsommer mit all seinem Wunderbaren in Wald und Feld, in der Tierwelt wie in den Gewitterstürmen läßt Rendl die Jugend erleben. Hier fühlt sie sich glücklich.

Christlicher Alltag von Dr. Johannes Binkowski. 144 Seiten, kart. 1.80 RM., in Leinw. 2.60 RM.
Fragen christlicher Lebensgestaltung ist der Untertitel des Büchleins. Grundsätzliche Antworten will es jedem christlich denkenden Menschen geben. Aufschluß über das christliche Alltagsleben und dessen Gestaltung.

Dem Herrn entgegen von Elisabeth Gerhards. 54 Seiten, kart. 1.50 RM., geb. 2.40 RM.
Ein willkommenes Büchlein für die Mütter, die ihr Kind mit viel Liebe auf die erste hl. Beichte und Kommunion vorbereiten wollen.

Unser Opfer am Altar und im Alltag von Johannes Kleine-Natrop. 168 Seiten, kart. 2.— RM., Leinwand 2.85 RM.
Dem Leser wird klar: Der Altar ist und bleibt Mittelpunkt der Kirche. und vom Altar aus müssen und sollen wir alle den Weg in den Alltag finden. Altar und Opfer ist die Kraftquelle eines jeden Christen.

Der Christ und die Welt von Dr. Johannes Binkowski. 32 Seiten, kartoniert 0.35 RM.

Der Einzelne, die Familie, das Volk von Dr. Ludger Augsten. 80 Seiten, kart. 1.— RM.
Der Einzelne, die Familie, das Volk und die Ordnung der Kirche werden vom christlichen Blickfeld aus beleuchtet und klar gestellt.

Unsere Welt von Hubert Göbels. Mit 150 Zeichnungen und Fotos. 320 Seiten, geb. 5.80 RM.
Ein Buch der Jungen! Einfach und begeisternd ist sein Stil, leicht faßlich und belehrend sein Inhalt! Anschaulich schildert es das Leben und Treiben unserer Zeitepoche, wie es dem Knaben in der goldenen Jugendzeit vor Augen tritt. Darum kann es der tatkräftigen Jugend aufs wärmste empfohlen werden.

Unter roten Wölfen von Stefan Utsch. 224 S. kart. 3.— RM., geb. 4.— RM.
An Hand des Buches wird uns am Beispiel Rußland gezeigt, wohin der Mensch gelangt, wenn er Gott und die Religion aus seinem Leben verdrängt hat. Es wird erzählt von jener Grauenhaftigkeit der ersten Umsturzjahre, die bis heute in dem unglücklichen Rußland, das durch den Despotismus seiner Zaren zu dieser Verzweiflungstat getrieben wurde, immer noch anhält.

Licht in dunklen Gassen von Stefan Utsch. 96 S., kart. 1.50 RM. geb. 2.25 RM.
Das Schicksal eines jugendlichen Priesters sehen wir, der sich selbst aus Liebe zu den Armen und Notleidenden ganz aufgezehrt hat und sein Leben, wie der gute Hirt für seine Schafe hingegeben. Die Handlung spielt in der Nachkriegszeit als Deutschland sich in größter Not befand und das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Elends alle Gemüter schreckte.

Tyrolia-Verlag, Innsbruck-München:

Ein frohes Jahr 1938. (Sonnenland-Kalender, Herausgegeben von Maria Domanig. Mit Bildern und Vignetten von Margareta Guttenhöfer. Zwei Ausgaben: hellgelber und grüner Einband. In Leinen gebunden 0.80 RM.
Der Sonnenland-Kalender ist heuer in Schwarz-Weiß-Manier reizend ausgestattet. Zierliche Bildchen schmücken den Jahresweiser. Die jedem Monatsblatt benachbarte Seite ziert ein fein handgeschriebenes Gedicht.

Kinder nach dem Herzen Gottes von Maria Schmidtmayr. 292 Seiten mit 12 Bildern. In Halbleinen gebunden 2.50 RM.
Man muß für dieses neue Buch ebenso dankbar sein wie für seine beiden Vorgänger. Alle drei erfüllen ihren Sinn: Kindern die Schönheit und den Lebensreichtum frühen religiösen Lebens zu erweisen, Erwachsenen Beispiele vorzustellen von Kindern, die das Wort Christi in seiner vollen Bedeutung begreifen lassen: „Wenn ihr nicht werdet wie diese . . ."

Verlag: Wilh. Stollfuß, Bonn:

Schreibe richtig deutsch! Zum Selbstunterricht. Preis 1.25 RM.
Das Bändchen will ein Hilfsbüchlein sein, die richtige Schreibweise leicht und sicher zu erkennen. Der Lernende soll die Kenntnisse in der Rechtschreibung erlangen, die ihm zum Gebrauch und Fortkommen im Leben unentbehrlich sind.

Rechne richtig! Zum Selbstunterricht. Preis 1.25 RM.
Dieses wichtige Bändchen enthält eine kurze aber gründliche Darstellung der Regeln für das Rechnen.

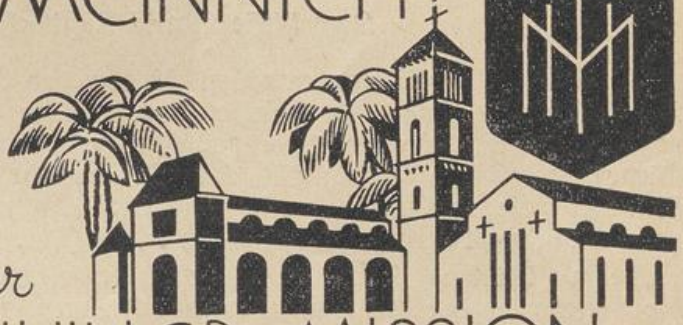
Was tut man gegen Schlaflosigkeit? Die Schlaflosigkeit und ihre Bekämpfung von Dr. H. Vorwahl. Preis 1.— RM.
Das hier vorliegende Bändchen wendet sich an alle, die unter den quälenden Schlafstörungen zu leiden haben. Es ist leicht verständlich geschrieben und wird vielen Hilfe bringen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION



Nummer 2 Februar 1938 56. Jahrgang

Mariä Tempelgang

Frühe schien der Mond mir in die Zelle,
Als ich auf den Knien betend wachte
Und des weiten Opferweg's gedachte,
Der uns führet zu des Tempels Schwelle.

Mit der Frauen Scharen will ich gehen,
Daß des Höchsten Gnade mich betaue
Und voll Milde auf das Opfer schaue,
Wenn wir bei den Allerärmsten stehen.

Ahnt noch keiner, wer du bist, mein Kind,
Ahnt noch keiner deines Weges Ziele?
Noch umhüllt dich schützend mein Gewand.

Einmal aber hebst du deine Hand —
Und ich sehe der Bedrängten viele,
Die durch dich zum Licht geboren sind.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jesus, das Licht der Welt

Zum Feste Mariä Lichtmeß

Als der greise Simeon aus den Armen der lieben Gottesmutter am Tage ihrer Reinigung im Tempel das göttliche Kind auf seine Hände nehmen durfte, lobte er Gott und sprach: „Nun entlässest du deinen Diener, Herr, nach deinem Worte in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast angesichts aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden . . .“ (Luk. 2. 22 ff.)

Jesus ist das Licht der Welt. So lehren es die Heilige Schrift, die Zeremonien der Kirche und die vom Glauben erleuchtete Vernunft.

Simeon nannte Jesus „das Licht zur Erleuchtung der Heiden“. Schon Isaias hatte verheißen, der Messias werde als Licht der Völker die Augen der Blinden öffnen. (Is. 42, 16; 49, 6; 60, 3). Der heilige Johannes aber betont im Anfange seines Evangeliums: „Nicht der Vorläufer war das wahre Licht, sondern Jesus. Er, das Licht vom Lichte, will jeden Menschen erleuchten, der in diese Welt kommt.“ Derselbe Apostel schaute in der Offenbarung den Menschensohn in strahlenden Gewändern im Lichte des Himmels zwischen sieben Leuchtern.

Die heilige Kirche legt am Fest Mariä Lichtmeß durch die Prozession mit brennenden Kerzen Gewicht auf das Wort Simeons: „Jesus ist das Licht.“ Sie nennt bei der Weihe der Kerzen Jesus den „König der Glorie des neuen Lichtes.“ Keinen Gottesdienst feiert sie, ohne auf dem Altare Kerzen anzuzünden. Vor dem Tabernakel läßt sie ein „ewiges Licht“ brennen. In ihren Gotteshäusern ist das Chor, dem Lichte der aufgehenden Sonne zugewandt, „orientiert“. Das am Karsamstag geweihte Feuer und die Osterkerze sind Sinnbild ihres Herrn, dessen Vorbild in der Wüste die Feuersäule war. Am Karfreitage zeigt die Liturgie dreizehn Lichter als Symbole Christi und seiner Stellvertreter, der Apostel. Das vorzüglichste dieser Lichter wird dann verborgen, um daran zu erinnern, daß der Herr im Tode, in der Grablegung und Höllenfahrt gleichsam unterging, um am Ostermorgen wieder aufzuerstehen.

Warum wird Jesus in der Heiligen Schrift und in der Liturgie so oft verglichen mit dem Lichte? Weil Licht fein, fast geistig ist, alles erhellt und kenntlich macht. Es ist ein Sinnbild der Wahrheit, welche den Verstand erleuchtet.

Die heiligste Dreifaltigkeit wird versinnbildet durch Licht. Den Heiligen Geist nennen wir „Licht der Herzen“. Wie der Strahl aus der Lichtquelle heraustritt, so geht Gottes Sohn aus vom Vater, als Wort und Inbegriff der Wahrheit.

Als Mensch ist Jesus höchster Bote des göttlichen Lichtes, der erhabene Lehrer, welcher den Menschen durch sein Beispiel und sein Evangelium den besten Weg der Erkenntnis und Tugend zeigt. Er ist höchster Träger, Mittelpunkt und Fülle der Offenbarung Gottes, gleichsam die übernatürliche Sonne der Geister.

Die Welt widersteht dem Lichte. Darum nennt Simeon den Erlöser ein Zeichen, dem man widerspricht, das gesetzt ist zum Falle vieler. Origines sagt: „Allen Berichten über den Erlöser wird widersprochen. Seine Mutter ist Jungfrau. Das ist ein Zeichen, dem man widerspricht; denn die Marcionisten legen Verwahrung dagegen ein. Er hatte einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Jesus, das Licht der Welt

menschlichen Leib. Auch das ist ein Zeichen, dem man widerspricht. Stand er auf von den Toten, so ist dies wiederum ein Zeichen, dem widersprochen wird." (S. Hieron. in Luc. hom. 17). Jede Glaubenswahrheit, jede christliche Sittenlehre hat ihre Gegner. Weiterhin liegt in jeder Sünde ein Widerspruch gegen das Licht der Gnade. Wie Augenkranke das Licht scheuen und fliehen, so haßten Böse den Herrn bis zum Tode am Kreuze.

Simeon fügt bei, Jesus sei von Gott hingestellt als Zeichen, d. h.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gleichsam als Lichtsignal. Unübersehbares Unglück entsteht, wenn der Steuermann oder Lokomotivführer in der Dunkelheit einer stürmischen Nacht sein Lichtsignal nicht beachtet. So wird jeder innerlich und äußerlich ruiniert, welcher dem Lichte Christi widerstrebt. Innerlich bringt die Sünde Schädigung, sogar Tod in der übernatürlichen Ordnung. Selbst die äußere Ordnung wird durch Sünden vielfach zerstört; denn sie rauben Frieden, Ehre, Gesundheit, sogar das Leben.

Freilich hat Gott seinen Sohn nicht gesandt, um irgend jemand zum Falle zu gereichen. Wer dem Lichte, das er sehen kann und beachten muß, widerstrebt, macht sich selbst zur Ruine. Gottes Weisheit sah voraus, viele würden die Finsternis mehr lieben als das Licht; sie ließ ihnen Freiheit, darum ist Jesus gesetzt zum Falle vieler. Er gleicht dem Öle; in der Lampe leuchtet es, auf stürmische Wogen gegossen, beruhigt es und ermöglicht dem Schiffe die Einfahrt in den Hafen; es nährt und heilt. Aber ins Feuer gebracht, erzeugt es Brand und Unglück, verschüttet, beschmutzt es den Boden. Das Öl bleibt gut, aber es wird verschiedenartig aufgenommen. Wie viele Millionen sitzen in der Nacht des Heidentums, Unglaubens und Irrtums und laufen Gefahr, zuletzt in den Abgrund ewiger Verdammnis zu stürzen. Wir alle müssen durch Gebet und Opfer uns bemühen, Gott zu vermögen, viele zu berufen in seinen Weinberg. Helfen wir den Glaubensboten und Seelsorgern.

Gute folgen dem Licht ihres Verstandes und der Offenbarung zum Lichte der Anschauung Gottes.

Wie Israel sich von der Feuersäule durch die Wüste, wie die heiligen drei Könige sich durch den Stern nach Bethlehem führen ließen, so unterwirft der gläubige Christ seine Einsicht dem Lichte der Offenbarung. Der Steuermann fragt nicht: „Warum stellte man jenes Lichtsignal hin?" Er richtet sich danach. Ein kindliches, gläubiges und demütiges Gemüt findet Gottes Wegweiser auch in der Praxis des kirchlichen Lebens und in guten Gewohnheiten seines Landes. Er sieht das, was fromme und gute Christen unter den Augen ihrer kirchlichen Obern tun und lieben, nicht leicht als Aberglauben und Hingabe an Irrlichter an.

Gute Katholiken lassen sich leicht leiten. Sie vertrauen auf Gottes Vatergüte und sind überzeugt, daß der Höchste seine Welt regiert mit weiser und allmächtiger Hand. Sie hoffen, der unendliche Gott werde nicht zugeben, daß Menschen, die guten Willens sind und sich nach den Grundsätzen der Heiligen, von Gottes Stellvertretern auf dem Wege des Lebens führen lassen, auf Irrwege geleitet und ins Unglück gestürzt werden. Erfahrungsgemäß gerät man nicht durch kirchlichen Gehorsam ins falsche Geleise, sondern durch Eigenwillen und Selbstgenügsamkeit, durch Eitelkeit und Eigensinn.

Das Licht Christi führt die Guten zur „Auferstehung", (Luk. 2, 34), erhebt die Auserwählten aus dem Schatten des Todes, aus der Finsternis des Irrtums zu höherer Erkenntnis, zu wahrer Aufklärung, zu echtem Fortschritt, zur Vollkommenheit und Seligkeit.

Selig, wer am Ende der irdischen Laufbahn beim Scheine der Sterbekerze beten darf: „Nun entlässest du deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gefunden und gesehen und werden sich desselben hoffentlich auch ewig freuen im Lichte des Himmels". Die Kirche gibt dem Täufling ein Licht. Immer von neuem fleht sie: „Das ewige Licht leuchte ihnen." Möge ihr Gebet sich an uns und den Heidenvölkern erfüllen. —d—

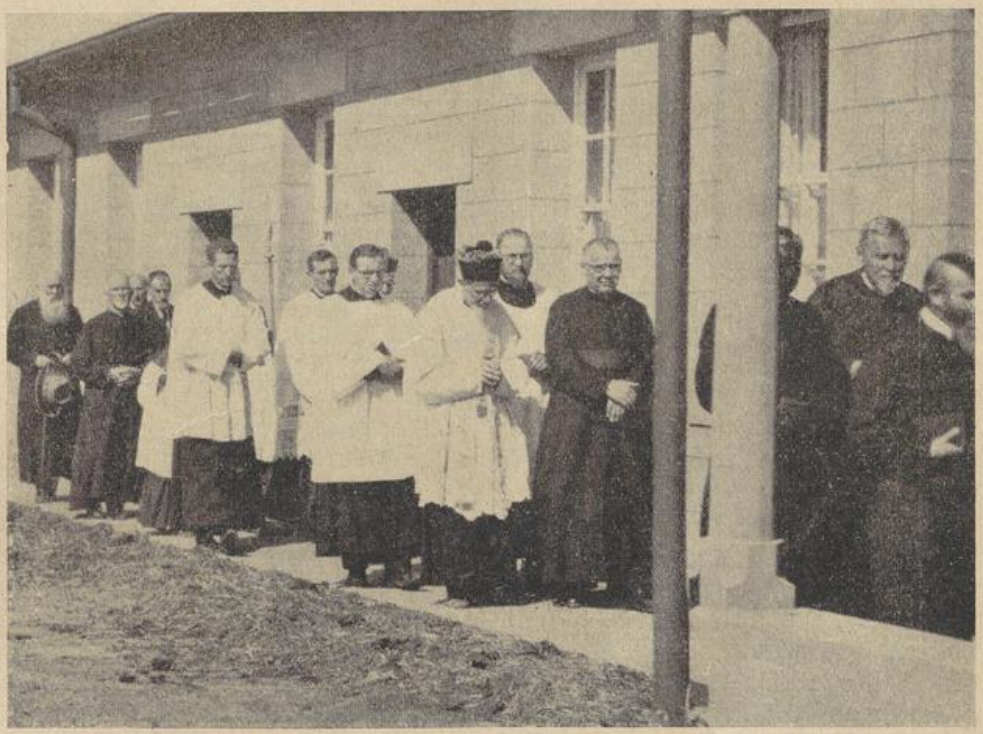
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

„The Coming of the Faith" — „Die Ankunft des Glaubens" — im Süden von Afrika betitelt Dr. John Colgan seine gehaltvollen Aufzeichnungen aus den ersten Zeiten der Geschichte unseres Landes.

Die ersten Europäer, welche überhaupt nach Südafrika kamen, waren natürlich Katholiken, denn damals gab es noch keine Protestanten. Ihre erste Handlung war ein religiöser Akt: sie hißten nicht die Fahne Portugals, sondern das Banner des Reiches Gottes. Es war im August 1486, daß Bartholomäus Diaz ein Kreuz zu Angra Pequene errichtete und auf derselben Seereise ein zweites auf der Insel in der Algoa Bay, welche noch heute infolgedessen den Namen „Santa Cruz" führt. Im Reisebericht werden auch „religiöse Riten" erwähnt. War damals ein Priester an Bord, so bedeutet das die allererste Feier der heiligen Messe in Südafrika! Die erste katholische Kirche, eine bescheidene Kapelle, aber wurde auf der Insel St. Helena erbaut, die noch jetzt mit dem Kap der Guten Hoffnung in enger Beziehung steht.

Die portugiesischen Seefahrer mieden das stürmische Kap und wählten die stille Insel zur Zwischenstation auf ihrer Indienreise. Hier errichteten sie — für lange Zeit als einzigen Bau — ein Gotteshaus . . . Inzwischen vollzog sich in Europa die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts und die goldenen portugiesisch-katholischen Jahre waren auch für Südafrika vorüber. Die Holländer und Engländer rückten ein, in politischer Hinsicht zwar ein Vorteil für das Land, doch die katholische Kirche war damit auf lange Dauer praktisch — ausgeschlossen.



Zum 50jährigen Priesterjubiläum des Hochw. P. Mansuet Poll
Auf dem Weg zur Kirche. Neben dem Jubilar der Hochwst. P. Generalsuperior
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Am 10. 12. 1936 wurde in Mariannhill ein Eingeborener zum Priester geweiht
Das Bild zeigt den Auszug aus der Kirche nach der Weihe
Photo: Mariannhiller Mission

Van Riebek landete hier im Jahre 1651 und hatte sich kaum niedergelassen, als die wenigen Katholiken schon die verschlimmerte Lage zu spüren bekamen. Freilich konnten sie von einem Manne nicht viel erwarten, der zwar die Religion stets im Munde führte, aber es bedauerte, die Eingeborenen nicht zu Sklaven machen zu dürfen. Auch seine Begleitung brachte den Hottentotten statt der christlichen Religion nur Branntwein und Tabak als Lohn des Fortschrittes.

Im Mai 1660 scheiterte das französische Schiff Marechal in der Table Bay und wurde an der Mündung des Salt River von den Wellen an den Strand geworfen. Das Schiff war auf dem Wege nach Madagaskar; die Mannschaften sowie der Bischof an Bord mit der ganzen Begleitung wurden gerettet. Van Riebeks Leute wiesen den Schiffbrüchigen zwar einen Platz an, wo sie ihre Zelte errichten und die gestrandeten Trümmer ausnützen durften, doch mit harten Freiheitsbeschränkungen: die Waffen abgeben, eine gezogene Linie nicht überschreiten und — „keine gottesdienstliche Handlung der Römischen Kirche vornehmen!"

Aus dem Jahre 1674 erfahren wir, daß die katholische Kirche trotzdem im Lande existierte; wenigstens eine Anzahl katholische Laien. Obwohl die öffentliche Ausübung ihres Glaubens streng verboten war, hielten sie doch viel darauf, daß ihre Kinder katholisch getauft wurden, wie die spärlichen Notizen aus jener Zeit bekunden. Besseren Einblick gewinnen wir aus dem Jahre 1685, wo sechs Jesuiten auf ihrem Wege nach Siam am afrikanischen Südkap ankerten. Einem aus ihnen verdanken wir die folgenden sehr interessanten Einzelheiten aus jenen Tagen. P. Tachard S. J. schreibt: „Wir hatten dazumal einen schlimmen Namen und durften nur an Bord unseres Schiffes die heilige Messe zelebrieren. Der Kommandant

Van der Stel nahm uns jedoch sehr freundlich auf, so daß wir erstaunt waren, in diesem weltfernen Ort solche Höflichkeit anzutreffen. Als Astronomen durften wir Jesuiten uns sogar in einem Gartenpavillon des Forts ein kleines Observatorium einrichten. Obgleich mit wissenschaftlichen Beobachtungen Tag und Nacht beschäftigt, bekamen wir doch noch andere Arbeit. Kaum hatten nämlich die Katholiken der Kolonie unsere Anwesenheit erfahren, als sie auch schon insgeheim Besuche abstatteten in den Morgen- und Abendstunden. Es waren Leute aus allen Ländern und Ständen, Freie und Sklaven. Da kamen Franzosen, Portugiesen, Deutsche, Spanier, Flamländer und Indier. Sie zeigten große Freude, katholische Priester zu sehen. Die sich mit Worten nicht verständlich machen konnten, knieten nieder und küßten uns die Hände, zeigten ihre Rosenkränze und Medaillen, schlugen sich an die Brust und weinten vor Rührung. Diese Sprache sagte uns mehr als die schönste Rede und bewegte unsere Herzen aufs tiefste, daß sie diese armen, hirtenlosen Schafe als teure Brüder in der Liebe Christi umfaßten.

Die dienende Klasse der katholischen Südafrikaner wandte sich zahlreich an uns Priester. Wir trösteten sie so gut es bei solchen Sprachverschiedenheiten möglich war, ermahnten sie zur Ausdauer im Glauben an Jesus Christus, zur willigen Dienstbereitschaft und christlichen Geduld. Besonders empfahlen wir ihnen tägliches Gebet, abendliche Gewissenserforschung und eifrige Verehrung der seligsten Jungfrau Maria, damit sie ihnen reiche Gnaden erlange um als wahre Christen zu leben und ihr mächtiger Schutz sei gegen die Gefahren des Abfalles. Jene, die Französisch, Portugiesisch, Spanisch oder Latein verstanden legten ihre Beichten bei uns ab.

Wir besuchten die Kranken in ihren Wohnungen und im Hospital und bezeigten ihnen unsere herzliche Teilnahme. Es war leider alles, was wir tun konnten, denn an Bord des Schiffes durften sie nicht kommen um die heilige Messe zu hören und auf dem Lande war es streng verboten, sie zu feiern. Bereits standen wir im Verdacht, ihnen die heilige Kommunion gebracht zu haben. Denn als eines Tages zwei unserer Patres ein Mikroskop unter goldverziertem Tüchlein vom Schiff ans Land trugen, glaubten einige Passanten, es wäre ein verborgener Sakramentsbehälter. Sie kamen herbei und wollten es genau sehen. Die Patres ließen die Argwöhnischen frei in das Mikroskop schauen. Dann sagte einer von ihnen: „Ich wollte mich vergewissern, denn ich weiß, daß Ihr die größten Feinde unserer Religion seid . . .“ Wir antworteten mit schweigendem Lächeln und gingen unseres Weges.

Im Jahre 1686 strandeten zwei portugiesische Priester und wurden in Rondebosch einquartiert bis sich Gelegenheit zur Rückreise nach Europa fand. Auch diesen wurde nicht erlaubt, Messe zu lesen. Das war ein Privileg, auf welches das arme Südafrika damals noch über 100 Jahre warten mußte.

Von 1686 ab verschwindet die katholische Kirche ganz aus den Blättern der Geschichte Südafrikas. Durch das ganze folgende Jahrhundert blieb die religiöse Freiheit dauernd eingezwängt. Die Lage besserte sich erst, als nach der zeitweiligen Herrschaft der Engländer im Lande die Holländer zurückkehrten. Am 25. Juli 1804 veröffentlichte Commissionär General de Mist ein Duldungsdekret welches erklärte, daß „allen religiösen Gemeinschaften, die für Förderung der Tugend und guten Moral eintreten und ein allmächtiges, höchstes Wesen verehren, gleichmäßiger Schutz durch das Gesetz gewährt sei“.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Erlaß wurde zur Magna Charta für Südafrika. Sogleich machten die Katholiken von der endlich erlangten Freiheit Gebrauch. Die Patres Johannes Lansink, Jakob Nelissen und Lambert Prinsen haben die Ehre, die ersten Priester zu sein, welche in der Kapkolonie frei ihres Amtes walten durften. Im Oktober 1805 wurde ihnen in der Festung ein Zimmer zur Verfügung gestellt, wo sie für die katholischen Soldaten Gottesdienst halten und die heilige Messe lesen konnten. Diese Freiheit erfuhr aber in den nächsten Jahren durch englischen Eingriff einen empfindlichen Rückschlag, denn die drei Priester mußten die Kolonie verlassen. 1817 erlangte Bischof Poynter, Apost. Vikar vom Englischen Midlandsdistrikt, von Lord Somerset die Information: „daß alle religiösen Bekenntnisse in der südafrikanischen Kolonie nicht bloß geduldet, sondern zu den gleichen Freiheitsprivilegien berechtigt seien." Damit schloß die lange Periode des Ausschlusses. 1820: Am Neujahrstage traf der Apost. Vikar von der Insel Mauritius in Kapstadt ein, unter dessen Jurisdiktion das Kapland nun stand. Father Scully, einer von seinen drei Priestern, übernahm die Seelsorge. Einige Beschränkungen mußte der Bischof gleichwohl noch in Kauf nehmen. Die freie Ausübung der katholischen Religion wurde nur unter der Bedingung zugestanden, daß „bestellte Aufseher die Finanzen der Kirchgemeinde kontrollieren." Freiwillige Spenden für Taufen, Heiraten, Begräbnisse usw. durften nur gesammelt und damit mußte der Priester und sein Haus unterhalten werden.

Der Burgher-Senat bewilligte ein kleines Grundstück in der Harringtonstraße. Mit großen Schwierigkeiten, geborgtem Geld und schlechtem Material wurde hier die erste kleine Kirche von Kapstadt gebaut, die jedoch schon 1837 einem Unwetter zum Opfer fiel. Der gute Father Scully aber erfuhr von der damaligen Zivilbevölkerung solch unerträgliche Mißhelligkeiten, daß er im Juli 1824 Kapstadt und der Kolonie den Rücken kehrte. . . . Die Feindseligkeiten von den damaligen Gegnern der katholischen Kirche dauerten noch manches Jahr und erinnerten auch hierdurch das „Kap der Guten Hoffnung" an seinen früheren Namen, indem es bekanntlich als „Sturmkap" berüchtigt war.

Vom heroischen Gehaben schwarzer Edelmänner

Von P. Odo Ripp CMM.

In der guten alten Zeit führte man im Lande der Bantuvölker im allgemeinen ein gemütliches, friedliches Leben. Die Menschen jedes Himmelsstriches sind von Natur eben keine Wilden. Die Wildheit ist bloß etwas Anerzogenes. Wenn irgendein ehrgeiziger Tyrann oder blutdürstiger Gewaltmensch über ein Volk die Oberhand gewinnt, dann werden die niederen Instinkte, die im Menschen schlummern, aufgepeitscht und zur Verübung jeglicher Untat angeleitet. Diese Erscheinung findet sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

Toller und niederträchtiger konnte es nirgends und niemals getrieben werden als jetzt, wo man von kommunistischen Freveltaten in Europa liest. Das sind Ausbrüche wilder Leidenschaften, die nur solange toben, als sie von dämonischen Menschen aufgestachelt werden. Das Menschenwesen ist eben einzig in seiner Art. Als eine Zusammensetzung von Geist und

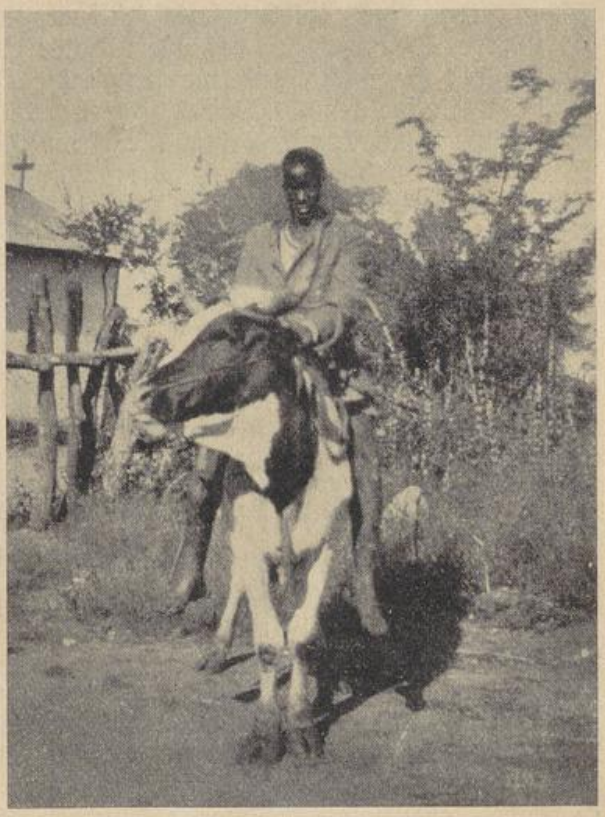
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leib schwankt es beständig zwischen des Himmels Höhen oder versinkt in den Tiefen des Schlammes, je nachdem das Gute oder Böse in ihm zur Herrschaft kommt. Sind die bösen Geister, die sich ab und zu der Menschen bemächtigen, verschwunden, so ist es wie nach einem gewaltigen, die ganze Natur aufwirbelnden Gewittersturm. Eine stille feierliche Ruhe tritt dann ein, alles in Schlupfwinkel geflüchtete Leben kommt zum Vorschein und erfreut sich wieder des Daseins. Der Mensch atmet wieder frei auf, wenn er in Friedenszeit ungehindert seinem Tagewerk nachgehen kann.

Um sich eine Vorstellung von einem schwarzen Kraalherrn (Umnumzana) machen zu können, muß sich der Europäer in biblische Zeiten zurückversetzen und sich das Leben der Patriarchen vergegenwärtigen. Diese waren wirkliche Könige in ihrem Bereiche. Sie hatten große Familien, reichen Hausstand und besaßen zahlreiche Herden. So ähnlich war es auch hier und bei manchen Heiden ist es zum Teil auch jetzt noch so. Was bei diesem Ansehen bewirkt und ihren Ruhm begründet, sind eine Anzahl Weiber, ein großes Rudel Kinder und ein ansehnlicher Viehbestand. Alles das ist produktiv, eines nährt das andere und sichert ein gemütliches Leben ohne viel Mühe und Arbeit. Früher konnte sich der Umuntu ein Weib heimführen für ein Stück Vieh, einige Ziegen oder einen primitiven Pflug. Für das Vieh war übergenug Grasland vorhanden. Ersteres nährte und kleidete das ganze Hausgesinde. Aus Tierfellen gerbte und verfertigte man allerlei zierliche Kleidungsstücke; Fleisch und Milch in allen Formen lieferte ein gesundes Essen. Was Wunder, wenn da ein gesunder Menschenschlag mit ebenmäßigen Formen emporwuchs. Im Gehöft wimmelte es von frischen, pausbackigen Kindern, die ja nach ihrer körperlichen Entwicklung einige Gattungsnamen hatten.

Sobald die Büblein etwa sechs Jahre zählten, verflocht sich ihr Leben draußen auf der Weide mit den Kälbern und Ochsen. Das war eine harte Schule. Was da die Hirtenbuben alles lernten und trieben, ist ein eigenes Kapitel. Die ganze Natur und Umwelt lernten sie dort kennen, und jeder ging aus dieser Schule als ein williger, recht zahmer Junge hervor, der jedem seiner älteren Genossen mit Achtung begegnete. Das wurde ihm beigebracht durch das System, das bei dem Hirtenleben beobachtet wurde.

Die Erziehung der eingeb. Mädchen vollzieht sich in der Nähe der Mutter, die



Der Ochse als Reittier in Südrhodesia
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Bei gutem Appetit!
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

ihnen alle häuslichen Arbeiten lehrt. Sobald die kleine Fee fest auf ihren Füßen stehen kann, wird sie als Kindsmagd angestellt. Ihr Rücken dient als Wiege. Gewahrt sie, daß die Mutter ein neues Kind in den Armen wiegt, stellt sie wohl auch die neugierige Frage: „Mutter, wo hast du das Kindlein hergeholt? Dabei zeigt die Mutter auf die Arme. Erfreut über solche Entdeckung, springt die kleine Fee im Hofe herum und singt andern Kindern das Liedchen vor: „Meine Mutter erhielt ein Kind und entnahm es ihrem Arme." Doch bald wissen die schwarzen Kinder um das Geheimnis des werdenden Lebens und man könnte keineswegs sagen, daß dies Wissen ihre Liebe und Achtung gegen die Eltern beeinträchtigte. Eine andere Arbeit, zu denen die Mädchen herangezogen werden, ist das Wasserholen an der Quelle. Da lernen sie mit staunenswertem Geschick den Krug lose auf dem Kopfe tragen, indem sie durch allerhand Gestikulationen den Krug im Gleichgewicht halten. Weitere Mädchenarbeiten sind Holz lesen und Mais und Hirse auf dem Mühlstein zerreiben. So leisten die Kinder ihren Eltern viele Dienste und ihr Sprichwort bewahrheitet sich: „Nachwuchs erzielen heißt sich die Knochen ausstrecken" zu bequemer Ruhe.

Mit besonderer Vorliebe schauen diese Leute auf ihre weibliche Nachkommenschaft. Solch ein Wesen wächst in ihrer Vorstellung zu einer Herde Vieh aus und gilt ihnen als Einnahme-Quelle, die heutzutage leider sehr getrübter Natur ist.

Auf solch ganz heidnischer Grundlage, wo das Seelenheil der Kinder keine Rolle spielt, läßt sich leicht eine große Familie aufbauen, in deren Mitte man dann als Haupt den großen und vornehmen Herrn spielen kann. Der Kraalherr führt das Kommando auf Lebenszeit. Auch wenn er große, verheiratete Söhne hat, bleiben diese seinem Zepter unterstellt. Er regelt alle Familienangelegenheiten, führt überall den Vorsitz und wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vom ganzen Gesinde hoch geachtet. Keine seiner Frauen darf ihn mit dem Rufnamen anreden. Jede muß ihn mit dem Familiennamen (isibongo) oder „Vater von dem und dem Kinde" nennen. Bei Mahlzeiten wird ihm eigens aufgetragen. Die Gerichte werden ihm auf einer Unterlage (isitebe) vorgestellt, die er dann mit einem Löffel einnimmt, während die andern Hausgenossen mit den Händen ihr Essen aus einer gemeinsamen Schüssel zu nehmen haben. Der Anstand verbietet es, vor dem Hausvater vorbeizugehen; man geht hinter seinem Rücken vorbei. Ihm ist manches erlaubt, was anderen nicht zusteht.

Wie herrisch und gemütlich es in alter Zeit bei der Amaqwabe-Sippe zuging, zeigen die folgenden Bräuche. Hatten die Edelmänner bei irgendeinem ihresgleichen ein Stelldichein, so wurde ein Gefäß weißen Käses (amasi) aufgetragen, mit einem Holzlöffel quer über den Topf. Dieser wurde dem Rangältesten vorgestellt. Dieser schöpfte nun einen Löffel voll aus dem Gefäße, aß und verschluckte bedächtig den kühlenden Imbiß. Dann reichte er den Löffel seinem rechten Nachbarn, der mit derselben Behäbigkeit seine Portion verzehrte. So ging der Hafen in der Runde herum, bis jeder seinen Löffel voll zu sich genommen hatte. Der Letzte deckte das Gefäß schön zu und legte den Löffel wieder oben drauf. Es folgte ein zweiter Gang aus einem kleinen Krüglein mit Hirsebrei. Jeder nippte der Reihe nach von dem gelblichen Unklar bis die Runde fertig war.

Nachdem die Zunge auf diese Art etwas gewetzt war, wurde irgend ein Thema aus dem Leben besprochen. Darüber können diese Leute „die Sonne untergehen machen". Wenn nun ein Gast merkte, daß „die Sonne schon lange Schatten warf", so meldete er sich zur Heimkehr. Er bat die Übrigen ihn zu begleiten. Dienstwillig erhob sich die ganze Gesellschaft und gab ihm das Geleite. War man etwa zehn Minuten auf dem Wege, machte man kehrt um, und alle, auch der zu Begleitende, gingen wieder zum Gehöfte zurück. Als nach einer Weile sich wieder andere zur Heimkehr meldeten, wurden auch sie in gleicher Weise heimbegleitet. So ging es der Reihe nach bis die Nacht hereinbrach.

Natürlich blieben nun alle beim Gastgeber, der jetzt einen Ochsen schlachtete, woran sich alle gemütlich tun konnten. Vielleicht roch dieser kommende Braten schon in der Nase dieser Schlauberger, oder wollten sie andeuten, daß die erste Bewirtung doch eine zu große Leere in ihrem Magen zurückließ.

O Zeiten! O Sitten!, wo die Menschen in solch kindlicher Einfalt und Gemütlichkeit Kurzweil trieben.

War am anderen Morgen das Mahl beendet, verabschiedete man sich höflich von dem Gastgeber mit dem Gruß: „Das Gelage wurde von dessen Eigentümer bewirtet".

Kirche und Schule, Erziehung und Unterricht, religiös-sittliche, geistige und körperliche Bildung sind die Angelpunkte der katholischen Missionserziehung. Es ist Raphaelsdienst der katholischen Weltmission an den Völkern.

Die katholische Missionsarmee schlägt die Schlachten des Herrn. Sie führt den glorreichsten, friedlichsten und beglückendsten aller Kriege.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

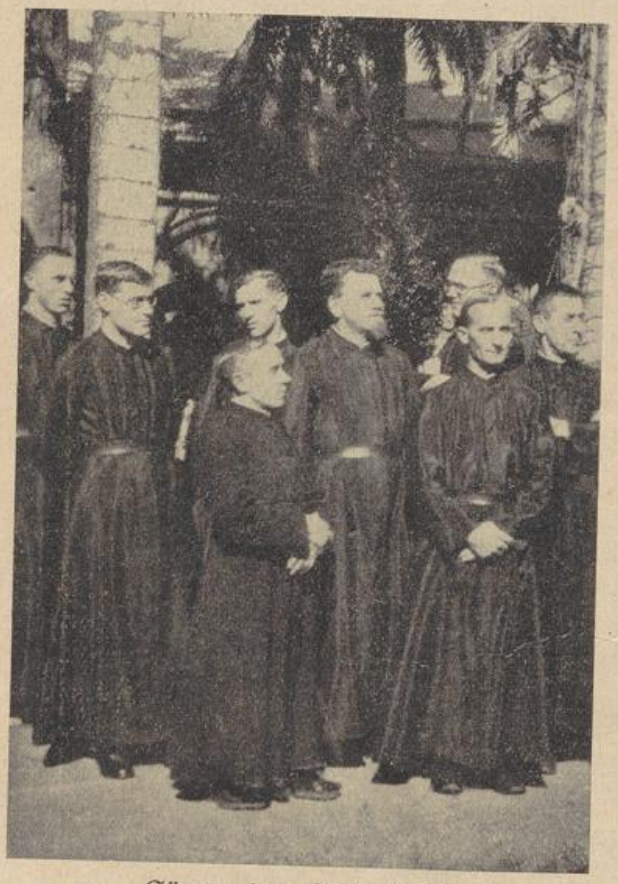
Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Hastreiter CMM. (Fortsetzung)

2. Durch den Urwald

Kaum waren wir dem Gewirr und Gewimmel der Hüttenstadt entronnen, da mündete der Weg ein in einen Urwaldbusch. Die Richtung war nach Nord-Osten, dem Sudan zu. Die Straße war nicht schlecht, sogar basaltiert, wohl schon aus strategischen Gründen. Das Land war eben und sumpfig, eine Brutstätte für Moskitos und verseucht von Malaria. Die üppige Vegetation rechts und links bildete ein wahres Eldorado für wilde Tiere: Löwen und Leoparden, Elefanten und Schlangen und besonders Affen. Kein Urwaldriese schlug ein schattiges Zelt über den Weg, aber wilde Palmen und Bananen, Mangroven und Kakteen und andere tropische Sträucher, von Lianen umschlungen, schufen ein fast undurchdringliches Dickicht.

Während wir durch dieses afrikanische Paradies hindurchflitzten, pfiff und sang der leichtsinnige Begleiter des Chauffeurs übermütige Weisen in der Sprache seines Volkes. Er schien ein richtiges Phlegma zu sein, ein Faultier und Stinktier, während der andere sein ganzes Augenmerk dem Wagen schenkte und cholerische Anwandlungen verriet, wenn das Auto nicht richtig arbeitete. Er fluchte, biß die Zähne aufeinander und knirschte. Er rollte wilde Augen zu seinem Nachbarn herüber, aber auf den machte es ebensoviel Eindruck wie eine Beethoven-Symphonie auf eine Kuh.



Sänger von Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Nach etwa einer halben Stunde tauchte vor uns ein größeres Nest auf, von vielleicht einigen hundert Einwohnern. Wir fuhren eben ein. Da, ein Knall! Das Phlegma schielte nach uns zurück, fletschte seine milchweißen Zähne und grinste: „Finished, fertig!" Der Reifen war geplatzt. Wir sprangen aus dem Wagen und sofort waren wir von den Eingeborenen umringt. Wie es schien, ließen sich hier selten Weiße blicken, da wir so auffielen und angestaunt wurden.

Während die zwei Fahrer sich bemühten, den Ersatzreifen einzusetzen, sahen wir uns um. Werkstätten standen am Wege, vollständig im

Freien, nur durch ein Dach gegen die Sonne geschützt. Hämmer klopften, Sägen sangen, Hobel knirschten, schwarze Arme rührten sich und Maschinen summten und surrten das Lied der Arbeit. Freilich, die Hast und den Eifer der weißen Arbeiter darf man hier nicht erwarten, das würde schon die Hitze verbieten und der Neger hat immer Zeit. Bei uns sagt man: Zeit ist Geld, der Neger sagt: Zeit ist nichts.

Die Leute trugen hier schon mehr europäische Kleidung, wenn auch die Tracht die mohammedanische Religion verriet; nur die Kinder waren meist nackt oder mit Lendenschürzen bekleidet. Frauen mit Körben und Töpfen auf dem Kopfe und Mädchen mit kleinen Kindern auf dem Rücken, gesellten sich zu den frechen Jungens um uns.

Ich fragte einen schwarzen Polizisten, wie groß der Ort sei und er sagte mit wichtiger Miene: „It's a big city, Sir, es ist eine große Stadt, mein Herr"; aber weder von „groß" noch von „Stadt" war eine Spur. Sehr fragliche Düfte, die Unordnung und der Schmutz ringsum erinnerten uns daran, daß hier die Kultur noch in den Kinderschuhen steckte.

Gott sei Dank! Unser Auto war wieder flott und wir waren froh, als wir das muffige Nest wieder hinter uns hatten. Wieder säumte der Urwaldbusch den Weg. Die Luft schwamm von der Sonnenglut. Die Augen brannten von dem grellen Licht. Unaufhaltsam sausten wir auf der Straße dahin.

Das Phlegma kauerte wieder neben dem Chauffeur in seiner Ecke, wie eine Kröte im Loch und trällerte seine ewig gleichen Melodien. Hie und da steckte er sich eine Zigarette ins Gesicht und wir hinten hatten den Genuß, den Rauch einzuatmen, den er durch seine Nase jagte.

Auf einmal wieder ein Knall, stärker als vorher. Wir fuhren zusammen: was ist los? „Finished" bemerkte wiederum das Phlegma gleichgültig und langgedehnt und gähnte. Am liebsten hätten wir ihm eine geschmiert, daß er sich drehte wie ein Kreisel. Wir waren sehr verärgert. Wieder stiegen wir aus, brummten etwas in den Bart, den wir nicht hatten, lüfteten den Tropenhelm und wischten den Schweiß von der Stirn. Wir besichtigten den Schaden. Der Mantel eines Vorderreifens hatte ein handgroßes Loch.

Den Schaden auszubessern, das mußte eine längere Zeit in Anspruch nehmen. Es mochte etwa 1.30 Uhr sein. Die Sonne stand fast lotrecht über uns. Ihre Strahlen stachen uns in den Rücken wie glühende Dolche. Der Fahrer zog sein Hemd und seine Hose aus und machte sich ans Werk. Das Phlegma aber brannte sich eine neue Zigarette an.

Nun zogen sie einen alten Autoreifen hervor und wollten ein Stück daraussschneiden. Dazu hätten sie ein gutes Messer gebraucht, aber keiner hatte eines bei sich, wir auch nicht. Da wandte sich der Mechaniker an mich: „Massa, give me your knife", Herr, geben Sie mir Ihr Messer". Dabei nahm er mir schon den Dolch aus der Hand. Aber leider erwies sich die Klinge als reines Blech. Es sollte auch keine Waffe sein, sondern nur ein Schmuckstück als Andenken. Das war eine entsetzliche Fislerei, bis der Schwarze das nötige Stück heruntergemetzgert hatte. Dabei lief ihm der Schweiß am ganzen Körper über die fettglänzende Haut.

Inzwischen standen wir drei Europäer auf der Straße. Rechts und links dichter Urwaldbusch. Ich linste hinein in das Dickicht, aber es war undurchdringlich. Ein heimlicher Schauder lief mir über den Rücken. Wenn jetzt rechts eine Löwe herausspränge und links eine Riesenschlange und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich wäre in der Mitte, Donnerwetter, das gäbe aber eine Sauerei. Die Biester fräßen mich auf samt Tropenhelm und Dolch. Ich glaube zwar, daß Tropenhüte schwer verdaulich sind, aber den Dolch könnte der Löwe gut als Zahnstocher gebrauchen.

Volle dreiviertel Stunden standen wir auf einem Fleck. Wir ärgerten uns grün und blau. Aber was half es? Ich sagte nur zu meinen Begleitern: „Wenn sie jetzt nicht bald fertig sind, müssen wir noch etwas warten!" Dieses geistreiche Wort war uns ein großer Trost. Neu gestärkt nahmen wir das Kreuz wieder auf die Schultern.

Endlich, endlich war das Auto wieder startbereit. Wir stiegen ein. Ein Rattern und Rollen. Der Motor zog an. Wieder rasten wir davon. Es konnte nicht mehr weit sein.

Die Landschaft bot wenig Abwechslung. Hie und da war der Busch unterbrochen durch ein Negerdorf mit dem üblichen Lärm und Schmutz und Gestank. Aber einzelne Gehöfte begegneten uns nicht wie in Südafrika, vielleicht wegen der Gefahr von wilden Tieren.

So ging es flott dem Ziele zu. (Fortsetzung folgt)

Bekenne stets deine Farbe

Von P. Solanus Peereck CMM.

Gründung der Richmond-Mission

Ein gutmütiger Nichtkatholik, dessen Frau eine Heidin war, erlaubte mir, in seinem geräumigen Hause den Heiden und den Andersgläubigen Religionsunterricht zu geben und schließlich auch noch, in einem freien Zimmer die heilige Messe lesen zu dürfen.

Deshalb schleppte ich von Einsiedeln aus alles Nötige für die Messe, wie Altar, Pult, Meßbuch, Meßkleider, Leuchter, Bilder usw. nach Richmond.

Dort las ich dann jede Woche einmal die heilige Messe und gab den Heiden und Protestanten Katechese. Alles ging hübsch voran. Am 9. Sonntag nach Pfingsten, in dessen Epistel es unter anderem heißt: „Das Volk setzte sich zu essen und zu trinken und sie standen auf zu tanzen. Lasset uns nicht Unreinheit treiben" usw., nahm die Sache eine Wendung. Da ich erfuhr, daß unser Hausherr mit seiner angeblichen Frau gar nicht verheiratet sei, erklärte ich die Epistel etwas deutsch und streute ein bißchen Pfeffer auf, d. h. ich bekannte die Farbe. —

Schon am nächsten Tage kam zu mir ein Eilbote mit einem Brief von unserem Engländer, in dem es hieß: „Nimm sofort Deine sieben heiligen Sachen aus meinem Hause heraus. Ist binnen 24 Stunden nicht alles draußen, so werfe ich Altar, Kerzen, Bilder, Meßkleider und allen heiligen Kram hinaus auf einen Haufen und verbrenne die ganze Geschichte."

Gleich suchte ich mehrere gute Leute zusammen, belud diese mit den Kirchengeräten und so zogen wir aus Jericho hinaus und wollten ein Jerusalem suchen und uns dort niederlassen. — Als wir die Straße entlang zogen, begegnete uns ein christlicher Mann, dem ich meine Not klagte. —

„Weißt Du was", sagte der Schwarze, „ich habe von einem Kuli ein Blechhaus gepachtet mit fünf Zimmern. Ich will Dir eines abtreten. Darin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kannst Du Deine Kirchensachen unterbringen, Gottesdienst und Katechese halten." — Mit einem kräftigen „Deo gratias" nahm ich das Liebeswerk des schwarzen Christen an.

Im Laufe des Jahres wurde das Blechhaus und das Stückchen Land, worauf es stand — gegen zwei Morgen — von dem Eigentümer zum Verkauf angeboten. Ein Viehhändler bewarb sich um dasselbe, aber Mariannhill kam ihm im Kauf zuvor. — Heute steht eine nette, massive Kirche, eine Eingeborenen-Schule und eine Schule für Halb-Weiße dort.

Hätte ich damals, als ich das Gnadenbrot des gesunkenen Engländers aß, nicht die katholische Farbe bekannt, so hätte mich der Engländer in seinem Hause sitzen lassen. Unter diesen Umständen hätte ich mich nicht um den Verkauf jenes Blechhauses gekümmert, vielmehr hätte es der Viehhändler gekauft. Dann wäre für die katholische Kirche ein sehr dankbares Missionsfeld verloren gegangen. Deshalb muß man immer ehrlich die Farbe bekennen. Der Himmel wird seinen Segen dazu geben.

Gründung von Mhlabatshane

Das Volk von Mhlabatshane kam zum Gottesdienst nach St. John. St. John ist von andersgläubigen Farmern eingeschlossen. Dort gibt es nur wenig Katholiken. Das Gros kam von Mhlabatshane, wo die Eingeborenen eigene Farmen haben.

Um diesem guten Volke entgegenzukommen, suchte ich nach Mitteln und Wegen, um in Mhlabatshane selbst in irgendeinem Hause die heilige Messe lesen zu können. Dann wäre auch den Alten, Kranken und Elenden Gelegenheit geboten, die heiligen Sakramente zu empfangen und den Gottesdienst zu besuchen.

Bald fand sich ein reicher eingeborener Farmbesitzer, der mir in seinem Steinhaus ein großes Zimmer zur Abhaltung des Gottesdienstes abtrat. Alles ging gut voran, bis sich die älteste Tochter unseres Gönners in einen bösen Burschen verliebte.

Nach heidnischer Sitte wird die Verlobung dadurch bekräftigt, daß man im Hause der Braut zwei bis drei große Fässer Bier braut, die dann von jungen Mädchen und den Freundinnen der Braut in das Haus des Bräutigams getragen werden. Das geschieht gegen Abend und dann wird die Nacht hindurch getrunken, getanzt und Unfug getrieben.

Als ich von dem Vorhaben unseres Gönners hörte, warnte ich ihn, er solle keine heidnischen Gebräuche dulden, zumal in seinem Hause Gottesdienst gefeiert werde.

Da der Mann aber auf meine Warnung nichts gab und seinen Kopf durchsetzte, so war ich gezwungen, in der nächsten Christenlehre den Fall zu erklären, zu beleuchten und zu verurteilen, kurz, die Farbe zu bekennen.

Schon am nächsten Tag kam ein Bote, durch den mir unser Gönner verbot, den Gottesdienst noch ferner in seinem Hause zu halten, und ich solle schleunigst alle meine Kirchensachen heimholen. —

Was nun?

Bei der Lösung dieser Frage fand ich, daß der Nachbar unseres Gönners, der auch ein kleiner Farmbesitzer war, in finanzieller Not sei. Die Juden waren ihm auf den Fersen. Sie wollten ihm seine Farm verkaufen, wenn er den Zins vom Kapital, das der arme Mann von jenen ausgeliehen hatte, nicht sofort bezahle.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Schweizer Missionsstudenten bei einem Ausflug
Photo: P. Meinrad, Altdorf

Es handelte sich nur um eine kleine Summe. Der Mann wollte seine Farm verkaufen. Da versprach ich ihm, den Zins an die Juden zu zahlen. Dabei behielt ich mir die Bedingung vor, falls er sein Land verkaufe, so solle er vier Morgen für Mariannhill abschneiden lassen, die dann Missionszwecken dienen sollten. — Der Mann war glücklich und zufrieden darüber und als bald darauf der Geometer kam, um das Land zu vermessen, schnitt er vier Morgen für Mariannhill von der Farm ab.

Der Himmel scheint die Gedanken in die Hand des Geometers gelenkt zu haben, denn auf diesen vier Morgen Land stand die Schule einer Sekte mit 40 Kindern, die auf diese Weise auch Mariannhill zufiel. — Diese vier Morgen Land wurden mit Draht abgezäunt. Wenn jetzt Missionare von der weit entfernten Missionsstation Maria Trost zur Bahn nach Highflats fahren, so haben sie hier einen schönen Ausspannplatz und eine Nachtherberge; denn die Bahnstation kann man nicht in einem Tage erreichen.

Als der Nachbar später seine Farm zum Verkauf aufbot, kaufte Mariannhill dieselbe, da man in diesem Revier schon festen Fuß gefaßt hatte und die Mission hier gesichert war. Außerdem liegen hier nur Eingeborenen-Farmen, die keiner Verschiebung unterworfen sind.

Hätte ich damals zu dem unerlaubten Biergelage geschwiegen, so hätte ich in dem Zimmer des Gönners meine kleine Mission weiter gehalten. Die Nachbarfarm wäre verkauft worden, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt hätte, und das ganze große Missionsfeld wäre ein für allemal der katholischen Kirche verloren gegangen.

Deshalb nochmals: Stehe ein für das Gute und bekenne stets Deine Farbe, und der Himmel wird Dir geben seine Garbe.

. . . Der furchtbare Ernst der Stunde fordert gebieterisch, daß wir dem Opfersinn der dämonisch unterbauten Welt mit der Leidenschaft und dem grenzenlosen Opfermut der Kinder Gottes antworten!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vom Hexenprozeß bei den Bantus

Von P. Odo Ripp CMM.

Von jeher hat es in der Menschheit gespukt. Der erste und verhängnisvollste Teufelsspuk ereignete sich im Paradiese unter dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Die vom Betrüger angepriesene Frucht bewirkte den geistigen Tod der Seele, sowie den Verlust so vieler übernatürlichen Gaben, die der Schöpfer in freier Huld den Stammeltern verliehen hatte. Mit dem Sündenfall wich die Wahrheit aus ihrem Verstande, die Gerechtigkeit aus ihrem Willen und die Güte aus ihrem Herzen. An deren Stelle trat der Irrtum, die Sünde und die Verderbtheit. So ward dem Versucher die Gelegenheit gegeben, „das Geheimnis der Bosheit" in der Menschenseele auswirken zu lassen. Wie viel Unheil und Verderben aus diesen Giftpflanzen hervorwachsen kann, zeigt die tägliche Erfahrung. Übeltäter jeder Schattierung sind stets an der Arbeit, ihre bösen Pläne und übelwollenden Absichten an ihren Mitmenschen zu verwirklichen.

Derlei Hexen hat es zu allen Zeiten und in allen Zonen gegeben. Solche werden auch nicht aussterben, solange sich die Menschen in ihrer Prüfungszeit für das Gute und Böse entscheiden können. Kein Wunder, daß man sich zu allen Zeiten gegen diese Schädlinge am Körper der Menschheit gewehrt hat und auf Mittel sann, sich derselben zu entledigen. Diesem Zwecke dienten die Ordalien, die Gottesgerichte und Hexenprozesse in früheren Zeiten. Natürlich verbarg sich unter dem Hexenwahn ein gutes Stück Unwissenheit und falscher Argwohn. „Die größten Übel der Menschheit", meint St. Augustinus, „kommen in der Tat sehr oft von falscher Beargwöhnung. Du bildest dir ein, der und der haßt dich, während er vielleicht für dich wohlwollende Gesinnung hegt, und dieser verfluchte Verdacht läßt Feindschaft entstehen" Sermo 306. Wenn solche Übelstände bei Christen sich finden, so ist das weit mehr der Fall bei Heiden, deren Verstand und Herz umnachtet und verfinstert ist. Sagen sie doch selbst: „Unwissenheit ist Tod." Wie pechschwarze Nacht lagert diese Unwissenheit vieler natürlicher Erscheinungen auf ihrer Seele. Bei Krankheiten und Unglücksfällen sehen sie die Zusammenhänge mit natürlichen Ursachen nicht ein. Dafür beargwöhnen sie sofort irgendeinen nichtsahnenden Nachbarn. Das ist bei diesen Leuten eine so üble Gewohnheit, daß sie jedes Ungemach und jeden Todesfall als das Werk eines Zauberers ansehen. Diesem Übeltäter will man auf die Spur kommen, er muß „ausgerochen" werden. Darum geht man zum Wahrsager und läßt sich für einen Schilling das Rätsel lösen. Das ist auch heute noch so Brauch bei Heiden und wackeligen Christen, obwohl dieses „Ausriechen" nach den jetzigen Landesgesetzen verboten ist.

Bevor die weiße Herrschaft kam, fanden die Hexenprozesse größeren Stiles in folgender Weise statt. Ereigneten sich in einer Gegend mehrere Sterbefälle oder irgendein außerordentliches Vorkommnis, wie das Einfangen einer Wildkatze oder eines Matindana (Art Kobold), die natürlich von einem Zauberer geschickt waren, so meldete man solche Fälle einem Hauptmann, der die Sache an den Häuptling berichtete. Nachdem man diesem eine Bezahlung überreicht hatte, gab er die Erlaubnis, daß die Kläger bei dem Wahrsager um eine Klarstellung (umhlahlo) betreffs der Ursachen dieser Ereignisse nachsuchen konnten. Deuteten dessen Aussagen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf Zauberwerk hin, das von Menschen verübt wurde, so erfolgte die Einberufung aller Männer jener Gegend. Alle waren mit Stöcken und Knütteln versehen. Es erschienen auch alle männlichen Wahrsager in ihrer unheimlichen Tracht. In ihrer Hand hielten sie Antilopenschweife.

Die ganze Versammlung bildete einen Kreis, mitten drin fanden sich die Hellseher. Alsbald begann ihr Teufelswerk. Wie schnüffelnde Hunde sprangen sie im Kreise herum, forderten die mit Stöcken versehenen Männer auf: „Schlaget und hämmert auf den Boden, damit wir sehen. Sind etwa Zauberer da, welche die Untertanen des Königs töten? Die Wahrsager werden sie ausriechen." Unterdessen gebärdeten sie sich wie wilde Furien. Es erdröhnte der Boden unter der Wucht der Stockschläge, die im Takt auf die Erde fielen. Mit ihren blitzenden Augen glotzten sie auf die in der Runde sitzenden Männer. Wurden sie gewahr, daß der eine oder andere anfing zu schwitzen und scheu ihre Augen mied, oder daß seine Muskeln am Oberschenkel zuckten, so erblickten sie darin Zeichen seiner Schuld. Mit gesteigerter Raserei machten sie dann Luftsprünge, als ob sie „über Grashalme flögen", drangen auf den Schuldigen ein, lehnten sich über ihn und deuteten mit den Antilopenschweifen auf das gehetzte Opfer. Dieser wurde alsdann zur Seite geschoben und in Verwahrsam gehalten. Nachher ging der Teufelstanz weiter, um noch andere Zauberer auszuriechen. Zuletzt wurden die armen Opfer zu Tode gedroschen oder auf grausame Weise gepfählt, indem man ihnen von unten her einen Pfahl in den Leib trieb.

Gott weiß, wie viele unschuldige Opfer so ihr Leben lassen mußten. Denn sollten sich wirklich Zauberer gefunden haben, die anderen Gift verabreicht hatten, so ist wohl anzunehmen, daß derlei Subjekte nicht beim Hexenprozeß erschienen, sondern ihr Heil in der Flucht suchten. — Wie viele der Anwesenden beim Ingomboco mochten zu schwach gewesen sein, den dämonischen Blick der Wahrsager zu ertragen, so daß sich ihrer Angst und Schrecken bemächtigte, die ihnen den Schweiß auspreßte und das Schlottern der Glieder verursachten.

Beim heutigen Wahrsagen geht es zwar gelinder zu, aber die Wirkung unter dem Volke ist immerhin sehr verderblich. Dadurch entsteht viel Haß und Feindschaft; die fälschlich Ausgerochenen werden moralisch getötet. Solche Leute sind in Acht und können sich in ihrer Umgebung nicht mehr halten. Dies ist eine der Ursachen, warum die Schwarzen so oft ihren Wohnsitz ändern und ihr Zelt in andere Gegenden verlegen.

Wenn man von solchen grausamen Bräuchen des Heidentums hört, gewinnt man einen Einblick in die unselige Tyrannei Satans, die er durch seine Helfershelfer über diese unglücklichen Menschen ausübte. Ihr Dasein verlebten sie in ständiger Einschüchterung und Beklemmung, die erdrückend auf ihrem Geiste lag und jedes höhere Seelenleben in ihnen erstickte. Wie glücklich und froh fühlen sich jene, die sich jetzt Christus, dem Licht der Welt in Treue angeschlossen haben! Sie genießen die Freiheit der Kinder Gottes, und aus ihren begnadeten Seelen leuchtet der Widerschein des ewigen Lebens auf. Aber glücklich zu preisen sind auch jene, die von wahrer Bruderliebe unermüdlich getrieben, durch Gebet und Almosen beitragen zum erhabenen und göttlichen Werk der Erlösung solch geknechteter Seelen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eingeborenen-Viertel von Bulawayo

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Diese Worte Schillers könnte man ohne Übertreibung auf das Eingeborenenviertel in Bulawayo anwenden. Da finden wir alle Stämme vertreten vom alten Deutschostafrika bis zum Kap der guten Hoffnung. Bulawayo ist die größte Stadt im Norden von Johannesburg. Wo aber viele Weiße sind, da gibt es auch viele Schwarze; denn die Schwarzen müssen ja die ganze Arbeit tun. Fast jede weiße Familie hat wenigstens einen Küchenburschen, einen Gartenburschen und auch noch einen Burschen als Kindermädchen. Der Weiße ist eben der Herr des Landes und läßt sich bedienen und die schwere Arbeit fast ausschließlich von Schwarzen tun. Sehr bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß unsere Schwarzen gar nicht glauben können, daß es in Europa nur Weiße gibt und keine Schwarzen. Sie sagen: „Wer tut dann bei euch die schwere Arbeit mit Pickel und Schaufel?" So erklärt es sich auch, daß in einer Stadt wie Bulawayo die Schwarzen von allen Himmelsrichtungen zusammenströmen, um dort bei den Weißen Arbeit zu suchen.

Man wird nun vielleicht verwundert nach der sprichwörtlichen Faulheit der Schwarzen fragen, wenn man hört, daß sie in Mengen in die Stadt kommen, um sich da Arbeit zu suchen. Wenn man von der Faulheit der Schwarzen spricht, so hat das wohl nie von der schwarzen Frau gegolten; denn die Frau ist im allgemeinen sehr arbeitsam, muß sie doch daheim im Busch die ganze Hausarbeit besorgen. Dazu gehört Holz holen, Wasser holen, Mehl durch Stampfen des Getreides bereiten, dazu hat sie auch das Feld zu bestellen. Diese schweren Arbeiten führt sie meistens aus mit einem kleinen Kind auf dem Rücken. Hat sie keine Feldarbeiten mehr, beschäftigt sie sich mit Handarbeiten.



Zwei fleißige Förderinnen des „Vergißmeinnicht" in Imst
Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

Der junge Bursch und auch noch der verheiratete Mann in seinen jungen Jahren geht in die Stadt zur Arbeit. Das tut er nun allerdings nicht aus Arbeitsfreude, sondern weil er notwendig Geld braucht, um seine Steuern be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zahlen zu können. Die jungen Burschen müssen sich auch noch ihre Heiratsgabe erarbeiten. Dann gehört es aber auch zum guten Ton, ich möchte fast sagen zur Bildung eines Mannes, daß er etwas von der Welt gesehen hat.

So sehen auch vielfach die Mädchen darauf, daß ihr Bräutigam auch etwas Welterfahrung bekommt durch seine Arbeit in einer weit entfernten Stadt. Dann ist es immer ein Ereignis für sie, wenn sie aus der fernen Stadt ein Brieflein bekommt von ihrem Herzallerliebsten. Ja, die jungen Burschen wissen auch was sich gehört, und sie machen dann ihrer Angebeteten oft die Freude, daß sie ihr an einem Tag gleich zwei Briefe schreiben. Es tut nichts zur Sache, daß diese zwei Briefe vielfach von A bis Z ganz dasselbe enthalten. Jedenfalls hat sie die Freude, von ihrem Bräutigam an einem Tag gleich zwei Briefe bekommen zu haben. Wenn dann diese Briefe wortwörtlich gleich sind, so hat das auch wieder einen Vorteil; der zweite Brief ist dann umso schneller gelesen. Beim Briefschreiben haben sie überhaupt ihre eigenen Ansichten. Sie können es nicht verstehen, daß sie, wenn sie einen Geldbrief nach Hause schicken, in diesen auch gleich einen andern Brief mit den Neuigkeiten einschließen können und nicht gleich einen Extrabrief schicken müssen.

Die Männer gehen also in die Stadt, um dort Geld zu verdienen und die Frauen und Mädchen bleiben daheim, um im Kraal die Arbeiten zu verrichten. Darum haben wir in St. Patrick, unserer schwarzen Pfarrei im Eingeborenenviertel von Bulawayo, fast nur Männer und Burschen und nur wenige Mädchen und Frauen.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Nun, wo kommen sie alle her im Eingeborenenviertel von Bulawayo? Da haben wir vor allem einmal Burschen aus allen Missionsstationen des Vikariates Salisbury, also aus dem Mashonalande mit ihren vier verschiedenen Dialekten, nämlich Chimanyka, Chizwina, Chizezuru, Chikaranga. Dann haben wir viele Leute des Vikariates Bangwelo, dem nördlichen Zipfel von Nord-Rhodesia mit ihrer Sprache Chibemba, weiter haben wir viele Arbeiter aus den beiden Vikariaten am Nyassasee mit ihrer Sprache Chinyanja. Auch kommen noch Schwarze aus portug. Ostafrika, aus den Apostolischen Präfekturen Brockenhill und Livingston und noch manche andere.

Da nun die Scheidung zwischen Schwarz und Weiß beim Engländer eine sehr scharfe ist, so hat sich überall in den Städten eine Lokation oder das Eingeborenenviertel herausgebildet. Im Eingeborenenviertel wohnen und schlafen also die schwarzen Arbeiter. Wie es in einem solchen Eingeborenenviertel mit der Moral steht, kann man sich leicht denken, wenn man weiß, daß die Männer fast nie ihre Frauen bei sich haben. So gilt von den meisten Frauen in unserem Eingeborenenviertel das Wort des Heilandes an die Samariterin am Jakobsbrunnen: der Mann, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Ja leider, Gott sei es geklagt, sind die wenigsten im Eingeborenenviertel vor Gott, dem Herrn, gültig verheiratet, auch wenn sie es vor dem weltlichen Gesetze sind. Wie viele Sünden werden wohl jede Nacht von diesem Eingeborenenviertel zum Himmel schreien. Es ist für die Mädchen eine sehr große Versuchung, sich durch ein Leben der Sünde ein müheloses angenehmes Leben verschaffen zu können. Diesen schwarzen Flecken kennt nur der Missionar, aber nicht der flüchtige Besucher des Eingeborenenviertels.

Wir müssen im Eingeborenenviertel in Bulawayo zwei Abteilungen unterscheiden, nämlich den älteren Teil, den die Eingeborenen noch nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihrem eigenen Stil und Geschmack gebaut haben und den neueren Teil, den die Stadtverwaltung gebaut hat. Im alten Teil finden wir Bauten aller Art. Da gibt es runde Hütten wie im Busch. Aber hier sind diese fast durchweg aus gebrannten Ziegeln gebaut. Andere Hütten sind auch viereckig. Diese sind vielfach aus gestampftem Lehm oder aus alten Blechstücken verschiedenster Arten und Formen zusammengezimmert. Das Ganze ist ein buntes Durcheinander. Gedeckt sind bereits alle Bauten mit Blechstücken.



Klerikernovizial in Reimlingen, Schwaben
Photo: P. Augustin, Reimlingen

Den neuen Teil hat die Stadtverwaltung gebaut. Hier sind die Hütten alle im gleichen Stil gebaut. Wir unterscheiden da vor allem wieder zwei Arten: langgestreckte Bauten für unverheiratete Burschen und einzelstehende Männer und die kleinen Häuschen für Verheiratete. Leider ist die Miete im Vergleich zum Lohne, den der Schwarze verdient, viel zu hoch. Oft muß er schon die Hälfte seines Monatslohnes an Miete bezahlen. Dann muß er noch Steuern bezahlen, für Frau und Kinder sorgen, zum Essen braucht er auch noch etwas, da er trotz seiner Anspruchslosigkeit doch nicht von der Luft allein leben kann. So kann man es schon verstehen, daß dann für den armen Missionar nicht mehr viel übrigbleibt.

Da die Männer in aller Frühe schon zur Arbeit gehen müssen, finden wir während des Tages nur die Frauen und Kinder im Eingeborenenviertel. Die Frauen müssen das Häuschen rein und sauber halten und tun es auch wirklich. Vor dem Hause legen sie meistens ein Gärtchen an. Auch versuchen sie, die Front des Hauses recht sauber und anheimelnd nach ihrem Geschmack und Stil zu verzieren. Sie muß natürlich auch das Essen zubereiten. Darum schätzen sie es auch als eine Ehre, wenn der Missionar einmal zu ihnen kommt, um ihr Heim anzusehen. Sie setzen ihm dann sogar Tee vor; denn leider nimmt der Eingeborene in der Stadt zu viel von den Weißen an. Da muß er nun auch schon seinen Tee und sein Weißbrot haben. So verliert er mit der Zeit seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit.

Wie erwähnt, ist es während des Tages im Eingeborenenviertel ziemlich still. Nur der Handel blüht während des Tages auch hier. Da sitzt zum Beispiel ein Schnupftabakhändler in einer Ecke, der gar keine schlechten Geschäfte macht, weil ja auch die Frauen gerne schnupfen. Primitive Läden sind unter freiem Himmel aufgeschlagen, selbst Schreiner haben dort ihre Werkstätte unter freiem Himmel. Vom Lande kommen Eingeborene mit ihren Eselskarren in das Eingeborenenviertel um Brennholz zu verkaufen. Andere bringen Hühner, Wassermelonen, frischen Mais, Erdnüsse, Zucker-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rohr zum Verkauf in das Eingeborenenviertel. So ist dort das Treiben während des Tages. Ganz besonders ist tagsüber immer die Bierhalle umlagert. Der Hauptbetrieb beginnt aber erst am Abend nach Arbeitsschluß. Da wird es jeden Tag Jahrmarkt. Dann erinnert das Leben und Treiben sehr stark an das Getriebe eines süddeutschen Jahrmarktes.

So ist die Stadt leider ein Anziehungspunkt für die Eingeborenen. Das ist für den Missionar keine Freude; denn die Stadt dient mehr der Verführung als der Erbauung des jungen Volkes.

Die Leute im Eingeborenenviertel sind im allgemeinen freundlich und liebenswürdig. Der Missionar könnte seine Freude daran haben, wenn die Ernte des Satans nicht so groß wäre. Aber trotzdem hat der Heiland auch hier seine Wohnung aufgeschlagen und wohnt da im katholischen Missionskirchlein im Allerheiligsten Altarsakrament mitten unter diesen armen räudigen Schäflein. Auch für diese hat er sein allerheiligstes Erlöserblut vergossen und möchte sie so gerne in seinen Schafstall führen. So mag sein Gebet hier im Tabernakel täglich ausklingen in die Bitte an den himmlischen Vater: Vater verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun.

So muß auch der Missionar aushalten bei seinem Meister und Herrn im Beten und Opfern, damit auch diese Seelen im Eingeborenenviertel nicht verloren gehen.

Batata Mkize

Von Schwester Amata CPS.

Batata Mkize hatte ein eigenes Heim gegründet, verfügte über ein hübsches Stück Land, war ein kräftig gebauter Mann, wollte aber auch als ein Herkules anerkannt und gehörig respektiert sein. Dazu fehlte ihm vor allem der isiqoqo, der glänzende schwarze Kopfring, den der heidnische Kaffer mit so viel Stolz und Würde trägt. So lange er den Kopfring nicht hatte, galt er immer noch als ein Mann ohne Stand und Würde und durfte es gar nicht wagen, sich den Großen seines Volkes beizugesellen.

Also den Kopfring mußte er haben. Zu diesem Zwecke ward nun ein eigenes Fest veranstaltet; es wurde ein großer schöner Ochse geschlachtet, ein riesiges Quantum Utshwala oder Kaffernbier gebraut und die ganze weite Nachbarschaft feierlich dazu eingeladen. Zu Hunderten strömten die Heiden herbei, Zeuge der großen Handlung zu sein; der angesehenste darunter war der injanga oder Kafferndoktor, der in solchen Fällen gleichsam priesterliche Funktionen ausübt; ihm zur Seite standen reife, achtbare Männer, die samt und sonders schon längst den Kopfring trugen.

Man machte sich sofort ans Werk. Das nötige Material d. h. eine zähe, harzähnliche Flüssigkeit, die einem gewissen Baum entnommen wird, und anderes war schon da. Dies alles wurde nun vom Injanga unter geheimnisvollen Sprüchen und Zeremonien zerrieben, vermischt und schließlich zu einem schönen glänzend schwarzen Ring geformt. Die Krone war fertig. Es folgte der Krönungsakt. Unter lautem Jubeln und Beifallklatschen des ganzen anwesenden Volkes setzte der schwarze Wahrsager und Doktor unter Beihilfe der Stammesältesten unserm Batata Mkize den isiqoqo oder Kopfring auf. Der Glückliche wußte sich im Übermaß seiner Freude kaum mehr zu fassen; jetzt war er der Mann, einer der Großen, Hochangesehenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Volke, zu jeder Ratsversammlung stand ihm sofort der Zutritt offen, und sein Wort wog so schwer, wie das nur irgendeines Mannes im Umkreise vieler Meilen.

Es wurde ein Tanz veranstaltet; Batata Mkize eröffnete den Reigen, der Doktor und die Räte und schließlich das ganze Volk schlossen sich jubelnd an. Dann setzte man sich zum fröhlichen Trinkgelage zusammen, stärkte sich mit dem Ochsenbraten, brach dann abermals zum Tanze auf, und so ging das Essen und Trinken, Tanzen und Jubilieren und Singen fort bis tief in die Nacht hinein; kurz, es war ein Fest, so ganz nach jener Art, wie sich der heidnische Kaffer einen glücklichen Tag zu machen pflegt.

War und blieb nun Batata Mkize jener Glückliche, als welchen er sich an jenem Ehrentage fühlte? O nein, auch beim Schwarzen gilt das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!" Zunächst wurde seine Frau krank und starb bald darauf. Das war für ihn ein harter Schlag. Besonders ärgerte es ihn, daß er nicht wußte, wer ihm diesen bösen Streich gespielt, denn das stand bei ihm fest, daß seine Frau vergiftet worden ist von einem boshaften neidisch gesinnten Menschen. So denkt und fühlt jeder heidnische Kaffer, und ihn in diesem Punkt eines Besseren belehren, ist ganz vergebliche Mühe. Doch ein Trost blieb ihm; seine Frau war jetzt ein Itongo, ein Geist, sie weilte bei den übrigen Geistern seiner Vorfahren und besaß eine große geheimnisvolle Macht. Er, der Mann, brauchte für seine verstorbene Frau nur fleißig Opfer darbringen zu lassen, und es war ihm geholfen. Er hatte fortan einen wohlwollenden Schutzgeist, der jede Krankheit, Armut, Hagelschlag weitab von seinem Kraal vertreiben konnte.

An Opfern ließ es Batata Mkize in der Tat nicht fehlen; dennoch nahte das Unheil. Er selbst wurde krank, fühlte sich immer schwächer und elender und wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Bekehrung zum Christentum wollte er jedoch lange nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davor zurückschreckten: „Wenn ich mich taufen lasse, dann schleppt ihr meinen Leib sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier in meiner Isibaja, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zu Hause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein Itongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach meinem Tode auch ein Itongo werden und wieder zu ihr kommen.

Da war vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unseren Schulkindern um die Bekehrung dieses sonst so wohlgesinnten Mannes. Gott aber lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche; Batata war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hierher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Taufakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer hab ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsbegeisterte Jugend des Missionsseminars St. Bonifatius

Photo: P. Gotthard, St. Bonifatius

Unrecht meines Zürnens nicht ein, jetzt aber denke ich anders und verzeihe allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft will ich sterben." Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein muß, die nichts weiß von Haß, Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer besseren Welt.

Batata, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ging wenige Tage nach derselben still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufunschuld, somit dürfen wir hoffen, daß der Herr ihm statt des heidnischen Kopfringes die Krone des ewigen Lebens gegeben hat.

Die Kranken an die Missionsfront! Mit denselben Kreuzesgnaden, die er zur Rettung unerlöster Seelen an die Mühen und Leiden seiner Glaubensboten knüpft, will Gott auch deine Leiden befruchten. Wahrhaftig, auch du kannst „an deinem Fleische ergänzen, was noch mangelt an den Trübsalen Christi". Du kannst es um so wirksamer, je größer deine Schmerzen sind, und je schwerer es dir fällt, sie in Geduld und Ergebung zu tragen. Wie eine hl. Theresia vom Kinde Jesu gesprochen hat, als die Wogen schier unerträglicher Seelenleiden über ihr zusammen zu schlagen drohten, so laß auch aus deiner Seele den Jubelruf zu Gott aufsteigen: „Ich fühle, daß jetzt meine Sendung beginnt!" Gott will die Verdienste deiner Leiden sammeln und sie als übernatürliches Saatgut hineinsenken in die Herzen der Heiden. Schenk in heiligem Seeleneifer dem göttlichen Sämann deine Schmerzen, opfere sie ihm auf für die Missionen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

„Aber, Bastian", sagte ich, „das kann so nicht bleiben. Hier muß Ordnung und Reinlichkeit geschafft werden. Alles Küchengeschirr muß nach dem Gebrauch geputzt und an seinen Ort gestellt und der Tisch jeden Tag gewaschen und mit der Bürste gereinigt werden, sonst kann ja kein anständiger Mensch hereinkommen. Die Küche ist zwar klein, aber es muß alles blank und sauber in ihr sein."

„Das gibt aber viel Arbeit, Swami!"

„Im Gegenteil, das ist im Nu getan. Du hast ja nur wenig zu kochen und den ganzen Nachmittag hast du frei. Mit gutem Willen ist also die Reinhaltung der Küche eine Kleinigkeit, und eine saubere Küche gereicht dir zur Ehre. Wie der Koch, so die Küche!"

Allein, Bastian war anderer Meinung. Es war ihm zuviel Arbeit, und Sauberkeit lag ihm nicht. Da ihm zudem das Stehlen fast unmöglich gemacht war und er sich nicht auf die Finger sehen lassen wollte, wurde er zusehends unzufriedener und seine Leistungen schlechter. Es behagte ihm nicht mehr. Schließlich bat er um Entlassung, die ihm auch gerne gewährt wurde.

Glücklicherweise hatte Nurali einen Freund, auch ein älterer Mohammedaner, der sogleich bereit war, als Koch zu mir in Dienst zu treten. So war mir wieder geholfen. Dieser Mann hatte keine Familie, sondern nur eine ältere Frau, mit welcher er gleich zu mir übersiedelte und ein Zimmer neben der Küche bezog. Wenn er auch etwas langsam war, so kochte er doch zu meiner vollen Zufriedenheit, hielt Ordnung in der Küche und war sehr bescheiden, respektvoll und ehrlich. Deshalb besaß er auch mein ganzes Vertrauen und bis zu meinem Weggang hat er mir nie Grund zu einer Klage gegeben.

Da ich also in diesen beiden Mohammedanern, Nurali und dem neuen Koch, solch treue zuverlässige Diener besaß, wie sie mein Haushalt unbedingt erheischte, so konnte ich unbesorgt meinen Berufsgeschäften nachgehen, die mich von morgens bis abends in Anspruch nahmen. Ob ich fünf Stunden täglich in der Schule weilte, ob ich nach der Schule zu Krankenbesuchen ausging, ob ich Donnerstags, am schulfreien Tag in der Woche, die Katholiken in Außenstationen besuchen mußte, — ich konnte unbekümmert sein, denn mein Haus war in sicheren Händen. Niemals haben mir diese beiden mohammedanischen Diener auch nur einen Pfennig entwendet.

Das hätte ich von christlichen Dienern aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sagen können.

Warum nicht? Weil diese als Christen nach ihrer Anschauung in einem kindlichen Verhältnisse zum Priester stehen, der ja ihr Vater ist und dessen Eigentum deshalb auch ihnen in etwa zur Verfügung steht. Sie machen sich daher auch nichts daraus, wenn sie von allem etwas für sich nehmen. Zudem ist der europäische Padre nach ihrer Meinung ein großer, reicher Saheb, und dürfen sie auch dementsprechend von ihm zehren. So verschwanden z. B. in unserer Kollegsküche in Bombay, wo nur goanesische (katholische) Köche und Küchengehilfen tätig waren, Reis, Kaffee, Zucker und so ähnliches zentnerweise, bis ein älterer Bruder dahinterkam und von da an stramme Aufsicht führte.

Um sich also von der Plage solch großer, langfingeriger Kinder freizuhalten, tut man besser, sich mohammedanische Diener und Köche zu verschaffen, die aus Furcht vor dem Europäer und aus Ehrfurcht vor dem Priester einer großen Religion es nicht wagen, ihn zu betrügen oder zu bestehlen.

Was man mit den auswärtigen Hausgehilfen erleben kann, soll gelegentlich zur Sprache kommen. Sehen wir zunächst, mit was für Pfarrkinder es der Missionspfarrer zu tun hat.

6. Buntscheckige Herde

Am ersten Sonntag nach meiner Ankunft war wohl die Neugierde meiner Pfarrkinder, ihren neuen Seelsorger zu sehen, größer als die meinige, meine Herde kennen zu lernen. Wußte ich doch schon von Bombay her, wie so eine indische Pfarrgemeinde einer größeren Station zusammengesetzt ist. Was ich nun von der Kanzel aus vor mir sah, entsprach denn auch ziemlich genau meinen Erwartungen.

Es war ein eigenartiges Völkergemisch, beinahe ähnlich dem am ersten Pfingstfeste, wo nach der Apostelgeschichte die beredten Apostel Vertreter aller Nationen vor sich sahen: Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Bewohner von Judäa, Kappadozien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten, Cyrene

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Libyen, ansässige Römer, Juden und Proselyten, Kreter und Araber.

So ähnlich schauten auch hier allerhand Gesichter zu mir auf: Europäer (Engländer, Irländer, Schotten und Portugiesen) mit weißen oder hellen, Eurasier oder Mischlinge mit gelblichen bis hellbraunen, Goanesen, Mangalorier, Travankorier und und Kanaresen mit dunkelbraunen, Madrassis oder Tamilen mit schwärzlichen und schwarzen, und ansässige Chinesen mit gelblichen Gesichtern. Die dunkelbraune Farbe war jedoch die entschieden vorherrschende. Die Leute hatten sich auch, wie es schien, der Farbe nach in den Bänken gruppiert. Die vordersten Bänke waren von Europäern und Eurasiern, die vielen Mittelbänken von den Dunkelbraunen und die hintersten Bänke von den Schwarzfarbigen besetzt.

Die hell- und dunkelbraunen Frauen hatten sich nach europäischer Mode schön zu machen gesucht, trugen helle Kleider nach neuestem Schnitt und weitausgeschwungene Hüte mit riesigen Federn und hatten ihre Gesichter meist dick bepudert, um möglichst weiß d. h. europäisch auszusehen. Allein der leidige Schweiß spielte ihrer Eitelkeit grausame Streiche, indem er in stets fließenden Bächlein das weiße Pulver von Stirne, Schläfen und Wangen mit sich führte und es unter dem Kinn am Halse zu einer Masse zusammenlaufen ließ, was natürlich die Schönheit keineswegs erhöhte. Alle Frauen, mit Ausnahme der Tamilfrauen, die in ihrer einfachen schönen Eingeborenentracht im Hintergrunde auf dem Boden hockten, hatten sich auch mit Handfächern in allen Formen und Farben ausgerüstet, um sich ständig Kühlung zu verschaffen. Obschon nun die indischen Frauen zu Hause kaum jemals einen Fächer in die Hand nehmen, da sie ja an die Hitze gewöhnt sind und bei weitem nicht so unter derselben leiden wie die Europäerinnen, so machen sie doch in der Öffentlichkeit einen viel eifrigeren Gebrauch vom Fächer als die weißen Damen, um dadurch mehr europäisch zu erscheinen.

So verschieden nun auch meine Pfarrkinder waren an Farbe und Nationalität so gehörten sie doch, mit Ausnahme von ein paar Portugiesen und Goanesen, der Arbeitsklasse an, da mit Ausnahme von einem Trupp Madrassi-Köchen alle Männer und Jungmänner, die weißen und eurasischen als Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und Aufseher, die farbigen aber als Arbeiter an der Eisenbahn angestellt waren. Dieser Umstand, daß ich es mit einer Arbeitergemeinde zu tun hatte, machte mir dieselbe besonders lieb, weil gerade der Arbeiterstand, so man ihm ein warmes Herz entgegenbringt, viel empfänglicher, lenksamer, opferwilliger, hilfsbereiter und dankbarer ist als die Klasse der sogenannten Gebildeten und Satten.

Da meine Leutchen von verschiedener Rasse und Nationalität waren, so ist es selbstverständlich, daß sie auch dementsprechend ihre Eigenheiten, verschiedene Charaktereigenschaften und Temperamente, Tugenden und Schwächen besaßen, die besondere Rücksicht, kluge und vorsichtige Behandlung erheischten. Um dies besser zu verstehen, wollen wir uns kurz die Hauptgruppen einzeln vorführen.

Die Europäer

Die an den indischen Eisenbahnen als Lokomotivführer, Zugführer, Heizer, Vormänner und Aufseher angestellten Europäer, — d. h. Engländer, Irländer und Schotten —, sind durchweg ausgediente Soldaten (sog. Tommies) oder Söhne von solchen. Die Soldaten der englischen Kolonialtruppen sind Söldlinge aus den untersten Volksschichten Großbritanniens, die, nicht wissend, wie sie anders zu einem gesicherten Lebensunterhalt kommen sollen, freiwillig in den Militärdienst eintreten. Früher mußten sich diese Söldlinge der Kolonialtruppen für achtzehn Jahre Dienst verpflichten. Nach Ablauf dieser Zeit blieben viele, statt nach England zurückzukehren, in der Kolonie, wo sie gedient hatten. So auch in Indien. Die besser Begabten unter ihnen fanden gute Verwendung im Polizeidienste, während die andern sich dem Eisenbahndienst zuwandten.

Die Bildung der meisten dieser ausgedienten Soldaten war sehr gering, da sie in der Heimat in den untersten Elementarklassen nur dürftig lesen, schreiben und rechnen gelernt hatten. Manche traten sogar als Analphabeten in den Dienst. Ihre religiösen Kenntnisse waren vielfach noch mangelhafter und beschränkten sich meist auf das Wenige, was sie aus der häuslichen Erziehung noch gerettet hatten; und im Militärdienst bot sich auch kaum Gelegenheit, dieselben noch zu vermehren und zu vertiefen. Und daß in den langen Dienstjahren mitten im Heidentum, umgeben von so vielen irrgläubigen, ungläubigen und sittenlosen Kameraden und mit deren rohen Sprache in den Ohren und deren losem, wüstem Treiben in den Kasernen und den Garnisonstädten vor Augen, das sittliche Leben der katholischen Soldaten, sofern sie nicht heldenhaften Widerstand leisteten, vielfach schweren Schaden leiden mußte, liegt auf der Hand.

Die Söhne und Töchter der an der Eisenbahn angestellten früheren Soldaten sind in dieser Beziehung unvergleichlich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besser gestellt, denn sie erhalten meist in den vielen Kollegien und Pensionaten wenigstens sechs Jahre lang eine gute Erziehung, so daß sie als reife, gesittete Menschen ins Leben treten können. Nun wäre es ja überaus wünschenswert, daß die so erzogenen Kinder der katholischen ausgedienten Soldaten, meist Irländer, auch rein katholische Ehen eingingen. Das ist aber leider oft nicht der Fall. So manche sonst brave katholische Mädchen lassen sich vom Ehrgeiz betören, höher zu äugeln und sich einen höheren Beamten anglikanischer Religion zu kapern, während anderseits katholische Jungmänner, um schneller und sicherer emporzukommen, nach den Töchtern besserer protestantischer Familien angeln. So kommt es denn gar oft zu den beklagenswerten gemischten Ehen, die keine Freude für den Missionspfarrer bedeuten.

Nichtsdestoweniger hatte ich doch in meiner Station öfters den Trost, daß protestantische Männer katholischer Frauen sich nachher aus eigenem Antrieb in die katholische Kirche aufnehmen ließen und dann auch ein vorbildlich katholisches Leben führten. Daß aber protestantische Frauen katholischer Männer nachher katholisch wurden, habe ich dort nie erlebt.

Da nun die englische Staatsreligion protestantisch ist, so ist es einleuchtend, daß weitaus die meisten Europäer in den Bahnstationen protestantisch, die europäischen Katholiken, meist Irländer, hingegen in der Minderheit sind. So war es auch in meiner Station. Aber die wenigen katholischen irischen Familien, die mitten in einer leichtlebigen, sittenlosen protestantischen Umgebung einen sehr schweren Stand hatten, blieben durchweg ihrer Religion treu und waren meine besten Stützen.

Einer von den biederen Irländern, ein alleinstehender Witwer und bereits ein Siebziger, ein Lokomotivführer und ein Hüne von Gestalt, verstand es besonders gut, seine soviel angegriffene Religion überall, besonders in den Rasthäusern der Endstationen, heldenhaft zu verteidigen und für sie Propaganda zu machen. Er war ein echter Laienapostel und übte schon damals in vorbildlicher Weise die „Katholische Aktion". Deshalb hieß er auch in allen Stationen der ganzen Linie der „Prophet", und alle, auch die verbissensten Protestanten, hatten einen heillosen Respekt vor ihm. In den Rasthäusern, wo sonst immer die scheußlichsten Reden geführt werden, wagte es kaum einer, in seiner Gegenwart Zoten zu reißen und Lügen oder Mätzchen gegen die katholische Religion vorzubringen. Wenn einer so was wagte, dann reckte er sich voll heiliger Entrüstung auf, daß allen bang wurde, und schlug mit seiner schweren Faust so mächtig auf den Tisch, daß er beinahe in Splitter ging, und donnerte seine frivolen Kollegen an: „Schämt ihr euch nicht, als Christen vor einem anständigen Menschen eine solch schweinische Sprache zu führen, wobei selbst die geilsten Esel sich die Ohren zuhalten würden? Pfui Teufel, was seid ihr ein ekelhaftes Pack. Und da wollt ihr noch mit eurer Bildung groß tun und als zivilisierte Europäer erscheinen! Und da wollt ihr noch mit euren schmutztriefenden Mäulern über die heiligste und glorreichste Weltreligion spötteln, von der ihr keine blasse Ahnung habt, ihr, die ihr nicht einmal für die unterste Paria-Kaste aufnahmefähig seid! Und was da gegen meine Religion vorgebracht worden ist, das verhält sich so und so! Schwätzt doch nicht über Sachen, die ihr nicht versteht und womit ihr euch unsterblich blamiert!" — Wie ein unheimliches Gewitter reinigte die kraftvolle Verteidigungsrede unseres Helden die unsaubere Atmosphäre, und die feigen Spötter saßen da wie vernichtet.

Aber ein anderes Mal kannte der biedere Irländer erst recht keinen Spaß. Es hatte im Rasthaus gerade einer angefangen, über die Mutter Gottes zu witzeln. Da fuhr der tapfere Apostel wieder empor und kam wie ein Orkan über den Verwegenen daher: „Was? Du unreiner Hund wagst es, die allerreinste Jungfrau und Mutter unseres Herrn zu verunglimpfen! Das soll dir nicht gelingen!" Alles wurde mäuschenstill und war in Spannung, was da kommen sollte. Seine rechte Hand hochhaltend, donnerte der Irländer in den Saal hinein: „Ihr alle kennt diesen meinen Daumen. Ihr wißt, wie er mir an der Maschine total zerquetscht wurde und nur an einer dünnen Sehne herunterhing. Der Arzt konnte nichts mehr dran machen, er konnte ihn nicht mehr retten, aber er verband dennoch meine Hand, so gut es ging. Ich machte mich sofort auf und reiste voll Vertrauen zu meiner himmlischen Mutter Maria nach Lourdes in Frankreich. Ich war ganz sicher, daß sie meinen Daumen gesund machen würde. Und siehe da, nach einem inbrünstigen Gebet und nach einmaligem Eintauchen meiner Hand in das Grottenwasser war mein Daumen augenblicklich heil und gesund, wie ihr ihn hier sehet. Das hat die Mutter Gottes getan. Und da soll ich mir gefallen lassen, daß ein unflätiger Gottloser seinen Spott über meine himmlische Mutter und Wohltäterin ausspeit? Nehmt euch in acht! Wenn es noch einmal einer in meiner Gegenwart wagt, auch nur mit einem Worte die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter zu verunehren, der soll diese meine geheilte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Faust zu fühlen bekommen, den werde ich so packen und hinauswerfen, daß er seine sündhaften Knochen auf der Straße zusammenlesen kann. Das laßt euch ein für allemal gesagt sein!"

Mit Furcht und Schrecken schauten die Zuhörer den gewaltigen Verteidiger der Mutter Gottes an, der wie ein feuriger Elias vor ihnen stand. Im Herzen mußten sich alle sagen: Er hat recht!

Durch dieses sein entschiedenes Auftreten hatte dieser dankbare Sohn Mariens wenigstens das erreicht, daß, wenn immer er da war, es immer anständig herging und keiner es wagte, über Religion zu spotten.

Aber mein guter alter Freund war nicht nur ein Apostel des Werkes, sondern auch ein Apostel des Beispiels und der Presse. Jeden Sonntag ging er zur Beichte und Kommunion, und jeden Tag betete er den Rosenkranz und schämte sich nicht, wenn Andersgläubige den Rosenkranz in seiner Hand sahen.

Den größten Teil seines Monatsgehaltes, d. h. das, was er für seinen persönlichen Unterhalt nicht brauchte (und er brauchte sehr wenig), verwendete er für die Verbreitung guter katholischer Schriften. In den Rasthäusern legte er die soliden und vornehm ausgestatteten Wochen- und Monatsschriften auf: die „America", die „Ave Maria", den „Tablet", den amerikanischen und englischen Sendboten, katholische Missionszeitschriften und allerlei kleine Verteidigungsschriften Englands und Amerikas. Dazu versorgte er viele katholische und protestantischen Familien mit solchen Schriften gratis. Und all diese Schriften wurden gern und eifrig gelesen. Wie viele der gute Mann dadurch im Glauben bestärkt und wie viele er dadurch zum wahren Glauben gebracht hat, das weiß er selber nicht, das wird ihm einst sein göttlicher Meister zu seiner ewigen Freude offenbaren!

An diesem einen Beispiele konnte ich mit eigenen Augen sehen und schier mit Händen greifen, was ein durch und durch katholischer Mann als Laienapostel Großartiges und Nachhaltiges leisten kann! Hätten wir in unsern katholischen Gemeinden in Europa nur recht viele Apostel dieser Sorte! Es stände wahrhaftig ganz anders mit der katholischen Sache.

Die Eurasier

Die Eurasier sind Mischlinge von Europäern und indischen Müttern. Das beste Blut mit den günstigsten Erbanlagen fließt in dieser Mischung kaum jemals zusammen. Denn kein anständiger Europäer, der noch ein bißchen Charakter und Selbstbewußtsein hat, wird jemals, es sei denn aus ganz zwingenden Gründen, eine Eingeborene heiraten. Dadurch schließt er sich von der europäischen Gesellschaft aus und ist in der Verwandtschaft seiner Frau nur ein Fremdling. Bei den Eingeborenen aber gilt er nicht als Saheb und wird von ihnen verachtet. Anderseits ist es aber auch ganz undenkbar, daß ein Mädchen oder eine Witwe einer indischen Kaste einen Europäer, also einen unreinen Outcast, zur Ehe nimmt. Von den eingeborenen Christinnen wird es auch kaum jemals, schon aus gesellschaftlichen Gründen, einer einfallen, einen europäischen Fremdling, der sich wegwirft, zu ehelichen. So bleibt einem solchen Europäer nur die Wahl zwischen einem Pariamädchen oder einer Eurasierin.

Die Kinder aus solchen Ehen, also echte Eurasier, sind denn auch, nach geistiger Begabung wie nach Charakteranlage, meist minderwertig. Ihre Hautfarbe ist meist schmutzig-gelb und hellbraun. Im Lernen und Erfassen sind die Mädchen den Knaben auffallend voraus. Dem Charakter nach sind die Eurasier, so wie ich sie kennengelernt habe, meist verlogen, träge, unzuverlässig, anmaßend, frech, sinnlich, oberflächlich und sehr empfindlich. Um jeden Preis wollen sie als Volleuropäer angesehen werden und äffen deshalb die Europäer in allem nach, in der Kleidung, Hauseinrichtung, Lebensweise und sogar in den Redensarten. So sprechen sie besonders gern mit Nachdruck vom „home", d. h. von der Heimat in Europa, die sie nie gesehen haben noch je sehen werden. Wenn man mit Europäern spricht oder ihnen in gewöhnlicher Weise freundlich begegnet, dann fühlen sich die Eurasier schon zurückgesetzt und beleidigt und meinen, man ziehe ihnen die Europäer vor.

Daraus ersieht man, wie vorsichtig und taktvoll ein Missionspfarrer gerade im Umgang mit Eurasiern sein und jeden Schein von Bevorzugung der Europäer vermeiden muß, um es nicht mit seinen eurasischen Pfarrkindern zu verderben. Denn vor keiner Verleumdung und keinem anonymen Briefe schrecken sie zurück. Man fährt daher am besten, wenn man sie häufig besucht und mit zarter Rücksicht auf ihre Schwächen sie wie Europäer behandelt.

Die Goanesen

Wie schon der Name besagt, stammen diese Leute von Goa, der Hauptstadt einer berühmten portugiesischen Besitzung an der Westküste Vorderindiens. Die Bevölkerung dieser Stadt und ihrer Umgebung bestand ursprünglich aus Brahminen und andern höheren Hindukasten und wurde unter der aufstrebenden Herrschaft der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Portugiesen durch die Predigt von Ordensmissionaren, hauptsächlich aber der Jesuiten und des hl. Franz Xaver, für den christlichen Glauben gewonnen. Goa wurde berühmt durch den Leib des hl. Franz Xaver, der dort in der alten Kirche Bom Jesu aufbewahrt wird, später aber im neunzehnten Jahrhundert traurig berühmt durch das goanesische Schisma, das erst 1886 bei der Neuregelung der indischen Hierarchie seinen Abschluß fand. Durch den immer größer werdenden Zerfall des portugiesischen Wohlstandes sahen sich viele verarmte Goa-Christen genötigt, in den nördlicheren Städten, wie



Missionskloster St. Georgen am Längsee, Kärnten
Photo: Sauerland, Riedegg

Bassein, Thana und Bombay, als Kaufleute, Köche und Musiker sich niederzulassen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als dann die großen Eisenbahnlinien von Bombay aus nach Norden und Osten angelegt wurden, siedelten sie sich in großer Zahl in den bedeutenderen Stationen an, um dort Geschäfte zu machen, ein Handwerk zu betreiben oder in den Dienst der Eisenbahn zu treten.

So sind denn bis auf den heutigen Tag in fast allen Stationen die Goanesen stark vertreten und bilden überall das Hauptkontingent der dortigen Missionspfarreien.

Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun. Sie sind ja Vollblutindier. Sie kleiden sich wie die Europäer, was für die Frauen aber nicht zu deren Vorteil ausfällt. Ihnen stünde die Eingeborenentracht tausendmal besser. Ja, in dieser könnte manche aus ihnen wegen ihrer schönen Figur und klassischen Physiognomie als die „Königin von Saba" gehalten werden! Aber möglichst europäisch scheinen ist halt Trumpf. Die ärmeren Goanesen wohnen in kleinen Häuschen mit einfacher indischer Einrichtung, während die wohlhabenden in großen, geräumigen Häusern, sogenannten „Villas" mit mehr pompöser Ausstattung im indisch-portugiesischen Stile wohnen.

Der Charakter der Goanesen ist grundverschieden von dem der Europäer und Eurasier. In ihren Adern kreist ja indisches Blut und mit ihm die ganze Summe rein indischer Erbanlagen. Wohl hat das Christentum sie tief religiös beeinflußt und in hohem Grade gesittet, aber dennoch bricht zuweilen der angeborene Kastenstolz und so manche andere Hindueigenheit recht elementar und unliebsam durch. Ihr Familienleben ist durchweg gesund, rein und glücklich. Von Eheskandalen hört man höchst selten etwas unter ihnen.

Wegen der malerisch schönen Lage Goas und dem früheren Glanze portugiesischer Herrlichkeit, von dem heute noch ein matter Schein auf all den grandiosen Ruinen Alt-Goas ruht, hängen die in Indien herum zerstreuten Goanesen mit ganzer Seele an ihrer engeren Heimat. Es geht ihnen nichts über Goa und Portugal, obschon letzteres in Indien absolut keine Bedeutung mehr hat und kaum imstande ist, seine paar Beamten dort zu bezahlen. Wenn immer es ihnen möglich ist, gehen sie mit Begeisterung auf einen Monat nach Goa in Ferien. Daher sind auch die kleinen Küstendampfer, welche den Verkehr zwischen Bombay und Goa vermitteln, besonders während der heißen Zeit (Mai und Juni) mit Goanesen gut besetzt. Was sie vor allem so mächtig aus der heidnischen, mohammedanischen und protestantischen Umgebung heraus nach der Heimat zieht, ist der Umstand, daß Goa ganz ka-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tholisch ist, die vielen Kirchen, Kapellen und Heiligtümer, die Residenz eines Patriarchen, das Seminar, die vielen Ordenshäuser und religiösen Anstalten und die große Anzahl von Geistlichen ihm ein durchaus katholisches Gepräge geben, und daß dort die Feste mit besonderem Pompe gefeiert werden.

War auch ihre Verstandeserziehung, insofern sie dieselbe in Goa erhielten, fast Null, — betrug doch nach einer portugiesischen Statistik vom Jahre 1878 die Zahl derer, die weder lesen noch schreiben konnten, fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung, — so war ihnen doch das praktische religiöse Leben von Haus aus gründlich beigebracht worden. Daher ihr zähes Festhalten an religiösen Äußerlichkeiten und Zeremonien, an Prozessionen, am Herumtragen von Statuen und an feierlichen Privatandachten außerhalb der Kirche in ihren Häusern und Höfen, daher ihre leidenschaftliche Liebe für geräuschvolle, pompöse Entfaltung des Gottesdienstes mit nicht endenwollenden Meßvertonungen mit mehrstimmigem Gesang und verbundener Orchesterbegleitung, daher auch ihr Schwärmen für dramatische Darstellung besonders der Leidensgeheimnisse in der Karwoche (Passos): Einzug Christi in Jerusalem, die Abendmahlszene, Kreuzabnahme und Grablegung. An all dem hangen sie mit einer schier fanatischen Festigkeit, als ob ihr Heil davon abhinge.

Kein Wunder also, wenn sie das, was sie in Goa so glanzvoll gesehen und liebgewonnen haben, auch in den Kirchen ihrer fernen Wohnorte erleben wollen. In Pfarreien, die hauptsächlich aus Goanesen bestehen, wie in einzelnen Stadtteilen Bombays, in Bandra und Umgegend, geht das noch an; aber in andern Pfarreien mit einer guten Anzahl von Europäern und Eurasiern, auf die solche Gebräuche abstoßend wirken, muß man eher davon Abstand nehmen.

Für uns Europäer bedeutet es eine große Überwindung, einem Gottesdienst mit „goanesischem Ritus" beizuwohnen. Das habe ich in früheren Jahren in Bombay in den verschiedenen goanesischen Kirchen an hohen Festen und deren Vorabenden und in der Karwoche zur Genüge erfahren können. Bei solchen Feierlichkeiten müssen möglichst viele Priester im Ornat antreten. Sonst taugt so eine Feier schon nichts. Während an einem Festvorabend z. B. in der hellerleuchteten, vollbesetzten Kirche unter Mitwirkung eines übereifrigen Orchestes die Vesper gesungen wird, erfolgt von draußen eine andere Begleitung. Wie ein Trommelfeuer schlimmster Art wird um die Kirche herum von vielen Jungmännerhänden von Anfang bis lange nach dem Segen ein krachendes, knallendes Feuerwerk losgelassen, daß man meint, die Kirche müsse jeden Augenblick einstürzen oder das Jüngste Gericht würde angekündigt. Dieser Höllenlärm ist aber im Urteil der Leute bei weitem die Hauptsache. Fehlt der, dann war es nicht der Mühe wert zu kommen.

Besonders anstrengend war immer der Mitternachtsgottesdienst an Weihnachten. Derselbe fing mit den Metten um elf Uhr an und dauerte gewöhnlich bis halb drei Uhr morgens. Die Kirche war immer vollgepfropft. Außerhalb der Bänke, den Wänden entlang, in der Mitte bis an die Kommunionbank und im Hintergrund sitzen auf dem Boden die in weiße Saris (Oberkleid) gehüllten Frauen, manche mit ihrem Kleinsten auf dem Schoße liegend. Punkt zwölf Uhr beginnt das feierliche Hochamt. Schon das langatmige und an Wiederholungen reiche Kyrie, vom gemischten Chor und Orchester angestimmt, verrät die Messe als eine alte portugiesische Zopfkomposition und läßt unheimlich ahnen, wieviel Geduld man für den Rest in Reserve haben muß. Nun fängt das unvergeßliche Gloria an, welches das Orchester mit einer schier endlosen Ouvertüre einleitet. Dann geht's los. In jubilierendem Forte löst jetzt ein in alle Höhen und Tiefen und Weiten ausgesponnenes Gloria das andere ab. Zwischen denselben führen die Geigen als wuchtige Bekräftigung des Gesungenen das Motiv in neuen Variationen weiter und leiten über zum folgenden Gloria. O dieses Gloria! — Gloria! — Geigenstreicherei: fin—fin—fin—fum—fum! Gloria usw. So etwa ein dutzendmal hintereinander im Sturmlauf. — „Ach Gott", denk' ich, „wie lang soll das noch so weitergehen? Die kommen ja nicht vom Fleck!" — Schließlich nach einer Viertelstunde schwingt es wie in einem gewaltigen Skisprunge mit dem ersten Satz zum Schluß: Gloria ... in excelsis ... Deo! Man atmet wie erlöst auf, denn man ist schon müd vom Sitzen. Gott sei Dank! Jetzt wird's wohl schnell weitergehen! — Aber Geduld! Es ist nur der Anfang der Dinge, die noch kommen sollen. Das Gloria wird zu einem Labyrinth, aus dem es keinen Ausgang zu geben scheint. Endlich, endlich naht mit dem Amen das selige Ende des Gloria. Ach nein, es hat noch einen langen Todeskampf! Sage und schreibe siebenundzwanzig krampfartige Amen müssen noch ertönen, bis es glücklich ausgerungen! — Und nun folgen noch andere Dinge. Man muß ein noch längeres Credo im selben Stile über sich ergehen lassen. Da werden Minuten zu halben Ewigkeiten. Dann ist noch eine lange Festpredigt. Bald hier, bald dort fängt ein kleines Schoßkind an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu krähen, aber mit einem beschwichtigenden husch—husch—husch! bringen die seligen Mütter dieselben zur Vernunft und Ruhe.

Nach dem Amen geht's dann langsam weiter. Es wird lang, ja, sehr lang, immer länger. Aber auf all den von Schweiß glänzenden Gesichtern liegt keine Müdigkeit, sondern selige Freude und Zufriedenheit. So wie es eben geht, ist es ihnen recht. So was Langes — das ist das Wahre. Je länger, je lieber! Ist dann schließlich die lange Mitternachtsfeier zu Ende, so kehren die guten Leutchen in gehobener Stimmung heim und gestehen sich gegenseitig: „Das waren mal wieder rechte Weihnachten!" Unsereins aber kommt wie gerädert nach Hause und ist froh, für diesmal wieder die Feier nach goanesischem Ritus hinter sich zu haben.

In meiner Station hätten es die Goanesen wohl auch gerne gehabt, wenn alles nach ihrem Geschmack und Brauch gegangen wäre. Allein wegen der großen Anzahl von Europäern und Eurasiern mußten sie darauf verzichten und sich mit kürzeren und würdigeren Feiern nach römischem Ritus zufrieden geben.

Wohl hatten sie bis zur Ankunft meines Vorgängers die dramatische Darstellung des Einzuges Christi in Jerusalem beibehalten dürfen, die aber dann wegen mancher abgeschmackter Auswüchse ein für allemal abgeschafft wurde.

Da war nämlich zu jener Zeit, wie mir von Augenzeugen berichtet wurde, ein begüterter und wohlbeleibter Goanese in der Gemeinde, der sich als Führer der Goanesen aufspielte, überall das große Wort führte und in schier allem dem Pfarrer Vorschriften machen wollte. Dieser übernahm die Rolle Christi, wurde aber wegen seiner Aufmachung und seiner Gebärden schon beim Besteigen des pompös gezierten Esels von allen Nicht-Goanesen ausgelacht und verspottet. Unter Musik und Gejohle und dem Gesang: „Hosanna dem Sohne Davids!" wurde er in großer Prozession langsam zur Kirche geleitet. Das Hochamt am Palmsonntag durfte nicht eher anfangen, als bis er in die Kirche eingezogen war. Unterwegs hielt er verschiedentlich still und gab salbungsvolle Ermahnungen, wobei er wieder ausgelacht wurde. An der Kirche angekommen, mußte ihn der Pfarrer mit großen Ehrfurchtsbezeigungen in Empfang nehmen und feierlich an den für ihn hergerichteten Platz im Chore führen, was den Europäern natürlich zu großem Ärgernis gereichte. Es war deshalb die höchste Zeit, daß dieser Unfug aufhörte.

Zu einer aus früherer Zeit noch bestehenden Zeremonie mußte auch ich mich noch des lieben Friedens wegen herbeilassen. Mitten in einem großen Hofe des Goanesenviertels hatte man nämlich in früheren Jahren zum Danke dafür, daß das ganze Viertel fast wunderbar von der Pest verschont geblieben, ein mächtiges steinernes Votivkreuz über einem weitem runden Sockel errichtet, vor dem die Leute bis heute noch beten. Das Fest Kreuzerhöhung (14. Sept.) war erkoren worden, um die Erinnerung an den wunderbaren Schutz festlich zu begehen. Über das Kreuz wurde rundum ein großes Zelt errichtet, welches innen und außen mit Girlanden reichlich behangen wurde. Bis nahe zur mittleren Höhe des Kreuzes wurde ein Altar aufgebaut, auf dem allerlei Blumen standen und viele Kerzen brannten. Vor dem Altare stand ein Betschemel für den Priester und an den Seiten waren Stühle für die Gläubigen aufgestellt. In diesem Zelte sollte nun am Nachmittag des Festes eine Andacht nach goanesischem Ritus gehalten werden. Diese bestand in dem Absingen des Magnifikat durch einen zweistimmigen Frauenchor unter Orchesterbegleitung. Ich sollte als Offiziant in vollem Ornate mit Chormantel am Betschemel knien und am Schlusse ein Kirchengebet singen. Auf meine Äußerung, die Teilnahme des Priesters an der Andacht in dieser Form verstoße gegen die Vorschriften der Kirche, gab man mir zur Antwort, das sei immer so gewesen. Da ich aber darauf bestand, ich dürfe höchstens im Chorhemd teilnehmen, gaben sie sich schließlich damit zufrieden. Aber auch hier wurde der näselnde Gesang und die Geigerei maßlos in die Länge gezogen und es fehlte auch das knatternde Feuerwerk rundherum nicht.

Man wird daher meine Freude verstehen, als ich endlich nach überstandener Ohrenqual wieder heimkehren konnte.

Was die Mangalorier angeht, so sind sie als Nachbarn der Goanesen denselben äußerlich in allem gleich, doch sind sie dem Charakter nach viel tiefer religiös, bescheidener, maßvoller und ehrlicher als die Goanesen. Das ist hauptsächlich der gründlicheren religiösen Erziehung und seelsorglichen Betreuung durch die Jesuiten-Missionäre zuzuschreiben. Dies macht sich in allem bemerkbar, und deshalb stehen sie auch bei allen andern in höherem Ansehen. Ihrem Priester und der Kirche sind sie treu ergeben und erbauen durch ihre solide Frömmigkeit. Leider hatte ich nicht sehr viele in meiner Pfarrei. Denn wo sie in guter Anzahl vertreten sind, bilden sie ein starkes Gegengewicht gegen das oft anmaßende Benehmen der Goanesen.

— — — — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Madrassis

Beinahe in jeder Missionspfarrei Indiens befindet sich eine größere oder kleinere Gruppe armer Katholiken aus dem Süden Indiens, aus der Präsidentschaft Madras, die man deshalb auch Madrassis nennt. Sie sind meist Arbeiter, Diener und Köche und ziehen im ganzen Lande herum, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie gehören dem Stamm der Iraviden an, sind von schwärzlicher bis schwarzer Hautfarbe und sprechen eine von den dravidischen Sprachen: Tamil oder Telugu. Weil sie so arm sind und auch soviel umherwandern, besuchen sie keine Schule und sind deshalb keineswegs von der Bildung beleckt. Das bißchen, was sie lernen, und das noch dürftig, ist die Religion, die ihnen in der Pfarrschule vom Katechisten (Kovilpillah) beigebracht wird.

Als arme schwarzfarbige Klasse bleiben sie bescheiden im Hintergrund und bilden gleichsam ein Anhängsel der Pfarrei. Aber gerade wegen ihrer Armut und gedrückten Lage und wegen ihrer Anhänglichkeit an die Religion und ihrer kindlichen Einfalt sind sie ihrem Seelenhirten lieb und teuer. Sie hinwiederum verehren ihn als ihren Vater und suchen ihm auch bei all ihrer Armut mit kleinen Gaben an den hohen Festtagen Freude zu machen.

Sie haben ohne Zweifel ja auch ihre Eigenheiten und Fehler, sind oberflächlich, sorglos, leichtlebig, schwach von Charakter und leicht beeinflußbar, vielfach auch zur Trunksucht, Unzucht, zum Stehlen und zum Aberglauben geneigt, was bei ihrer Unwissenheit und den vielen Gefahren ihrer Umgebung nicht besonders befremdlich erscheint. Man muß sich vielmehr wundern, daß sich die meisten von ihnen trotz alledem noch so brav halten. Sollten sie auch zeitweise in der Ausübung ihrer Religion lau und gleichgültig gewesen oder gar auf Abwege geraten sein, so nehmen sie es aber um so ernster, wenn sie krank werden und es zum Sterben geht. Wie oft habe ich das mit Rührung wahrgenommen, wenn ich ihnen, besonders zur Zeit der Pest und Cholera, in ihren armseligen Lehmhütten beistand. Wie geduldig und gottergeben sie da sind! Wie fromm und auch inbrünstig, wie reuig und zerknirscht sie da beten und die Sterbesakramente empfangen! Da konnte ich oft sehen, wie sie in christlicher Liebe so treu zusammenhalten, einander helfen und alle Liebesdienste erweisen. Wird einer von ihnen zu Grabe getragen, dann nehmen alle Madrassis der Pfarrei, die frei sind, an der Beerdigung teil (außer der Zeit der Pest und Cholera) und stimmen nach derselben am Grabe ein zu Herzen gehendes Wehklagen an.

Als Pfarrer kann man auch viel Merkwürdiges mit den Madrassis erleben. Es fiel mir auf, welchen Eifer sie entwickelten, wenn es gilt, den Blasiussegen und das Aschenkreuz zu empfangen. Wie kommen sie da am Aschermittwoch nach der hl. Messe mit Tüten und Papieren in Scharen herbeigelaufen, um eine gute Portion geweihter Asche zu erhalten. Was sie im einzelnen damit machen, weiß ich nicht, aber jedenfalls schreiben sie derselben eine ganz eigene Kraft zu.

Worauf die Madrassis besonders viel Gewicht legen, ist die möglichst feierlich begangene kirchliche Trauung. Das Brautpaar wird gewöhnlich von vielen Madrassis zur Kirche begleitet. Dort angekommen, ziehen sie in langer Prozession in die Kirche ein. Die Brautleute stellen sich mit ihren Angehörigen und Zeugen vor der Kommunionbank auf. Da fängt dann ein wahres Theater an. Ich hatte immer meine liebe Not, das Jawort aus den Brautleuten herauszubekommen. — Ich frage also den Bräutigam: „Willst du, Damian, die hier gegenwärtige Paula zu deiner Ehefrau nehmen?“ — Keine Antwort. Der Bräutigam schaut vor sich hin, tiftelt mit den Fingern, schaut mich an, schaut die Umstehenden an, dreht sich herum und lacht nach Herzenslust. — Ich setze ihm zu: „Nun sag doch Ja!“ — Er aber schüttelt den Kopf, sieht sich seine Braut an und schmunzelt. Die Eltern drängen in ihn: „Dummer Kerl, sag doch Ja!“ — Nein, er dreht sich wieder um und lacht, daß ihm die Tränen in den Augen stehen. — Ich rede ihm wieder zu: „Nun schnell, mein Lieber, sei gescheit und halt uns nicht so lange auf, sag: Ja!“ — Verschämt lächelnd schüttelt er wieder den Kopf, blickt zur Decke hinauf wie in endlose Weiten und — schweigt. Mit vereinten Kräften rücken ihm jetzt alle Angehörigen und Zeugen zu Leibe, stupfen ihn und geben ihm Rippenstöße: „Mach doch keine Geschichten, verstell dich doch nicht, hast sie ja gern, willst sie ja haben, jetzt Schluß und sag: Ja!“ Jetzt kann er nicht mehr widerstehen und heraus kommt's mit Löwenmut, nicht einmal, sondern zweimal: „Ja, Ja!“

So, den hätten wir fest. Nun heißt's die Braut erstürmen und erobern. Ich beginne also den Angriff: „Willst du, Paula, den hier gegenwärtigen Damian zu deinem Ehemann nehmen?“ — Keine Antwort. Die bräutlich geschmückte Mamsell hält sich die Hände vor's Gesicht und lacht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 3 März 1938 56. Jahrgang

In Nazareth

Die Luft war still, da es gen Mittag ging,
und zitterte nur leise an dem Hange,
doch einer Säge Kreischen, das sich dort verfing,
zerbrach die Stille oft mit schrillem Sange
und irrte immer wieder aus der offnen Halle
und wurde abgelöst nur, wenn vom Beile
getroffen jäh ein Balken barst. Im Falle
riß er die Späne mit in seiner glatten Steile.
Ein schlichter Arbeitsmann. Die vielen Stunden
schafft er mit rauhen, rissig — harten Händen.
Es duftet Harz aus frischen Holzes Wunden.
Hammer und Meisel lehnen an den Wänden.
Da schaut er auf. Über die arme Schwelle
tritt liebreich eine Frau, den Knaben an der Hand.
Warum ist da der karge Raum so helle? ...
Des Mannes Augen tauchen unverwandt
in die des Knaben, die, zwei lichte Sonnen
so groß und klar ihm Liebe, Liebe streu'n.
Und jählings ist die schlichte Stätte überronnen
von einem selig großen, übergroßen Freu'n.

Tiamen

Der hl. Joseph

(Zum 19. März)

„Meine Treue und mein Erbarmen war mit ihm, und durch meines Namens Macht wird er erhöht." (Ps. 88, Offertorium der Festmesse).

Auf dem Wege zu Jesus komme ich am geschmückten Josephsbild vorüber, und mir fallen diese Worte ein, die heute Gottes Walten mit seinem Heiligen beleuchten: „Meine Treue und mein Erbarmen war mit ihm, und durch meines Namens Macht wird er erhöht." Im Vertrauen auf Gottes Treue und Gnade gehe ich zum Opfer Christi, setze als armseliger Mensch mich an das Gastmahl ewiger Liebe. Und zu Joseph bete ich, daß er mit seinen Wünschen und seiner Fürsprache mir folge.

Heiliger, du Beneidenswerter, an dem das Sehnen der Patriarchen und Propheten erfüllt wurde, du Gottgeliebter, dessen Andenken bei den Menschen in Ehren steht, dein war Gottes Sohn! Du sahest die Verheißungen und alle Erbarmungen des Himmels übertroffen. Durch deine Verbindung mit Jesus ging etwas vom Zauber und der Kraft dieses Namens auf dich über. Joseph, immer heller strahlt dein Licht unter uns, und deine mächtige Hilfe zeigt immer wärmeres Vertrauen in den Herzen der Christen.

Gottes Treue und Gottes Erbarmen, die dein Leben emporgehoben, wende sich heute uns zu! Tugend und Milde ist ja mit dir aufgewachsen für Gottes Familie von einst und jetzt. Sieh in mir deinen Zögling, dein Kind, o hl. Nährvater Christi! Hilf, daß die göttliche Speise jetzt meiner Seele Wahrheit und Kraft bringe; und von der Liebe, die du trägst, laß ein Blättlein auf mich niederfallen, auf daß ich Christus mit ähnlicher Innigkeit wie du in Händen, im Herzen tragen darf. Lilie und Eucharistie, beide sind weiß und schlicht. Beide gehören sich, und die eine ruft nach der andern. Lilien möchte der Heiland finden oder dort pflanzen, wohin immer er in seinem eucharistischen Geheimnis auftritt.

„Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria als deine Braut zu dir zu nehmen, denn was in ihr hervorgebracht wird, stammt vom Hl. Geist!" (Matth. 1, Kommuniongeb. der Festmesse).

Ein gewisses Bangen und eine geheime Scheu hatte Joseph beim Anblick der Gottesmutter erfaßt, nicht daß er von Maria, die er als die Reinste der Jungfrauen kannte, ernstlich Böses vermutete, aber die Nähe des Übernatürlichen, Wunderbaren lähmte einen Augenblick seine Seele. (St. Bernard hom. 2 super „Missus"). Da war es ein Engel, der die Prüfung hinwegnahm und die dunkle Trostlosigkeit und Enge in lichte, lebendige Freude umwandelte: „Was in ihr hervorgebracht ist, stammt vom Hl. Geist!" Es ist uns und Joseph zum Heil. Der Hl. Geist ist der Geist der Heiligkeit, sein Wirken dient zu unserer Heiligung, zu der echten, ewigen, weil inneren Beseligung. Glücklicher Joseph, das war für dich ein Jubeltag, als du endlich das Heil Gottes in deiner Nähe sahest, die Wolken waren dem reinsten Sonnentag deiner Seele gewichen!

Du Gast des höchsten Herrn, mein Christ! In unmittelbarer Gottesnähe hier am Tabernakel, ja nach der hl. Kommunion, kann es wohl auch einmal wie Schatten um dein Fühlen und Beten ziehen? Es sind das Gedanken, daß du so klein und unbedeutend bist; ja du siehst vor dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Selig, wer den Herrn fürchtet und auf ihn hofft,
in Ewigkeit wird er nie wanken" (Psalm 111. 1, 6)

Heiland recht ein, daß du weit mehr ein Weltkind bist, als ein Kind Gottes, daß dein Suchen, Schaffen und Lieben weit mehr den Menschen gehört als deinem Gott. Es kommt dir vor: „Ich bin nicht wert, daß der Herr sich mit mir beschäftigt. Ich habe ja doch gar nichts für ihn getan." Sag nicht so! Das Sakrament ist nicht für vollendete, sondern für sündhafte

Erdenpilger. Durch Mitwirkung des Hl. Geistes wird es zu unserer Heiligung gegenwärtig, geopfert und zur Speise gereicht. Wir sollen gerade dadurch täglich mehr Kinder Gottes werden und das Leben der Seele im reichsten Maße bekommen.

Hl. Joseph, nimm mir jede trügerische Ängstlichkeit und kalte Furcht! Ehrerbietig, aber mit heilsamen Vertrauen laß mich recht oft und gnadenreich die Engelsspeise genießen, die jetzt uns Menschen, uns Sündern, das Heil bringt. Nährvater Joseph, sorge um mein tägliches Seelenbrot.

—d—

Der neue Missionsbischof kehrt in sein apostolisches Arbeitsfeld zurück

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es ist eigentlich nicht richtig, wenn ich sage der neue Missionsbischof; denn für sein Gebiet ist er kein Neuer, hat er doch schon mehrere Jahre dort das Amt eines Bischofs bekleidet als apostolischer Präfekt, so daß sich tatsächlich praktisch nicht viel ändert. Und doch ist ein großer Unterschied zwischen einst und jetzt. Hat der Hochwürdigste Herr schon das Amt, die Sorgen und die ganze Bürde eines Bischofs getragen, so hat doch etwas notwendiges gefehlt, nämlich die Würde eines Bischofs, da ihm ja als Apostolischen Präfekten die Weihe des Bischofs fehlte. Nun hat der Hl. Vater uns allen eine große Freude bereitet durch die Erhebung der Präfektur Bulawayo zum apostolischen Vikariat und damit haben wir nun einen wirklichen Bischof bekommen, nicht nur einen wie bisher, der nur das Amt eines Bischofes bekleidete ohne wirklich Bischof zu sein. Da die Erhebung der Präfektur zum Vikariat und die Ernennung des früheren Präfekten zum ersten Bischof des neuen Vikariates gerade während der Europareise des Hochwürdigsten Herrn erfolgte, so hat er sich in seiner Heimat zum Bischof weihen lassen. Da er somit unwiderruflich zum Hirten bestellt war für alle die vielen weißen, schwarzen und noch anders schattierten Menschenkinder des neuen Vikariates, so galt auch seine Hirtensorge diesen allen während seines Europaaufenthaltes. Ich sage absichtlich nicht seines Urlaubes, denn darunter würde man sich eine Zeit der Erholung vorstellen. Die Monate aber, die der neue Bischof in Europa verlebt, waren alles andere eher als eine Erholung. Der Hochwürdigste Herr ist in dieser Zeit von einem Ort zum andern, von einem Land zum andern geeilt, um überall zu werben für seine arme Mission. Denn leider nützt der Opfermut seiner kleinen Schar von Missionaren nichts, wenn ihm die Mittel fehlen, um das Missionswerk weiter voranzutragen. So hat der Hochwürdigste Herr keine Opfer und Mühen gescheut, um, so viel an ihm selber liegt, so viel als möglich zu tun für seine Herde. Mag vielleicht der materielle Erfolg seiner vielen Bettelreisen nicht immer ein guter gewesen sein, so wird doch Gott diese vielen Opfer segnen und so — wie wir hoffen — auch seinen Segen geben für eine lange Periode seiner bischöflichen Tätigkeit. So können wir sagen, daß er, obwohl dem Leibe nach abwesend, doch dem Geiste nach und mit seinem Sorgen für die Seinen immer unter ihnen war, auch in den Monaten seiner Europareise.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Bischof Ignatius und P. Josef Kammerlechner
in aufmerksamer Unterhaltung vor der Abfahrt in Genua
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

So war es ganz natürlich, daß sein Empfang in seinem neuen und doch alten und so wohl bekanntem Gebiete überall ein recht herzlicher war und daß man überall alles aufbot, um auch nach Außen zu zeigen, daß man sich mit ihm freue über die Auszeichnung und die hohe Würde, die ihm zuteil wurde. Diese äußere Kundgebung der inneren Freude sollte dann zugleich auch ein Versprechen sein, daß wir alle auch fernerhin bei dem Hochwürdigsten Herrn aushalten wollen und mit ihm mitarbeiten wollen trotz aller Schwierigkeit, die sich immer wieder dem Bekehrungswerke entgegenstellen und trotz aller Opfer, die die Missionierung des Vikariates Bulawayo mit sich bringt.

Da die beiden Stationen Empandeni und Embakwe auf dem Wege von Kapstadt nach Bulawayo liegen, so galt der erste Besuch des Hochwürdigsten Herrn auch diesen Stationen. An der Eisenbahnstation Plumtree wurden wir bereits von H. H. P. Andreas Bausenwein und H. H. P. Urban erwartet und nach vielen, vielen Monaten saß der Bischof wieder zum erstenmal in seinem eigenen Auto, das schon so oft Zeuge seiner apostolischen Tätigkeit geworden. Waren doch die Dienste dieses Autos aufs engste verbunden mit der Verwaltung seiner großen Präfektur.

Doch war auch da wieder ein kleiner Unterschied. Während er bei seinen früheren Reisen als apostolischer Präfekt wohl fast ausnahmslos selbst den Wagen steuerte, machte bei seinem Empfang H. H. P. Andreas Bausenwein den Wagenführer. Die erste Station, die der H. H. Bischof besuchte, war also Empandeni, die älteste Station des ganzen Vikariates. Schon am ersten Tor, ungefähr eine Viertelstunde vor der Station, meldete ein Triumphbogen die Freude der ganzen Gemeinde von Empandeni, der Patres, Brüder, Schwestern und der schwarzen Christen. Am zweiten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



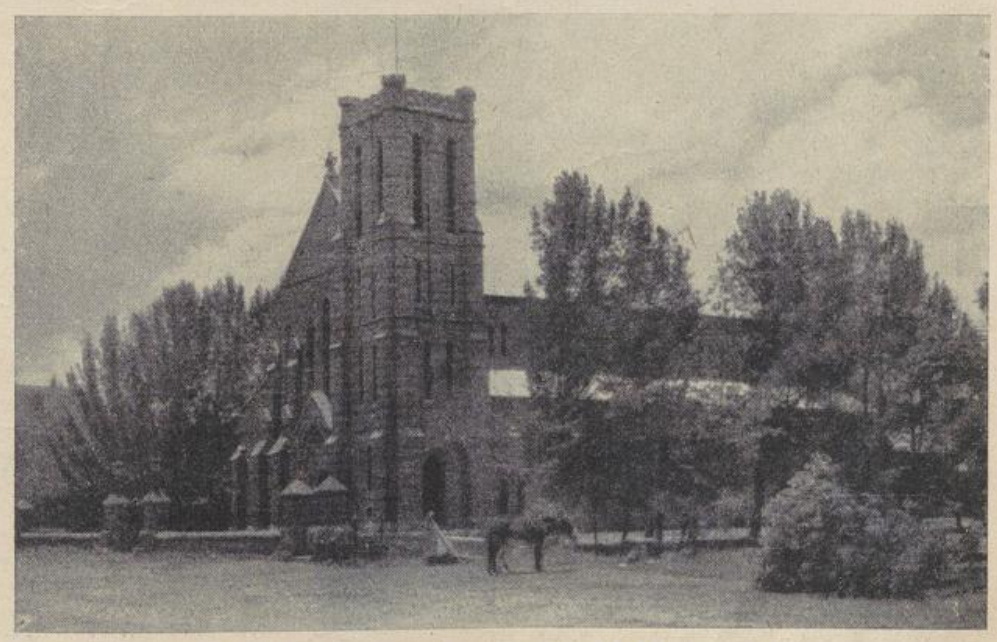
Einzug des Bischofs in seine Bischofskirche

Photo: P. Willehad

Tor, dem eigentlichen Eingang zur Station, erwarteten dann den Hochwürdigsten Herrn die Patres in den kirchlichen Gewändern, Brüder und Schwestern und Schulkinder und in Prozession zog man dann in die Kirche, um zuerst dem Heiland zu danken für die Freude dieses Wiedersehens. Sehr viel zur Feierlichkeit des Bischofsempfangs hat die Blasmusik der Schulbuben von Empandeni beigetragen, die in unermüdlicher Arbeit schon monatelang für diesen Tag geübt hatten und die schwarzen Burschen haben damit auch wieder gezeigt, was sie leisten können, da sie nach nicht einmal einem Jahr ohne die geringsten Anfangsgründe so gute musikalische Leistungen erzielten. Auch die folgenden Tage bei den verschiedenen Feiern zu Ehren des Bischofs hat die Musikkapelle immer wieder ihren Beitrag geliefert und viel zur Hebung der Festesfreude beigetragen. Eine Person aber darf ja nicht vergessen werden unter allen denen, die den Hochwürdigsten Herrn begrüßten und das ist eine schwarze, königliche Hoheit, der letzte noch lebende Sohn des ersten Matabelekönigs Mziligazi. Er ist schon über hundert Jahre alt, aber noch rüstig und vor allem geistig noch ganz frisch. Erst in seinem hohen Alter hat er den Weg zur wahren Kirche gefunden und dient jetzt in seinen letzten Lebenstagen mit Freuden einem noch viel größeren und mächtigeren König als sein Vater war, dem König der Könige unserem Herrn Jesus Christus. Und er ist wirklich ein ganzer Christ geworden, hat er sich

doch öffentlich geweigert, die Totenopfer für seinen Vater darzubringen, als er vom europäischen Beamten aufgefordert wurde, als ältester Vertreter des königlichen Hauses das zu tun. Ein schönes öffentliches Glaubensbekenntnis von einem, der sich erst als Hundertjähriger bekehrt hat. So hat der Hochwürdigste Herr diesem alten Haudegen auch gerne herzlichst die Hand gedrückt und seinen Willkomm von Herzen erwidert. Er hat es ihm deswegen auch nicht übelgenommen, als der Alte bei einer Vorführung der Schulkinder nicht nur bei den Darbietungen der Musikkapelle, sondern auch beim Segen, den der Bischof am Schluß der Vorführungen gab, seinen Takt dazu schlug. In Empandeni war sowohl am Abend nach unserer Ankunft eine Vorführung der Schulkinder, die auf der Station sind, als auch am anderen Morgen, woran sich dann auch die Kinder beteiligten, die aus den umliegenden Kraalen zur Schule auf die Station kommen. Bei dieser letzten Vorführung haben die zwei Kleinsten den Haupterfolg erzielt, die den Hochwürdigsten Herrn mit einer kleinen englischen Ansprache begrüßten. Zuerst der kleinste Knabe und nach ihm das kleinste Mädchen. Das kleine Mädchen hat dabei den Vogel abgeschossen durch die Schlußbemerkung: daß sie es ganz besonders begrüße, daß sie nach dem Knaben an die Reihe gekommen, da es doch ein Privileg der Frauen wäre das letzte Wort zu haben. Man merkte mit ein wenig Kombinationsgabe, wer dahinter steckte, nämlich eine englische Lehrerin, die sich, nachdem sie sich vom Schulfach in der irischen Heimat zurückgezogen hat, nun ihre Kraft großherzig unserem Bischof zur Verfügung gestellt hat, um in den Jahren, die sonst der verdienten Ruhe gehören würden, noch selbstlos für den Heiland allein zu arbeiten.

Von Empandeni sind wir dann nach Embakwe gegangen, wo natürlich wieder feierlicher Empfang war. Der H. H. Bischof zelebrierte eine feierlich assistierte Messe und hernach begrüßten ihn die Eingeborenenkinder und führten dabei einige hübsche Sachen auf. Noch großartiger



Das Äußere der „bischöflichen Kirche" in Bulawayo
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist es dann natürlich am Abend geworden, als die Mischlinge — Embakwe ist nämlich im Vikariat die Station, auf der wir eine gutgehende Mischlingsschule haben — ihre Darbietungen boten zu Ehren des hohen Gastes.

Was der Schreiber dieser Zeilen ganz besonders hochbewertet, ist, daß an diesem Abend, wie vorher schon in Empandeni, auch der Humor zu seinem Rechte kam. Auch der Hochwürdigste Herr selber ist davon etwas angesteckt worden, was seinen Ausdruck fand in einer sehr gemütlichen Ansprache, mit der er für all das, was zu seinem Willkomm geboten wurde, herzlichst dankte. Auch hier gab er zum Schluße seinen Bischöflichen Segen, nur fehlte dieses mal der Takt dazu und das hat nun Empandeni Embakwe unbedingt voraus. Am Sonntag war dann in Empandeni Pontifikalamt und somit auch das erste das der Hochwürdigste Herr als Bischof in seinem Gebiete hielt.

Am Montag ging es dann wieder weiter nach Bulawayo, der Bischofsstadt selbst. Schon einige Meilen vor Bulawayo begrüßten den Bischof einige Damen, die uns eigens entgegengefahren waren. Die Autos fuhren vor der Bischofskirche auf und nun hielt der Bischof seinen Einzug in seine Bischofskirche. Wieder erwarteten ihn hier Schulkinder, diesmal aber mit weißer Hautfarbe, so daß er überall zuerst von der Unschuld begrüßt wurde. Aber auch die Dominikanerinnen waren da und der Klerus, um ihren neuen Bischof zu begrüßen. Daß wir unter dem Klerus auch unseren Hochwürdigsten Herrn P. General sahen mit seinem Begleiter Hochw. H. P. Willehad, gereichte uns zu ganz besonderer Freude. Mit einer Ansprache des Hochwürdigsten Herrn und dem feierlichen sakramentalen Segen fand der Einzug des neuen Bischofs einen würdigen Abschluß. Die Hauptfestlichkeiten sollten erst am darauffolgenden Sonntag stattfinden. Dazu erschienen zwei Vertreter aus dem südafrikanischen Episkopat, der Hochwürdigste Herr Bischof Chichester, der zugesagt hatte, die Inthronisation des neuen Bischofs vorzunehmen und der Hochwürdigste Herr Bischof Fleischer von Mariannhill, der erste Mariannhiller Bischof. Bischof Fleischer aber gehörte auch aus einem anderen Grund zu den Festgästen, war er doch selber ein Rhodesia-Missionar. Wie unser neuer Bischof hat auch er in Triashill gewirkt



Einzug in die Bischofskirche, Bulawayo
Photo: P. Willehad



Das Innere der „bischöflichen Kirche" —
der Immakulata geweiht — in Bulawayo
Photo: Mariannhiller Mission

im Mashonaland, eine Station, die der Hochwürdigste Herr Bischof Chichester eine seiner schönsten Missionsstationen nennen kann, nachdem sie seit Abtrennung des neuen Vikariates Bulawayo zu seinem Vikariat Salisbury gehört. St. Patrick, das Eingeborenenviertel hat mit einem Willkommkonzert die Feierlichkeiten am Samstag Abend eingeleitet. Daß neben den meisten der anwesenden Patres und Brüder und auch einiger Schwestern, auch die beiden Hochwürdigsten Bischöfe von Salisbury und Mariannhill und auch unser Hochwürdigster P. General die Einladung annahmen und zu uns hinunterkamen, war für unsere Schwarzen eine ganz besondere Freude.

Am Sonntag nun war einer der größten Tage in der Kirchengeschichte von Bulawayo. Der erste Bischof wurde inthronisiert und ergriff durch diesen Akt feierlich Besitz von seinem apostolischen Vikariat. Hochwürdigster H. Bischof Chichester nahm die Inthronisation vor. Nach einer kurzen Ansprache überreichte er dem neuen Bischof seinen Hirtenstab, und führte ihn dann zu seinem Thron. Darauf folgte die Huldigung aller anwesenden Missionare des neuen Vikariates, Patres sowohl wie Brüder.

Auf die Huldigung folgte die Festpredigt, die H. H. Kapuzinerpater Seraphim von der Präfektur Livingston übernommen hatte. Sie zeigte in kurzen markanten Strichen auf, was sowohl von den Patres der Jesuiten geleistet worden ist bevor die Mariannhiller das neue Gebiet von diesen vor einigen Jahren übernahmen, gab dann aber auch einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Mariannhiller und die großen Schwierigkeiten, mit denen sie in dem Vikariat Bulawayo zu kämpfen hatten und wie sie alles daransetzen, diese Schwierigkeiten zu meistern. Neben den Behörden der Stadt Bulawayo war vor allem ein ganz hoher Gast zu den Feierlichkeiten erschienen, Se. Exzellenz, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gouverneur von Rhodesia, der auch mit großem Interesse der Feier folgte. Anschließend an die Predigt war dann das Pontifikalamt mit großer Assistenz, eine Seltenheit, die sich der Hochwürdigste Herr nur für die Feier seiner Inthronisation leisten konnte; denn sonst können unmöglich so viele Patres an einem Sonntag abkommen, da ja alle ohne Ausnahme in der Seelsorge beschäftigt sind und da übergenug zu tun haben. Jedenfalls hat die kirchliche Feier auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht, auch auf die Andersgläubigen, die an der Feier teilnahmen, so daß der Gouverneur das auch bei seiner Tischrede beim Festmahl erwähnte; obwohl er kein Katholik sei, meinte er, so würde es ihm doch leid tun, wenn er dieser erhebenden, kirchlichen Feier nicht hätte beiwohnen können. Auch der Leib will mitfeiern, wenn auch solche Feiern wie eine Inthronisation mehr geistige Feiern, mehr eine Feier der Seele sind; denn der Mensch besteht nun einmal aus Leib und Seele und so gehört es schon zur Überlieferung, daß solchen kirchlichen Feiern auch ein Festmahl folgt. Da waren wieder eine Menge hoher Gäste versammelt und auch in verschiedenen Reden wurde die Bedeutung dieses Tages gewürdigt. Eine ganz besondere Freude war es für uns, daß Se. Exzellenz, der Gouverneur unseren Hochwürdigsten Herrn Bischof bei seiner Tischrede seinen persönlichen Freund nannte, so daß er nicht nur amtlich, als der Stellvertreter seiner Majestät des Königs zur Feier erschienen, sondern auch um seinen persönlichen Freund zu ehren. Nachmittags war dann noch für weitere Kreise eine Möglichkeit gegeben, den neuen Bischof persönlich kennen zu lernen, bei einer sogenannten Gartenpartie. Das ist eine ganz ungezwungene Art, wie es der Engländer liebt, ohne viel Etikette.

Am Montag Abend war dann noch die Einführung des neuen Bischofs in die höheren Kreise der Stadt bei einem Abend, den der Bürgermeister der Stadt zu Ehren des neuen Bischofs gab. Zur Verschönerung dieses Abends trugen verschiedene musikalische Darbietungen bei.

Der Hochwürdigste Herr Bischof hatte auch die Erlaubnis vom Hl. Vater erhalten auf jeder seiner Stationen, den päpstlichen Segen zu erteilen, mit dem bekanntlich ein vollkommener Ablaß verbunden ist. Nach St. Patrik kam er deshalb nach dem Festessen, um dort den feierlichen Segen zu halten und bei dieser Gelegenheit, dann auch den Eingeborenen Christen dort den päpstlichen Segen zu erteilen. Da nun auch der Hochwürdigste Herr Bischof von Salisbury und auch der Hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill daran teilnahmen, konnte St. Patrick einen Tag in seiner Chronik verzeichnen, wie er wohl bisher einzig dastehend in der Geschichte von St. Patrik sein dürfte, nämlich, daß drei Bischöfe zur selben Zeit im schlichten Missionskirchlein anwesend waren, nämlich unser Hochwürdigster Herr Bischof Ignatius, der den Pontifikalsegen hielt und die beiden hohen Gäste, die an Betschemeln knieten, auch in ihren bischöflichen Gewändern.

So sind die Feste wieder vorüber in Bulawayo und der Alltag hat den Festesjubel wieder verdrängt. Nun geht auch für unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof wieder das Leben an, wie er es schon einige Jahre gewohnt ist; denn an seinen Sorgen und Nöten hat auch die Bischofsweihe nichts geändert. Die Sorgen eines apostolischen Vikars von Bulawayo sind jedenfalls dieselben wie die Sorgen eines apostolischen Präfekten von Bulawayo es waren. So hat sich wohl die Würde, nicht aber die Bürde geändert, oder vielleicht ist auch die Bürde eine noch größere geworden;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Gleich geht es los!" (Bulawayo-Mission)

Photo: P. Joseph, Bulawayo

denn die Auszeichnung durch Rom legt sowohl ihm wie auch seinen Missionaren die Verpflichtung auf, unverdrossen weiter zu arbeiten in den weiten Gefilden seines Vikariates, mögen auch die Schwierigkeiten des Missionswerkes in diesem Gebiete täglich noch wachsen. Diese Auszeichnung Roms schließt die Verpflichtung in sich das Werk der Verbreitung des Hl. Glaubens immer noch weiter voranzutragen in dem Riesengebiete, das dem katholischen Glauben noch so wenig erschlossen ist. Dazu aber brauchen wir die Hilfe der Heimat, und wenn vielleicht manche meinen schlichten Festbericht mit Begeisterung lesen, weil er Zeugnis ablegt vom Erstarken der katholischen Kirche auch im Reiche des Lobengulas, so mögen sie uns wenigstens ihr Gebetsalmosen nicht versagen.

Durch Erfüllung unserer Missionspflicht leisten wir für Christus Wegbereitung wie Johannes der Täufer in der Wüste; vollbringen wir Zeugnisdienst wie die Apostel; erfüllen wir Verbreitungsarbeit für das Reich Christi wie Paulus; fordern wir die Welt für Christus den Weltkönig mit der Kirche.

Mit recht erwartet die Heidenwelt von der christlichen Religion eine Wahrheit ohne Fehl, eine Gnade ohne Abbruch und eine Leitung ohne Irrung. Diese drei Dinge allein rechtfertigen die christliche Missionstätigkeit unter den Völkern und deren Bekehrung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Denn eines Priesters Mutter ...

Nun kann in Frieden heim ich geh'n zu Gott,
Mein müdes Auge hat das Heil gesehen;
Ich sah den Sohn, den mir der Herr geschenkt,
Als Priester opfernd am Altare stehen.

Ich sah in seiner Hand den Hostienglanz,
Ich sah den heiligen Kelch empor ihn heben;
Und meine Mutterseele stand im Licht,
Sah weiße Engel durch die Wandlung schweben.

Die Opferglöcklein klangen silberrein.
Mir tönten sie wie selige Himmelsglocken;
Die welken Hände faltete ich still,
Und durch mein Herz zog heiliges Frohlocken.

Dann reichte mir mit der geweihten Hand
Mein Sohn, den ich dem Herrn zurückgeschenket,
Den Leib des Herrn, das große Liebesmahl;
In Himmelsseligkeit ward ich versenket.

Auf meinem greisen Scheitel ruhte fromm
Des Priestersohnes Hand zum ersten Segen.
Der Segen der Primiz, er sei mit mir
Auf meines Alters stillen, schmalen Wegen.

Wohl bin gebeugt ich von der Erdenlast,
Doch ist mein Herz voll Jubel und voll Leben;
Denn eines Priesters Mutter hat der Herr
Auch wunderbar zur Priesterin erhoben.

Mit ihm will beten, flehen, opfern ich,
Daß Christi Reich die ganze Welt durchdringe,
Daß gottgesandt der treue Missionar
Des Heilesbotschaft allen Völkern bringe.

Und bin ich drüben in der Ewigkeit,
Wird am Altar mein Sohn in Liebe flehen:
„Gib meiner Mutter, Herr, die ewige Ruh',
Und laß bei dir das ewige Licht sie sehen."

M. Pohl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

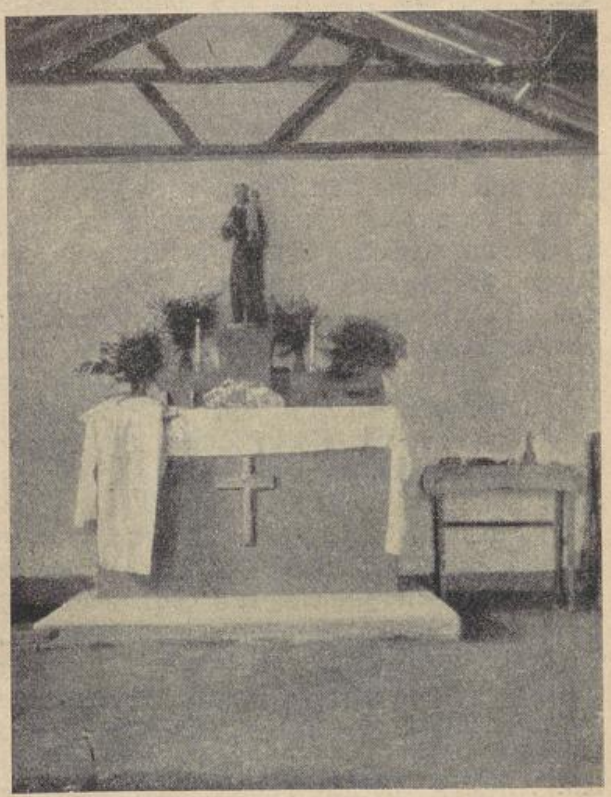
Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Da die Katholiken in Kapstadt seit August 1824 abermals ohne Seelsorger waren, ersuchten sie einen eben nach Holland abreisenden Mr. van Herstek, Hilfe von dort zu vermitteln. Das Ergebnis war die Ankunft von Reverend Theodor Wagener am 30. März 1825 in der Kolonie. Ihm folgte bald noch ein anderer Priester, Father Rishton, der zwar für Grahamstown bestimmt war, es aber vorzog, in Kapstadt zu verbleiben. Der Wechsel behob indessen die Schwierigkeiten nicht, sondern sie mehrten sich derart, daß Father Wagener resignierte und sein erwählter Nachfolger, Father Rishton die Bürde allein zu tragen hatte. Auch er ging nach kurzer Zeit für 6 Monate auf Urlaub und — kam nicht wieder . . .

Als Monsignore Brady auf seinem Wege nach der Insel Bourbon in der Table Bay einkehrte und die geistige Verlassenheit der Katholiken in der Kolonie sah, entschloß er sich, eine Petition an den Papst selbst einzureichen. Der Erfolg des wichtigen Schrittes war die Ernennung und Weihe des ersten Apostolischen Vikars von Südafrika, Bischof P. Raimund Griffith O. P., der am 14. April 1838 in Capetown sein Amt antrat.

Damit begann neues Wachstum der katholischen Religion in zunehmender Kraft, ohne jemals wieder in Stillstand zu geraten. Der tateifrige Oberhirte brachte Geist und Leben in die zersplitterte Gemeinde. Die unbrauchbare Notkapelle in Harringtonstreet vertauschte er mit einem großen Zimmer in Chaledon-square. Die aufgenötigten weltlichen Kirchenverwalter wurden entlassen und der Ankauf eines größeren Grundstückes gesichert. Bischof Griffith erstand für die Summe von 2500 Pfd. von Baron Ludwig in Kapstadt den „Wachtenburg-Garden", wo heute die St. Mary's-Kathedrale und der Dominikanerinnen-Konvent stehen. Der Platz hatte früher eine — Freimaurerloge und ein Museum beherbergt.



Notkapelle (Bulawayo-Mission)
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

Die Pläne zur St. Mary's-Kathedrale in Kapstadt stammten von einem Deutschen, Herr Sparmann. Der Grundstein wurde am 6. Oktober 1841 gelegt. Spenden aus Nah und Fern ermöglichten die Fortsetzung des öfters unterbrochenen Baues. Besondere Wohltäter waren der Erzbischof Ca-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rew und seine Freunde in Kalkutta, der Apostolische Vikar und die Gläubigen der Insel Mauritius sowie gute Bekannte in Pernambuce. Die Baukosten betrugen über Pfd. 10 000 und die Einweihung der vollendeten Kathedrale erfolgte 1851. Den Hochaltar im Werte von Pfd. 900 erhielt sie indessen erst 1865. Das Ölgemälde über demselben ist ein Geschenk vom Kaiser Napoleon III. Durch Bemühung des damaligen Dr. Kolbe konnte eine wohltönende Orgel beschafft werden, die heute noch in St. Michaels-Rondebosch ehrenvollen Dienst tut. Die prächtige Glocke von St. Mary's, eine der bestklingendsten in Südafrika, ist vom Marquis of Büte gestiftet.

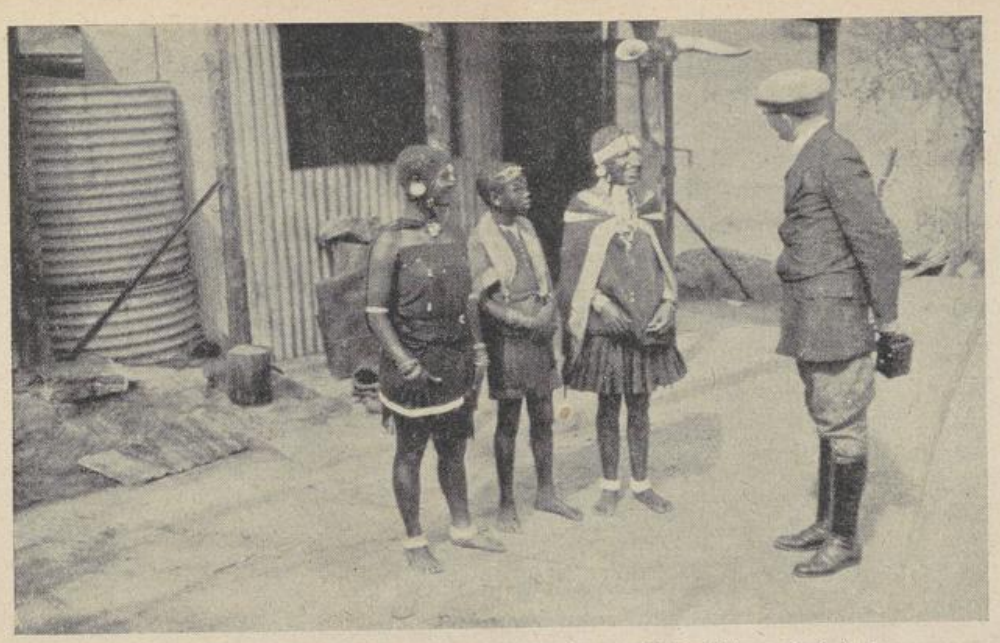
Das St. Peters-College zu Wexford in Irland hat die Auszeichnung, die erste Pflanzstätte irischer Missionare für Südafrika zu sein. Bischof Griffith stattete dem Kolleg 1838 einen Besuch ab und gewann den dortigen Professor der Rhetorik, Dr. Devereux als Haupthilfskraft für sein Vikariat. Ebenso Father Corcoran O. P. als ersten Priester für Port Elisabeth. Ferner die Professoren Mr. Murphy und Mr. Browning. Einige von diesen Pionieren machten später Geschichte in der Kolonie. Dr. Devereux wurde der erste Apostolische Vikar von Port Elisabeth. Father Murphy wurde nach seiner Priesterweihe in einem Zimmer der Militärbarraken von Kapstadt der eifrigste und erfolgreichste Missionar im östlichen Landesteil. Father Hartigan übernahm die Seelsorge in Uitenhage, während Dr. Burke bereits das aufblühende Grahamstown versah. Für letzteres sammelte später einer der Pioniere in Amerika Spenden zum Bau einer Kirche und starb daselbst. Die alte und neue Welt trug zum Aufbau des Glaubenswerkes im Süden bei — von den ersten Tagen bis zur Gegenwart.

Die katholische Religion verbreitete sich von Kapstadt aus in die östlichen Landesteile. Bischof Griffith hatte zu Pferd Port Elisabeth, Grahamstown, Cradock, Graaff-Reinet und Fort Beaufort besucht. Überall fanden sich Katholiken verstreut, die meisten unbewandert in ihrer Religion und lau in Ausübung derselben. Er sandte 1839 Father Murphy nach Grahamstown zur Betreuung der irischen katholischen Soldaten, die einen Hauptteil der Armee bildeten, welche in den Zeiten der Kaffernkriege die Grenzen bewachten. Als erste Pflicht hatte er seinen sterbenden Mitbruder im Priesteramte, Dr. Burke zu versehen. Nach dessen Verscheiden kniete Father Murphy im Gebet neben der Leiche. Da trat ein kalvinistischer Feld-Cornet herein und frug ihn, „ob er seinen Freund — umgebracht habe?" Ein Beispiel von den hirnlosen Vorurteilen jener katholikenfeindlichen Tage. Die ersten irischen Missionare erfuhren noch viel dergleichen, blieben indessen ihrer schweren Pionieraufgabe unentwegt treu.

Bei der Ankunft Father Murphy's in Grahamstown befand sich im ganzen heutigen Ost-Vikariat eine einzige Kirche, — wenn die armselige Notkapelle, die zugleich als Schule und Wohnung benutzt war, diesen Namen verdient. Dennoch gelang es seinem Eifer, Geld für den Bau der St. Patrickskirche zu sammeln, die noch heute als Denkmal seiner unermüdlichen Tätigkeit in Grahamstown steht. Allerdings trug auch die Hilfsbereitschaft der irischen Soldaten viel dazu bei, die in den Eingeborenenkriegen von 1846 und 1851 den Hauptanprall auszuhalten hatten. Bischof Griffith pilgerte von Kapstadt nach Grahamstown, weihte und eröffnete die neue Kirche im Jahre 1844.

Dieser Bau sah später manches Ereignis in der Geschichte der Kolonie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Willehad CMM. unterhält sich mit heidnischen Zulukindern
Photo: P. Willehad

1858 diente St. Patrick als Festung und Zufluchtsort für die Stadtbewohner. Das Presbyterium für die Nonnen und Kinder, das Schiff der Kirche für das Volk aus der Umgegend. Noch verschiedene Male mußten seine Mauern zum Schutze werden, wenn die bewaffneten Schwarzen von den umliegenden Höhen drohten, obgleich sie es nicht wagten, die Stadt anzugreifen.

1875 fand in diesem ersten Gotteshause des östlichen Vikariates jene historische Feier statt, nach welcher die Jesuiten von hier aus ihren „Great Trek" (Großen Reisezug) nach dem Sambesi unternahmen, um dort der Kirche eine neue Provinz zu erobern.

Das „Eastern Vicariate", (Port Elisabeth-Vikariat) errichtet 1847, erhielt, wie schon erwähnt, in Dr. Devereux seinen ersten Apostolischen Vikar. Er wurde in Kapstadt von Bischof Griffith geweiht, unter welchem er 9 Jahre tätig gewesen. Mangel an Priestern und die ständigen Unruhen im Lande erschwerten sein Amt derart, daß ihn schon 1853 der Tod von den zeitlichen Sorgen befreite. — Father Murphy war 1852 von Grahamstown nach Port Elisabeth versetzt worden. Heute eine der wichtigsten wirtschaftlichen und industriellen Zentralen von Südafrika, galt damals Port Elisabeth nur als „dorp". 1840 sollen sich dort nur gegen 40 Katholiken aufgehalten haben. Eine sehr beschränkte Kapelle mußte zugleich als Schule dienen. Mit dem engen Friedhof war sie die einzige katholische Besitzung am Platze. Die ersten, welche hier zur Ruhe bestattet wurden, waren 20 spanische Seeleute, die auf ihrer Fahrt von den Philippinen nach Cadix am Kap Recife Schiffbruch erlitten.

Das gegenwärtige würdige Gotteshaus von Port Elisabeth, ein Wahrzeichen der Stadt und Gegend, St. Augustin, ist ein Werk von Father Murphy. Der Grundstein wurde am 3. Dezember 1861 gelegt. Die Katholiken spendeten mehr als 8000 Pfd.; in Anbetracht der weitzerstreuten Gemeinde gewiß eine erstaunliche Leistung. Auf seinem damals landbekannten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Black Horse" (Schwarzes Pferd) durchquerte der irische Pionier das Vikariat nach allen Richtungen. Der schneidige Reiter, gemütvolle Landsmann und populäre „Army-Father" Murphy war nicht bloß bei den Soldaten, sondern bei den meisten Weißen und selbst protestantischen Gegnern allgemein beliebt. Seine Arbeiten und Ausdauer sind noch heute ein mächtiger Ansporn für die Nachfolger im Missionsberufe. Von Rom erhielt er den Ehrendoktorgrad und der Heilige Vater ernannte ihn 1861 zum Päpstlichen Hausprälaten.

Father Murphy starb im Jahre 1872, als das ganze südafrikanische Missionsgebiet nur in ein „westliches und ein östliches Vikariat" geteilt war. Dieser Einteilung werden die historischen Einzelheiten aus den weiteren sieben Jahrzehnten bis zur Gegenwart folgen.

Die katholische Presse Südafrikas bringt während der ganzen Zentenarfeier interessante Einzelheiten aus den meisten Vikariaten über die bisherige Entwicklung ihrer Missionen und katholischen Einrichtungen usw. Auf Ersuchen der Schriftleitung in Kapstadt erschien auch von einem Mariannhiller ein zusammenfassender Bericht über die Gründung und 54-jährigen Bestand des Mariannhiller Werkes: „The Mariannhill Fathers".

Am Kongreß in Kapstadt nimmt Hochwst. H. Bischof Fleischer und entsprechende Vertretung der Kongregation und Mission von Mariannhill teil. — Bischof Hennemann erwartet gesegneten Erfolg der Hundertjahrfeier für das Land und die Zukunft.

Mariannhiller Missions-Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Eine neue Schule eingeweiht: Se. Exzellenz, der hochwst. H. Bischof Adalbero Fleischer CMM. von Mariannhill weihte am 24. Oktober vorigen Jahres im Gebiete der Missionsstation Maria Trost auf der Außenstation St. Bernard eine neue Schule ein. Nicht bloß die Katholiken der dortigen dichtbevölkerten Gegend, sondern auch viele Andersgläubige und Heiden waren zu dem Feste herbeigeeilt. Die neue Schule wurde von dem eifrigen Missionar von Maria Trost, dem hochw. P. Xaver Brunner CMM. auf einem Bergrücken erbaut und kann von den Kindern von zwei volkreichen Tälern besucht werden. —

Fortbildungskurse für Eingeborenen-Katecheten: Im Apostolischen Vikariat Mariannhill fanden ausgangs vorigen Jahres auf den Missionsstationen Mariannhill, Lourdes, Reichenau und Maria Trost Fortbildungskurse für Eingeborenen-Katecheten statt. An dem Fortbildungskurs auf der Missionsstation Maria Trost nahmen auch einige Mitglieder der beiden Kongregationen der Eingeborenen-Ordensleute, der „Franziskaner-Familiaren des hl. Joseph" und der „Töchter des hl. Franziskus" teil. Das Interesse und die Aufmerksamkeit aller Teilnehmer war überraschend groß. Es zeigte sich ganz deutlich, daß die Eingeborenen Südafrikas den festen Willen haben, ihren Teil zur Christianisierung des eigenen Volkes beizutragen. Auf der andern Seite konnten die Missionare aus den vielen gestellten Fragen der Teilnehmer auch ersehen, daß sie manchmal große

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwierigkeiten haben, um ihre Stammesgenossen, die auch schon durch kommunistische Agitatoren und allerlei unverantwortliche Elemente bearbeitet werden, von der Wahrheit des Evangeliums Christi und den Segnungen unserer hl. Religion zu überzeugen. Sendlinge Moskaus wollen die selbstlose und aufopfernde Tätigkeit der europäischen Missionare verdächtigen und die weißen Missionare in erster Linie als Handlanger der imperialen Mächte, welche die Unterdrückung und Ausrottung der schwarzen Rasse anstrebten, hinstellen.

40 Armen-Apostel von Durban zur seelischen Erneuerung in Mariannhill: Vor einigen Monaten zogen sich von der großen Hafenstadt Durban 40 männliche Mitglieder der dort mit großem Eifer und Erfolg wirkenden Bruderschaft des heiligen Vinzenz von Paul zu dreitägigen Exerzitien in die wohltuende und friedliche Ruhe des Klosters Mariannhill zurück. Diese Apostel der christlichen Nächstenliebe sind in der Großstadt wahrhaftig Missionare und Herolde des Christentums. In Durban wurden im vergangenen Jahr von ihnen 1800 Pfund, das sind über 30 000 RM., an die Armen der Stadt abgegeben. Daneben wurden von der Bruderschaft noch regelmäßig eine große Schar von Armen mit Nahrung und Kleidung versorgt. — Der göttliche Heiland möge das stille Wirken dieser Männer reichlich segnen und ihre Zahl täglich vermehren! —

Mariannhill „ein Panorama des Fleißes und des heroischen Opfers": Ein Besucher Mariannhills und einiger Missionsstationen nannte kürzlich in einem Artikel im „Southern Cross" Mariannhill „ein Panorama des Fleißes und des heroischen Opfers." Er schreibt dann unter anderem noch: „Wissen denn die gutherzigen Südafrikaner überhaupt, was sie diesen unerschrockenen Missionaren von Mariannhill alles zu verdanken haben?! — Ich denke, sie wissen es nicht, sonst würde das ‚Scherflein der Witwe' freudig hingesandt werden, um den Missionaren eine Menge Opfer, die sie fortwährend bringen müssen, bloß weil wir keine Ahnung davon haben, zu erleichtern." —



Der „Glockenstuhl" (Bulawayo-Mission)
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

Firmungsreise des Apostolischen Vikars von Umtata: Bald nach der Bischofsweihe in Mariannhill unternahm Se. Exzellenz, der Hochwst. H. Bischof Emmanuel Hanisch CMM. von Umtata eine Firmungs-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Köche (Bulawayo-Mission)
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

reise. Auf der Missionsstation Far View konnte der neugeweihte Bischof 180 Gläubigen, Kindern und Erwachsenen die Hand auflegen und sie zu Streitern Christi salben; auf der Missionsstation Maria-Zell und auf der Missionsstation Maria-Linden durfte der hohe Herr zu seiner großen Freude je 200 Neuchristen durch das hl. Sakrament der Firmung stärken und ihnen die Gaben und Gnaden des Heiligen Geistes zum mutigen und standhaften Bekenntnis des Glaubens mitteilen. Auch auf der Missionsstation Cala spendete Bischof Hanisch „vielen Gläubigen" (die genaue Zahl liegt hier nicht vor) das hl. Sakrament der Firmung. Auf allen Missionsstationen wurde der hochwürdigste H. Bischof von den Eingeborenen-Christen und seinen apostolischen Mitarbeitern mit großer Herzensfreude begrüßt. Auch die Spitzen der örtlichen Behörden und die Häuptlinge begrüßten den neuen Bischof überall aufs herzlichste und wünschten ihm Glück und Segen in seinem hohen und verantwortlichen Amt. — Mit großer Genugtuung konnte der eifrige Missionsbischof auch allenthalben bedeutende Fortschritte in der Entwicklung der Missionsstationen feststellen. Die neue Missionskirche in Far View hat zwei neue größere Glocken erhalten. Auch eine neue Schule wurde auf dieser Missionsstation gerade erbaut. — Ebenso ging auf der Missionsstation Maria-Zell der Bau einer neuen Mittelschule um die Zeit des Bischofsbesuches seiner Vollendung entgegen. —

Generalversammlung der Lehrer und Katecheten des Apostolischen Vikariates Umtata: Vom 28. September bis 1. Oktober vorigen Jahres waren die Lehrer und Katecheten des Apostolischen Vikariates Umtata zu einer Generaltagung auf die Missionsstation St. Patrick einberufen. Der erste Tag war als Einkehrtag der seelischen Erneuerung aller Teilnehmer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewidmet. Die entsprechenden Anregungen dazu wurden durch den hochw. P. Bonaventura Feuerer in mehreren Vorträgen gegeben. Das Programm der folgenden zwei Tage war auf die allgemeine Fortbildung der Tagungsteilnehmer abgestimmt. Von Missionaren, Lehrer und Lehrerinnen wurden in angenehmer Abwechslung äußerst lehrreiche Referate über Psychologie, Pädagogik, Liturgie, Hygiene, Methoden des Religionsunterrichtes, Krankenbehandlung etc. gehalten. Mit einem feierlichen sakramentalen Segen wurde die arbeitsreiche Tagung geschlossen.

Neueste Nachrichten aus unsern europäischen Häusern

Einkleidung und Gelübdeablegung im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Schwaben): Am Heiligen Abend des verflossenen Jahres brachte das Christkind 3 Brüderpostulanten als Weihnachtsgabe das hl. Ordenskleid. Die Zermonie der Einkleidung nahm der hochw. Generalvikar unserer Kongregation, P. Ludwig Maria Tremel vor. — Am hochheiligen Weihnachtsfest weihten sich insgesamt 24 Missionsbrüder durch Ablegung der heiligen Gelübde dem ausschließlichen Dienste des höchsten Königs Jesus Christus. Davon legten 7 Brüder ihre ersten Gelübde ab, 13 erneuerten ihre Profeß auf ein weiteres Jahr und 4 wackere Missionsbrüder gelobten dem König des Himmels und der Erde durch die Ablegung der heiligen Gelübde bis zum Tode ewige Treue. —

Im Missionshaus St. Georgen am Längsee (Kärnten): Die Weihnachtsfeiertage wurden auch im Missionshaus St. Georgen hochfestlich begangen. In einem Kloster, dessen Gründung schon bald 1000 Jahre zurückliegt und das eine so wechselvolle Geschichte hat, lassen sich die Hochfeste der hl. Kirche ganz besonders eindrucksvoll feiern. Da beleben sich gewissermaßen die altehrwürdigen Gänge und Hallen mit den unzähligen Gestalten derer, die im Verlaufe der Jahrhunderte hier gelebt, hier gearbeitet, hier geopfert, hier gekämpft und hier gesiegt haben. Da durchweht und durchzieht eine ganz auffällig freudig stimmende Luft die weiten Kreuzgänge, durch die nach einer Unterbrechung von 150 Jahren wieder Ordensleute, die ihr Leben nach der Regel des hl. Vaters Benedikt gestalten, leichten und leisen Fußes dahinschreiten. — Da klingen die Weihnachtslieder noch einmal so schön in die herrliche Winterlandschaft hinaus und über den im Winterschlaf daliegenden und sorglos dahinträumenden Längsee hin. Da werden durch den Psalmengesang der Missionsbrüder, der die Zermonie der feierlichen Einkleidung junger Postulanten oder die Gelübdeablegung würdig befundener Novizen feierlich umrahmt, längst vergangene Zeiten lebendige, frohe Gegenwart. — In solcher Festesstimmung wurden am Heiligen Abend 7 Postulanten mit dem Ordenskleide der Missionare von Mariannhill beschenkt. Und am hochheiligen Weihnachtstage weihten sich 5 Brüder durch Ablegung der hl. Gelübde erstmalig ihrem König Jesus Christus. 3 weitere Brüder erneuerten ihr Christkönigs-Treugelöbnis auf ein weiteres Jahr. — Gebe Gott, daß sich die weiten Hallen des großen Missionshauses St. Georgen immer mehr beleben mit hochherzigen und opferfreudigen Christkönigsrittern, die voll heiliger Begierde brennen, Christi Reich immer weiter auszubreiten bis an die Grenzen der Erde. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Hastreiter CMM. (Fortsetzung)

3. In Abeokuta

Schon tauchte in der Ferne ein Meer von Hütten auf. Dasselbe Bild wie in Lagos. Palmen ragten zwischen den Wellblechdächern heraus. Mit gespannter Aufmerksamkeit sogen unsere Augen dieses echt afrikanische Bild ein.

Da, schon wieder ein Knall und diesmal wie ein Pistolenschuß. „Finished", grinste das Phlegma zum dritten Mal, und machte Anstalten ein Schläfchen zu tun. Aber sein schwarzer Volksgenosse trieb ihn mit einem kräftigen Boxer hinaus.

Diesmal war der Reifen so zerfetzt, daß an ein Ausbessern gar nicht mehr zu denken war. Immerhin, wir konnten Gott danken, daß wir mit heiler Haut und dem bloßen Schrecken davongekommen waren. Hätten die Bremsen versagt, wir wären in den Sumpf hineingerannt und mit der Nase in den Dreck. O, meine schöne, griechische Nase.

Die Stadt war nurmehr etwa eine halbe Stunde entfernt. Das konnten wir im Notfall auch zu Fuß laufen. Wir entschlossen uns also, die beiden Fahrer allein sitzen zu lassen und wollten schon losschieben.

Da trat aber sofort der temperamentvolle Autoführer in den Weg und forderte ganz entschieden: „Massa, I want my money, Herr, ich will mein Geld haben!" Unser Finanzminister Dr. Kevekordes erwiderte ebenso entschieden: „Wir haben abgemacht, Ihr bringt uns nach Abeokuta und zurück und bekommt dafür 50 Schilling (etwa 50 Mark). Jetzt habt Ihr noch nicht halbe Arbeit geleistet. Ihr könnt Euch Euer Geld holen morgen auf dem Schiff." Sie drangen weiter in uns, aber wir blieben unerbittlich.

Verdrossen machten wir uns auf den Weg. Von den zwei Fahrern blieb das Phlegma bei der Autoruine zurück, der Choleriker aber wich uns nicht mehr von der Seite. Er begleitete uns mit zäher Ausdauer und der Miene einer Bulldogge. Wir ließen ihn gewähren.

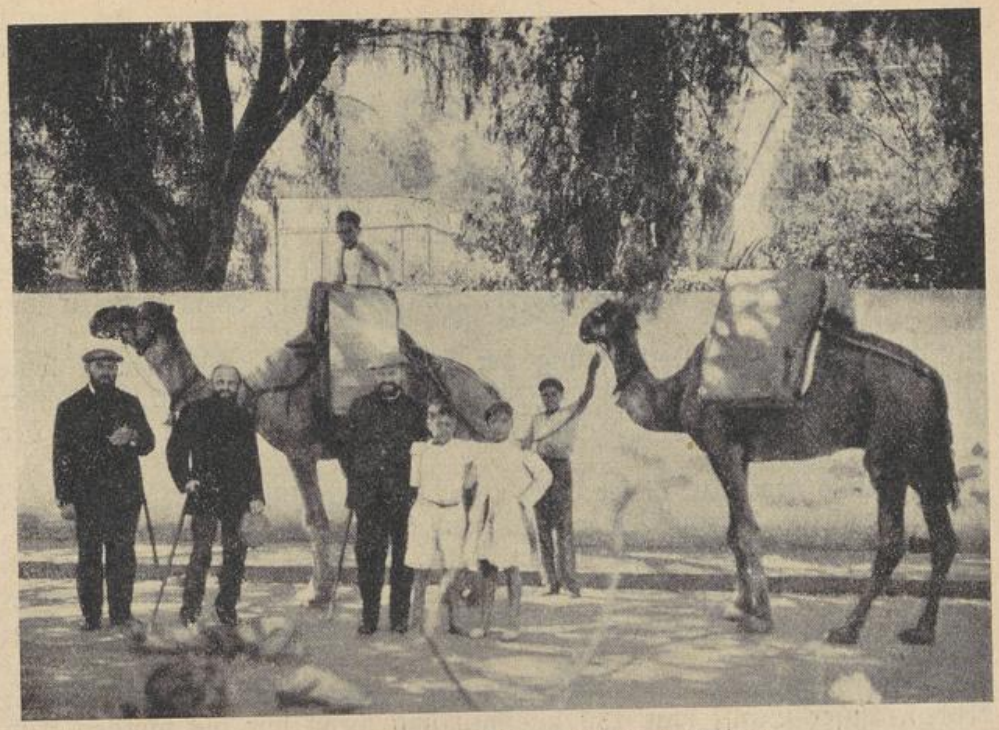
Ein Verkehrsauto kam hinter uns nach. Es war gebaut wie ein europäisches Lastauto mit Holzbänken darauf und einem Zeltdach darüber. Es war ganz mit Negern besetzt. Wir warfen die Neger vorne neben dem Führer einfach heraus auf höfliche Weise und stopften sie hinten hinauf auf den Wagen, obwohl sie brummten wie die Hummeln. Wir selbst nahmen neben dem Chauffeur gedrängt Platz. Nach zehn Minuten waren wir in Abeokuta.

Bei den ersten Hütten sprangen wir ab. Den Fahrer entlohnten wir mit einem Schilling. Er suchte noch zu feilschen, aber als wir grob wurden und ich mit meinem Blechdolch bedenklich wackelte, schien es ihm doch sicherer zu sein uns in Ruhe zu lassen und weiter zu fahren.

Wir fragten nun nach dem Catholic Hospital. Unser schwarzer Freund vom Auto blieb zäh an unserer Seite wie ein Schäferhund und versprach uns hinzuführen.

Der Weg führte kreuz und quer durch das Hüttenmeer. Dasselbe Bild wie in Lagos. Das ganze Leben auf der Straße. Ein unheimlicher Lärm, ein Gerenne und Gelaufe von nackten Kindern, von Männern und Frauen in bunter Tracht. Jedes Lädchen im Freien, aber nur so groß, daß das Ganze im Falle eines Ungewitters in einer halben Stunde abgeräumt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Drei Missionare auf der Fahrt nach Afrika
Photo: P. Winfried, Reimlingen

werden kann. Jeder Kaufmann konnte seine Ware mit einem Schubkarren abtransportieren.

Hie und da begegnete uns ein mohammedanischer Würdenträger. Unter einem Prunkschirm, von seiner Ehrengarde getragen, schritt er würdevoll dahin, in seiner schweren Staatsrobe von blauem oder rotem Samt mit Gold verbrämt, auf dem Kopfe einen mit Perlen und Gold verzierten Fez.

Endlich standen wir vor dem katholischen Spital. Es war ein fast burgähnlicher Bau mit malerischer Gliederung. Durch seine schweren Mauern wirkte er massiv, und schien gar nicht in diese Tropengegend zu passen.

Wir traten ein. Unser schwarzer Freund mußte draußen bleiben. Eine geräumige Halle nahm uns auf. Kein weißes Gesicht zeigte sich. Ein schwarzes Mädchen führte uns eine breite Treppe hinauf. Dort empfing uns Frl. Gabriele Pfirmann aus Heidingsfeld bei Würzburg. Sie arbeitet hier als Pflegerin neben ihrer Freundin, Frl. Dr. med. Elisabeth Kohlborn vom Missionsärztlichen Institut in Würzburg. Diese war die einzige Ärztin des Krankenhauses. Da sie eben mit einer Operation beschäftigt war, erschien sie erst später.

Wir wurden in ein geräumiges Empfangsgemach geführt, hoch und luftig, mit riesigen Fenstern. Die beiden Damen waren sehr überrascht so ganz unverhofft in dieser wildfremden Gegend deutsche Landsleute zum Besuch zu empfangen. Hier erhielten wir nun nähere Auskunft über die Verhältnisse dort.

Das Hospital war von der katholischen Mission errichtet und vom Bischof in Lagos finanziert. Freilich, eine Goldgrube war es nicht, wohl aber ein Haus echt christlicher Caritas. Die Patienten waren lauter Eingeborene, meist Mohammedaner und arm. Selbst das Hilfspersonal war mohamme-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

danisch. Ungefähr vierzig Betten standen zur Verfügung. Zur Zeit war es ziemlich besetzt.

Das Leben der beiden Damen verdient heroisch genannt zu werden. Ganz allein unter diesen wilden Leuten. Die Stadt Abeokuta hat etwa 120 000 Einwohner, darunter nur etwa 60 Weiße. Die katholische Mission dort ist ganz klein: ein irländischer Pater und einige Schwestern für die Schule und das Kinderasyl.

Ich fragte Frl. Pfirmann, ob es ihr denn nicht zu unheimlich sei bei diesem Volke. Sie antwortete tapfer: „Im Gegenteil, es ist noch zu wenig wild."

Schlecht war die Verpflegung der beiden Damen. Sie können keine Milch bekommen. Ihre Hauptnahrung schien zu sein: Zwieback, Tee, Eier und Bananen. Dazu bei jeder Mahlzeit eine Dosis Chinin wegen der Malariagefahr.

Ich konnte den Mut dieser beiden Heldinnen christlicher Liebe nicht genug bewundern. Durchreisen war ja ganz schön, aber dort bleiben, jahrelang, in diesem Klima, unter diesem Volke, bei dieser Nahrung, in diesem fieberschwangeren Landstrich — entsetzlich. Aus rein idealen Beweggründen hier sein junges Leben einsetzen, dazu gehört mehr als menschliche Kraft.

Unter frohem Plaudern verstrich die Zeit. Wir mußten an die Heimkehr denken. Unser Schiff war 130 km weg und wenn wir bis morgen früh nicht dort sind, fährt es ohne uns ab. Aber wie jetzt nach Lagos kommen? Unser Auto war „Finished". Ein Verkehrsauto für Weiße gab es nicht. Von den wenigen Europäern war auch kein Auto zu borgen für eine so weite Reise. Geht noch ein Zug? Gott sei Dank! Abeokuta liegt an einer Bahnlinie. Der Zug geht um 7 Uhr. Wieviel ist es jetzt? 6.30 Uhr. Wieweit ist es zum Bahnhof? Dreiviertel Stunden. Wenn der Zug Verspätung hat, dann kann es uns gelingen ihn noch zu erreichen. Jedenfalls versprach der Abschied von Nigeria romantisch zu werden. (Forts. folgt)

Mission zwischen drei Bergen

Die Gründung dieser Mariannhiller Missionsfiliale ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Hier die launige Erzählung des Herganges von einem, „der dabei war" und später noch oft hinkam.

Es war anfangs 1912 als der Missionar und Superior einer älteren Station in Natal mir sagte: „Ich habe für meine Amakoliwa am Umkomazi einen neuen Platz erobert! Der reiche Farmer, Mr. T. hat uns zwei acres Land bewilligt, wo wir bald eine Kapelle und Schule bauen dürfen. Der Ort liegt ganz am Ende seiner Farm gegen 5 Stunden von hier und zwischen drei himmelhohen Bergen!" Man kann freilich mit keinem Fuhrwerk hinkommen, mit dem Pferd auf großem Umweg und der grade Weg zu Fuß geht ungeheuer steil in die Schluchten hinab. Das Baumaterial muß eine Stunde weit auf dem Kopf getragen werden ...

Aber warum denn an eine so unzugängliche Stelle bauen? ? — „Das hat seinen guten Grund. Erstens ist in der dortigen Location kein Land zu haben, denn der Chief ist uns nicht „grün". Zweitens gibt der Farmer keinen brauchbaren Acker ab, sondern nur den letzten Zipfel, wo er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selber nicht hinkann. Drittens wohnen in der Nähe schon einige gute Christen und es gibt herrliches Quellwasser von den drei Bergen; man kann es leicht bis ins Haus leiten." Diese vier Gründe leuchteten ein. Also voran, ans Werk! Der Entschluß war schnell gefaßt — die Ausführung ging freilich langsamer. Es wurde Winter in Südafrika, Mai und Juni — und der Missionar zögerte immer noch. Die vom Geheimnis wußten, waren sehr gespannt auf die „neue Mission zwischen den drei hohen Bergen" und auf die wildromantische Gegend am Oberlauf eines Hauptflusses von Natal.

Der Missionar wartete aber noch auf jugendkräftige Hilfe aus Mariannhill. Die kam Ende Juni in Gestalt von fünf unternehmungslustigen weißen Studenten und Missionskandidaten in ziemlich vorgerückten Jahren. Nach langem Semester und hartem Examenschweiß brauchten diese gesunde Abwechslung, winterliche Erholung und frische Luft. Das alles konnten sie auf der Hochlandstation haben und dazu auch gleich praktische Missionsarbeit! Sie sollten „St. Thomas zwischen drei Bergen" gründen helfen, das siebente Missionsfort in diesen Regionen! Darin bestand der geheime Plan des guten Baba und Eroberers jener fernen Unzugänglichkeit. Mitte Juli sollte es los gehen und — wie gewöhnlich in frühester Morgenstunde.

„Um 3 Uhr brechen wir auf, reiten bis zur Zwischenstation im Felsental und dort feiern wir die hl. Messe in der St. Andreaskapelle. Dann ist Frühstück und Weitermarsch über den Zuckerhutberg und hinab in die Tiefe zwischen den drei Bergriesen. Die Sonne geht jetzt zwar erst um 7 Uhr auf, aber wir haben ja den Mond und ich kenne alle Wege und Stege." So lautete der Marschbefehl unseres Anführers, der damals in den besten Jahren und eifrigsten Eroberungszeiten stand — und heute noch als Greis in anderer Gegend eine weitverzweigte Mission verwaltet. Wir machten uns also reisefertig: Sieben Mann und 7 Pferde mit Gepäck und Gebäck auf mehrere Tage ausgerüstet. Eine richtige Pionierexpedition ins weite Urland!



Zwei Christenmädchen

Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alles klappte bis auf den — Mond, der nicht kam oder doch nicht zu sehen war in dem ausnahmsweise extra dichten Nebel dieses Julimorgens. Doch wir hatten ja den unfehlbaren Führer an der Spitze und einige Pferde kannten den Weg noch besser als er. Im Gänseritt ging es durch das Christendorf der Ausgangsstation, über mehrere Hügel und durch Täler und Felder in nächtlicher Finsternis. Zuweilen geriet man auch an den Stacheldrahtzaun zur Linken des Reitpfades, der uns energisch zurechtwies . . . Dann hieß es den eiskalten Fluß durchreiten und zwei Stunden lang fremdes Farmland passieren bis die Nebel schwanden und der Morgen graute. Beim ersten Tageslicht machten wir da unterwegs eine spaßreiche Entdekkung. Wer von uns Sieben mit einem Bart geschmückt war, fand ihn jetzt verglast und mit zierlichen Eiszäpfchen festlich dekoriert! Wie das glänzen und flimmern wird, wenn die afrikanische Sonne aufgeht!



Unsere Schweizer Missionsstudenten in Altdorf üben „Parademarsch"
Photo: P. Meinrad, Altdorf

Nun waren wir in der zerklüfteten Eingeborenen-Reserve, hatten aber noch manche Urhindernisse zu überwinden und kamen auch an einer malerischen Buschmannhöhle vorbei. Noch zwei Bäche und einen Sumpf im engen Tale durchsetzen wir und befanden uns plötzlich im Felsenrevier, wo einige Dutzend Hütten der Zulus und Basutos stehen und ihre Missionskapelle auf blankem Naturfundament der hiesigen Gesteinsart, nämlich weißblauer Basalt.

Wir kehrten bei St. Andreas ein, das früher schon einmal beschrieben wurde, erlebten die unschilderbare Freude der ersten hl. Messe und Kommunion in dieser entlegenen Gegend und gedachten der Christen und Heiden ringsum. Wegen der Winterkälte in so früher Stunde waren nur wenige anwesend, aber der sakramental gegenwärtige Gute Hirte wird den stillen und doch lauten Ruf unserer Herzen nach ihrem Heile sicher gehört haben . . .

Eine materielle Stärkung rüstete uns auch körperlich zum Weitermarsche. Wieder ging es durch jetzt dürre Felder und das Gehöft des neubekehrten Mosuto, der hier ein Grundstück für die Kapellenschule geschenkt hatte. Dann war noch ein eisigkaltes Flüßchen zu durchqueren und hinauf ging es auf die schwindelnde Höhe des Zuckerhutberges. Strekkenweise fast so steil, wie die Fliege an der Wand klettert. Woher der Name dieses sonderbaren Berges? Auf seiner Höhe ragen zahllose merkwürdig zylinderartig zugespitzte Felsstücke, den Zuckerhüten ähnlich, hervor. Das Wetter vieler Jahrhunderte hat sie wohl abgerundet und in solch wunderliche Formen gebracht. Hier sollten wir auf dem Rückwege noch ein kleines Abenteuer erleben in der mondbeleuchteten Winternacht . . .

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Die Braut neigt sich nach rechts zur Mutter und flüstert ihr kichernd zu: „Er weiß es ja, warum frägt er noch?" Nochmals rücke ich vor und bitte väterlich: „Nun sei artig, Paula, und sage schön Ja!" — Vergebens. Nichts sagt sie. Sie zieht ihre blumenfarbige Schürze vor die Augen, trippelt hin und her, seufzt und kichert und blinzelt mich dann über den Rand der Schürze mit lachnassen Augen an. Ihr Kichern hat die andern angesteckt und da stehe ich Harrender vor einer still lachenden Brautgesellschaft. Der Mutter geht die Geduld aus. Sie wird energisch, stößt die Tochter in die Seite und sagt: „Paula, wir müssen uns ja schämen, sag doch Ja!" — „Ach Mutter", tönt Paula halb weinerlich, „vor so vielen bring ich's nicht heraus, — sag du es für mich!" — „Was fällt dir ein, Paula", tutet ihr jetzt der Vater ins Ohr, „die ist ja schon verheiratet, du mußt es sagen, mach schnell!" — Ein Schmunzeln geht über alle Gesichter. — Als letztes Aufgebot tritt nun der Bräutigam selber an sie heran und spricht im Flüsterton: „Paula, wenn du mich haben willst, sag Ja! sonst gehe ich heim!" Wirklich: Er kam, sah, siegte. Es hatte die gewünschte Wirkung. Paula wurde jetzt auch entschieden und antwortete auf meine wiederholte Frage klar und deutlich: „Ja, ich nehme ihn!"

Nachdem die heilige Handlung vorüber war, konnte ich wirklich von Herzen sagen: „Gott sei Dank, diese Madrassitrauung wäre mal wieder überstanden! Mögen beide glücklich sein und beieinander bleiben, bis der Tod sie scheidet!"

Dieser Wunsch ist gar nicht so unbegründet, denn manchmal sind sie schon auseinander, lange bevor der Tod sie trennt. Ja, einmal habe ich sogar ein Brautpaar getraut, das schon am Hochzeitstag auseinanderging.

Der Bräutigam, ein guter braver Bursche und die Freude seiner frommen Eltern, hatte sein argloses Herz an die fünfzehnjährige Tochter einer befreundeten Madrassifamilie gehängt. Diese wollte er, wie er mir sagte, unbedingt heiraten. Da ich beide Familien gut kannte, hielt ich es für meine Pflicht, den unbescholtenen jungen Mann zu warnen. „Michel", sagte ich ihm, „da hättest du aber eine bessere Wahl treffen können; ich glaube nicht, daß die Dina zu dir paßt. Du weißt es ja vielleicht besser als ich, Dina ist ein leichtes Vögelchen und hat keinen guten Namen. Überlege dir die Sache wohl!" — „Ja, Swami", erwiderte er, „ich weiß das wohl ganz gut, aber ich werde ihr zureden und sie gut bewachen, dann wird sie vielleicht doch noch brav." — „Michel", entgegnete ich, „mache, was du willst, aber gib dich keinen Täuschungen hin: aus einer Krähe wirst du niemals eine Bulbul (indische Nachtigall) machen, und ich glaube nicht, daß du mit Dina viel Gutes erleben wirst". Auch den Eltern Michels drückte ich meine Befürchtung aus, daß die beiden jungen Leute nicht zusammen paßten und die Sache nicht gut gehen werde. „Das haben wir ihm auch schon oft gesagt", erwiderten sie, „aber er will sie nun einmal haben, und wir wollen ihm sein Lebensglück nicht verderben". Kurz und gut, es kam zur Heirat, und nur mit schwerem Herzen habe ich die beiden getraut.

Am Tage nach der Hochzeit kam Michel ganz traurig zu mir und teilte mir unter vielen Tränen und Schluchzen mit, daß, als sie sich zum festlichen Mittagessen setzen wollten, seine Frau Dina nirgends zu finden war und seitdem verschwunden sei. „Armer Michel", sagte ich ihn tröstend, „verzweifle nicht, habe Geduld, warte ab, vielleicht kommt sie doch noch wieder!" — Allein, es verging eine Woche, und Dina ließ sich nirgends sehen. Es verging ein Monat, und da wußte man, daß sie in einer andern Station mit einem Mohammedaner zusammenlebte. Bald stellte sich der tiefbetrübte Michel wieder ein und sagte mir, er habe Dina geschrieben, sie aber habe ihm geantwortet, sie wolle nicht mit ihm zusammenleben, denn seine Angehörigen gefielen ihr nicht, — er solle eine andere heiraten.

„Siehst du, Michel", hielt ich ihm vor, „wie du da mit deiner Dina hereingefallen bist? Habe ich es dir nicht gesagt, daß du nichts Gutes mit ihr erleben würdest? Nun mußt du es zu deinem Leidwesen bitter fühlen!"

Der arme Junge stand ganz trostlos da und stierte vor sich hin. Er tat mir wirklich leid. Aber er raffte sich wieder auf und sagte: „Wenn sie nicht zurückkommen will, was soll ich da machen? Da muß ich halt eine andere heiraten, aber diesmal eine bessere".

„Mein lieber Michel", erwiderte ich, „das hat noch gute Weile, nur nicht so hitzig; das mußt du nicht nur nicht, das darfst du ja nicht einmal. Es ist dir doch klar genug gesagt worden, daß die christliche Ehe ein unauflösbarer Bund ist für's ganze Leben, so daß ein Mann, der zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebzeiten seiner rechtmäßigen Frau eine andere heiratet, vor Gott ein Ehebrecher ist und sich selbst vom Reiche Gottes ausschließt. Es bleibt dir also nichts anderes übrig, als brav und enthaltsam zu leben wie vorher, bis Dina entweder zurückkehrt oder stirbt."

„S—o—o?" kam es kleinlaut von Michel, „ich meinte, das sei doch nicht so streng zu nehmen, — andere tun es ja auch; aber wenn es so mit der Ehe steht, dann will ich mich auch drein fügen."

Michel hat auch wirklich Wort gehalten, hielt sich brav und trug sein Kreuz und kam eifrig zu den heiligen Sakramenten.

Das war eines von den Madrassi-Erlebnissen und möge genügen.

Wie man aus diesem Kapitel ersehen konnte, bringt eine so buntscheckige Herde allerlei Erlebnisse mit sich, und man muß hier als Seelenhirte froh sein, wenn man so verschieden geartete Pfarrkinder so gut, wie es geht, auf dem Wege christlicher Pflicht und Sitte hält.

7. Zwei drollige Pfarr-Adjutanten

In der Betreuung von Kirche und Pfarrgemeinde standen mir als Missionspfarrer zwei Gehilfen zur Seite: der Sakristan und der Katechist der Madrassikinder und etwaiger Hindukonvertiten. Diese beiden Persönlichkeiten verdienen eine ganz besondere Würdigung.

Der lächelnde Francis

Meine Vorgänger hatten sich keinen Sakristan gehalten, sondern sich für die notwendigsten Dienstleistungen in Sakristei und Kirche mit einigen guten Jungens beholfen. Diese mochten wohl fürs Herrichten des Altars, fürs Läuten der Glocken, — und welche Jungens täten das nicht gerne? — fürs Ministrieren und Weglegen der Paramente genügen. Aber da gab es doch so viele notwendige Dienstleistungen verschiedenster Art in Sakristei, Kirche und bei Seelsorgsarbeiten, wozu sie meistens nicht zu haben und auch sowieso ganz unbrauchbar waren. Wie sollten Ordnung und Reinlichkeit in Kirche und Sakristei dauernd herrschen und alle zum Gottesdienst notwendigen Dinge würdig instand gehalten werden ohne ständigen Sakristan?

Wie erwünscht, ja wie notwendig war die ständige Anwesenheit eines Sakristans für die vielen Versehgänge bei Tag und bei Nacht, besonders zur Zeit der immer wiederkehrenden Epidemien! Ebenso für die Begleitung bei Krankenbesuchen, namentlich von Frauen, deren Männer nicht zu Hause waren. Und da die Station als Fieberloch weit und breit berüchtigt ist, gab es zu jeder Jahreszeit Kranke genug, die besucht werden mußten. Wie oft war ich da froh, meinen Sakristan zum Schutze des guten Namens als Begleiter bei mir zu haben! Und wie weise erschien mir da immer die wichtige Regel meines Ordens über den Begleiter der ausgehenden Patres! Die Welt ist schlecht, — und damit muß man rechnen.

Zudem waren manche wichtige Ausgänge zu machen, mit denen ich nur den Sakristan betrauen konnte. Weil man überdies dort wegen der furchtbaren Hitze auch während der Nacht kaum vor ein Uhr einschlafen kann und mir die Natur einen so festen Schlaf verliehen hat, daß ich manchmal den Wecker neben mir überhörte, so war es doch sehr ratsam, einen zuverlässigen Sakristan im Hause zu haben, der mich morgens, wenn nötig, aufweckte.

Also Gründe genug, mich nach einem tüchtigen Sakristan umzusehen. — Ein Pater, an den ich mich wandte, empfahl mir in den höchsten Tönen einen braven jungen Goanesen in Karachi. Später wurde ich den Gedanken nicht los, er habe mir denselben aus Ulk empfohlen. Aber in gutem Glauben ließ ich ihn kommen. Nach kaum einer Woche erschien er schon und stellte sich als Mr. Francis X., gewesenen teacher (Lehrer) von Karachi, vor.

Er war ein schlanker junger Mann von brauner Hautfarbe, in einem Anzug von tadellosem Schnitt, fein frisiert und parfümiert, glänzend gescheitelt, um sein Antlitz ein ewig verklärtes süßes Lächeln. Er erklärte sich hochbeglückt, jetzt immerdar dem Heiligtum so nahe zu sein und als Sakristan im heiligen Tempel Gottes Engeldienste verrichten zu können. Ich zeigte ihm alles in der Sakristei in Schränken und Schubläden und entwarf ihm ein klares Bild seiner Pflichten. Das alles sei ihm eine Freude und könne er gut leisten, sagte er lächelnd.

Seine überschwenglichen Glückseligkeitsausdrücke und sein ganzes Wesen brachten mich immer mehr zur Überzeugung, daß der ewig lächelnde Francis kein normaler Mensch war, und daß wohl sehr triftige Gründe dazu geführt hatten, ihn als Lehrer möglichst weit abzuschieben.

Nachdem ich ihm bestimmte kleinere Arbeiten in der Sakristei angewiesen, war ich natürlich gespannt, wie er dieselben ausführen werde. Und so ging ich nach gut zwei Stunden wieder einmal hin, um nachzusehen. In der Sakristei war niemand. Fast neben der Sakristei, direkt unter meinem Schlafzimmer, hatte ich für Francis ein kleines Zimmerchen eingerichtet. Ich machte die Türe auf und — da saß mein seliger Franics in seinem Sonntagsanzug mit einem aufgeschlagenen Buche auf den Knien, in dem er süß lächelnd las.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Studentenkapelle des Missionshauses St. Bonifatius, Schurgast O.-S. im Festschmuck
Photo: P. Gotthard, St. Bonifatius

„Na, Francis, Arbeit schon fertig?"

„Oh, ein schönes Buch, Pater, ganz wunderbar! Da kann man gar nicht aufhören", sagte er ganz unbetroffen und breit lächelnd.

„Will ich glauben, Francis, aber zum Bücherlesen habe ich dich nicht angestellt, sondern zum Arbeiten."

„Kommt alles noch, Pater, es ist noch Zeit", kam es lächelnd von Francis. Gemächlich zog er seinen Rock aus und begab sich in die Sakristei, wo die hölzernen Kerzenständer, die er reinigen sollte, bereit standen und alles zum Reinigen Nötige daneben. Breitspurig stellte er sich vor die Ständer hin, stemmte seine Hände in die Hüften und fragte mit unübertroffener Ruhe, natürlich wie immer lächelnd: „Die also soll ich putzen?"

„Hoffentlich bald, Francis!"

Gemessen und lächelnd, die Hände immer noch in den Hüften, ging er die Sakristei auf und ab, als ob er etwas suchte; dann in sein Zimmerchen, holte sich einen Stuhl, setzte sich breit vor die Ständer, nahm einen derselben in die Hand, betrachtete ihn lächelnd von oben bis unten und äußerte, den Kopf schüttelnd, ebenso lächelnd: „Sonderbare Dinger, diese Ständer! In Karachi hatten wir andere; die waren ganz anders."

„Aber, Francis, jetzt mal dran und fix gearbeitet! das macht man so!" — Ich kniete mich auf den Boden, nahm einen Ständer, säuberte denselben mit dem Kratzmesser von allem Wachs, tauchte einen rauhen Lappen ins warme Seifenwasser, wusch damit den Ständer und trocknete ihn mit einem andern Lappen ab.

Francis schaute lächelnd zu und sagte dann gedehnt: „Ah so! — Das kann ich auch."

„Ausgezeichnet, Francis, dann mal dran! Die Ständer schreien schon nach dir!"

Und wirklich, Francis hub an zu beginnen, sein stierendes Lächeln auf den nächsten Ständer gerichtet. Die unbeholfene Art aber, wie er denselben in Angriff nahm und das Kratzmesser handhabte, war nicht zum Ansehen. Es wurde mir schwül, und ich ging schweigend von dannen. Ich hatte für diesmal genug.

Als es nach anderthalb Stunden Zeit zum Angelus war, ging ich wieder zu Francis, um ihn ans Angelusläuten zu mahnen. Da stand er, vergnügt lächelnd und die Arme in die Seiten gestemmt, und schaute mit größter Zufriedenheit auf sein Werk wie auf eine Herkulestat. Und was hatte er geleistet? In der ganzen Zeit hatte er, sage und schreibe, einen einzigen Ständer halbwegs in Ordnung gebracht. Das waren schöne Aussichten!

Nun konnte er auch zeigen, was er vom Läuten verstand. Mit sichtlicher Freude ging er zum Turme hin. Die drei Anschläge fielen bestimmt und kräftig aus,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber die Pausen dazwischen waren so lang, daß man darin beinahe einen halben Rosenkranz hätte beten können. Dann wurde aber Franz energisch; mit Vollschwung läutete er drauf los und läutete und läutete, als ob er das Ende der Welt einläuten wollte. Da er keine Miene machte, endlich einmal aufzuhören, wurde es mir doch zu bunt. Was mußten die Leute denken! Schnell lief ich zum Turm, um den Francisco furioso zur Besinnung zu bringen.

„Francis, was fällt dir ein, so maßlos lang zum Angelus zu läuten? Du bringst ja den Turm in Gefahr!"

„Es klingt so schön, Pater, und es geht so leicht", erwiderte entzückt lächelnd der eifrige Küster Francis. — Offenbar lag ihm das Läuten besser als alles andere. Hier war er wirklich in seinem Elemente.

„Allerdings, Francis, klingen die Glocken gut", sagte ich, „aber wenn sie zu lange tönen, dann ist es nicht mehr schön. Beim Angelus wird nach den Anschlägen nur kurz nachgeläutet und nicht wie jetzt, sonst meinen die Leute, hier ginge es nicht mehr mit rechten Dingen zu."

Francis wischte sich den Schweiß von der Stirne, schaute verwundert drein und — lächelte.

Am folgenden Morgen kam eine neue Überraschung. Als ich die Sakristeitüre aufmachte, wurde ich beinahe auf den Rücken geworfen von dem dichten Weihrauchqualm, der den ganzen Raum erfüllte. Francis war eben mächtig an der Arbeit und lächelte vergnügt.

„Aber, Francis, wozu denn das glühende Rauchfaß und diese Weihrauchverschwendung? Heute, am Samstag, ist doch keine Aussetzung und kein Segen!"

„Das macht gar nichts, Pater, aber der Weihrauch gibt der Sakristei so einen guten Geruch. Den habe ich so gern. Den hatten wir auch in Karachi!"

„Mag sein, Francis, aber das ist mir ein zu teures Vergnügen. Meinst du denn, ich bekomme den Weihrauch geschenkt? Den muß ich teuer bezahlen. Wenn du unbedingt geräuchert sein willst, dann kaufe dir selber Weihrauch und verbrenne ihn in deinem Zimmer; nur stecke mir das Haus nicht in Brand, verstehst du?"

„O ja, Pater, das muß ich einmal versuchen", meinte Francis und lächelte.

Und nun kam der Sonntag, der große entscheidende Tag für den lächelnden Francis. Der Tag, an dem er zum ersten Mal vor der versammelten Gemeinde auftreten mußte. Der Tag, an dem er im Schlaglichte schärfster Beobachtung aller anwesenden Gläubigen stehen und so sein Ansehen begründen oder verwirken sollte. Vom ersten Eindruck hängt eben alles ab. Und Francis war, wenn auch lächelnd, entschlossen, den allerbesten Eindruck zu machen und sich die Herzen der Pfarrkinder wie im Sturme zu erobern. Alle sollten die unerschütterliche Überzeugung mit nach Hause nehmen, daß der Padre einen wahren Glücksgriff getan und in der ganzen Welt keinen fähigeren, geschickteren und in jeder Beziehung würdigeren Sakristan hätte finden können.

Nach dem bereits erlebten war ich natürlich neugierig, mit welchem Schneid Francis seinen ersten öffentlichen Auftritt machen werde. Sollte es eine Komödie oder eine Tragödie werden? Die Mutmaßung war begründet genug, es würde wohl eine Mischung von beiden sein. Und so sollte es auch wirklich kommen.

Als ich kurz vor Beginn des Hochamtes in die Sakristei kam, traf ich Francis in ungewöhnlich feierlicher Stimmung. Er war tadellos frisiert, sein pechschwarzes, geöltes Haar aufs feinste geglättet und gescheitelt. Seine Manschetten ragten auffallend weit aus den Ärmeln heraus, wahrscheinlich der bestechenden Knöpfe wegen.

Mehr als nötig machte er sich im Chor zu schaffen. Einmal ging er hinein, um nach der Ewigen Lampe zu sehen, die noch in Ordnung war. Nach einer Minute wiederum, um auf dem Altare das Meßbuch aufzuschlagen, wovon er aber nichts verstand. Dann wieder zum Kredenztisch, um ein Tüchlein über die geschlossenen Kännchen zu legen. Und jedesmal, wenn er hineinging, geschah das mit feierlich gemessenem Schritt, gefalteten Händen, gesenkten Augen und tieffrommem Lächeln; und dann machte er mit vorgebeugtem Körper eine so tiefe Kniebeugung, als ob er sich hinlegen wollte.

Soweit mochte er einen überwältigend erbaulichen Eindruck gemacht haben. Aber nun kam das Verhängnis: das Kerzenanzünden. Schon vorher hatte er sich die Löschhornstange ordentlich hergerichtet und dieselbe von ihrer Mitte an bis hoch oben übers Löschhorn hinaus mit neuer Wachsschnur umwickelt. Den Meßdienern aber hatte er bedeutet, er werde das Anzünden selber besorgen. Das tat er auch. Aber wie?

Die Uhr hatte bereits geschlagen, und ich ging doch sonst immer, wie es sich ziemt und die Gemeinde es mit Recht erwartet, Punkt Glockenschlag an den Altar. Da stand ich am Ankleidetisch und wartete vergebens auf die Rückkehr des Küsters. Er kam nicht, und die Sache schien mir verdächtig. Ich ging deshalb an die Chortüre, um zu sehen. Die Meßdiener lachten vergnügt, und in der Kirche war man am Kichern. Da stand mein guter Francis am Altar mit hocherhobener Zündstange und schaute lächelnd empor.

Aber noch keine einzige Kerze war angezündet. Statt die Flamme nach oben zu halten, hielt er sie immer nach unten, und so war immer gleich die Schnur am Brennen. Rasch senkte er dann die Stange, um den herunterhängenden brennenden Teil der Schnur abzureißen und das unversehrte Ende derselben wieder hinaufzuwickeln. So konnte das Manöver nicht weitergehen. Ich rief ihn herunter und übergab die Stange einem Meßdiener, der dann auch im Nu die Kerzen richtig anzündete.

Der erschöpfte Francis aber wischte sich den Schweiß vom lächelnden Antlitz. Er war bei allen erledigt. Ein gefallener Stern!

Es mußte ihm jetzt auch allmählich einleuchten, daß er fürs Amt eines Sakristan keinen Beruf hatte.

Das frische oberste Altartuch war derart durch Franzens Anzündekunst mit rußigen Wachstropfen verunreinigt, daß es unbedingt ersetzt werden mußte. Im Laufe des folgenden Morgens nahm ich deshalb Francis mit zum Altar, um es abzunehmen. „Schau dir einmal all die Flecken an", sagte ich zu ihm, „die du gestern auf dies frische Tuch hingezaubert hast. Das wird mir eine teure Geschichte, denn so viele Altartücher habe ich nicht, daß ich jeden Tag ein neues auflegen kann."

„O Pater", erwiderte der lächelnde Francis, „die paar Flecken machen doch nichts: — die sieht ja kein Mensch, und vorn ist es doch noch schön."

„Wie kannst du so was sagen, Francis; sehe ich denn diese wüsten Flecken nicht bei der heiligen Messe? Und vor allem, — sieht der allheilige Gott hier sie nicht? Für den Allheiligen ist doch das Reinste nicht rein genug! Das Tuch muß jetzt herunter, und wie schwer wird es halten, dasselbe wieder ganz rein zu bekommen!"

„Nicht so schlimm", meinte der naive Franics, „der Dhobie wird es schon wieder rein kriegen."

Daß der Dhobie dafür auch gut bezahlt sein wollte, das machte Francis absolut keine Sorgen. Er war eben ein großes Kind, dachte wie ein Kind und handelte wie ein Kind. Darum konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß er für seinen Posten ganz und gar untauglich war.

Ich mußte daher sehen, ihn auf eine friedliche Art los zu werden. Es ging leichter, als ich dachte. Die Jungens trieben ihren Spott mit ihm, und die andern ließen ihn auch merken, was sie von ihm dachten. Das wurde ihm etwas ungemütlich. So kam er denn eines Tages und sagte zögernd, aber doch lächelnd, er müsse wieder in seine Heimat, denn das Klima bei uns sei ihm zu heiß.

Das war ja eine ausgezeichnete Lösung, und ich gab ihm meine volle Zustimmung mit dem Bemerken, es sei sehr vernünftig von ihm, rechtzeitig für seine Gesundheit zu sorgen. Nach Vollendung des Monats zog er dann auch in Frieden.

Seit längerer Zeit war mir ein älterer Madrassi-Jüngling, der immer hinter den Gläubigen auf dem Boden kniete, durch seine Bescheidenheit und Frömmigkeit aufgefallen. Ich erkundigte mich bei zuverlässigen Leuten nach ihm und hörte nur Gutes von ihm. Er hieß Anton, war der Sohn eines angesehenen Madrassi-Altesten und Arbeiter in den Reparaturwerkstätten der Eisenbahn. Ich ließ ihn kommen und fragte ihn, ob er Lust habe, den Posten des Sakristans zu übernehmen. Er sagte gleich zu, und ich war glücklich, den richtigen Mann gewonnen zu haben.

Tatsächlich war er, wie die Folge erwies, für sein Amt wie geschaffen; denn er war verständig, fleißig, fromm und bescheiden, sprach fließend Tamil, Marathi, Hindustani und leidlich Englisch, kannte alle Leute in der Station und war allgemein beliebt.

Es ist ein überaus wohltuendes Gefühl, gerade für diesen Posten einen zuverlässigen Mann zu besitzen, der einen von vielen kleinen Sorgen befreit.

Anton brauchte nicht lange Zeit, um sich in seine neue Tätigkeit einzuleben. Er packte gut an und hielt Sakristei und Kirche blitzblank, daß es eine wahre Freude war. Für Symmetrie und Geschmack beim Schmücken der Altäre zeigte er wenig Sinn. Da mußte ihm immer eine ältere irische Dame helfen, die mit der Sorge für alles Altarleinen betraut war und das Schmücken meisterhaft verstand. Diese um die Pfarrkirche sehr verdiente Frau verstand beim Kleiden und Schmücken des Altares keinen Spaß. Da mußte alles nett und sauber, schön und würdig sein. Und Anton, der bei all seiner Selbständigkeit doch gelehrig war wie ein Kind, hat im Laufe der Zeit in der Schmückkunst viel von ihr gelernt.

Als Südindier war Anton sehr dem Betelkauen ergeben, war aber dabei auffallend reinlich und taktvoll.

Morgens mußte er mir die Weckuhr ersetzen. Er hatte die Weisung, mit einer langen Stange Punkt halb sechs gehörig gegen meinen Zimmerboden zu stoßen. Das hat er mit erstaunlicher Pünklichkeit getan.

Ganz unbezahlbar war er mir als Begleiter auf meinen Besuchen und nächtlichen Versehgängen. Denn da gereichte er mir zum Schutz, nicht so sehr gegen wilde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tiere, als vielmehr gegen wilde weiße und halbweiße Menschen, die mir, weil ich in meinen Predigten ganz besonders ein gewisses Laster geißelte, auf jede Art und Weise nachstellten und meinen priesterlichen Charakter durch Verleumdungen niedrigster Art zu beschmutzen suchten.

Bei Versehgängen zu Pest- und Cholerakranken aber mußte ich Anton vom Mitgehen dispensieren. Ich hatte nämlich gemerkt, daß es ihm bei einem oder zwei solcher Versehgänge recht kreidig zu Mute war. Und weil Furcht der Ansteckung Vorschub leistet, so verzichtete ich gerne auf seine Begleitung und ließ mich von einem Verwandten des Kranken führen.

Am Anfang jedes Monats mußte Anton mit dem Zahlbuche zu allen Familien der Pfarrei gehen, um die von den Pfarrkindern gern übernommenen Kirchenbeiträge einzusammeln. Dabei war er immer so treu und gewissenhaft, daß alles genau klappte und nie auch nur ein Pfennig fehlte. Für diese Gänge bekam er dann regelmäßig ein entsprechendes Trinkgeld.

So hat mir dieser gute Küster Anton all die Jahre bis zu meiner Gefangenschaft (Ende 1914) die besten Dienste geleistet und mir bewiesen, daß mir die gütige Vorsehung in ihm den rechten Mann für das Küsteramt zugeschickt hatte. — Wegen seiner ausgezeichneten Berufseigenschaften haben ihn auch meine Nachfolger im Amte beibehalten bis auf den heutigen Tag. Ich aber werde ihm zeitlebens ein dankbares Andenken bewahren. — Gott segne meinen treuen Küster Anton!

Opa Thomas

Die Kinder der Madrassis, die bei den Europäern und Eurasiern als Köche im Dienste stehen, gehen in keine Schule. Damit sie aber in den Gebeten und den notwendigsten Glaubenswahrheiten unterrichtet werden, müssen ihre Eltern sie wenigstens einige Male in der Woche zur Pfarrschule bei der Kirche schicken, wo sie der Madrassi-Katechist, der Kovilpillay, in seine Obhut nimmt. So hatte auch ich einen Katechisten, der dieses Amt schon Jahrzehnte lang ausübte und von den Madrassis wie ein Vater verehrt wurde: Opa Thomas.

Er war ein alter, schwerer Mann mit rundem, glänzend schwarzem Antlitz und schneeweißen kurzen Haaren, eine kindlich fromme Seele und ein edler, liebenswürdiger Charakter. Er kam immer pünktlich, jedoch wegen seines Alters langsamen Schrittes, auf einen dicken Knüppel gestützt, zum Unterricht.

Eine geräumige Veranda hinter der Sakristei, wo einige kleine Bänke standen, war für den Religionsunterricht der Madrassi-Kinder reserviert. Sobald der alte, immer freundliche Opa erschien, wurde er mit vielem Lärm begrüßt.

Da die dunkelbraunen, beinahe schwarzen Kleinen keine Bücher hatten und weder lesen noch schreiben konnten, wurde alles laut nachgesagt. Zuerst würden ihnen die Gebete in Tamil, ihrer Muttersprache, und dann auch in Hindustani, der gewöhnlichen Landessprache, beigebracht. Die Katechismusfragen wurden in Hindustani gelernt und auch erklärt.

Es war rührend, mit welcher Geduld der alte Mann den Kleinen alles vorsprach und erklärte, bis es saß. Und wie oft mußte er wieder von neuem anfangen, wenn die Aufmerksamkeit der kleinen Quecksilber abgelenkt wurde und ihre Augen einer Eidechse an der Mauer oder spielenden Eichkätzchen auf den Bäumen nebenan nachgingen! — Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Unterricht und hörte die Kinder ab. Die ihre Sachen gut wußten, bekamen ein Bildchen. Was war das immer eine Freude!

Außer den Madrassi-Kindern erteilte der Opa auch noch den Taufbewerbern aus dem Heidentum Religionsunterricht, wenigstens zwei Jahre hindurch. Diese mußten aber zum Unterricht zu seinem kleinen Häuslein gehen. Bei gegebener Gelegenheit prüfte ich dieselben über das Gelernte, und ich muß sagen, der Alte hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht.

Weil ihm das Gehen sehr schwer wurde, blieb er die meiste Zeit in seiner Hütte. Dort saß er mit untergeschlagenen Beinen wie ein Buddha auf dem Boden nah bei der Türe, kaute Betel und betete einen Rosenkranz nach dem andern. Nicht nur Madrassis, sondern auch Goanesen ließen Rosenkränze von ihm beten und gaben ihm dafür ein entsprechendes Almosen, aber nie weniger als vier Annas. Mit diesen „Stipendien" und seinem Monatsgehalt von 10 Rupien von mir konnten er und seine Frau gut auskommen.

Wenn ich ihn besuchte, strahlte sein ganzes Angesicht vor Freude, die er in gebrochenem Englisch in überschwenglicher Weise zum Ausdruck zu bringen suchte.

„Willkommen, Euer Gnaden, es macht mir große Freude, daß Euer Gnaden zu mir armen Sünder kommen. Ja, ich bin ein armer Sünder und muß viel leiden. Ich habe es verdient, Euer Gnaden!"

„So? Mein lieber Thomas, hast du große Schmerzen?"

„Meine Knochen brummen, Euer Gnaden, aber am meisten quält mich mein Weib, Euer Gnaden. Die läßt mir keine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ruhe und schimpft und schmäht den ganzen Tag, Euer Gnaden, als ob sie vom Teufel besessen wäre, Euer Gnaden, weil ich hier sitze und Rosenkränze bete, Euer Gnaden."

„Du armer Thomas, was meinst du, sollen wir ihr einmal den Teufel austreiben?"

„O nein, Euer Gnaden, der geht nicht, der hat sie viel zu lieb, Euer Gnaden. Ich muß mein Kreuz weiter tragen, Euer Gnaden, ich bin ein armer Sünder!"

„Es wäre doch vielleicht gut, Thomas, den Teufel auszutreiben", sagte ich mit scherzendem Nachdruck.

„Um Gottes willen nicht, Euer Gnaden, der würde dann in mich fahren, und das wäre noch schlimmer, Euer Gnaden!"

„Gut, Thomas, dann laß sie schimpfen und mache dir nichts daraus und gib ihr keine Antwort; dann wird sie bald von selber aufhören."

„Was? Euer Gnaden, die aufhören? — Da kennen Sie aber die Weiber schlecht. Weiber hören nicht auf, Euer Gnaden. Die sind voll von Bosheit; die will heraus, und je mehr sie fließt, desto mehr sprudelt sie hervor, Euer Gnaden. Weiber sind frech, Weiber sind falsch, Weiber sind grausam, Euer Gnaden. Sind sie noch Kinder, dann sind sie Katzen; sind sie aber groß, dann sind sie Tiger oder Schlangen, die keiner zähmt. Wie glücklich sind Euer Gnaden, daß Sie kein Weib haben, Euer Gnaden!"

„Da magst du wohl recht haben, Thomas, darum haben wir uns auch die Sache lang und reiflich überlegt. Das hättest du auch tun sollen, Thomas."

„Ja, das wäre gescheit gewesen, Euer Gnaden, aber ich war ein junger Esel und der Sohn eines Esels, und nur Esel heiraten. Da mußte es ja so kommen, und nun muß ich büßen, Euer Gnaden.

„Nun, Thomas, laß dir das nicht so zu Herzen gehen. Sei ein Mann wie die alten Helden Job und Tobias, die ja auch von den giftigen Zungen ihrer Weiber so schwer zu leiden hatten, und trage dein Leid tapfer und ungebeugt wie sie. Es ist Gottes Wille, daß du mit Geduld trägst, was er dir schickt. Und wie herrlich wird er dich dafür belohnen! Es geht ja hier alles schnell vorbei, und dein Himmel ist nicht mehr fern. Nur Mut, mein Thomas, nur noch eine kleine Weile, dann werden deine Ohren was Besseres hören! Halte aus, Gott ist mit dir und wird dir helfen!"

„Das ist wahr, Euer Gnaden, und so will ich es machen. — Nur Gott, der Allmächtige, wird mit den Weibern fertig! Möge er mir Sünder aber gnädig sein!"

„Salaam, Thomas!"

„Salaam, Euer Gnaden, und vielen Dank!"

Das Ende kam für Thomas schneller, als er ahnte, und er hatte ein großartiges Begräbnis. — Sein Amt übernahm dann Anton, der Küster, der dazu noch besser befähigt war.

8. Wilde Elemente

Wie alle guten Pfarrer und Seelsorger zur Genüge wissen, ist die Seelsorge selbst in geregelten Verhältnissen, wie in den Stadt- und Dorfpfarreien Deutschlands, also unter ansässigen, gesitteten Landsleuten mit durchschnittlich guter Bildung und reicher religiöser Tradition, gar keine so leichte Sache. Die Seelsorge befaßt sich eben mit Menschen, die noch keine Heiligen sind, sondern zu einem heiligen, christlichen Lebenswandel angehalten und erzogen werden müssen, die also noch mehr oder weniger ihre Schwächen, Fehler und ungezügelten Leidenschaften und Unarten haben. Daher bleibt es denn auch nicht aus, daß die Seelsorger, selbst in den kleinsten Dorfgemeinden, bei der gewissenhaften Ausübung ihres Hirtenamtes auf allerlei Widerstände, Hemmungen und selbst Feindseligkeiten stoßen. Es mag ein Pfarrer noch so tüchtig sein, er mag es noch so gut meinen, noch so gut predigen, noch so seeleneifrig und rührig sein, — er wird bald zur Überzeugung kommen, daß er es nicht allen recht machen kann.

Ist dem schon so in geregelten, normalen Verhältnissen, was hat dann ein Missionspfarrer zu gewärtigen, der die Seelsorge in einer von so verschiedenartigen Völkerstämmen ohne Bildung und religiöse Grundlage zusammengewürfelten Küsten- oder Eisenbahnpfarrei mitten im Heidentum und in wilder Sittenlosigkeit übernehmen muß? Ja, der kann was erleben!

Allen steht er als Fremdling, als Ausländer gegenüber, auch den Weißen, wenn er nicht zur Nation der Regierung gehört. Als Verkünder christlicher Wahrheit und Sitte hat er von vornherein den Mob der religiös Unwissenden, Verkommenen und Verdrehten und der Sittenlosigkeit gegen sich. Dabei sieht er sich fast allen Schutzes bar, denn die höheren Behörden sind fast durchweg Freimaurer, bei denen er nur zu oft wenig Entgegenkommen und Verständnis findet. Und wegen seiner Armut, Mittellosigkeit und bloß geduldeten Tätigkeit hat er in den Augen der meisten nichts zu bedeuten. Was verschlägt es also, wenn man gegen den gelegentlich auftrumpft und ihm allerlei Streiche spielt?

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Jesulein, komm herein, leucht in meines Herzens Schrein. Blätter für Beicht- und Kommunionkinder. 6. Jahrgang. Herausgegeben von Kaplan Dümpelmann. 12 Nummern einschließlich Mappe 60 Pfg.

Die Blätter für Beicht- und Kommunionkinder verhelfen dem Kinde in ihrer klaren Art das rechte Verständnis für die beiden Sakramente zu geben. Die guten Zeichnungen wie die spannenden Erzählungen und belehrenden Briefe, wissen das Kind zu begeistern.

Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

Der Vorläufer des Messias von Oda Schneider. 36 Seiten, 25 Pfg.

Das 5. Bändchen aus der Reihe „Lebensschule der Hl. Schrift" zeichnet mit scharfen Strichen die Persönlichkeit des Vorläufers Johannes des Täufers. Sein Zeugnis für Christus und seine Bußpredigt wissen unserer Zeit viel zu sagen.

„Lebensschule der Gottesfreunde": Volksausgabe 25 Pfg., Pergamentausgabe 65 Pfg. Geschenkausgabe 95 Pfg. Fortlaufender Bezug billiger.

Albert der Große. Von Dr. H. Chr. Scheeben. Der erst vor einigen Jahren heilig gesprochene Albertus Magnus, wird hier auf 48 Seiten geschildert als der Lehrer der Natur- und Gotteswissenschaft, als Ordensmann und Bischof, als Friedensstifter und Vermittler.

Der heilige Norbert. Von Dr. Riß.

Der Verfasser verstand es mit großem Takt und verständnisvoller Schonung der überlieferten Wunderberichte ein wissenschaftlich-kritisches Lebensbild des Heiligen zu schaffen, das auch den modernen Menschen anzusprechen vermag.

Adolf Kolping, der Gesellenvater. Von Dr. Fr. Wolhe. 48 Seiten.

Wer hätte noch nicht den Namen Kolping gehört, des großen Volkserziehers, dessen Seligsprechungsprozeß eingeleitet ist. In kurzen Strichen liegt hier sein Lebensbild vor.

Br. Franz von den Heiligen. Von Schw. Theresia M. Mondrinsky S. Chr. R.

Der Mitbegründer der Gesellschaft vom Weißen Kreuz (1893—1923) ist ein Held in seiner Art Art gewesen. Viele Jahre lang nahm ihn Gott in seine harte Leidensschule. Hier reifte er zur Blüte.

Verlag: Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.):

Von der Kunst des gottseligen Sterbens. Vom Hl. Thomas Morus. 78 Seiten.

Als Thomas Morus die Kanzlerkette schmückte, schrieb er die Schrift vom gottseligen Sterben. Er war ein Mann, der ganz in der Welt stand, aber dennoch das letzte Ziel des Menschen, die Ewigkeit nie aus dem Auge verlor. Seine Abhandlung wolle recht vielen Menschen zu einem gottseligen Sterben verhelfen.

Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Perdita. Eine kleine Kriegsgefangene. Von Dorothea Moore. 168 Seiten mit einem zweifarbigen Titelbild von Rolf Winkler. In Leinen geb. 2.90 Mark.

Eine Erzählung für die Jugend aus der Zeit des Bürgerkrieges 1642 zwischen König Karl I. aus dem Hause Stuart und dem Parlament. Ein ganz feines Buch für die Jugend, in dem die Treue zur angeborenen, anerzogenen und in sich selbst beschworenen Pflicht, über alle Gefahren und Hindernisse hinweg, triumphiert. Treue, Mut, reinste Absicht verleiht selbst einem noch unmündigen Kinde ungeahnte Kraft.

Kind unter Kindern. Ein Büchlein für alle, die Kinder lieb haben. Von Dr. Franziska Boesmiller. 64 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. Kartoniert 1.— Mark.

Mit unendlich feiner Beobachtungsgabe hat die Verfasserin des Buches jede Lebensregung des Kleinkindes, jedes kleinste Erwachen winzigster Verstandesregungen, jeden Gefühlsausdruck beobachtet, sogar dort beobachtet, wo die Mutter, eingesponnen in die Sorgen des Alltags, diesen Regungen manchmal verständnislos gegenübersteht. Ein Blick in das Buch, und die Seele des Kindes entrollt sich, wie beim ersten Sonnenstrahl die Morgennebel von einer verhüllten Landschaft weichen und sie in der klaren Schönheit des neuerwachten Tages vor uns liegt.

Verlag & Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth:

Weißer Sonntag. Belehrungen und Gebete für die lieben Kommunionkinder von Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg. Bilschmuck von Heinrich Paul. 16°. 232 Seiten. Mit farbigem Titelbild und vielen Textbildern. Leinwand Rotschnitt 1.50 RM., Leinwand Goldschnitt 2.50 RM.; Leder Goldschnitt 3.50 RM.

Ein bischöfl. Kinderfreund legt in diesen Lehr- und Gebetbüchlein den Kleinen einen Führer zum eucharistischen Heiland in die Hand, in dem Gut-Hirtenliebe schlichte, kindliche Sprache und sachliche Tiefe vereint hat und so heiliges Feuer in den Kinderherzen entflammen und erhalten will. Auch die Eltern werden in diesem Büchlein Anregung finden, um im familienpriesterlichen Geiste ihr Kind im Lichte der ewigen Wahrheit zu belehren und dem göttlichen Kinderfreunde in der Eucharistie zuzuführen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 4 April 1938 56. Jahrgang

Passionszeit

Das ist die Zeit der Heilandsschmerzen:
Die Dornenkrone sticht aufs neue,
Die blut'gen Spuren leuchten wieder
Am steilen Weg der Gottestreue.

Das ist die Zeit der Heilandswunden:
Die Erde trinkt das Gottesblut,
Die Menschenseele fühlt es wieder,
Daß sie ein wenig göttlich' Gut.

Das ist die Zeit der Heilandstränen:
Versunken Glanz und Gloria,
Es taucht aus Chaosnebeln wieder
Das Kreuzesholz auf Golgatha.

Und durch das Meer der Menschensünden
Und durch die bitt're Daseinsnacht
Und durch den Kampf des harten Lebens
Laut tönt der Schrei: Es ist vollbracht!

M. Herbert

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ostern, das Hochfest des Kirchenjahres

„Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat!" so singt die Kirche am Osterfeste. Ist es ja das Hochfest des Kirchenjahres. „Es überstrahlt alle andern Feste, so wie die Sonne alle Sterne überstrahlt", sagt der heilige Bischof Gregor von Nazianz. Wohl ist Weihnachten das volkstümlichere Fest. Liturgisch jedoch steht Ostern höher. Während wir im weihnachtlichen Festgeheimnis den Beginn des Erlöserlebens Jesu begehen, feiern wir Ostern dessen Vollendung. Die irdische Erlösertätigkeit des Heilandes, sein Leben in Armut, sein bitteres Leiden und Sterben ist nun „vollbracht." Jetzt sehen wir ihn als den glorreichen Sieger über Tod und Hölle. „Der Fürst des Lebens, dem Tode erliegend, herrscht nun als König und lebt", so jubelt die Sequenz. „Es drückt dem teuern Lösungskauf der Herr von Wort und Tat das Siegel der Vollendung auf", singen wir in einem Osterliede. „Alleluja" ist der immer wiederkehrende Hochgesang von Ostern. Es ist das Jubellied der Himmel, der Erlösten und in Gott Lebenden. Und weil wir unserer Erlösung allezeit eingedenk sein sollen, verklingt das Alleluja nicht mehr bis zum Ende des Kirchenjahres.

In der Vollendung der Erlösung kommt auch die Fülle der Erlösungsgnade zu uns. Darum spendete die junge Kirche den Neuchristen zu Ostern die heilige Taufe. In der froh-ernsten Feier der Osternacht, der Vigil, wurde ihnen die gnadenreiche Erlösung von der Erbschuld zuteil. Heute ist diese österliche Vorfeier auf den Vortag, den Karsamstag, verlegt, und der Priester weiht das Taufwasser, das „Wasser der Wiedergeburt." Eine andere österliche Segnung des Karsamstags ist die Weihe des Osterfeuers. Sinnvoll hat die Kirche das neue Feuer, aus dem Stein geschlagen, zum Bild Christi gemacht. „O Gott, du hast durch deinen Sohn, welcher der Eckstein ist (die Grundlage, der Träger der Kirche), den Gläubigen das Feuer deiner strahlenden Herrlichkeit mitgeteilt." So betet sie bei der Feuerweihe. Diese „Herrlichkeit" ist die höhere Erkenntnis vom Wesen Gottes, wie Christus sie uns vermittelt hat, ganz besonders im Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit. Darum wird an dem Feuer eine dreiarmige Kerze nach und nach entzündet, und jedesmal singt der Priester dabei „Lumen Christi", d. i. „Licht Christi." Das leuchtende Vorbild des auferstandenen Erlösers aber ist die Osterkerze mit den fünf Weihrauchkörnern als Symbol der fünf Wundmale. „Fühle, vom Lichtglanz des ewigen Königs erhellt, wie das Dunkel im ganzen Umkreis von dir gewichen", so singt der Diakon feierlich.

Jubel über Christi Sieg, Dank für unsere Erlösung in der heiligen Taufe und Aneiferung, diese Wiedergeburt in unserm Leben zu verwirklichen, das ist der Inhalt der Liturgie des Osterfestes. Die ganze Woche hindurch stellt die Kirche in der heiligen Messe diese Gedanken den Gläubigen vor die Seele. Standen doch in früheren Zeiten die ganze Oktav hindurch die Neugetauften in ihren weißen Taufkleidern vorn am Altar. Ihnen besonders rief sie diese Mahnungen zu. Doch sie gelten ebenso für uns, die wir schon als Kinder „Wiedergeborene in Christus" geworden sind. Auch wir müssen „den alten Sauerteig der Sünde fortschaffen und ein neuer Teig werden in Lauterkeit und Wahrheit." In diesen Worten der Osterepistel finden wir — wie öfters noch in der österlichen Liturgie — den Hinweis auf das Osterfest der Juden, das gefeiert wurde zum Dank für die Befreiung aus der Knechtschaft der Ägypter. Unser Osterfest ist das Gedenken an die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Christus am Ölberg

Bartholomäus Bruyn d. Ältere, 1493—1556

Der Heiland kniet im stillen Tal,
Sein Herz empfindet Todesqual;
Die Königsstirne marmorweiß
Verdunkelt sich in Blut und Schweiß.
Herr, erbarme dich unser!

Ihr Sterne, löscht das gold'ne Licht!
Sie führen ihn zum Hochgericht,
Die Geißel schlägt den Gottessohn,
Und Dornen sind der Liebe Lohn.
Herr, erbarme dich unser!

P. G. Koch, Ord. Cap.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Es ist vollbracht!
Gemälde von Prof. J. Wehniger, Dornbirn

Erlösung aus Satans Joch und Sündenknechtschaft. Immer wieder stellt die Kirche uns diese unsere Erlösung, unsere Aufnahme in das Gnadenreich des Heilandes, vor. „Es führte euch der Herr in das Land, das von Milch und Honig fließt" (Eingangslied der Messe vom Ostermontag). „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters; besitzet das Reich, das euch bereitet ist" (Eingangslied vom Mittwoch). Wenn jeder Einzelne sein Christsein wahrhaft lebt, dann lebt und wirkt er auch segensreich in der Gemeinschaft. Darum bittet das Kirchengebet vom Donnerstag: „Gib, daß ein Glaube im Denken, eine Liebe im Handeln die im Taufbrunnen Wiedergeborenen verbinde."

Möchten doch alle die ganze Oktav hindurch mit der Kirche Ostern feiern, indem wir täglich der heiligen Messe beiwohnen. Betet dabei mit der Kirche die Gebete der heiligen Messe. Nehmt womöglich auch am Opfermahl der heiligen Kommunion teil. Erinnert euch täglich eurer großen gnadenvollen Berufung und Verpflichtung, der Auswirkung eurer Wiedergeburt in eurem ganzen Leben und Wirken. Führt auch eure Kinder in den Geist des Osterfestes ein. Laßt sie — nach der nötigen Weckung des Verständnisses für die einzelnen Zeremonien — an der österlichen Vorfeier des Karsamstags teilnehmen. Macht das Osterfest zu einem Familienfest der Wiedergeburt durch Beicht und Kommunion aller Familienglieder. Und laßt danach heilige Osterfreude über dem gemeinsamen Morgenmahl sein. Da leuchten in der Vase die gelben Osterglocken, und die bunten Eier sind ein Sinnbild des Heilandes, der die Hülle des Grabes sprengte, wie die Schale des Eies zerbricht, wenn neues Leben aus ihm hervorgeht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Möge das Osterfest uns allen doch wieder recht zum Bewußtsein bringen, wie wir unser inneres und äußeres Leben bereichern können, wenn wir das Jahr der Kirche mit der Kirche leben in uns und im Kreise der Unsern.

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der erste Apostolische Vikar von Südafrika, Bischof Griffith, starb im Jahre 1862 und fand in der St. Mary's-Kathedrale am Fuße des Tafelberges seine Ruhestätte. Vor seinem Heimgange erlebte er noch die Freude, an den Vorplätzen von Kapstadt und im 300 Meilen von der Küste entfernten Oudtshoorn katholische Missionen eröffnet zu sehen.

Nachfolger wurde sein Coadjutor Dr. Grimley, ein Irländer aus Fingal-Dublin. Der neue Bischof berief die irischen Dominikanerinnen und die Maristenbrüder für Erziehungsaufgaben ins Land. Er starb jedoch schon 1871, bald nach seiner Rückkehr vom Vatikanischen Konzil in Rom. In einem Briefe an den Propaganda-Sekretär hatte er 1869 festgestellt, daß nur acht Priester in seinem ganzen Vikariate seien und die (kalvinistische) Bevölkerung sich höchst feindselig zeige. Als Beispiel erwähnt er folgende Tatsache: einer seiner Priester bereiste das Land und wurde für einen protestantischen Minister gehalten. Da er bei einem Buren übernachten mußte, wies ihm die Frau ein Gastzimmer mit Bett an. Nachdem sie aber entdeckt hatte, daß sie einen — katholischen Priester beherberge, verlegte sie sein Nachtquartier sogleich in den — Stall! Freilich war die ungastfreundliche Burenfrau etwas beschämt, als der römische Besuch gelassen bemerkte: . . . „wenn ein Stall gut genug war für meinen Herrn und Meister, dann ist er auch gut genug für mich!"

Der nächste (dritte) Apostolische Vikar vom Westkap war Dr. John Leonhard, ebenfalls ein Irländer aus Dublin. Durch die 35 Jahre seines Bischofsamtes gab er dem Klerus und Volk ein leuchtendes Beispiel heiligen Priesterlebens. Fast den Hauptteil seiner Zeit brachte er im Sattel oder Kapkarren zu, indem er sein gewaltiges Vikariat unermüdlich von einem Ende zum andern bereiste. Die entferntesten kleinen Ortschaften erfreuten sich seines Besuches und der wahrhaft Gute Hirte scheute nicht 100 Meilen schwierigsten Weges, um auch nur einem Katholiken Gelegenheit zu bieten, seine Osterpflicht zu erfüllen.

Den erzieherischen und kirchenpolitischen Aufgaben im rasch sich entwickelnden Lande zwar minder gewachsen, besaß Bischof Leonhard doch den Geist und das Herz eines wahren Apostels. Bei seinem Hinscheiden (1908) zählte das Vikariat 33 Priester, 153 Ordenspersonen, 19 Kirchen und 20 Elementarschulen. Spricht man zu den älteren irischen Katholiken von Bischof Leonhard, so füllen sich heute noch ihre Augen mit Tränen dankbarer Erinnerung und aufrichtiger Bewunderung. In der Stadt Dublin bleibt sein Name durch die „Leonhards-Ecke" verewigt, wo bis vor kurzem noch seine Verwandten lebten.

In der Schule von Dr. Leonhard ausgebildet und seinen Fußstapfen folgend, wurde Msgr. John Rooney 1908 Apostolischer Vikar vom Südkap. Seine Heimat war Kildare in Irland. Die Studien machte er am Propaganda-Kolleg in Rom. 53 Jahre wirkte er als Priester und Bischof

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und schon vor Übernahme des Vikariates hatte er 22 Jahre lang das Amt des Coadjutors versehen. Unter seiner milden und umsichtigen Leitung nahm insbesondere das katholische Erziehungswerk im Lande raschen Fortschritt. Bischof Rooney führte die Schwestern von der hl. Familie und vom Guten Hirten in der Kapkolonie ein und baute mehrere Kirchen.

Sein Leben freiwilliger Armut und Askese könnte man klostervorbildlich nennen. 19 Jahre hindurch führte der Oberhirte den Missionsbischofsstab und hinterließ ihn 1927 einem geborenen Südafrikaner, Msgr. O Riley, dem für einige Jahre die Leitung des westlichen Vikariates vom Kap der Guten Hoffnung zufiel. Nach seiner Resignation übernahm der ehemalige Kameruner Missionsbischof deutscher Nationalität, Franz Hennemann das Amt des Apostolischen Vikars.

Aus der Reihe von Laienpionieren, die am Aufbau von Katholisch-Südafrika mitwirkten, verdient nächst den Missionsbrüdern besonders Mr. Begley in Kapstadt ehrende Erwähnung. Er beteiligte sich hervorragend am Bau und der Ausstattung der St. Mary's-Kathedrale. Es trugen auch bemittelte Ladys namhafte Summen zur Errichtung von katholischen Kirchen, Konventen und Missionsstationen bei. Die treue Mitarbeit so vieler im Verlaufe dieser ersten Hundert Jahre steht auf ewig im Buche des Lebens verzeichnet. Bleiben auch die meisten Beteiligten und ihre Liebeswerke dem höchsten Vergelter allein bekannt, so sind sie doch alle vorzüglich in diesem Jubiläumsjahre 1938 in den aufrichtigen Herzensdank der Südafrikaner eingeschlossen. Und zwar nicht bloß der Katholiken, sondern auch von Tausend Außenstehenden europäischer, afrikanischer und indischer Abstammung, welche seit Jahrzehnten die Wohltaten der katholischen Religion mitgenießen.

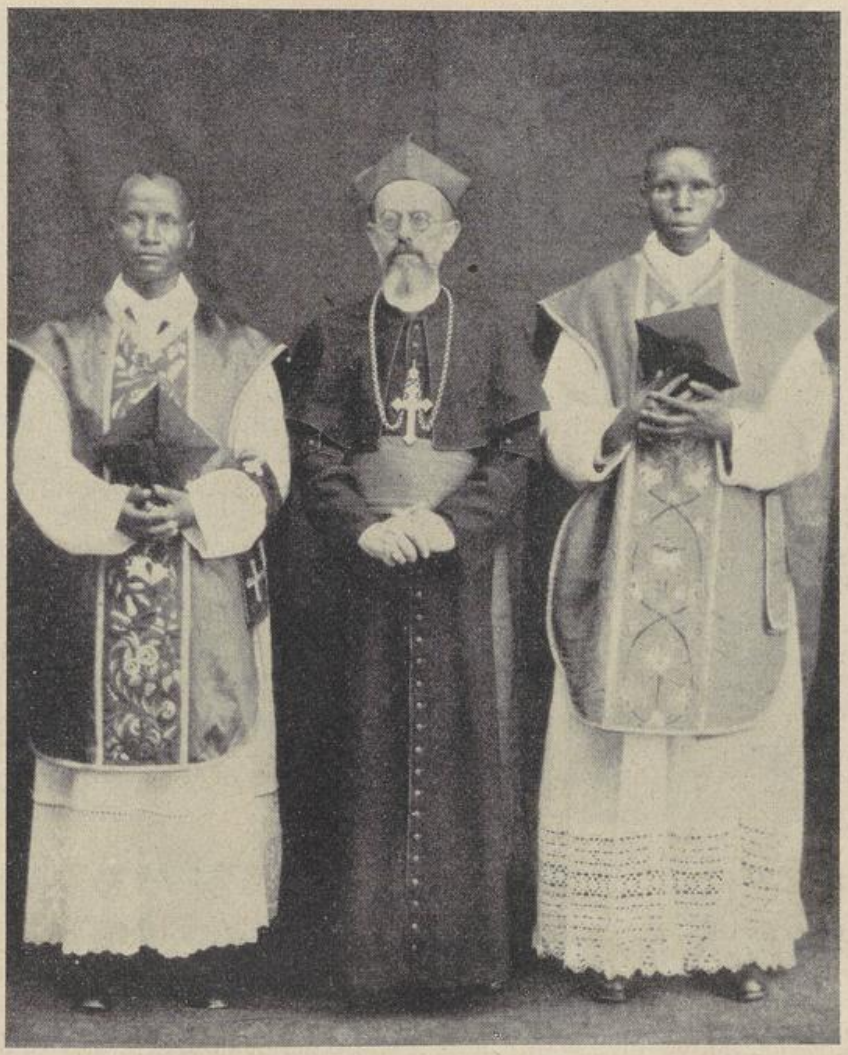
Nach dem kurzen Überblick über die Entwicklung des westlichen Vikariates vom Kap der Guten Hoffnung nun einige historische Daten aus den neun Jahrzehnten des östlichen Vikariates.

Schon in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein Rev. Father Wagenaar das primitive Port Elisabeth besucht. Die Feier der hl. Messe in der Behausung eines Walfischers dürfte der erste katholische Gottesdienst im Ostgebiete gewesen sein. Von 1838 ab zelebrierte der Apostolische Vikar von Kapstadt, Bischof Griffith, in der Wohnung eines Mr. Scallan. In der Folge kehrten noch oft andere Priester daselbst ein.

Der Bischof visitierte Litenhage, Fort Beaufort, Graaff-Reinet und andere Plätze und spendete daselbst die hl. Sakramente der Taufe und Firmung. Die Gesamtzahl seiner Katholiken schätzte er um das Jahr 1840 auf rund 500 Seelen. Father George Corcoran wurde der erste Pfarrer von Port Elisabeth. Auf seiner Fahrt von Kapstadt dahin, am 8. März 1840, erlitt er in der Plettenberg Bay Schiffbruch und rettete sich auf einem Balken aus der Flut. Es gelang ihm noch, gerade zum St. Patrickstage, 17. März, sein Amt in Port Elisabeth anzutreten. Sogleich erwarb er ein Grundstück für Kirche, Schule und Pfarrhaus, später St. Augustinshalle genannt. Für Litenhage wurde Father Hartigan als erster Seelsorger bestimmt. Er wohnte lange Zeit in ärmlicher Behausung, die zugleich als Kapelle dienen mußte — und zwar auf dem Grundstücke, das ein sterbender Irländer den Katholiken geschenkt hatte . . .

Am 30. Juli 1847 ernannte Papst Pius IX. den uns schon bekannten ersten Pfarrer von Grahamstown, Dr. Devereux, zum Bischof des neu errichteten Apostolischen Vikariates der östlichen Distrikte vom Kap der Guten Hoffnung. Das Gebiet maß damals gegen 500 Meilen in die Länge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Bischof Adalbero CMM. von Mariannhill
mit zwei eingeborenen Neupriestern

und in die Breite. Die Verkehrswege, soweit überhaupt welche bestanden, waren natürlich noch im primitivsten Zustande.

Bischof Devereux wurde am 27. Dezember 1847 in Kapstadt von Bischof Griffith konsekriert und zählte damals 42 Lebensjahre. Große Schwierigkeiten erwarteten ihn, denn außer Grahamstown und Port Elisabeth gab es im ganzen weiten Ostgebiete kein Gotteshaus, keine Schule und auch keinerlei Baufonds. Katholisch-Belgien leistete damals Hilfe in großer Not. Nun konnte der mittellose Oberhirte Schwestern aus Paris kommen lassen, die ersten für Südafrika! Sie trafen 1849 in Kapstadt ein und eröffneten 1850 eine Schule. Ihnen wurde auch die erste Waisenanstalt im Vikariate anvertraut. Bischof Devereux plante sodann ein katholisches Hospital für Grahamstown und legte persönlich Hand an den Bau. Doch ein frühzeitiger Tod nahm ihm das Handwerkszeug ab . . .

Seinem ersten Vikar von Port Elisabeth (damals Grahamstown) verdankt Südafrika sogar die erste katholische Zeitung! Unter dem Namen „Der Kolonist" erschien das Blatt seit dem 20. Dezember 1850 wöchent-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich. Herausgeber und Schriftleiter war im Auftrage des Bischofs Father Ricards, sein späterer Nachfolger im Apostolischen Amte. Durch neun Jahre förderte „Der Kolonist" die katholische Sache und kulturelle Entwicklung. Größere, weltliche Zeitungsunternehmen überholten allerdings damals bald die katholische Anfangsgründung.

Nach 1850 kamen die Missionen in Cradock, Alice, Colesburg und Burghersdorp zustande. Bischof Devereux starb indessen schon am 11. Februar 1854 zum allgemeinen Bedauern der Bevölkerung, denn er war auch bei der nichtkatholischen Überzahl beliebt und geschätzt. Father Ricards berichtete in seinen Aufzeichnungen vom Februar 1854 — und veröffentlichte sie wohl auch im „Kolonist": „Diesen Abend beerdigten wir unseren teuren und ausgezeichneten Bischof. Nach einer kurzen, mit christlichem Starkmut ertragenen Krankheit wurde er von uns genommen. Sein Tod kam uns allen ganz unerwartet. Er allein schien seit einigen Wochen schon sicher zu sein, daß er diese Erde bald verlassen würde. Nach Empfang aller hl. Sakramente verschied er anscheinend schmerzlos an einem Gehirn-Bluterguß. Es ist ein großer Verlust für die Mission; doch Gottes Wille geschehe!"

Sein unmittelbarer Nachfolger war Dr. Moran, ehemals Kurat in Dublin und vom Erzbischof Cullen in Carlow (Irland) am 30. März 1856 zum Bischof geweiht. Als zweiter Apostolischer Vikar der Ostprovinzen traf Dr. Moran am 11. November 1857 in Grahamstown ein. Obwohl vor die gleichen und größeren Schwierigkeiten gestellt wie sein Amtsvorgänger, ging der neue Oberhirte mit mutigem Eifer und sichtlichem Erfolg an seine Aufgaben. (Fortsetzung folgt)

Osterglocken in der Mariannhiller Mission

Von P. Otto Heberling CMM.

Die Osterglocken haben immer einen feierlich-festlichen Klang und stimmen sicher die Mehrzahl der Menschen, an deren Ohr ihr Singen und Jubilieren dringt, freudig und froh. Bei mir war das wenigstens stets der Fall, ob ich nun die Osterglocken in meiner schönen Heimat im Rheintal, oder während des großen Krieges fern der Heimat irgendwo in Frankreich vernahm. Immer hörte ich aus dem Osterglockengeläute, auch als das Trommelfeuer der Front es fast ganz übertönte, die wunderbare Weise des Siegesliedes der Christenheit heraus: „Christus ist erstanden!" — Immer jubelten die Osterglocken mir zu: „Christus siegt! Christus regiert! Christus herrscht!" — Und in dem Gedanken an den einzigartigen Sieg des Gottessohnes über die Sünde, den Tod und die Hölle, wurde mein Herz stets mit einer wahren Osterfreude erfüllt. Selbst als ich meiner lieben Heimat am deutschen Rhein, ja sogar dem Weltteil Europa ‚Lebewohl' gesagt und Christus dem König des Himmels und der Erde zulieb mein Wohnzelt im Süden des schwarzen Erdteils, im Gebiete der Mariannhiller Mission aufgeschlagen hatte, blieb es in Bezug auf die Osterglocken wie es früher war. Auch im „dunklen Afrika" sangen die Osterglocken von den Türmen der Missionskirchen jubelnd das Siegeslied: „Christus ist erstanden!" — Ja, in Südafrika kam mir sogar die Glaubensgewißheit vom völligen Ostersieg des auferstandenen Heilandes klarer und deutlicher zum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Christus ist erstanden!

(Halberstadt, Dom, 17. Jahrhundert)

Der Himmel jauchzt, die Hölle bebt,
Die Erde jubelt: Jesus lebt!
Er, der da starb am Holz der Schmach,
Stand glorreich auf am dritten Tag.
Verstummt ist seiner Feinde Spott,
Der Zweifler ruft: Mein Herr und Gott,
O Tod, wo ist dein Stachel nun?
Ich werd' im Grab nicht ewig ruh'n.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Der aus dem Staube mich erhebt.
Gelobt sei Gott in Ewigkeit,
Der uns erlöst von allem Leid!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Hochwst. H. P. Generalsuperior der Mariannhiller Missionare an Bord. Er machte voriges Jahr die kanonische Visitationsreise in unsere Missionsgebiete

Photo: Mariannhiller Mission

Bewußtsein als in Europa. — Sechsmal hörte ich in Südafrika die Osterglocken klingen, und ich möchte fast sagen: Jedesmal läuteten sie schöner, jedesmal wurde ihr Ton voller, jedesmal griff mir ihre Siegesbotschaft mehr ans Herz.

Das erste Osterfest im Süden Afrikas feierte ich im Jahre 1926 auf der Missionsstation Mariatal. Ich war damals noch Theologe. Aus wich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tigen Gründen hatte die Oberleitung der Mariannhiller Missionskongregation einige Jahre zuvor unser Priesterseminar auf diese schöne Missionsstation verlegt. Kurz vor meiner Ankunft war eine neue große Missionskirche gebaut und eingeweiht worden. Das ganze katholisch-religiöse Leben der eifrigen Eingeborenen-Neuchristen spielte sich auf dieser Station vor den erstaunten Augen der zukünftigen Missionare ab. Wir sahen, wie sich Tag für Tag, und besonders an Sonn- und Feiertagen, Kinder und Erwachsene, Männer und Burschen, Frauen und Mädchen in großer Zahl zur Feier des hl. Meßopfers einfanden, wie sie sich um die Beichtstühle drängten und mit größter Andacht und Sammlung die hl. Kommunion empfingen. Wir hörten ihre schön gesprochenen Gebete in der wohlklingenden Zulusprache und ihre erbaulich und begeistert gesungenen Lieder beim Gottesdienst. Und während wir all das Schöne sahen und hörten, wußten wir, diese Leute waren vor einigen Jahren noch arme Heiden und standen als solche unter dem seelenzermarternden und herzzermürbenden Druck der Furcht vor den Dämonen in sichtbarer und unsichtbarer Gestalt und unter der verbrecherischen Tyrannei der Zauberer und Wahrsager. Jetzt waren sie frohe und freie Gotteskinder. Der Glaube an Jesus Christus, den Gottessohn, der für alle Menschen am Kreuze starb, der die Menschen durch seinen Opfertod von der Sünde erlöste und aus der Gewalt des Teufels befreite, der Glaube an den Auferstandenen, den Sieger über Sünde, Tod und Hölle hat diese vorher wirklich bedauernswerten Menschen ganz umgewandelt, er hat sie glücklich, froh und frei gemacht. — Und all die Menschen, die sich Tag für Tag um den Altar scharten, waren ganz und gar freiwillig dem Rufe der Glocken gefolgt. Durch keine weltliche Macht gezwungen und von keinem Missionar genötigt, waren sie in den Unterricht gekommen. Nein, nur die Frohbotschaft des Evangeliums Christi hatte diese Leute angezogen, nur die Liebestat des Erlösers Jesus Christus hatte ihr Herz ergriffen und ihren Sinn geändert. Von der Liebe Christi bezwungen, nahmen diese Naturkinder mit freier Willensentschließung den katholischen Glauben an und wurden durch die hl. Taufe aus der Unfreiheit und Nacht des Heidentums zur glücklichen Freiheit der erlösten Gotteskinder geführt. — — — Die Ostersonne war ihnen strahlend und sieghaft aufgegangen — Christus hatte in ihnen gesiegt.

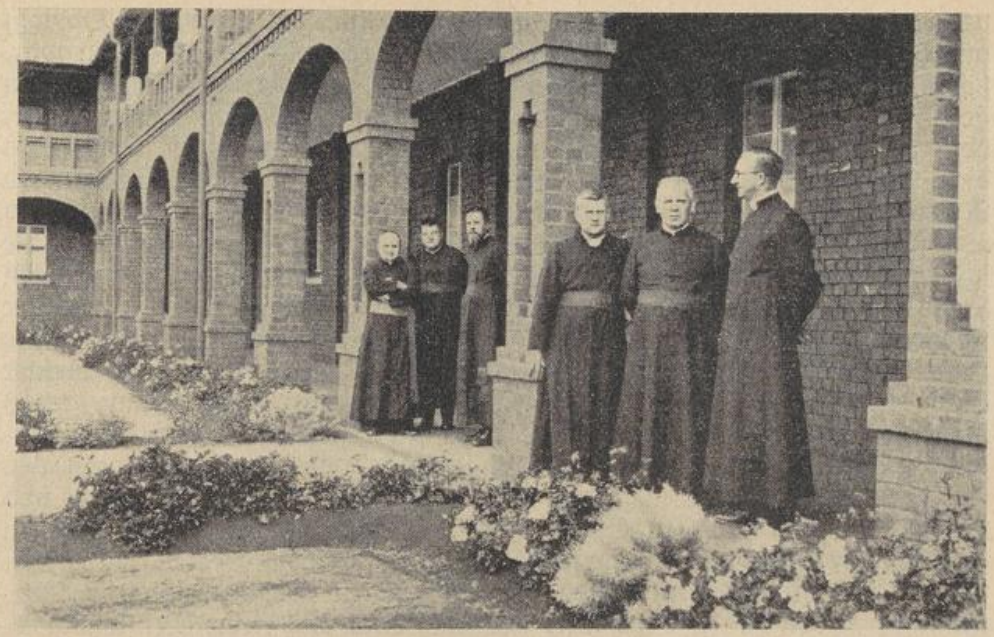
Unvergeßlich für mein ganzes Leben wird mir das sechsmalige Osterglockengeläute, das ich in Südafrika vernahm, bleiben. Heute nach 12 Jahren klingen die Jubeltöne der afrikanischen Osterglocken, wie ich sie zum erstenmal hörte, noch in meiner Seele nach und rufen glückliche Erinnerungen darin wach. Es war am Karsamstag des Jahres 1926. Auf der Missionsstation Mariatal fand die feierliche Taufe einer größeren Anzahl von Erwachsenen statt. Als Hilfssakristan der Missionskirche hatte ich das Glück, dem Missionar bei dieser heiligen Handlung ein wenig beizustehen und die nötigen Darreichungen zu machen. Der feierliche Ernst und die tiefe Ergriffenheit auf den Gesichtern der Täuflinge machten auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Ich sah ja zum erstenmal eine feierliche Taufe von Erwachsenen. Das große Glück, das diesen Männern und Frauen aus den Augen strahlte als das Taufwasser über ihre Stirne geflossen war, erfaßte auch mich mit aller Gewalt. — Osterglocken läuteten nicht bloß vom Turm der Missionskirche, nein, Osterglocken sangen und klangen auch in meiner Seele, voll Osterjubel pochte laut und freudig mein Herz. Und als am nächsten Morgen die Neugetauften unter dem festlichen Klingen der Osterglocken als glückstrahlende Erstkommunikanten in die ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schmückte Missionskirche einzogen, wo ich den Augenblick erleben durfte, da der göttliche Heiland, der Sieger über Sünde, Tod und Hölle zum erstenmal in der hl. Kommunion in die Herzen der Neugetauften einkehrte, da dankte ich dem Allerhöchsten aus übervollem Herzen, daß er mich diesen neuen gewaltigen Ostersieg des Auferstandenen in dieser Schar glücklicher Menschen schauen ließ. Hätte ich nur die Osterglocken des Jahres 1926 in Afrika klingen hören, müßte ich schon dieses einzigartigen Erlebnisses wegen allein dem Herrgott zeit meines Lebens von Herzen dankbar sein. — Doch, es blieb nicht bei diesem ersten Ostererlebnis auf Afrikas Boden. Auf der Missionsstation Mariatal hörte ich ein zweites und drittes Mal die Osterglocken das Siegeslied „Christus ist erstanden!" singen. Und obwohl sich dem zweiten und dritten Osterglockengesang, den ich in Südafrika vernahm, der dumpfe Ton der Totenglocken, die in meiner lieben Heimat am schönen Rhein meinem guten Vater, meinem treuen Bruder und meiner kleinen Nichte geläutet wurden, beigesellte, so hörte ich trotz allen Schmerzes ob des allzufrühen Heimganges meiner Lieben doch wie immer die trostreiche und sieghafte Weise: „Christus ist erstanden!" heraus. — Und weil er den Tod bezwungen, so sangen mir die Osterglocken weiter zu, deshalb wirst du deine Lieben auch jenseits des Grabes glücklich wiedersehen — — —

Im vierten Jahre meines Aufenthaltes in Südafrika riefen mich die Osterglocken zur großen Missionszentrale Mariannhill. Ich war inzwischen Diakon der hl. Kirche geworden. Als solcher hatte ich die Ehre und das Glück, in der Karwoche und auf Ostern dem hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer CMM. bei den Pontifikalfunktionen in der Pro-Kathedrale beizustehen. In Mariannhill fing mein Ostererlebnis aber schon am Gründonnerstag an. Nie zuvor und auch nie nach diesem Gründonnerstag sah ich irgendwo so viele Gläubigen bei einem Pontifikalamt am Gründonnerstag zur hl. Kommunion gehen. Das war eine Gründonnerstagsfeier, wie sie sich auch der begeistertste Liturgiefreund nicht idealer wünschen könnte. Kein Wunder, daß ich als junger Diakon am Schluß des Pontifikalamtes in der Freude meines Herzens das „Ite, Missa est" in der höchsten mir möglichen Tonlage sang. Am liebsten hätte ich gleich das Oster-Alleluja hinzugefügt. — Nach dem Pontifikalamt zogen wir mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof in der Mitte in Prozession zur Vorhalle der großen Missionskirche. Dort saßen schon die „zwölf Apostel", gute alte Eingeborenen-Männer, bereit, an denen der Missionsbischof den Liebesdienst der Fußwaschung vornehmen wollte. Mit innerer Ergriffenheit sang ich als Diakon zuvor das Evangelium von dieser einzigartigen Demuts- und Liebestat des göttlichen Heilandes an den Aposteln. Dann wusch der hochwst. Herr Bischof im Staube kniend den zwölf alten Männern die Füße und gab jedem ein angemessenes Geldgeschenk. Das war wahrhaftig Nachahmung dessen, was der Heiland vor seinem Scheiden aus dieser Welt in unendlicher Demut und Liebe an seinen Aposteln tat mit der Mahnung, sie sollen an ihren Brüdern dasselbe tun. — Am Karsamstag durfte ich das schönste Osterlied der hl. Kirche, das unvergleichlich herrliche „Exsultet" singen. Und ich tat es mit freudigem Herzen und jubelnden Lippen; ich verkündete der lauschenden Christengemeinde den Sieg und den Triumph des Gekreuzigten und Auferstandenen. Ich pries die glückliche Schuld, die verdiente, einen so gütigen und großmütigen Erlöser zu erhalten. Und als eine zeitlang später der das Karsamstagsamt zelebrierende Bischof das Gloria anstimmte, da fielen alle Glocken von Mariannhill in den Ju-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zum Besuch unseres Hochwst. H. P. Generals in Afrika
Im Priesterseminar für Eingeborene in Mariatal

Im Vordergrund: H. P. Willehad, Generalsekretär und Reisebegleiter des Hochwst. H. P. Generals; Hochwst. H. P. General, H. P. Raphael, Regens des eingeb. Priesterseminars. — Im Hintergrund: H. P. Ferdinand, H. P. Storch, H. P. Henig, Professoren im eingeborenen Priesterseminar

Photo: Mariannhiller Mission

belgesang mit ein und trugen mit ihren ehernen Stimmen die Siegeskunde „Christus ist erstanden!" über die Berge und Hügel bis zum Indischen Ozean. Und aus allen Tälern hallte es Antwort: „Alleluja! — Alleluja! — Alleluja!" — Am nächsten Tag war aber erst recht Ostern. Schon in aller Frühe luden die Osterglocken die umwohnenden Christen zum Festgottesdienst ein. Bald strömten die Leute in hellen Scharen herbei. Die große Missionskirche konnte die Menge der Gläubigen gar nicht fassen. Unter dem Jubel der Osterglocken zog der Bischof ein. Das Pontifikalamt begann. Der Kirchenchor sang eine herrliche Festmesse. Der Augenblick der hl. Kommunion nahte. Die Gläubigen drängten sich zur Kommunionbank vor. Der Bischof selbst, unterstützt von einem Diakon, und noch zwei andere Missionare teilten an der großen Kommunionbank fast eine halbe Stunde lang die hl. Kommunion aus. — Und wiederum sang der Diakon das „Ite, Missa est" mit dem Alleluja. Die ganze Gemeinde sang ein jubelndes „Deo gratias! Alleluja! Alleluja!" — und darauf ein gemeinsames Osterlied in der Muttersprache. — War das eine Freude und Begeisterung! — Wahrhaftig: Christus ist erstanden! Christus siegt! Jesus lebt auch in Südafrika! — — —

Ein Jahr später war ich, nachdem ich nach erhaltener Priesterweihe einige Monate auf der Missionsstation Kevelaer als Kaplan gewirkt hatte, schon allein als Missionar auf der Missionsstation Kwa St. Joseph. Von meinem Vorgänger war auf dieser noch jungen Missionsstation schon gut vorgearbeitet worden. Deshalb konnte ich am Karsamstag 1930 einer gut

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unterrichteten Schar von 53 Katechumenen die hl. Taufe spenden. Obwohl auf dem noch sehr armen Missionsposten nur ein einziges Glöcklein war, hörte ich eigentlich an diesem Karsamstag und am folgenden Ostertag, an dem ich die mit eigener Hand Getauften zur ersten hl. Kommunion führte, doch ein Osterglockengeläute wie nie zuvor in meinem ganzen Leben. In dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, werfe ich einen Blick in ein Notizbüchlein, das ich von Afrika mit nach Europa brachte. In dieses Büchlein schrieb ich zur persönlichen Erinnerung die Namen all derer, die ich taufen durfte. Wenn ich so die Namen lese und mich an die guten Leute erinnere, die ich am Karsamstag 1930 taufte, höre ich wie aus weiter Ferne das Osterglöcklein von Kiwa St. Joseph klingen. Und der ganze Jubel und das selige Glück jenes Osterfestes lebt von neuem in meiner Seele auf. — Die Osterglocken in meiner Heimat läuteten ganz gewiß immer schön und haben auch heute ihren feierlichen Klang noch nicht verloren. Auch die Osterglocken, die ich während des großen Krieges von französischen Kirchtürmen herab trotz des Berstens der Granaten und Minen in den vordersten Schützengräben vernahm, hatten ihren eigenen Feierton, der stets ein wunderbares Echo in meinem Herzen hervorrief. Freude und Jubel verkündigten die Osterglocken in Mariatal und Mariannhill. Aber das schönste Osterlied sang doch das kleine Missionsglöcklein in der Bergeinsamkeit auf der Missionsstation Kiwa St. Joseph im Jahre 1930 und im Jahre 1931, wo ich ebenso wieder 42 Katechumenen die hl. Taufe spenden und die glücklichen Neugetauften im Kleide der Taufunschuld zur ersten hl. Kommunion führen konnte. Heute noch danke ich dem Herrn, der mich in seiner unendlichen Weisheit und Güte nach dem fernen Südafrika führte und mich dort auf einer ganz armen Missionsstation die allerschönsten Osterglockenklänge vernehmen ließ. — — —



Eingeborener Neupriester der Mariannhiller Mission gibt eingeborenen Schwestern den Primizsegen

Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Hastreiter CMM. (Schluß)

4. Abschied von Nigeria

Nun waren wir drei Weltbummler, die zwei Missionsärzte und ich, in Abeokuta, 130 Kilometer landeinwärts und wußten nicht, wie wir jene Nacht noch das Schiff erreichen sollten, das morgen früh abfahren würde.

Hastig wird ein Eilbote zu einem Weißen geschickt, er möchte uns doch mit seinem Auto zum Bahnhof fahren lassen. Bald fährt ein kleiner Wagen am Hause vor. Die Bremsen knirschen. Keine Minute ist zu verlieren. In aller Eile stürzen wir uns in den alten Karren. Vorsintflutliches Vehikel. „Im schnellsten Tempo zum Bahnhof!" kommandiert Dr. Kevekordes. „Herr, soweit reicht mein Benzin nicht mehr!" erwidert kalt der Schwarze zurück. „Dann fahr wenigstens bis zur nächsten Tankstelle!"

Die Pumpe ist in nächster Nähe. Wir atmen auf. Gott sei Dank! „Geben Sie uns sofort Benzin, aber schnell!" „Herr, die Pumpe ist ja leer!" „Blitzhageldonnerwetterparaplü!" wozu steht denn die Pumpe da! Potz Saumagen und Kuhschwanz! Wenn ihr uns jetzt nicht sofort zum Bahnhof bringt, dann zeigen wir euch an bei der englischen Regierung!" Der schwarze Chauffeur zuckt leicht zusammen, heuchelt Kühle und sagt scheinbar ruhig: „Bis zum Bahnhof, soweit mag das Benzin gerade noch reichen." „Also los!"

Die Hebel knarren. Tu, tu, tu, tu ... wir fliegen durch Straßen und Gassen. Schreiend stieben die Kinder auseinander, kreischend schimpfen die Weiber uns nach. Die Männer rollen die Augen und ballen die Fäuste. Rechts herum, links herum, rechts herum, links herum — endlich der Bahnhof in Sicht!

Aber was für ein Bahnhof?! Das Gebäude sieht aus wie ein europäischer Heuschuppen. Es braucht hier keine Wartesäle. Bei der Hitze setzt sich niemand ins Haus. Wir lassen unseren Fahrer stehn und biegen zum Bahnhof ab. Der Zug hat Verspätung, hören wir. Gott Lob!

Unser schwarzer Freund von Lagos ist auch schon wieder da. Er kommt uns entgegen wie ein Geißbock mit gefällten Hörnern. Und hinter ihm drein eine ganze Rotte Schwarzer, wohl mehr als hundert Mann, Männer und Frauen. Sie schwätzen laut und aufgeregt. Sie gestikulieren mit den Armen und schlagen ganze Löcher in die Luft. Offenbar sind sie schon unterrichtet: Da kommen drei Weiße. Die haben ein Auto kaput gemacht. Wir müssen ihnen jetzt das Geld abzwingen.

Wir kommen auf dem Platze an. Wir tun als ob wir diese Kohlenbrenner nicht sähen. Wir schreiten über die Geleise zur Verwaltungshütte. Die ganze rußige Gesellschaft hinterdrein, heftig lärmend. Wir lösen erst die Fahrkarte: „Dreimal nach Lagos, 2. Klasse." Alle Beamten sind schwarz. Kein einziges weißes Gesicht auf dem Bahnhof. Wir fragen: „Wann wird der Zug kommen?" „Etwa in 10 Minuten."

Inzwischen wollen wir auf dem Bahnhofsplatz neben den Schienen auf und ab marschieren. Der Abend ist kühl, wir aber — — schwitzen. Immer wieder drängt sich unser Freund von Lagos heran: „Massa, I want my money, Herr, ich will mein Geld haben", und wieder dieselbe knappe Antwort: „To — morrow on the boat, morgen auf dem Schiff." Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

protestieren wild durcheinander, aber nicht in englischer, sondern in ihrer Sprache. Wir verstehen nichts. Dem Himmel Dank!

Unsicheren Schrittes wandern wir auf und ab. Wir können nicht stehen bleiben. Sofort würde sich ein Kreis um uns bilden. Krampfhaft umklammere ich meinen blechernen Dolch. Sie werden mich doch nicht fressen! Sie müssen doch selber sehen: Lauter Knochen und kein Speck. Rentiert sich doch nicht. Ich bin nicht so ganz „kühl bis ans Herz hinan." Aber mir ist schwül zu Mute. Ich wäre jetzt doch lieber auf dem Monde. Tatsächlich, der Mond steht schon am Himmel und — lacht uns aus. Auch das noch!

Endlich, zwei Lichter wachsen aus der Dämmerung. Der Zug rollt heran. Die Lokomotive faucht. Schleunigst drängen wir in den Wagen 2. Klasse. Ein unheimliches Gedränge und buntes Menschengewoge vor dem Wagen 3. Klasse. Die einen steigen aus, die anderen ein. Wir atmen auf. Der Zug rollt ab. Es geht Lagos zu. „Ihr könnt uns jetzt gerne haben," schimpfen wir noch hinaus, „wir haben Euch auch gerne!"

Ein schwarzer Beamter betritt unser Abteil Tickets, please, Fahrkarten, bitte." Er visitiert unsere Fahrkarten 2. Klasse, Please, Gentlemen, come in first class, bitte meine Herren, kommen Sie herein, 1. Klasse." Er führt uns in den nächsten Wagen. Wir danken ihm für seine Höflichkeit und werfen uns in die Polster. Deo gratias! Wir sind der Wut unserer Feinde entronnen.

Ich ziehe mein Brevier heraus: „Angelus suis mandavit de te, ut custodiant te in omnibus viis tuis, seinen Engel habe ich deinetwegen befohlen, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen." Da steht es.

Jäh ist die Nacht hereingebrochen. Eine herrliche Fahrt. Durch Tropennacht und Waldesdunkel. Und wie vornehm die Einrichtung: Ein weiter, luftiger, sauberer Wagen mit allen Bequemlichkeiten, Tische vor den Ledersitzen, Spiegel, fließendes Wasser, elektrisches Licht. An der Wand ein großes Schild: Europeans only, nur für Europäer.

Dann und wann sehen wir im Urwald große Feuer lodern und dunkelfarbige Männer im Lendenschurz im Kreise herumsitzen. Was ich als junger Student geträumt, jetzt war es märchenschöne Wahrheit geworden.

Endlich nach fast 4 Stunden taucht das Lichtmeer von Lagos auf. Es ist schon Mitternacht. Wir fahren ein in eine große Halle. Draußen in der Bucht sehen wir unseren Dampfer liegen, beleuchtet wie ein Feenschloß. Darauf marschieren wir zu. Autos hinter uns her. Wir steigen in eines, um der Verfolgung los zu werden.

Endlich am Quai. Vor der Schiffsbrücke steigen wir aus. Aus der Dunkelheit löst sich eine Gestalt, stürzt auf uns zu: „Massa, I want my money!" „Hol dich der T ..., du Mondkalb! Gute Nacht!" Wir springen die Schiffstreppe hinan und verschwinden schleunigst in unseren Kabinen.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr komme ich auf Verdeck, ahnungslos. Unten schreit jemand: „Massa, I want my money!" Mit einem Ruck mache ich kehrt und verschwinde hinter der nächsten Türe.

Kriegsrat in der Kabine. Dr. Kevekordes entscheidet: Erst wird heilige Messe gelesen. Dann gefrühstückt in aller Gemütsruhe, dann wird mit diesem Räubergesindel verhandelt.

Das Frühstück ist vorbei und wir haben uns tüchtig angegraft. Gestern hatten wir ja genug Hunger und Schrecken gelitten. Wir laden noch einige weiße Freunde ein. Dann hinunter die Schiffsbrücke. Auch unser schwarzer Freund vom kaputen Auto hat Kameraden mitgebracht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unser Hochwst. H. P. General mit H. P. Willehad, seinem Reisebegleiter (Mitte) und H. P. Laurentius, Oberer vom Kloster Mariannhill, an Bord
Photo: Mariannhiller Mission

Er stürmt mit seinem ganzen Stab auf uns los: „Massa, I want my money!" Nun beginnt ein langes, lautes Verhandeln, als sollte die Welt verteilt werden. Die Sprache ist natürlich englisch, aber dazwischen fallen Worte in der Mundart der Eingeborenen. Wir merken schon, daß das keine Schmeicheiworte sind.

Wild geht es hin und her: „Sie haben unser Auto kaput gemacht!" „Das Auto habt ihr selber kaput gemacht und unseren Vertrag habt ihr nicht gehalten. Wir haben nur Schrecken mit Euch durchgemacht und kaum das Ziel erreicht. Garnichts habt ihr verdient!" Das Feilschen nimmt kein Ende.

Schon brüllt die Schiffssirene zum ersten Male. Das bedeutet: Alle Mann an Bord. Dr. Kevekordes bricht die Verhandlungen jäh ab. Mit einem diktatorischen: „Wir geben Euch 1 Pfund (20 RM.) und wenn Euch das nicht genügt, kriegt Ihr gar nichts." Der Neger streckt die Hand aus. Die Banknote knistert zwischen seinen schwarzen Fingern. Wir fliegen die Schiffstreppe hinan.

Die Sirene brüllte zum zweiten Male. Die Schiffsbrücke wird eingezogen. Lautlos gleitet der Dampfer hinaus. Die Kapelle bläst: „Muß i denn, muß i denn ..." Der Strand weicht zurück.

Dort steht noch unser schwarzer Freund, schaut ratlos seinen Pfund-Schein an und dann wieder zu uns herüber. Wir winken ihm: „Komm doch herüber, dann setzen wir die Verhandlungen fort." Jetzt, wenn er uns in seinen Klauen hätte, er würde uns zerreißen. Es müßte eine Lust für ihn sein. Ja, das liebe Geld!

Noch heute, hie und da, wenn ich einen schweren Traum habe, steht ein Neger an meinem Bett, streckt mir seine schwarze Hand hin und brüllt mich an: „Massa, I want my money!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

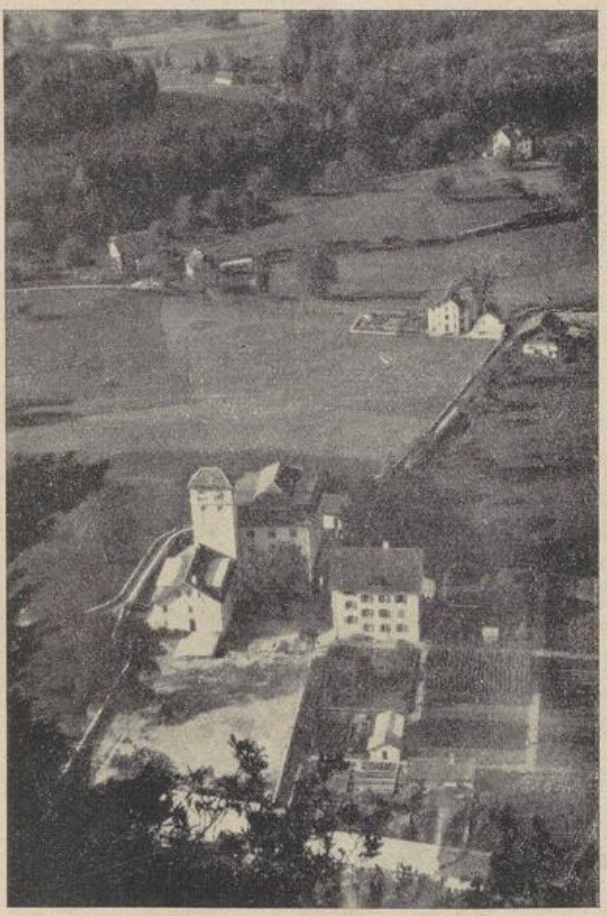
Vier fette Osterhasen

Von P. Solanus Peterek CMM.

Unsere Gegend hier im afrikanischen Citeaux ist arm an Wild. Nur hie und da taucht ein Feld- oder Steinhase auf. Mangel an Winternahrung wird wohl schuld daran sein, daß so wenig Wild da ist. Auch die Flüsse sind fischarm. Wenn ich als Bube den Heu- und Krummetmähern am Oppafluß das Essen hinausbrachte und in den Fluß ein Stückchen Brot oder Quark hineinwarf, dann kamen von allen Richtungen die Fische herangesaust und schnappten nach dem Wurf. Hier kann man in den Fluß werfen was man will, selbst Marzipan und Pumpernikel, aber kein Fisch wird sichtbar.

Unsere Mission Citeaux hat im Taufbuch 2400 Christen verzeichnet. Von diesen sind 400 tot und viele vom Glauben abgefallen und ins Heidentum zurückgekehrt, was aber nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Bevölkerung Heiden und Sektierer sind.

Da kam die Karwoche und der Karsamstag. Am Samstag Nachmittag fing es gewaltig zu regnen an. Die ganze Nacht hindurch rieselte ein feiner Regen herab und am Sonntag war alles in Nebel gehüllt. Das war ein trauriger Anblick. Das Volk kommt von weiter Ferne zur Kirche nur auf Feldstegen und Graspfaden, und jeder wird bis an den Unterleib patschnaß. Ohne daß ich es wollte oder einwilligte, schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß uns diesmal der Herrgott recht unfreundlich sei. Ein solches Wetter am Osterfest! Nein, das ist doch zu stark; aber schon stand ich im Glauben fest und sagte mir: Was Gott tut, das ist wohlgetan, er weiß es besser und alles wird schon gut werden. Richtig: die Nebel verliefen sich, die Sonne kam zum Vorschein, die Kirche wurde gespickt voll von Leuten, daß ich beim „Asperges" Mühe hatte durchzukommen und — jetzt kommt die Hauptsache: 4 Abgefallene kehrten zum göttlichen Heiland zurück, von denen der eine schon 20 Jahre fernblieb.



St. Josef, Altdorf
vom nächsten Berg aus gesehen
Photo: P. Meinrad, Altdorf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das waren mal 4 fette Oster-Hasen, welche die Gnade Gottes unserer Missionsstation schenkte. Ihm sei Lob und Preis immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der Geist weht wo er will

Von Schwester M. Ewara CPS., Südafrika

Es war vor sieben Jahren; damals war ich Leiterin einer Missionsschule auf einer Neugründung im Tembuland, Kapkolonie. Unsere Missionsstation, St. Gabriel war die einzige katholische Mission in jener Gegend, in welcher nur Andersgläubige verschiedener Sekten und auch noch viele Heiden wohnten. Unsere Schule war von Anfang an sehr stark besetzt.

Ich hatte es meinen Schülern anbefohlen, mir es immer zu melden, wenn irgend jemand krank wurde. Das taten sie auch getreu. Nach der Schule ging es dann hoch zu Roß auf Krankenbesuch. Einmal war es mir unmöglich, für drei Tage meine gewohnten Ausgänge zu machen, da es fürchterlich regnete. Ich mußte auch die Schule ausfallen lassen, weil der mächtige Isomofluß, der dicht an der Talmulde, in der wir wohnten, vorbeifloß, hoch angeschwollen war. Am vierten Tage faßte mich eine große Unruhe, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben konnte. Es zog mich hinaus in die Mission. Unsere Schwester Oberin jedoch verbot mir ernstlich jeden Ausgang, denn Felder und Wiesen waren ganz überschwemmt. Dies war vormittags.

Nachmittags hellte sich der Himmel auf und damit vermehrte sich meine Unruhe. Ein unbestimmtes Gefühl drängte mich fort. Auf meine abermaligen Bitten erlaubte es endlich Schwester Oberin, daß ich gehen durfte. Da es unmöglich war, ein Pferd zu besteigen, wegen der seichten und schlüpferigen Wege und Pfade, so zog ich in Begleitung einer meiner Schülerinnen auf Schusters Rappen aus. Ich wußte selbst nicht, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir gingen einfach aufs Geratewohl über Klüfte und Stege, über Stock und Stein.

Nach zweistündiger Wanderung befanden wir uns in einer großen Talmulde, wo viele Hütten der Eingeborenen standen. Kaum waren wir bei den ersten derselben angelangt, so sahen wir, wie die Leute zusammenliefen und uns entgegenkamen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, ob sie als Freund oder Feind etwas mit uns vor hatten? Ich redete gleich den ersten besten an und fragte nach der Ursache ihres Kommens. Ein stämmiger Mann sagte mir offen und ehrlich, daß sie sich sehr freuen, daß ich endlich einmal komme. Sie hätten schon zwei Tage nach mir ausgeschaut. Doch da es regnete, dachten sie, ich könne nicht kommen. Weil aber heute das Wetter sich änderte, wußten sie sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehe. „Deshalb", sagte er, „sind wir schon heute früh zusammengeströmt, um dich willkommen zu heißen!"

Ich war sprachlos und konnte keinen Zusammenhang finden. Doch nachdem ich meine Gedanken wieder etwas gesammelt hatte, fragte ich, was sich denn hier zugetragen und ob sie denn nach mir geschickt hätten. Sie sagten: Wir haben nicht nach dir geschickt. Jedoch am Montag starb Mtembane, eine treue Tochter unseres Stammes. Vor ihrem Sterben rief sie uns alle zusammen und sprach: „Meine lieben Stammesbrüder und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

-schwestern, ich gehe jetzt heim zu meinen Ahnen. Meine Heimat dort ist dunkel, denn ich darf wegen meiner amacala (Sünden) nicht in die lichte Heimat, die ich in der Ferne schaue. Doch der große Große (Unkulunkulu), der dort Herrscher ist, will meinen Bruder, der mir hier krank zur Seite liegt, bald in dieses schöne Land holen. Sagt der weißen Jungfrau, die bald zu euch kommen wird, sie solle ihm und auch euch den Weg dahin weisen. Ich habe auf sie gewartet und mich gesehnt, dorthin zu gehen. Doch ich darf noch nicht. Mir ist um meiner Sünden willen der Paß für dorthin versagt. Mein Herz bricht mir, nachdem ich die Schönheit des großen Herrschers geschaut. Doch durch meine Sehnsucht und mein Verlangen hoffe ich hinzukommen. Lebt wohl, meine Brüder und meine Schwestern. Grüßt mir die weiße Jungfrau und hört und befolgt, was sie euch sagt, denn sie ist eine Gesandte des Großen Großen." (Unkulunkulu.) Mit den Worten: „Großer Großer, ich liebe dich!" verschied sie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

„Gestern haben wir sie begraben. Komm mit uns, wir zeigen dir ihr Grab." Ich stand ganz erschüttert da und betete für ihre Seelenruhe. Es war ein merkwürdiges Ereignis. Ich konnte mich mit meinen Gedanken gar nicht zurecht finden. Wachte ich oder war das alles ein seliger Traum? Doch bald wurde ich aus meinen Gedanken herausgerissen, als man mich bat, mit ihnen zur Hütte des Kranken zu ziehen. Als wir dort ankamen, machte mir der Kranke gar nicht den Eindruck, als ob es schlimm um ihn bestellt wäre. Er hüstelte zwar etwas, doch seine Augen schauten so klar umher; er konnte sich auch etwas bewegen und hatte eine ganz normale Temperatur.

Er begrüßte mich auf das herzlichste und erzählte mir, daß seine Stunden gezählt seien, und er bald sterben würde. Vorher aber sollte ich ihm den Weg zu dem schönen Land, wovon ihm seine Schwester vor ihrem Heimgang erzählte, zeigen und ihm helfen, dahin zu kommen. Ich redete mit ihm durch einen Dolmetscher; denn der Xosa-Sprache war ich noch nicht mächtig, vom lieben Gott, vom schönen Himmel und erklärte ihm die Notwendigkeit der heiligen Taufe. Alle Anwesenden lauschten mit sichtlichem Interesse. Er unterbrach mich immer mit Zwischenfragen. Zum Schluß bat er mich mit einem solchen Drängen und Verlangen, ihn sofort zu taufen. Alle unterstützten ihn mit innigen Bitten, ich solle ihm doch seinen Wunsch gewähren. Ich aber hatte Bedenken, denn er war ein Junggeselle von ungefähr vierzig Jahren und außerdem machte er nicht den Eindruck eines Sterbenden. Wir Laien dürfen ja nur die Taufe in Todesgefahr spenden und dann nur, wenn kein Priester zur Stelle ist.

Ich sagte ihm deshalb, daß ich den hochwürdigen Pater Missionar zu ihm schicken werde. Das ließ er aber nicht gelten. Er weinte bitterlich und redete seine tote Schwester an: „Du hast gesagt, der Große Große wolle mich im Lichte haben und die weiße Jungfrau würde mich hinbringen; doch nun verweigert sie es mir, und ich fühle, daß ich bald sterben werde. O, ich Unglücklicher. Weiße Jungfrau, ich bitte dich, gib mir doch einen Paß zum Himmel, von dem du gesprochen hast." Bei diesen Worten fiel er vor mir auf die Knie und mit ihm alle Anwesenden. Ich trug nun auch keine Bedenken mehr; erweckte Reue und Leid mit ihm und taufte ihn auf den Namen Joseph. Dann stellte ich alle Folgen meiner Handlung dem heiligen Joseph anheim. Es war niemand glücklicher, als unser neugetaufter Joseph selbst. In seiner Jugend hatte er etwas lesen gelernt. Ich gab ihm darum einen Katechismus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch brauchte er keinerlei Bedenken zu haben, denn unser hochwürdiger Pater Missionar war mit Ischias ans Bett geheftet und konnte wochenlang keine Missionsdienste verrichten. Mehrere Male besuchte ich meinen neugetauften Schützling. Er nahm sichtlich an Kräften ab. Doch jedesmal erzählte er mir, was er im Katechismus gelesen. Er war glücklich wie ein Kind. Als ich nach vierzehn Tagen hinkam, fand ich, daß es mit Joseph dem Ende zuging. Da gerade ein durchreisender Priester auf unserer Mission weilte, so bat ich ihn, ihm die heilige Ölung zu spenden. Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir hin, der Priester und ich, begleitet von allen unseren Kindern. Der Priester holte dann die Taufzeremonien nach, spendete ihm die letzte Ölung und verrichtete eine Andacht in der Hütte des Kranken. Joseph betete mit schwacher Stimme mit. Sein Antlitz hatte etwas Überirdisches, als lebe er nicht mehr auf der Erde.



Hochw. P. Franziskus Wojaczek CMM.
(Bulawayo-Mission)
Photo: P Franz, Bulawayo

Nach drei Tagen kam die Nachricht, daß Joseph heimgegangen sei ins Land seiner Sehnsucht. Sicherlich ist er dort oben ein großer Fürbitter für seine Stammesgenossen geworden.

Heute ist in jener Talmulde eine katholische Schule und eine Katechetenstelle und jeden Sonntag wird das heilige Meßopfer dort dargebracht.

Wie wunderbar wirkt doch Gott oft in den Seelen! Sicherlich hat Joseph durch eine besonders gute Tat im Leben diese große Gnade verdient, im heiligen Unschuldskleid der Taufgnade sterben und in das ewige Jerusalem einziehen zu dürfen.

Wer möchte nicht auch so schön sterben?

Wiro wiederum eine Heidenseele bekehrt, durch die Gnade Gottes, den Schweiß und das Blut des Missionars und unsere Hilfe, so wird Freude sein im ganzen Himmelreiche.

„Die Gottesliebe fordert, daß wir recht viele Menschen dem Reiche Christi zuführen." (Papst Pius XI.).

Die Missionsbegeisterung war schon von jeher die Frucht einer tiefen, lebendigen Glaubenserfassung. Zeiten in denen der Geist der Weltmission nicht die Kirche durchwehte, waren immer solche, die einen Tiefstand des religiösen Lebens bezeichneten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mission zwischen drei Bergen

(Fortsetzung)

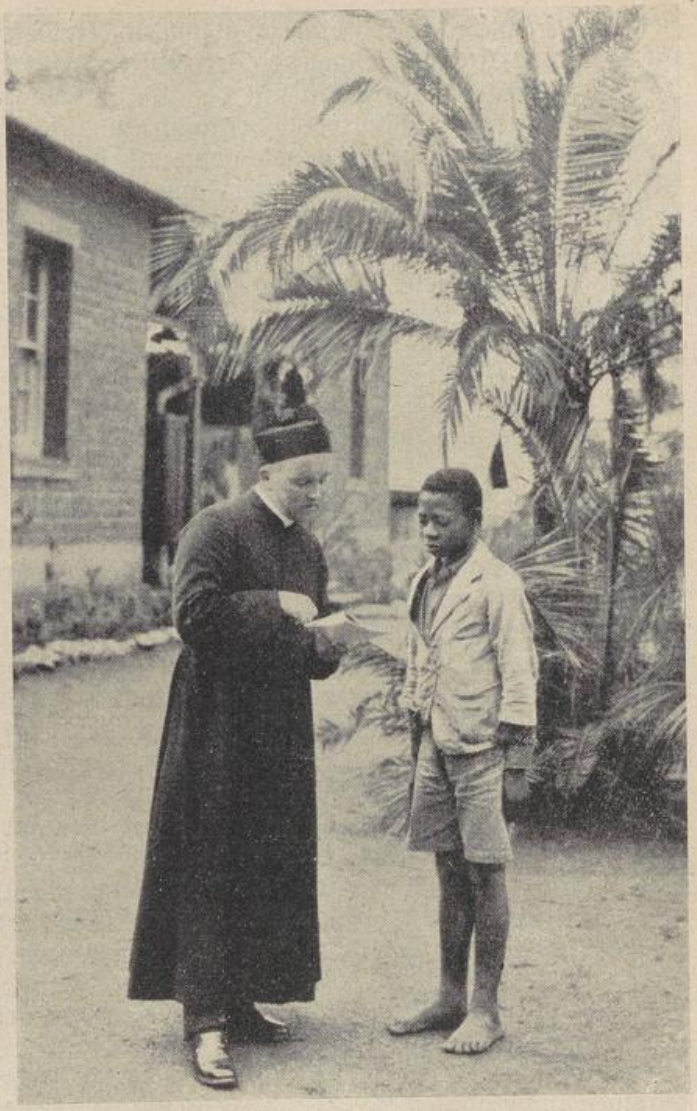
Auf einer kleinen Hochebene grüßte uns das prachtvolle Grün einer Wattelpflanzung, die überdies in voller, goldgelber und weithinduftender Blüte stand. In dieser Naturwildnis ein unerwarteter Anblick. Zerfallendes Mauerwerk, die Spuren von Gartenanlagen und eine muntere Quelle zeigen, daß hier ehedem ein Weißer gewohnt hat. Später kam ich öfters zur Sommerszeit vorbei und bewunderte die noch herrlich prangenden wilden Rosen der einstigen Ansiedelung. Nicht weit davon gelangten wir auf eine öffentliche Straße in ziemlich gutem Zustande. Auf ihr ging es eine Viertelstunde weiter bis zum einsamen und einzigen englischen Store in dieser Gegend. Um gutes Geld können die Reisenden und Schwarzen hier alle gewöhnlichen Gebrauchsartikel haben, vom Streichhölzchen bis zum Pflug. Während der Bauzeit unseres Außenpostens waren wir nachher oft froh um diese Nachbarschaft. Heute aber ging es rasch weiter bis an den Rand des abgrundtiefen Tales, wo unsere Arbeitsstätte sein sollte.

Aller Nebel war verschwunden und vom wunderbar klaren Südafrikahimmel strahlte jetzt die Wintersonne in wolkenlosem Glanze. Es war eine Freude, in diese neue Welt mit ihren ungezählten Bergen, Hügeln, Tälern und Schluchten hineinzudringen. Wer im Sattel bleiben wollte, mußte freilich den weiten Umweg wählen um von Nordosten an die Baustätte zu gelangen. Drei von uns zogen aber den viel kürzeren Fußpfad vor. Man sattelt einfach ab und läßt das Pferd in voller Freiheit grasen, in der Hoffnung, es bei der Rückkehr nicht allzuweit irgendwo wiederzufinden. Bevor aber in dieser Gegend Zäune gespannt wurden, passierte es an dieser Stelle dem guten Umfundisi, daß er beim Aufstieg aus dem St. Thomas-Grund bloß den Sattel wiederfand, während der Missionsgaul stundenweit bis in die Nähe der Heimat davon war. Da weit und breit auch kein Eingeborener in der Nähe war, so blieb dem müden Apostel nichts anderes übrig, als sich den Sattel selber aufzuladen und ihn $1^1/_2$ Stunden bis zur Zwischenstation zu tragen, um da ein anderes Pferd aufzutreiben . . .

Heute ließen wir die Pferde in der Obhut eines kleinen Zulu und marschierten sorgenlos bis an die Kante des einen von den drei gewaltigen Bergmauern, die gleich einer Riesenfestung den neuen Missionsplatz umwallen. Hier hört das Marschieren auf und es heißt, mit festem Fuß und Stock und starker Hand Schritt für Schritt die 1000 Meter zur Tiefe absteigen. Stellenweise muß man sich an den wildzertrümmerten Felsblöcken anklammern um nicht abzustürzen. Kahle Steinterrassen wechseln mit immergrünem, dornigem Strauchwerk. An der Sonnenseite des Bergwaldes flammen leuchtende Aloeblüten gleich Feierkerzen. Wir kommen an eine weit überhängende Felspartie, die wie eine massive Kanzel zur kurzen Rast einladet. Welch ein großartiger Ausblick ins offene weite Tal nach Osten, wo der Umkomazi in Jahrtausenden sein vielgewundenes Bett durch die Bergwelt gegraben hat. Eine echt südafrikanische Landschaft! Wer sie zum erstenmal sieht, wird den Eindruck nie vergessen. Einer von uns Neuankömmlingen konnte es sich nicht versagen, von dieser buntdekorierten Naturkanzel aus eine kurze Antrittspredigt zu halten. Man sah von hier aus die künftige Baustelle und Hütten der Eingeborenen, wo Hunderte wohl der Dinge harten die da kommen sollten. So

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellte sich denn der Prediger auf seinen unerschütterlichen festen u. hohen Standpunkt, suchte seinen ganzen einstweiligen Bantu-Wortschatz zusammen und hielt den Afrikanern ringsum eine begeisterte Ansprache. Konnten sie in solcher Ferne den Inhalt auch nicht hören noch verstehen, so klang die Rede doch wie ein lautes Gebet zum Himmel, daß er die dunklen Zwerge in der Tiefe erleuchten, bekehren und als gute Christen in seine Herrlichkeit führen u. aufnehmen wolle!



Hochw. P. Benedikt Frankenberg CMM.
und christlicher Zuluknabe
Photo: Mariannhiller Mission

Man muß solche Augenblicke selbst erlebt haben und von solcher Umgebung ergriffen sein, um die fröhlich, leichte und doch ernst, feierliche Stimmung zu verstehen, welche die ersten Gründungsstunden eines neueroberten Missionsforts beherrscht. Der Gesamteindruck kann nicht in menschliche Worte gefaßt, sondern nur in ahnungsvollem Schweigen gefeiert werden . . .

Unsere „Kanzel" stand ungefähr in der Mitte des Bergabhanges und hat später noch manchen Prediger gesehen. Wir setzten unseren Kletterabstieg fort durch Steingeröll und tiefe Wasserfurchen, bis wir am Bestimmungsorte mit den Reitern von der anderen Seite zusammentrafen. Nun konnte die Mission zwischen den drei himmelhohen Bergen beginnen. Mit P. Superior suchte ich den günstigsten Platz für die künftige Kapelle innerhalb der zwei acres aus, die uns bloß zur Verfügung standen. Die Lage des Hauses sah allerdings gefährlich aus. Hoch oben die wildzerklüfteten Felsenmauern, wo Blitze und Wettereinfluß ganze Blöcke abgesprengt hatten, die als bedenkliche Warnungszeichen ringsumher lagerten. Doch die Not setzt sich über vieles hinweg. Es wurde die am wenigsten gefahrdrohende Stelle gewählt und mit einem zuversichtlichen Adjutorium

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nostrum in Nomine Domini! angefangen. Bald waren die vier Ecken der St. Thomas-Kapelle festgelegt. Drei unserer wackeren Mariannhiller Studenten begannen auch gleich mit der Wasserleitung. Tausend Schritte zur Linken stürzte ein munteres Bergbächlein zur Tiefe. In entsprechender Höhe ward seine Mulde abgedämmt und das köstliche Element in kleiner Rinne und Serpentinenwindungen um die Bergvorsprünge zum Bauplatz geleitet. Unter Mithilfe von P. Missionar schafften die Philosophen und Theologen so eifrig mit Pickel, Spaten und Schaufel, daß die scheidende Sonne das gelungene Werk des ersten Tages zufrieden anlächelte. Freilich macht die liebe Sonne in dieser tiefen Talschlucht sehr kurzen Tag. Gegen 9 Uhr früh wird sie erst über den Felsenwänden sichtbar und bald nach 4 Uhr ist sie am Nachmittag verschwunden. Das bedeutet für die Tagwerker so viel als: „spute dich, mein lieber Gast — und halte kurze Mittagsrast!" Darnach war übrigens auch die kalte Küche bemessen und der schmale Proviant, den wir von der Zwischenstation mitgebracht hatten. Frischen Trunk lieferte ja der Quell vom reinsten Wasser.

Einige von unserer Pionierkolonne hatten auch das Planieren des sehr abschüssigen Bauplatzes zu besorgen — oder wenigstens anzufangen; denn bis zur Vollendung brauchte es viele Tage. Hinter der Kapelle und gegen den drohenden Felsenwall mußte ja noch ein möglichst breiter Platz geebnet, ein Graben und Damm hergestellt werden gegen abstürzende Blöcke und Gewitterfluten. Das blieb Aufgabe der Christen und Katechumenen. Die Ferienexpedition hatte bloß die Ehre des Anfanges an diesem Missionsfort. Nach getaner Arbeit der ersten Tage konnten wir sieben Mann jedoch nicht unter freiem Himmel übernachten und die nicht ganz sauberen Hütten der Eingeborenen wollten wir nicht beanspruchen. So mußten wir also bei untergehender Sonne an ein Quartier denken und zur Zwischenstation zurück. Das war für die Reiter ziemlich leicht, für uns Fußgänger indessen keine geringe Feierabendleistung! Hieß es doch, auf demselben Steilpfade hinauf, den wir herabgeklettert waren. Bis uns das gelang, wurde es vollständig Nacht und der Fußpfad fast unsichtbar. Die ganze Gegend und obere Region hatten wir diesen Morgen zum erstenmal in unserem Leben und dazu bloß flüchtig gesehen. Wir verließen uns ja auf unseren unfehlbaren Führer und hatten jetzt die Heimkehrrechnung ohne die sonstigen unbekannten Reit- und Gehsteige gemacht! Nun zogen die Reiter auf einem anderen Wege in ihr Quartier zurück und glaubten wohl, wir seien bereits daheim.

Inzwischen aber irrten wir Drei auf dem wildfremden Bergstock umher, gerieten zu weit südlich und fanden keinen Abstieg in die westliche Tiefebene, wo unsere Nachtherberge jenseits des Flusses lag. Ziemlich lange suchten wir irgend eine gangbare Stelle — und das nicht ohne Absturzgefahr. Denn wer die südafrikanischen Gebirgsformationen kennt, der weiß, daß man plötzlich und in der Dunkelheit unerwartet an der Kante einer senkrechten Felsenwand stehen kann. Ein Schritt, und im nächsten Moment liegt man mit zerbrochenen Gliedern einige hundert Fuß tiefer . . .

Schon glaubten wir drei Nachtwandler den Morgen in dieser Hochwildnis abwarten zu müssen. Da erbarmte sich der Himmel unserer Ratlosigkeit und Verlegenheit, daß wir Missionspioniere nicht hungrig und müde eine kalte Winternacht hier durchzumachen hätten. Es zog der klare Mond herauf und beleuchtete mitleidig unsere Irrfahrt. Nun konnten wir den Abstieg auch ohne betretenen Wandersteig wagen. Es ging mit einigen Purzelbäumen bis an den rauschenden Fluß und da fanden wir den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sicheren Heimweg eine lange Strecke im Tale aufwärts nach dem gastlichen St. Andreas.

In unserer Freude über die Befreiung aus der schlimmen Lage machten wir aber am Flusse Halt und Ruhepause. Und da die Schüler des hl. Benedikt kein Tagewerk ohne das Salve Regina beschließen, sangen wir es hier dankbar und dreistimmig inmitten der Wildnis am rauschenden Nebenflusse des Umkomazi. So endete der große Gründungstag und unser kleines Abenteuer, das wohl den beiden Hauptteilnehmern — heute in Felix Austria — noch in guter Erinnerung ist, wenn sie diese Zeilen lesen sollten . . . (Fortsetzung folgt)

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Einen kleinen Einblick in diese wenig beneidenswerte Lage eines katholischen Missionspfarrers bekam ich schon vor Jahren während meiner Lehrtätigkeit in Bombay. Dort erzählte mir einmal mein würdiger zweitletzter Vorgänger im Pfarramt meiner Station, was er dort alles habe durchfechten müssen. Da sei einmal ein ganzer Trupp seiner Goanesen mit Knüppeln bewaffnet in den Pfarrhof gezogen gekommen, um ihn totzuschlagen. Er habe sie ruhig herankommen lassen, seine Ärmel hochgezogen, seine Fäuste und Muskeln gezeigt — der Pater war ein Hüne von Gestalt — und sie dann angedonnert: „Kommt nur her, ich nehme es mit euch allen auf; der erste, der mir in die Finger kommt, den zerdrücke ich wie eine Papierdüte!" Darauf habe keiner gewagt, näher zu kommen, und alle seien ausgerissen.

Mehr eingehenden Aufschluß über die Verhältnisse in dieser Station gab mir kurz nach meiner Ankunft daselbst ein treuer, zuverlässiger Mangolorier, ein Lokomotivführer und Vater einer braven Familie. Eines Abends nach dem Abendessen kam er zu meiner Wohnung hinauf und stellte sich in recht herzlicher Weise vor. Er war schon in den Sechzigern, sein graues Haupthaar bereits stark gelichtet, aber aus seinen ehrlichen Augen sprühte noch jugendliches Feuer. Seine Gesichtszüge waren trotz der braunen Hautfarbe ausgeprägt arisch, und sein Kinn schmückte ein graues Spitzbärtchen, das seinem Antlitz etwas Pfiffiges und Jobiales gab. Nach den üblichen allgemeinen Redensarten nahm sein Gesicht einen ernsteren Ausdruck an, er rückte mit seinem Stuhl etwas näher und fing dann mit der Hauptsache an.

„Hochwürden!" hub er mit gedämpfter Stimme an, „Ihr hochwürdiger Herr Vorgänger, mein jahrelanger guter Hausfreund, hat mich vor seinem Scheiden gebeten, Ihnen behilflich zu sein und Sie möglichst bald über die hiesigen Zustände aufzuklären. Das will ich hiermit tun. Ich bin nun schon über dreißig Jahre hier in der Station, habe meine Augen und Ohren aufgehabt und weiß ganz genau, wie es hier aussieht. Sie sind noch jung und voller Tatkraft und möchten hier viel Gutes für uns alle wirken. Dazu werden Sie hier reichlich Gelegenheit haben, und daß Sie es können, davon haben uns Ihre ersten Predigten schon vollauf überzeugt. Alle Guten hoffen, daß es Ihnen gelingen wird, unsere arme interesselose, schlappe Pfarrei wieder von Grund auf christlich zu erneuern und dadurch auch in der ganzen Station allmählich einen Wandel zum Besseren herbeizuführen. Denn hier sieht es gar schlimm aus. Davon können Sie noch gar keine Ahnung haben, aber Sie werden sich bald davon überzeugen. Die meisten Europäer und Eurasier haben keine Religion, gelten zwar als Protestanten, sind aber praktisch ungläubig und leben schlimmer als die Heiden und Mohammedaner. Die Besseren unter ihnen, die wenigstens äußerlich noch etwas auf christlichen Anstand halten, sind verbissene Baptisten und Methodisten und voll Gehässigkeit gegen alles Katholische. In den Familien und bei Zusammenkünften wird weidlich über die Religion losgezogen und macht man sich besonders über alles Katholische lustig. Die hiesigen Katholiken selber sind meist sehr unwissend in der Religion, schämen sich derselben vielfach vor Andersgläubigen, sind heillos feige, wo sie dieselbe verteidigen sollten, und helfen oft noch mit, dieselbe lächerlich zu machen. Die meisten Männer sind ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ständig und halten ihre Ostern nicht. Die noch Sonntags zur Kirche kommen, bleiben meist draußen auf der Straße oder im Hofe stehen und gehen erst hinein, wenn die Predigt vorbei ist.

Wie es bei dieser Religionslosigkeit und der Gleichgültigkeit gegen die Religion in der Sittlichkeit aussehen muß, läßt sich da leicht denken. Fern von jeder gesitteten Umgebung und frei von allen hemmenden Schranken, haben besonders die protestantischen Europäer und Eurasier alle Scham abgeworfen, suchen sich auszuleben und geben sich der Unzucht, dem Ehebruch, der Vielweiberei, der Trunksucht und den ausgelassensten Vergnügungen hin. Das Laster wagt sich nachts auf die Straße, und die reifere Jugend ist so verwildert, daß sie sich nachts in den leeren Waggons herumtreibt und sich dort austobt. Kein Wunder, daß diese Station wegen dieser wilden Ausschweifungen als das ‚Sodoma und Gomorra' an der Bahnlinie zwischen Bombay und Kalkutta bekannt ist. Leider haben sich auch manche Katholiken in diesen Strudel der Sittenlosigkeit mit hineinziehen lassen.

Wenn es hier wieder anders werden soll, so kann das wohl nur dadurch geschehen, daß das öffentliche Gewissen einmal gehörig aufgerüttelt wird, so daß man sich gezwungen sieht, des losen Lebenswandels sich zu schämen. Ganz besonders aber dadurch, daß die Katholiken wieder zum religiösen Eifer und zu tadelloser Lebensführung zurückkehren und so den andern ein gutes Beispiel geben. Das bedeutet allerdings für Euer Hochwürden eine schwere und dornenreiche Arbeit, wobei es Ihnen an Widerspruch, Anfeindung und Verfolgung nicht fehlen wird. Es gibt hier nämlich viele wilde Elemente, die alles aufbieten werden, Sie einzuschüchtern, wenn ihr sittenloser Lebenswandel auf der Kanzel verurteilt wird.

Deshalb hat es auch Ihr Vorgänger nicht gewagt, in dieses Wespennest zu stechen und fest gegen die Sittenlosigkeit vorzugehen. Er war eben zu alt und zu furchtsam. Wenn Sie aber furchtlos und eindringlich, klar und bündig über die christliche Glaubens- und Sittenlehre predigen, dann wird das zweifelsohne auch heute noch seine Wirkung tun. Und Sie können sicher sein, daß sie alle Gutgesinnten auf Ihrer Seite haben."

Für diese wertvolle Aufklärung und die vernünftigen Vorschläge dieses braven Mannes war ich natürlich sehr dankbar. Ich versprach ihm, mein Bestes zu tun und alles andere der Vorsehung zu überlassen.

Dementsprechend hielt ich zuerst eine Zeit lang Sonntagmorgens und -abends mit allem Ernst und aller Eindringlichkeit Missionspredigten und Standespredigten, die allem Anschein nach tief einschlugen. Zu meiner Freude bemerkte ich, wie keiner mehr draußen stehen blieb, sondern alle sich bemühten, noch zeitig in der Kirche einen Platz zu sichern. Die Kirche füllte sich immer mehr, besonders mit Männern, und Sonntagabends war sie brechend voll. Unter den Zuhörern befanden sich auch viele Protestanten. Die Predigten wurden überall viel besprochen, von den Wüstlingen wurde viel darüber gewettert. Aber zusehends vollzog sich in der Station langsam eine Scheidung der Geister. Viele Abständige suchten wieder Anschluß an ihrer hl. Kirche und kamen wieder zu den hl. Sakramenten. Das Laster verschwand von der Straße, viele unsaubere Verhältnisse wurden aufgelöst, die wüsten Nachtschwärmereien der Jugendlichen hörten allmählich auf, und, wie man mir sagte, verstummten auch die Religionsspöttereien und unzüchtigen Reden immer mehr. Die Katholiken, die vielgeschmähten, und die Lauen unter ihnen kamen wieder eifrig ihren Pflichten nach.

Aber auch die Feinde der Religion und christlicher Sitte wurden rührig. Sie wußten sich verurteilt und sahen immer mehr, wie ihr Gebaren keinen Anklang mehr fand. Sie waren deshalb voll Wut gegen den unerschrockenen und unbestechlichen Verkünder der Wahrheit und suchten sich auf jede Art und Weise an ihm zu rächen. Sie paßten mir auf, wo ich hinginge, und sprachen gehässige Verdächtigungen gegen mich aus. Sie fragten meinen Koch aus, was ich esse und trinke. Der aber konnte ihnen aller Wahrheit gemäß nur sagen, kein Europäer und Eurasier in der Station lebe so arm und frugal wie ich und mein Getränk sei filtriertes Zisternenwasser. Sie schreckten selbst vor den schmutzigsten Verleumdungen nicht zurück. Denn wenn sie mich einmal morgens mit der Laterne von einem Versehgang zurückkehren sahen, dann hieß es gleich, ich sei nachts bei gewissen Weibern im Basar gewesen. Daß anonyme Briefe schlimmster Art gegen mich an den Oberen nach Bombay gingen, mußte ich auch erfahren. Die Verleumder wissen ja zu gut: — Es bleibt immer was hängen!

Damit nicht zufrieden, suchten sie mir auch handgreiflich auf den Leib zu rücken. Von diesen Versuchen will ich nur zwei erwähnen.

Der Messerheld

Eines Tages während der Schulpause, als ich unten in meinem Speisezimmer gerade beim Mittagessen saß, hörte ich vom Hoftor her eine laute, erregte Männerstimme fragen: „Wo ist er? Ich töte ihn!" Ich schaute durch die offene Doppeltüre und den Verandabogen über den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Studenten des Kleinen und Großen Seminars St. Mary's bei Ixopo, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

Hofraum hin, und — was muß ich sehen! — Ein hochwüchsiger Engländer mit hitzrotem Antlitz und mächtigem Schnurrbart, den Sonnenhelm im Nacken sitzend und in der Rechten mordbereit ein großes, blankes Schlachtmesser, — der steht wutschnaubend vor einem meiner Schüler und fragt ihn leidenschaftlich: „Wo ist er? Ich töte ihn!" — „Ja, wer denn?" höre ich den Jungen fragen. — „Der Priester, der Priester", brüllt der Eindringling zurück. Der Junge weist mit der Hand nach dem Pfarrhaus, und schon stürmt der lange Engländer, das Messer schwingend, durch den Hofraum.

Meine offenbare Gefahr erkennend, bin ich mit einem Satz an der Türe und verrammle sie von innen. Dann schnell noch das Seitenfenster geschlossen, und ich ducke mich in der dunkelsten Ecke auf den Boden.

Im nächsten Augenblicke höre ich auch schon den Messerhelden in der Schulveranda einen andern Schüler anfahren: „Wo ist der Priester? Ich töte ihn. Er muß sterben! Wo ist er?" — Ein erschrockenes: „Ich weiß es nicht", ist die Antwort.

Dann rast der Unhold durch die Steinveranda am verschlossenen Speisezimmer vorbei zu den unteren Schulräumen, dann wieder zurück und durch einen Seitengang zum hinteren Ausgang, immer die Worte keuchend: „Oh, ich muß ihn kriegen, ich mache ihn kalt, ich töte ihn!"

Vom Hinterhause, von der Küche her vernehme ich noch etwas erregtes, aber undeutliches Reden, — und dann ist es still. Offenbar ist der Mordlustige abgezogen.

Schnell rufe ich meinen Koch herbei und gebe ihm die Weisung, dem Manne gleich nachzugehen, sich nach dessen Namen und Wohnung zu erkundigen und dann schleunigst den Polizeiinspektor zu mir zu bestellen.

Bereits nach einer halben Stunde war der Inspektor, ein katholischer Engländer, zur Stelle. Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall und bat ihn, zu dem Schuldigen hinzugehen, um nähere Einzelheiten von ihm zu erfahren.

Mit Spannung wartete ich auf die Rückkehr des Inspektors. Es dauerte nicht lange, da war er schon wieder da.

„Nun, was gab's, Herr Inspektor, wer ist es? Wie heißt er?"

„Mein lieber Pater", gab er in allem Ernst zur Antwort, „heute haben Sie aber Glück gehabt! Der Himmel hat Sie sichtlich beschützt, denn um Haaresbreite sind Sie dem Tod durch Mörderhand entronnen. Der Mann ist ein Engländer, Methodist und Zugführer und heißt Smith. Er hat mir offen gestanden, er hätte Sie niedergestochen und zermetzelt, wenn er Sie gefunden hätte. Er war offenbar angetrunken und voll rasender Wut gegen Sie. Im Bahnhof-Restaurant haben nichtsnutzige Kollegen ihm den schauerlichsten Unsinn über Ihre Predigten erzählt und beteuert, Sie müßten um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hernach haben sie ihm eingeredet, er sei der rechte Mann, diese Tat zu vollbringen, haben ihn mit noch mehr Whisky und empörenden Reden aufgestachelt und ihn so zum Mord angetrieben. Flugs ist er dann in die Bahnhofsküche hinein, hat sich das Fleischermesser geholt und ist darauf zur Ausführung der Tat hierher gerannt. Gott sei Dank, es hat noch alles gut gegangen! Aber dem bedauernswerten Smith wird sein mörderischer Auftritt teuer zu stehen kommen. Wenn Sie mich beauftragen, werde ich für Sie die Anklage gegen Smith formulieren und ans Provinzialgericht in Jalgaon weiterleiten."

„Selbstverständlich ist mir das sehr erwünscht. Es muß einmal ein ernüchterndes Beispiel aufgestellt werden, damit das gottlose und sittenlose Gesindel hier zu heilsamer Besinnung kommt und lernt, daß es noch Strafgesetze gibt."

Vier Wochen später kam der Fall am Provinzialgericht in Jalgaon zur Verhandlung. Nachdem der genaue Polizeibericht verlesen war, wurden die Zeugen, die beiden Schüler und mein Koch, verhört. Dann wurde der Angeklagte, Mr. Smith, der ganz zerknirscht und beschämt dastand, zu seiner Äußerung zur Anklage und zu den Angaben der Zeugen aufgefordert. Er war zu allem geständig, und schluchzend bekannte er sich schuldig und bat mich um Verzeihung. — Das Urteil lautete auf sechs Monate schweren Gefängnisses. Darauf gestattete mir der Richter, einen etwaigen Wunsch meinerseits auszusprechen. Das tat ich denn auch kurz und sagte: „Aus Mitleid mit dem Angeklagten und seiner armen Familie und in Anbetracht seines ehrlichen Geständnisses und seiner reumütigen Gesinnung und Abbitte ersuche ich Euer Gnaden recht inständig, dem Verurteilten die schwere Strafe zu erlassen und dieselbe in eine kleine Geldbuße für die Armen umzuwandeln." Daraufhin sagte der Richter zu und verurteilte den Angeklagten zu einer Geldbuße von 50 Rupien.

Dem Mr. Smith aber rannen die heißen Tränen herunter. Er fiel mir zu Füßen und dankte mir. Er wußte sehr wohl, wieviel er mir zu verdanken hatte. Ohne meine Fürsprache für ihn hätte er nicht nur ins Gefängnis gemußt, sondern er hätte auch seine Stelle an der Bahn verloren, und er mit seiner Familie hätten auf der Straße gesessen.

Der Fall war für ihn und andere eine gute Lektion und mein Verhalten gegen ihn hat mir in der Station nur genützt.

Zwei Revolverschützen

Auch ein anderes Mal hat die Vorsehung gütig über mir gewaltet. Es war an einem Sonntagabend. Ich hatte mich soeben in die Sakristei begeben, um die Abendpredigt und Andacht zu halten. Da tritt ganz bestürzt und verstört mein Sakristan zu mir und seufzt mir entsetzt entgegen: „Oh — Swami!"

„Nun, was ist denn los? — Ist was passiert?"

„O Swami, es sind zwei Mörder in der Kirche!"

„Was sagst du, Anton, zwei Mörder? — Sind sie schon am Morden?"

„Nein, noch nicht, Swami."

„Nun, dann ist's ja nicht so schlimm, die wollen vielleicht mal eine Predigt hören und sich dann bekehren!"

„O nein, sie wollen einen töten!"

„So? — Wen denn?"

„O Swami, — dich selbst wollen sie töten! Dich wollen sie auf der Kanzel erschießen!"

„So? — Woher weißt du das?"

„Herr N. hat mir's gerade als ganz sicher mitgeteilt, um dich zu warnen. Er sagt, sie hätten geladene Revolver in der Tasche, um dich auf der Kanzel niederzuknallen!"

„Gut, Anton, — ist alles fertig?"

„Ja, Swami, es wird gleich schlagen."

Auf Herrn N. konnte ich mich verlassen. Er wußte immer Bescheid. Ich überlegte noch schnell, was ich auf der Kanzel sagen wollte, empfahl mich Gott und schritt zum Altar. Eine gewisse Beklemmung überfiel mich doch. Aber nach dem Heiliggeistlied und einem kurzen Gebet am Fuße des Altars war sie gewichen, und mit sicherer Zuversicht bestieg ich festen Schrittes die Kanzel.

Nachdem ich kurz die Reihen mit meinem Blick durchmustert, fing ich ruhig und bestimmt an: „Meine lieben Christen! Statt meiner für heute abend bestimmten Predigt muß ich leider etwas anderes verkünden. Es sind, wie mir fest versichert wurde, zwei Mordgesellen mit geladenen Revolvern hier unter euch in der Kirche, die eigens gekommen sind, um mich, euren Seelsorger, hier auf der Kanzel zu erschießen." — Eine große Unruhe ging bei diesen Worten durch die Kirche, entsetzt schauten alle einander an und blickten forschend umher und flüsterten wirr zueinander, flink sprangen einige kräftige Männer aus den Bänken und besetzten den offenen Haupteingang und die Seitentüre, während andere sich in wachsame Positur stellten. Es fiel kein Schuß. Aber ich sah zwei unbekannte Kerle da unten, die auffallend verlegen dreinschauten. Und nun, da es etwas ruhiger geworden, fuhr ich in festem Tone fort: „Nun, ihr zwei Mordgesellen, wer immer ihr sein möget, die ihr gekommen seid, einen hilflosen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Priester auf der Kanzel, wo er sich nicht wehren kann, meuchlings zu erschießen, — ihr meintet wohl, damit eine Heldentat zu verüben; aber das solltet ihr doch wissen, so etwas ist keine Heldenart, sondern eine ganz erbärmliche Feigheit! Wenn ihr noch ein wenig Mut habt, wohlan, so knallt doch los! Hier ist meine Brust, — sie ist breit genug, — ihr könnt sie kaum verfehlen! Nur los! Ich habe nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen, — und ihr habt nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren!" — und dann hielt ich eine „Mordspredigt" für die beiden über das Verbrechen des Mordes an einem Menschen, an einem Priester Gottes, an geweihter Stätte und über die Folgen des Mordes für die Mörder. — Da hätte man die Gesichter der Zuhörer sehen sollen! — Dann folgte die Andacht. Aber auch da fiel kein Schuß!

Ich war schon zu meiner Wohnung hinaufgegangen und hatte mich umgekleidet. Da kam der Sakristan und meldete mir, es seien noch zwei fremde Jungmänner in der Kirche, die beichten wollten. So ging ich denn wieder hinunter und hörte die Beichte der Fremden. — Nun wußte ich genau Bescheid und konnte Gott nur danken.

Aus diesen zwei deutlich genug sprechenden Fällen geht klar hervor, wie die Hölle nicht ruhte und alles aufbot, mich einzuschüchtern, mundtot zu machen und mir die Säuberungsarbeit zu erschweren oder mich sie gar aufgeben zu lassen. Da stand ich die ersten Jahre als Zielscheibe zwischen so vielen Feuern, und manchmal war es arg genug, um mutlos zu werden. Was mich einzig und allein im Kampfe gegen das Böse tröstete und ermunterte, das war mein gutes Gewissen, mein göttlicher Meister im allerheiligsten Sakrament und die handgreifliche Tatsache, daß das Gute sich siegreich durchsetzte. Nach vier Jahren apostolischen Ringens und Durchhaltens war meine Pfarrei ganz dem heiligsten Herzen Jesu gewonnen und geweiht, blühte in ihr frisches katholisches Leben, war jeder erste Freitag des Monats ein Hochfest und hieß es allgemein, man kenne die Station nicht mehr wieder.

9. Das „böse Auge"

Nicht nur gegen den Priester, sondern auch bei den Pfarrkindern unter sich, besonders bei den ganz ungebildeten, wie den Madrassis, zeigten sich zuweilen wilde Elemente. In einigen Fällen von bitteren Feindschaften und Ehezerwürfnissen kam es vor, daß man von Versöhnung absolut nichts wissen wollte und man tatsächlich versuchte, den Gegner oder den verhaßten Eheteil durch Vergiftung aus dem Wege zu räumen. Überhaupt spielt Vergiftung als Rachemittel eine große Rolle in Indien.

Ganz besonders aber suchen sich die im uralten, unheilvollen Aberglauben verstrickten Indier, als ob vom wohlwollenden, neidischen oder lüsternen Blicke eines Menschen eine schaden- oder verderbenbringende Kraft ausgehe, an solchen Personen durch Vergiftung zu rächen, die im Verdachte stehen, durch ihren Blick, d. i. „böses Auge", Unglück, Krankheit oder Tod in ihrer Familie verursacht zu haben. — Mit einem solch traurigen Fall mußte ich auch einmal Bekanntschaft machen.

Zu später Nachtstunde wurde ich einmal zu einer Madrassi-Hütte gerufen. Dort sei ein junger Madrassi am Sterben. Als ich eintrat, sah ich im matten Kerzenlicht den jungen Mann sich in Krämpfen und Schmerzen windend auf dem Boden liegen. Er war bereits bewußtlos, stöhnte furchtbar, knirschte mit den Zähnen, zog jeden Augenblick die Kniee hoch und hielt die Hände fest verkrampft über der Brust. Ihm gegenüber hockten gegen die Lehmwand gelehnt weinend und betend seine junge brave Frau und deren Eltern. Nachdem ich die Sterbegebete beendet, erzählte mir die Frau unter Tränen, ihr Mann sei tags zuvor von einem Freunde, dessen jüngstes Kind vor kurzem plötzlich gestorben sei, sehr eindringlich zum Abendessen eingeladen worden, und seit dem Morgen habe er sich so unwohl gefühlt, daß er nicht zur Arbeit habe gehen können. Gegen Abend sei es aber immer schlimmer geworden, er habe schreckliche Krämpfe bekommen und bald das Bewußtsein verloren. Weil aber ihr Mann das Kind so gern gehabt habe, so hätten sie starken Verdacht, der Freund habe ihn wegen des „bösen Auges" vergiftet. — Ich dachte bei mir: „Da magst du recht haben", denn aller Anschein sprach dafür. Der Mann starb noch in derselben Nacht, — in aller Wahrscheinlichkeit als Opfer des Aberglaubens an das „böse Auge".

Als Beleg für diesen landläufigen und verhängnisvollen Aberglauben in Indien will ich einen ganz ähnlichen Fall anführen, der vor achzig Jahren in ganz Indien großes Aufsehen erregte.

Ein hoher englischer Beamter, der einen ausgedehnten Bezirk in Nordindien verwaltete und wegen seiner Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe von all seinen Untertanen hochgeschätzt war, verschwand plötzlich auf geheimnisvolle Weise. Überall wurde nach ihm geforscht, alle Teiche und Brunnen wurden durchsucht, nach allen Bahnstationen und Seehäfen des indischen Reiches flogen Telegramme, — aber von dem Vermißten fand sich keine Spur. Er blieb verschollen. Seine Pferde, Fahrzeuge und Jagdgewehre wur-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den verkauft und sein Haus blieb leer stehen.

Mit der Untersuchung des eigentümlichen Falles wurde ein tüchtiger Polizeibeamter betraut, der auch gleich an den Ort zog, das leerstehende Wohnhaus des Verschwundenen vom indischen Besitzer mietete und die jetzt herrenlose Dienerschaft klugerweise beibehielt. Von diesen Dienern konnte er jedoch nichts Aufklärendes über das Verbleiben ihres früheren Herrn erfahren, und der „Boy" oder Kammerdiener Bahadur Khan meinte, der Herr sei wohl heimlich nach Europa gereist. Damit mußte er sich vorläufig bescheiden. Aber er war fest entschlossen, auszuharren und abzuwarten und der geheimnisvollen Sache vielleicht doch auf den Grund zu kommen.

Was nun der Kriminalpolizist Tag für Tag und Nacht für Nacht in seiner Wohnung erleben mußte, bestärkte ihn in seinem Entschlusse und brachte ihn zur klaren Erkenntnis: In diesem Hause geht es nicht mit rechten Dingen zu! Denn über Tag war es immer, als ob ein gewisser unsichtbarer Jemand durchs Haus huschte, und in der kurzen Abenddämmerung konnte der Beamte deutlich sehen, wie trotz der absoluten Windstille und schwülen Hitze die Vorhänge zwischen den Zimmern sich so bewegten, als wäre gerade einer hindurchgegangen. Selbst sein großer Rampur-Hund getraute sich nicht allein in ein Zimmer hinein und schaute immer mit gesträubten Haaren und stieren Blickes einem gewissen Etwas nach, das drinnen herumging. Während der Nacht wurde die Ruhe erheblich gestört durch jemand, der überall im Hause herumzog, überall herumflatterte, flüsterte, leise jammerte und stöhnte. Wer mochte das wohl sein? Was sollte das alles bedeuten? Die Sache sollte sich bald klären.

Ein guter Freund kam gerade durch die Station und wollte ein paar Tage beim Polizeibeamten zubringen, der natürlich hocherfreut war über diesen lieben Besuch. Aber der gute Freund mußte auch die eben erwähnten unheimlichen Erfahrungen im Hause seines alten Kameraden machen. Schon nach zwei Tagen hatte er genug und hatte keine Lust, noch eine weitere Nacht in dieser unerquicklichen Atmosphäre zu verbleiben. So zart und schonend wie nur möglich teilte er dies beim Abendessen seinem Hausherrn mit. Dieser aber bat ihn recht inständig, doch noch etwas dazubleiben, um zu sehen, was alles, was da vorging, zu bedeuten habe. Dabei schaute er gerade aufwärts auf das weißgetünchte Zimmerdeckentuch, das oben an die Balken und unten den Wänden entlang befestigt war. Und was mußte er da sehen?

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hingen zwischen dem Tuch und dem Wandgesimse herunter. „Was? Schlangen in meinem Hause? Nein! Die darf ich über meinem Haupte nicht dulden", dachte er. Schnell holte er eine Leiter herein, lehnte sie gegen die Wand und stieg, mit einem langen Stocke bewaffnet, hinauf. Dann riß er das Deckentuch vom Wandgesimse los und stieg höher in den Dachraum hinein, um alles Gewürm herunterzuklopfen. Da gewahrte er auf dem Hauptbalken einen größeren Körper. Was mag das wohl sein? Wie er mit seinem Stocke daran stochert, kommt das unbekannte Etwas auch schon ans Rutschen und Fallen. „Aufgepaßt da unten! es kommt was Schweres herunter!" rief der Polizist. Damit senkte sich auch schon das Deckentuch mit einer Gestalt ausgebaucht sackartig in die Mitte des Zimmers hinunter und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch. Was war es? Es war die ausgedörrte Leiche des geheimnisvoll Verschollenen. Der Polizeibeamte und sein Freund konnten dieselbe kaum anschauen. Sie waren aufs tiefste ergriffen. Zeigte doch die Leiche einen gräßlichen Halsschnitt, der von Ohr zu Ohr ging.

Wer mochte wohl dieses furchtbare Verbrechen begangen haben? Das sollte nun bald offenbar werden. Der Polizei-Saheb rief den Kammerdiener Bahadur Khan herbei und wies ihn auf die Leiche auf dem Tische hin. Wie dieser die Leiche vor sich sah, wurde er aschfahl und zitterte am ganzen Leibe.

„Saheb, Saheb!" winselte er mit heiserer Stimme, „ich bin ein Mann des Todes!"

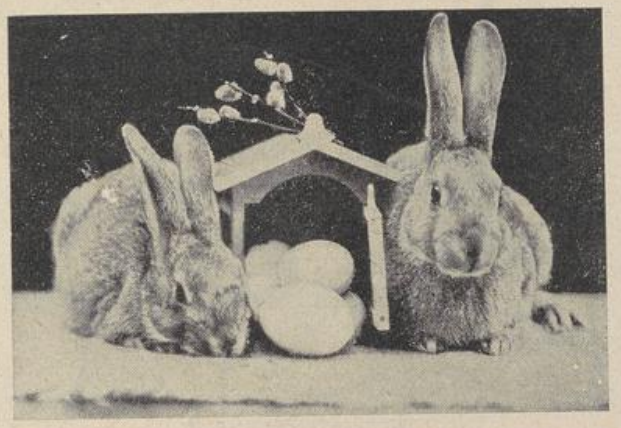
„Da hast du recht, denn in einem Monat wirst du gehängt!"

„Ich muß also sterben, weil ich getötet habe? Aber, Saheb, erwäge doch, warum ich es tun mußte! Mein Herr warf einen Blick auf mein Kind. Er nannte es ein nettes Kind und streichelte ihm den Kopf. Dadurch hat er es behext, so daß es nach zehn Tagen am Fieber starb. Darum habe ich meinen Saheb ermordet und ins Dach hinauf gebracht. Er ist der Schuldige und — ich, ich muß sterben?"

Die beiden Freunde mußten sich in trauriger Stimmung gestehen, daß der so meuchlings Hingemordete ein Opfer seiner Unwissenheit geworden war, da er keine Ahnung hatte von dem verhängnisvollen Aberglauben der Eingeborenen an das „böse Auge".

10. Trabanten des Todes

Christus, der „Gute Hirt" und das vollkommenste Vorbild aller Seelenhirten, hat sich in seinem öffentlichen Leben ganz



Wir wünschen allen lieben Missions-Freunden

ein frohes Osterfest!

Mariannhiller Mission
Verlag u. Schriftleitung

besonders mit den Kranken abgegeben und ihnen sein göttlich liebevolles Erbarmen zugewandt. Er hat nicht nur im ganzen Lande gepredigt und die Volksscharen mit seiner Frohbotschaft entzückt, sondern er ging auch überall herum „Wohltaten spendend". Wo immer er sich aufhielt, brachte man von allen Seiten die Kranken herbei. Er hatte für jeden ein tröstendes Wort, legte ihnen einzeln die Hände auf und heilte sie alle.

Auch seine Apostel, seine Sendboten, sollten nach seiner Weisung dasselbe tun. Als er sie zum Predigen ausschickte, gab er ihnen auch den Auftrag und die Gewalt, die Kranken zu heilen: „Curate infirmos" — „Heilet die Kranken!"

Diese Sorge für die Kranken hat denn auch die hl. Kirche selbst als ein Erbteil des göttlichen Heilandes übernommen, und zu allen Zeiten, von der Himmelfahrt bis auf den heutigen Tag, ist sie dieser Verpflichtung treu geblieben. Und all ihren Priestern übergibt Gott der Herr den besondern Beruf, den Kranken recht warme, liebevolle Helfer und Tröster zu sein. Erhalten sie auch nicht die Gewalt, durch Wunder die Krankheiten des Leibes zu heilen, so doch die Macht, die Krankheiten der Seele zu heilen und der Seele das übernatürliche Leben der Gnade zu verschaffen. Außerdem jedoch erhält jeder Priester Gewalt über die Krankheiten und Schwächen des Leibes durch das Sakrament der hl. Ölung, das nicht bloß die Seele stärkt zum letzten Kampf, sondern auch die Gesundheit des Leibes, wenn es Gottes Wille ist, bewirkt.

Weil nun gerade die Kranken und Leidenden unserem göttlichen Meister so sehr am Herzen liegen, so ist, selbstverständlich, jeder gute Priester eifrigst bestrebt, diesen Lieblingen des Heilandes seine ganz besondere Sorgfalt zuzuwenden. An Gelegenheiten hierzu fehlt es ja nirgends. Ganz besonders aber in den fernen Heidenländern, wo mörderisches Klima und ungünstige Ortsverhältnisse ergiebigsten Nährboden für die tückischsten Krankheiten schaffen, eröffnet sich dem Missionar ein reiches Feld für seine Liebestätigkeit an den Kranken. Es fehlt ja leider so oft an Ärzten, Heilmitteln und rechter Pflege. Je bereitwilliger und selbstloser sich da der Missionar der Kranken annimmt, desto mehr zieht er die Herzen der Heiden zum Christentum hin.

So war auch ich in meiner Station, die als ungesundes Fieberheim weithin bekannt ist, das ganze Jahr hindurch mit der Sorge für die kleinen und erwachsenen Kranken in Anspruch genommen. Wegen der vollständigen Hilflosigkeit der vielen armen Kranken, die kein Geld hatten, sich von den Eisenbahnärzten behandeln zu lassen, sah ich mich genötigt, mir die notwendigsten medizinischen Kenntnisse aus den besten Werken anzueignen und mir eine vollständige homöopathische Apotheke von Europa kommen zu lassen. Damit war ich in der Lage, all den Armen ohne Unterschied der Religion zu helfen. Von weither brachte man die Kranken auf Ochsenkarren herbei. Da gab es Arbeit genug.

Zudem erschienen jedes Jahr mehr oder minder heftig die gefürchteten Epidemien: schwarze Pocken, Pest und Cholera, als Trabanten des Todes in der Station. Da diese Epidemien ziemlich plötzlich auftreten und sich schnell verbreiten, so ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, ihnen Einhalt zu gebieten, besonders was Pest und Cholera angeht.

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlagsbuchhandlung Wilh. Stollfuß, Bonn:

Die Einkommensteuer. Was jeder davon wissen muß. Vom Steuerinspektor D. W. Sinzig. 7. Auflage. Preis 1.25 Mark.
Durch das Studium dieses Bändchens werden häufig bestehende Unklarheiten behoben.

Die Umsatzsteuer. Was jeder davon wissen muß. Von Steuerinspektor Dr. W. Sinzig. 7. Auflage. Preis 1.25 Mark.
Uns liegt die völlig neubearbeitete Auflage dieser Schrift für 1938 vor, die bestens geeignet ist, den Laien mit dem Wesen des Umsatzsteuerrechts vertraut zu machen und Unklarheiten aus dem Wege zu räumen.

Die Lohnsteuer. Was Arbeitgeber und Arbeitnehmer von der Lohnsteuer, sowie vom Arbeitslohn zu berechnenden Wehrlohnsteuer, Bürgersteuer und Kirchensteuer wissen müssen.

Wie habe ich meine Einkommensteuer-Erklärung abzugeben? Von Dieter Merk. Preis 1.— RM.
Bei den vielen steuerrechtlich wichtigen Vorschriften kann sich der Steuerzahler oft nicht zurechtfinden. Alles wichtige findet man hier zusammengestellt; was steuerpflichtig ist und was nicht.

Wie habe ich meine Voranmeldungen und meine Umsatzsteuer-Erklärung abzugeben? Von Dieter Merk. Preis 1.— RM.
Unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Umsatzsteuer-Gesetzes hat der Verfasser alles dargelegt, was steuerpflichtig und was steuerfrei ist; wer die Steuer schuldet, wonach der Umsatz bemessen wird und wie hoch der Steuersatz ist.

Steuerbefreiungen und Vergünstigungen bei der Einkommensteuer. Von Dr. jur. Paul Apfelbaum. Preis 1.25 RM.
Auf alle Punkte und Erscheinungen seines geschäftlichen und privaten Lebens, in denen solche Steuerermäßigungsmöglichkeiten ruhen können, wird der Steuerpflichtige hingewiesen.

Ermäßigung und Niederschlagung der preuß. Hauszinssteuer. Was der Vermieter und Mieter davon wissen muß. Von H. Schulz. Preis 1.— RM.
Auch heute noch haben zahlreiche Hauseigentümer von den verschiedenen Steuererleichterungen, die bei der Hauszinssteuer nur auf Antrag zugebilligt werden, keinen oder keinen vollständigen Gebrauch gemacht.

Steuerbefreiungen und Vergünstigungen bei der Vermögen-, Gewerbe- und Grundsteuer. Von Steuerinspektor J. Perrar. Preis RM. 1.50.
Die uns vorliegende neue Schrift behandelt nur die Vorschriften, die Befreiungen und Vergünstigungen betreffen.

Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Heilige und Tiere. Von Joseph Bernhart. 240 Seiten. In Leinen gebunden 4.80 Mark.
Die wundersamen Geschichten, die Joseph Bernhart mit hingebender Liebe aus schwer zugänglichen alten Büchern, von urchristlichen Legenden und mittelalterlichen Heldenberichten bis zu den merkwürdigen Begebenheiten im Leben Don Boscos gesammelt und mit gewohntem, von reicher Bildung beladenen Tiefsinn eingeleitet hat, bieten mehr als nur Unterhaltsames und poetisches Empfundenes.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn:

Kleine Eugenik. Von Dr. Hermann Muckermann. 3., verb. Auflage, 16.—20. Tausend. 35 Pfg.
Die Bedeutung der Schrift ergibt sich aus ihrem Gegenstand.

Die Ehe-Enzyklika Papst Pius XI. und die Eugenik. Von Dr. Hermann Muckermann. 2., verm. Auflage, 6.—10— Tausend. 35 Pfg.
Wer diese Schrift aufmerksam liest, wird mit großer Befriedigung feststellen, wie weitgehend die berühmte Ehe-Enzyklika Papst Pius XI. gerade jene Wissenschaft bejaht, die als Eugenik die Zukunft der Völker vom biologischen Erbe her neu bestimmt.

Druck & Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien:

Für Christi Reich. Von Joh. Ev. Kalan. 184 Seit., broschiert S. 2.50.
Das Büchlein, das seiner ersten Auflage den Titel „Die Welt für Christus" trug, entstammt dem flammenden Wunsche eines gottbegeisterten Priesterherzens, gegen eine gottferne, gottfeindliche Welt die hl. Rechte Christi, des Erlösers, anerkannt und geschützt zu sehen.

Verlag J. P. Bachem, Köln:

Christenfragen. Ein Kurzlexikon für den kathol. Christen. Von Dr. Klaus Mund. Kartoniert RM. 1.—, Ganzleinen RM. 1.80.
Knapp und klar wird hier auf viele Fragen des christl. Lebens Auskunft erteilt. Ein handliches Nachschlagebüchlein für jeden.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Das Mädchen in Kindheit und Reifezeit. Von Dr. Elisabeth Kötter. 64 Seit.; kart. RM. 0.75.
Eine wichtige Schrift für Jugendseelsorger, Eltern und Erzieher. Wachsen und Reifen des Mädchens werden von einer erfahrenen und klugen Frau aufgezeigt und mannigfach beleuchtet.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 5 Mai 1938 56. Jahrgang

Wir singen vor deinem Hause . . .

Maria, Maria,
Wir singen vor deinem Hause,
Nun ist die Maienzeit:
Schließ auf, o Maid, dein stilles Tor
Und hör' uns zu mit treuem Ohr,
Dir naht die Christenheit.
Eja, holde Fraue,
Schön im Gnadentaue.

Maria, Maria,
Wir singen vor deinem Hause,
Mit allen Chören neun:
Froh sagen wir ade der Nacht,
Aus dir ging auf der Sonne Pracht,
Dran sich die Menschen freu'n.
Eja, holde Fraue,
Schön im Gnadentaue.

Maria, Maria,
Wir singen vor deinem Hause,
So hell die Kehle mag:
Sieh, wie's auf Erden grünt und blüht,
Mach' Frühling auch uns im Gemüt,
Dein Aug' ist wie der Tag.
Eja, holde Fraue,
Schön im Gnadentaue.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maiblumen

„Maiglöckchen läutet durch das Tal."

Wenn die Maiblumen sich eine Königin wählen dürften, so würden sie sicher ihren bunten Reigen um das Maiglöcklein schlingen und sich vor ihm neigen, denn keine unter ihnen kommt dieser reizenden Botin des Lenzes gleich. Sie läutet dort unten im Tal, sie läutet dort oben auf der Höhe und meldet es jedem, der's wissen will, daß der Frühling nun wirklich auch das fernste, tiefste Tal gefunden und auch auf den waldigen Berghöhen seine Herrschaft aufgerichtet hat.

Vom Frühling zeugt ihr leises Geläute, vom Frühling ihre weißen Glöckchen, vom Frühling ihr Wohlgeruch. Doch horch, da läutet mit ehernem Mund noch ein anderes Maiglöckchen, das ruft am Abend die Gläubigen zur Maiandacht, zum reich geschmückten Marienaltar, dessen schönste Zier die Sträuße von Maiglöckchen bilden, welche liebende Hände gepflückt haben zu Ehren der Maienkönigin, die selbst einem Maiglöckchen gleicht. Noch nie sah ich dies Blümlein am Wege wachsen, es zieht sich zurück in abgelegene Waldwinkel; es hat die Art der demütigen Magd des Herrn; und wie das Maiglöckchen nur vom Frühling zeugt, so kennt Maria nur einen Beruf, nur eine Freude: vom Sohn zu zeugen, zum Sohn zu führen, beim Sohn zu erhalten. Wie das Maiglöckchen Farbe, Gestalt und Duft dem Frühling verdankt, so verdankt Maria ihre unbefleckte Reinheit, den Glanz ihrer Tugenden, die Schönheit ihrer edlen Seele dem Sohn und seinen Verdiensten, verdankt sie alles seiner Gnade. „Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade" (Joh. 1. 6), „doch eine ist meine Makellose, meine Taube." So schließt denn euern Reigen um unser himmlisches Maiglöcklein; du aber, Königin des Maien, laß dein Geläut erklingen durch alle Welt, damit alle, die sich von Jesus abgewandt haben, durch deinen lieblichen Klang den Weg zu dem finden, welcher ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

(Aus: der Maimond als Marienmond von Joh. Lortzing)

Durch Maria zu Jesus – auch in Südafrika

Von P. Otto Heberling CMM.

Maria ist die hehre Mutter des Sohnes Gottes, unseres Heilandes Jesus Christus. Maria ist auch die gütige und allzeit hilfsbereite Mutter aller Menschen, besonders der allerärmsten und verlassensten, der schutz- und hilfsbedürftigsten. — So glauben wir fest und unerschütterlich; ja noch mehr: Unser Glaube, daß Maria, unsere Mutter, keines ihrer Kinder ohne Schutz und Hilfe läßt, ist durch tausend persönliche Erfahrungen schon sieghafte Gewißheit und glückliches Wissen geworden. — Maria, Mutter Gottes! — Maria, Mutter aller Menschen! — Maria, unsere Mutter! — So singt und jubelt ein Vierhundert-Millionen-Chor katholischer Christen auf dem weiten Erdenrund. — Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute wird dieser Millionenchor stärker, schwillt dieser millionenstimmige Hymnus zu Ehren Marias mehr und mehr an. Denn in den Missionsländern erfahren ja durch den Mund der Glaubensboten je-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



**Maria mit dem Kinde lieb,
uns allen deinen Segen gib!**

Gotische Madonna in der Pfarrkirche zu Großenried, Ansbach

Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen

den Augenblick neue Menschen, daß Maria die Mutter Gottes und die Mutter aller Menschen ist. Und weil diese Menschen auch gleich die Liebe, die Güte und Barmherzigkeit Marias erfahren, deshalb stimmen sie freudigen Herzens und ohne Zögern in den Lobpreis der Himmelsmutter mit ein. — Auch in der Mariannhiller Mission in Südafrika wird das Marienlob jeden Tag wuchtiger und zugleich auch inniger. — Wenn in den letzten Jahren berichtet werden konnte, daß an den großen und berühmten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Marienheiligtümern in Europa der Zustrom der Pilger beständig wächst, dann darf auch von den vielen Mariannhiller Missionsstationen, die zu Ehren der Gottesmutter benannt wurden, gesagt werden, daß die Zahl der Christen auf ihnen von Jahr zu Jahr zunimmt. Welch ein herrlicher Lobeshymnus auf die unendliche Liebe und Güte Gottes und auf die mütterliche Liebe Marias wäre es doch, wenn wir alle Christen der Mariannhiller Missionsstationen, die unter dem Patronat der Gottesmutter emporwuchsen, auf einem Platze sehen und sie ein Marienlied singen hören würden! Die Christen der Missionszentrale Mariannhill und der Missionsstationen Maria-Einsiedeln, Mariatal, Kevelaer, Otting, Lourdes, Centocow, Maria-Trost, Maris Stella, Mariazell, Maria Ratschitz, Maria-Hilf, Maria-Linden und noch vieler anderer Missionsstationen, die wohl einen anderen Namen als Station haben, deren Kirchen oder Kapellen aber doch unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter gestellt wurden. So zum Beispiel auf der Missionsstation Clairvaux, wo die Kirche unter den Schutz der „Mutter vom guten Rat", oder in Umsinsini der „Königin des Friedens", oder in Bulawayo der „Unbefleckten Empfängnis" steht. Und wenn die Mariannhiller Mission in der Vergangenheit einen so guten Fortschritt verzeichnen konnte, dann muß man diesen nächst der Güte Gottes ganz sicher der Gnaden- und Segensvermittlerin, der allerseligsten Jungfrau Maria zuschreiben. Auf ihren mächtigen Schutz und Beistand, auf ihre wahrhaft mütterliche Hilfe setzte schon der Gründer der Mariannhiller Mission, der hochselige Abt Franz Pfanner, sein ganzes Vertrauen. Und Maria hat dieses Vertrauen in schönster Weise belohnt. Sie hat nicht aufgehört, den reichsten Segen Gottes auf die Arbeiten und Opfer der Mariannhiller Missionare zu erflehen. Unter ihren sorgenden Mutteraugen wuchs das Werk des treuen Marienverehrers und seiner Söhne zu einem



Unterricht der Eingeborenen

Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen Zweig am mächtigen Baum der heiligen Kirche heran. Hunderttausend Eingeborene Südafrikas haben an der Hand Marias durch die Mariannhiller Missionare schon den Weg zu Jesus, unserm Heiland und Erlöser gefunden. Und jeden Tag führt Maria, die Mutter aller Menschen, durch ihre treuen Söhne dem Heiland neue Brüder und Schwestern zu. — Die Eingeborenen lassen sich aber auch an der Hand der Himmelsmutter willig zu Jesus führen. Der Liebe und Güte Marias kann eben kein liebebedürftiges Menschenherz widerstehen. Am wenigsten das Herz der armen Schwarzen. Das hehre und erhabene Bild Marias, der Mutter aller Menschen, zieht die Eingeborenen mächtig in seinen Bann und bringt sie meistens dem erbarmungsreichsten Herzen Jesu näher und näher, bis sie von der Liebe Christi völlig bezwungen werden. — Nur ein Beispiel aus vielen möchte ich hier anführen:

Eines Tages kam ein heidnischer Mann zu mir auf die Missionsstation Kwa St. Joseph. Er wollte für seine kranke Frau, die ebenfalls noch Heidin war, eine Medizin holen. Ich führte den Mann zum Bruder, der eine kleine Apotheke verwaltete. Nachdem er seine Medizin erhalten hatte, fragte ich ihn, ob er nicht auch einmal in die Missionskirche hineingehen und sich alles anschauen wolle. Das wollte er schon; denn schließlich können auch Männer einmal „ausnahmsweise" neugierig sein. In dem Augenblick, da ich die Kirchentüre öffnete und mit dem Mann hineingehen wollte, kam ein anderer Eingeborener, der mir etwas zu berichten hatte. Deshalb hieß ich den Medizinholer allein in die Kirche hineingehen. Ich würde gleich nachkommen. — Nach einigen Minuten war das Gespräch mit dem später eingetroffenen Eingeborenen beendigt. Jetzt konnte ich schauen, was der „Kirchgänger" machte.

Ich betrat also die Kirche und fand den Heiden drinnen auf dem Boden sitzend. Er war so ins Schauen vertieft, daß er mich nicht gleich wahrnahm. Da war ja auch so viel Neues und Interessantes zu sehen: Der Hochaltar, die Ewiglichtlampe, die Kommunionbank, die kleinen Seitenaltäre, die Kreuzwegstationen, die Bänke, das Harmonium, der Beichtstuhl und anderes. Staunend ließ der Mann seine Blicke in der Kirche umherschweifen. Als er mich schließlich doch gewahr wurde, wandte er mir freudestrahlend sein Gesicht zu und sagte zu mir — mit lebhaften Gebärden auf das kleine Altärchen auf der Epistelseite zeigend: „Mfundisi, nang'u Maria, uNina ka' Nkulunkulu noMame wetu!" „Missionar, das dort ist Maria, die Mutter Gottes und unsere Mutter!" In der Tat, über dem kleinen Altärchen, auf das der Mann zeigte, hing ein einfaches aber ganz schönes Herz-Maria-Bild. Auf der Evangelienseite stand ein Altärchen mit einem Herz-Jesu-Bild. Aber letzteres und alles andere, was der Heide noch in der Kirche sah, blieb ihm ein großes Rätsel. Nur das Bild der lieben Mutter Gottes war ihm nicht mehr unbekannt und wen es darstellte wußte er schon sehr gut. Ich sah es dem Manne an, er war förmlich stolz auf seine Erkenntnis und sein Wissen. Mit leuchtenden Augen wiederholte er mehrmals die Worte: „Umfanekis' omuhle! — UMaria, uMame wetu impela!" — „Ein schönes Bild! — Maria ist wahrhaftig unsere Mutter!"

Als ich erstaunt fragte, woher er wisse, daß das Bild Maria darstelle, und daß sie die Mutter Gottes und die Mutter aller Menschen ist, sagte er fast etwas entrüstet: „Was, du frägst mich noch!? Weißt du nicht, daß ein Kind von mir in deine Kirche geht? — Dieses Mädchen erzählt zuhause immer, was du predigst. Es hat auch schon viel von Maria erzählt. Von ihm weiß ich, daß Maria die Mutter Gottes und unsere Mutter ist, daß sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alle Menschen, auch die armen Schwarzen, sehr liebt. Als ich nun dieses schöne Bild sah, dachte ich gleich, das muß die gute Mutter Gottes Maria sein." — Ich bestätigte ihm, er habe ganz richtig gedacht und sei offenbar ein sehr gescheiter Mann. — Deshalb wolle ich ihm noch einiges von Maria erzählen. Darüber freute er sich ganz kindlich und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf meine Worte. Dabei ließ er das schlichte Marienbild nicht aus den Augen. — Nach einer Weile fing ich aber auch vom göttlichen Heiland zu reden an. Während ich von der unendlichen Liebe des Gottessohnes sprach, deutete ich öfters auf das Herz-Jesu-Bild auf dem anderen Seitenaltärchen. Seine Augen folgten selbstverständlich meinen Handbewegungen und betrachteten jetzt abwechselnd bald das eine, bald das andere Bild. Schließlich redete ich auch noch von Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakrament und wandte mich dabei dem Hochaltar zu. — Des Heiden Interesse wurde immer stärker, seine Augen immer strahlender, sein Herz immer wärmer. — Als ich meine Erklärungen beendigt hatte, sagte der Mann mit fester Stimme: „Missionar, du hast wirklich schöne Worte zu mir gesprochen. Du hast mein Herz sehr erfreut. — In deiner Kirche ist es schön. Ich werde mir Kleider kaufen und dann auch zum Beten kommen. Maria soll auch meine Mutter und Jesus mein Erlöser sein!"

Wie wahr ist doch das schöne Wort: Per Mariam ad Jesum! — Durch Maria zu Jesus! Dieses Wort galt nicht bloß gestern. Es galt in der Vergangenheit auch nicht bloß in Europa oder an einzelnen bevorzugten Orten. Nein, es gilt auch heute noch für alle Menschen und an allen Orten. — Maria ist die hehre Mutter unseres Herrn! — Maria ist die milde und gütige Mutter aller Menschen! Lassen wir uns von ihrer liebenden Mutterhand sicher geführt durchs Leben geleiten! — Sie führt uns alle auf dem kürzesten Weg der treuesten Pflichterfüllung und der großen Opferliebe zu Jesus, ihrem göttlichen Sohne und unserem Herrn und König. — Empfehlen wir der liebenden MutterSorge Marias auch immer wieder die armen Heiden, damit auch sie alle von ihr geführt den Weg zu Jesus, dem Heiland aller Menschen finden.

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

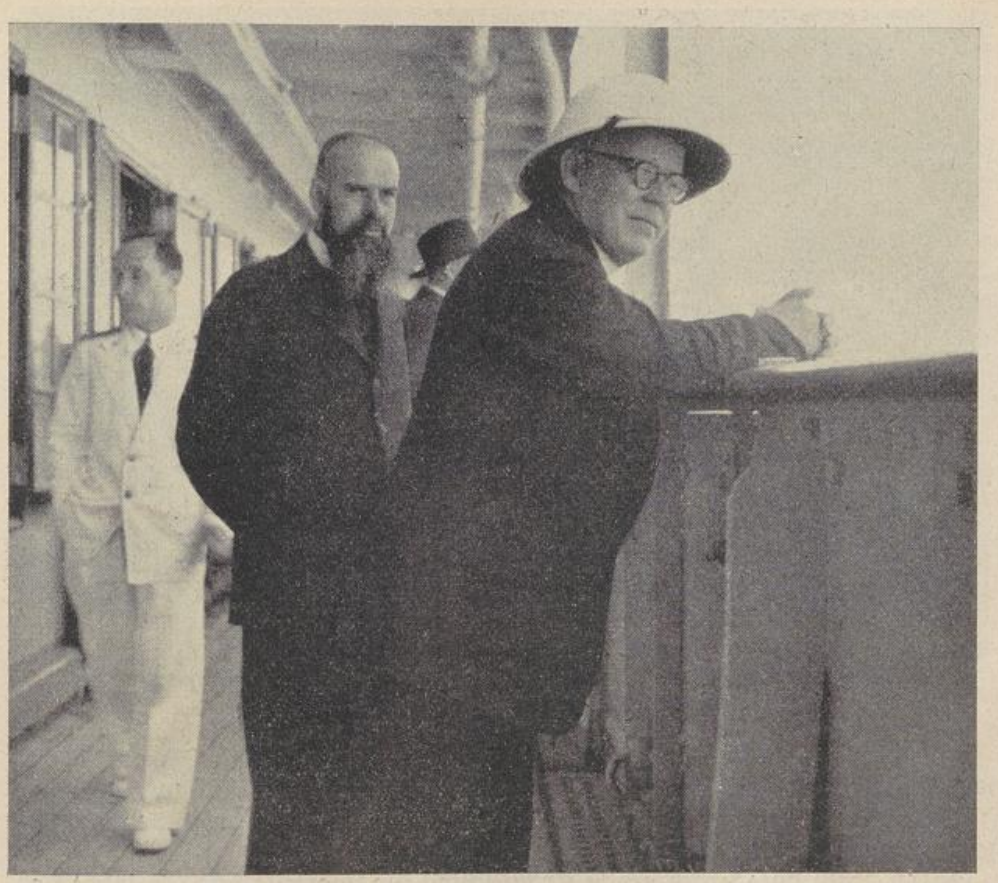
(Fortsetzung)

Es war Bischof Moran, der die irischen Dominikanerinnen nach Südafrika berief und diesem Ordenszweige damit das weite Arbeitsfeld ihrer reichgesegneten Missionstätigkeit eröffnete. Noch manche andere Fortschritte machte das Vikariat unter seiner Leitung. Wegen seiner hervorragenden Eigenschaften wurde Dr. Moran indessen schon 1870 zum ersten Bischof von Neu-Seeland ernannt.

Im nächsten Jahre — 1871 — erfolgte die Bischofsweihe seines Nachfolgers, Dr. Ricards zu Grahamstown. Der neue Apostolische Vikar war gleich Dr. Devereux im St. Peterskollege zu Wexford für das südafrikanische Missionsfeld ausgebildet worden. Als man ihn 1876 zum Bischof seiner Heimatdiözese machen wollte, verzichtete er auf die Ehre und zog es vor, im Lande seiner Wahl zu arbeiten und zu sterben.

Vor seiner Erhebung zum Apostolischen Vikar hatte Dr. Ricards bereits 22 Jahre der Kirche im Kaplande gedient. Er wirkte als Seelsorger, Pro-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein letzter Blick nach Mariannhill!
Hochwst. P. General nimmt Abschied von Südafrika
Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

fessor, Schriftsteller und Herausgeber der schon erwähnten ersten katholischen Zeitung in Südafrika. Man schätzte ihn nicht nur als Pionier der Glaubensverbreitung, sondern auch der Kultur im Lande. Als Missionar trug er freudig die Strapazen der Pionierzeit. Die Verkehrswege ließen damals ja noch alles zu wünschen übrig. In der Karre oder zu Pferd waren viele Hundert Meilen zu machen. Mehr als einmal hörte der reisende Bischof ringsum das Brüllen der Löwen, wenn er nach ermüdender Tagestour auf freiem Felde übernachtete, den Sattel als Ruhekissen unter seinem Haupte. Sein Begleiter, Mr. Lynch, stellte ihn bei den Burenfarmern gewöhnlich als „Doktor Ricards" vor. So entging der katholische Priester nicht bloß unfreundlicher Behandlung, sondern die Burenfrauen brachten ihre kranken Kinder herbei und auch jeder andere Patient war froh um den „ärztlichen Besuch." Der vermeintliche Doktor zeigte sich auch in solchen Notfällen keineswegs verlegen. Mit der Hausapotheke vertraut, glaubte er fest an — Kastoröl und verschiedene Teesorten, Pasteten und Pülverchen . . .

Als Bischof tat Dr. Ricards viel für die katholische Sache und das Erziehungswesen im Ostvikariate. So berief er die Maristenbrüder, die deutschen Dominikanerinnen von Augsburg und die deutschen Trappistenväter, die späteren Begründer von Mariannhill! Eines seiner wichtigsten Werke ist das St. Aidans-Jesuitenkolleg für weiße Boys in Grahamstown. Dieses Institut hat in der Folge nicht bloß Tausenden von Söh-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Willehad Krause, Rektor des Pius-Seminars Würzburg, als Begleiter des Hochwst. P. General auf dessen afrikan. Visitationsreise Zusammentreffen mit „grünen" Heiden

Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

nen Südafrikas religiöse Erziehung und gediegene Ausbildung in jeder Hinsicht vermittelt, sondern wurde auch Ausgang und Pflanzstätte der blühenden Sambesi-Mission im Lande Cecil Rhodes'!

Gegen 1890 unterbrach ernste Kränklichkeit die unermüdliche Tätigkeit des Apostolischen Missionars im Ostkaplande. In Dr. Strobine erhielt er 1891 einen fähigen Coadjutor. Bischof Ricards segnete zu Grahamstown am 30. November 1893 das Zeitliche. Sein Name bleibt für immer in die Gründungsgeschichte des Mariannhiller Missionswerkes eingetragen. Mit Abt Franz Pfanner OCR. rief er Dunbrody am Sundariver ins Leben, die rauhe Vorschule der späteren Mariannhiller Missionare.

Dr. Strobino als Italiener im Missionskolleg von Genua ausgebildet, wurde am 1. November 1891 zum Bischof geweiht. Seine schwache Gesundheit zeigte sich den afrikanischen Ansprüchen nicht gewachsen. Schon nach drei Jahren war Port Elisabeth abermals ohne Oberhirten. Nun aber erhielt der Bischofssitz in Monsignore Dr. MacSherry einen Nachfolger „ad multos annos" in glücklicher Wirklichkeit. Der heutige Senior der südafrikanischen Missionsbischöfe war am 1. Februar 1852 zu Armagh in Irland geboren. Das Diözesanseminar seiner Heimat und das Irische Kolleg in Paris waren die Ausbildungsstätte für den jugendlichen Missionskandidaten. Nach seiner Priesterweihe am 7. Februar 1875 waltete Dr. Mac Sherry lange Zeit in Irland seines priesterlichen Berufes und bekleidete bei seiner Ernennung zum Apostolischen Vikar von Port Elisabeth das Amt des Administrators von Dundalk. Daselbst empfing er die Bischofsweihe durch Kardinal Logue am 2. August 1896.

Unter seiner ausgezeichneten Leitung erfreute sich das Ostvikariat vom Kap der Guten Hoffnung beständigen Fortschrittes. Gegenwärtig zählt es 25 Hauptmissionen mit ebensovielen Kirchen, 20 Außenkapellen und mehreren sonstigen Vorposten mit Schule. 628 Ordensschwestern in 25 Kon-

venten teilen sich in die Missionsaufgaben, Erziehung und Krankenpflege. Die Maristenbrüder haben große Schulen in Uitenhage und in Port Elisabeth. Die Schulbrüder von De La Salle in East London und King Williamstown. Für die europäische Jugend sind 15 Primarschulen und 17 Sekundarschulen eingerichtet. Für Nichteuropäer 13 weitere Schulen und für Eingeborene mehrere Schulen.

Im Jahre 1923 trennte die Römische Propaganda 14 Zivildistrikte vom Vikariate Port Elisabeth — und 1926 noch 7 andere. Trotzdem ist das heutige Gebiet mit 27 807 Quadratmeilen nur um ein geringes kleiner als ganz Irland. Über 50 Priester betreuen rund 20 000 Katholiken von rund 40 Brüdern unterstützt. Galt die Seelsorge und Schultätigkeit ehedem mehr der weißen Bevölkerung, so wird sie in neuerer Zeit auch den Eingeborenen zugewendet.

1926 ernannte Pius XI. Bischof MacSherry zum Päpstlichen Thronassistenten. Den Bischofssitz verlegte der Apostolische Vikar vom ursprünglichen Grahamstown nach der Hafenstadt Port Elisabeth. Hier ist Dr. Mac Sherry außer der kirchlichen Tätigkeit auch als hervorragender Stadtbürger hochgeehrt. Besonderen Anteil nahm er an der Gründung des angesehenen Wochenblattes der Katholiken Südafrikas: „The Southern Cross" im Jahre 1920. In bisherigen 17 Jahrgängen hat „Kreuz des Südens" am Aufbau von Katholisch-Südafrika erfolgreich mitgewirkt und bereits die doppelte Lebensdauer des ehemaligen „Kolonist" erreicht.

Seniorbischof MacSherry konnte 1935/36 sein 60 jähriges Priester- und 40 jähriges Bischofsjubiläum in seltener Rüstigkeit feiern. Die Bürde seiner 86 Lebensjahre trägt er mit würdevoller Ruhe und der gleichen Pflichthingabe wie bereits vor einem halben Jahrhundert. Seine Laufbahn in Südafrika bestätigt, was der „Dundalk Examiner" seines Heimatortes zur Zeit seines Amtsantrittes schrieb:

„Als jüngster Träger der Bischofswürde vereinigt Dr. MacSherry alle persönlichen Eigenschaften in sich, die den Glanz der Kirche Irlands von einst und jetzt ausmachen. Kein würdigerer Diener der Kirche wurde jemals zum Oberhirtenamte berufen. Nicht bloß als frommer und eifriger Priester seiner Missionsaufgabe ergeben, ist Dr. MacSherry auch ein geborener Vorsteher und Leiter der Untergebenen. Mit ausgezeichneten Verwaltungsgaben ausgestattet und von gewinnender Herzensgüte, sichert er sich die Liebe und Verehrung aller, über die er als Oberhirte zu wachen berufen ist."

Mariannhill hatte des öfteren die Ehre, Bischof MacSherry als distinguierten Gast zu empfangen. Das letzte mal noch am 29. Juni 1937 zum Bischofsweihetag von Monsignore Hanisch CMM.

Über die Entwicklung der Eingeborenenmission im östlichen Vikariate des Kaplandes gegen Schluß dieses Jahres weitere Einzelheiten.

— — — — — —

Nun erzählt uns Dr. L. Sormany OMI. in Durban einiges aus der Geschichte von Natal, des „Landes des Geburtstages Christi." Dieser Teil von Südafrika blieb sehr lange in unbekanntem Dunkel. Während das Kapland längst an der weltweiten Entwicklung der Kirche teilnahm, Missionare schon im 15. Jahrhundert daselbst landeten, Kreuze errichteten, die hl. Messe feierten und diesen Teil der Welt für Christus in Besitz nahmen, scheint niemals ein Priester die Küste Natals betreten zu haben. Aus der Geschichte können wir höchstens annehmen, daß der hl. Franz Xaver auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seiner Reise nach Indien den Blick auch auf unseren Bluff-Hügel am Hafen von Durban warf, wo jetzt ein ihm geweihtes Kirchlein thront.

Vor etwas über einem Jahrhundert wurde die kleine europäische Niederlassung mehr bekannt. Hier war so viel Land zu haben, daß sein Besitz erkämpft werden mußte. Vom fernen Kap kam Militär und besetzte 1843 die Distrikte von Durban und Pietermaritzburg, dem Hauptstädtchen der Kolonie. Von den Voortrekkers gegründet, erinnert sein Name an die beiden berühmten Kolonistenführer Piet Retief und Gert Maritz. Nahe am Marktplatz stand schon die „Gelöbniskapelle", deren Bedeutung noch jetzt alljährlich am 16. Dezember im Gedächtnis aufgefrischt wird.

In der damaligen Garrison wie unter den Einwanderern befanden sich auch Katholiken. Bischof Devereux sandte ihnen „Mister Murphy", den katholischen Kaplan von Grahamstown. Ein erstes Dokument vom Jahre 1850 besagt, daß Father Thomas Murphy den seit 1845 geborenen Kindern die hl. Taufe spendete. Dieser — soweit bekannt — erste Priester blieb über Weihnachten in Natal und segnete Ende des Jahres 1850 in Maritzburg die erste katholische Ehe ein.

Inzwischen hatte der Apostolische Vikar des östlichen Kapvikariates über die Entwicklung des Landes nach Rom berichtet. Der Heilige Stuhl bemühte sich, eine religiöse Genossenschaft ausfindig zu machen, die sich der Seelsorge dieses Teiles von Südafrika widmen könnte. (Forts. folgt)

„Dieser Wandel kommt von des Allerhöchsten Hand" (Ps. 76)

Von P. Odo Ripp CMM.

„Der Mensch ist ein denkendes Schilfrohr. Er ist weder Engel noch Tier", sagt Pascal. Doch ist die Spannweite seiner Entwicklungsmöglichkeit so groß, daß er beiden in etwa ähnlich werden kann. Ist Gott der belebende Grund seiner Seele, erschließt sich diese voll und ganz dem Gnadenlichte von Oben, so kann man vom Menschen sagen, „nur um ein Weniges hast du ihn unter die Engel gesetzt." (Ps. 86). Ist der Mensch aber Gott entfremdet, lebt er in Sünde und Heidentum, fröhnt er überdies seinen bösen Leidenschaften, so „ist er den unvernünftigen Tieren vergleichbar und ihnen ähnlich geworden." (Ps. 48). Derlei Menschen gibt es unter Christen und Heiden. Letztere kann man nicht alle in Bausch und Bogen verdammen, gibt es doch auch unter ihnen Leute, die ein den Naturgesetzen entsprechend anständiges Leben führen. Immerhin sind sie samt und sonders Wildlinge, die keine Früchte fürs ewige Leben tragen, wenn sie nicht durch eine spezielle Gnade dem edlen Ölbaum aufgepfropft werden. Dies geschieht nun durch die Annahme des christlichen Glaubens. Dieser bringt den Menschen wieder in sein richtiges Geleise, gibt ihm seine wahre Würde, die in der Gotteskindschaft besteht. Das Leben erhält dadurch seinen rechten Sinn und richtige Bestimmung. Die an ihren Schöpfer hingegebene Seele wird es inne, daß sie bloß durch Erfüllung des göttlichen Willens hinieden glücklich werden und im Jenseits das ewige Leben erwerben kann. Gott der Herr bietet auch allen schwarzen Menschenkindern das Heil an. An jedem geht er in irgendwelcher Form vorbei, gießt Licht und Einsicht ins Herz, erläßt seine Einladung, mahnt und zieht es auf den Heilsweg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Christi Himmelfahrt

Der große Abschluß seiner Erdensendung:
Daß er emporstieg aus dem Erdenstaube,
War seines Ostersiegs erhabenste Vollendung,

War des Erlösungswerkes Krönungszeichen;
Unüberwindlich, wie der Meister, ist der Glaube,
Das letzte Bangen muß und Zweifel weichen.

Sein Aufstieg aus dem Pilgerland der Erden
Ward Bürgschaft uns, daß wir erstehen werden
Wie er aus Nacht und Tod und Grabeshüllen.

Er wollte sichtbar dieser Welt entschweben,
Uns diesen Glauben, diesen Trost zu geben,
Mit Zuversicht die Seelen zu erfüllen.

Friedr. C. Meyer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Viele überhören und mißachten diese göttliche Werbung, entschuldigen sich einstweilen und vertrösten die himmlischen Sendboten auf spätere Zeiten, die vielleicht nie eintreten werden nach dem Worte St. Augustinus: „Sei in Besorgnis über den Vorübergang Jesu, der nie mehr zurückkehren wird." Doch nicht alle verschließen ihr Herz der Heilsbotschaft. Unter allen Völkern finden sich Menschen, die von der Macht der Liebe Gottes, die sich im Geheimnis der Menschwerdung und der Erlösung offenbaren, bezwungen werden und dankerfüllt seiner Lehre folgen. Denn diese Leute, die früher im Heidenwahn lebten, gepeinigt und gequält von abergläubischen Vorstellungen, empfinden recht wohl, daß das Joch ihres neuen Herrn angenehm und dessen Bürde leicht ist. Für uns Altchristen ist das Wort von der „Erlösung" beinahe schal geworden, kaum daß wir uns des tieferen Sinnes bewußt werden. Umsomehr wissen Neuchristen um seinen vollen und wirklichen Sinn. Christi Blut und Todesopfer ist der Kaufpreis, mit dem sie von den Banden der Sklaverei Satans und dessen harten Frondienst loserkauft wurden. Durch die hl. Taufe wurden sie als „neue Kreatur" in die Hürde Christi aufgenommen, in die rettende Arche der Kirche eingeführt, die viele vom entgültigen Schiffbruch bewahrt.

Auf diesem Neubruch-Lande können nun allerlei schöne Gewächse gedeihen, die dem Herzen Jesu Freude und Trost bereiten. Wie viele Blumen der Unschuld pflückt nicht der himmlische Gärtner unter der Kinderschar des schwarzen Volkes und verpflanzt sie durch einen frühen Tod auf die ewigen Auen des Paradieses! Dort walten sie des Fürsprecheramtes für ihre hinterbliebenen Eltern, erbeten ihnen die notwendigen Gnaden, damit sie ihren Lauf durchs Tränental glücklich vollenden bis zum Tage eines fröhlichen Wiedersehens im Himmel. Wenn viele erwachsene Gläubigen, vor allem unter dem Jungvolk, in ihrer Schwäche und ihrem Wankelmut die abgrundlose Barmherzigkeit Gottes noch sehr in Anspruch nehmen, so ist doch der gute Wille da, sich nicht ganz aus den rettenden Armen des guten Hirten loszureißen. Allein der von Christi Blut befruchtete Garten der Kirche bringt im Missionslande auch edlere Früchte hervor. Nicht nur gibt



Mariannhiller Missionare an der südafrikanischen Küste (Indischer Ozean)
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es Christen, die ein erbauliches Leben inmitten einer verderbten Umwelt führen, sondern es gibt auch großmütige Seelen, die sich ihrem Heilande schenken und seiner Einladung: „Du, folge mir nach" freudig Gehör geben. Manche fühlen sich berufen als Apostel für das Reich Gottes unter ihren Landsleuten zu wirken. Es sind da die Katecheten, die als Gehilfen des Priesters umherziehen, das harte Erdreich der Seelen ihrer heidnischen Landsleute lockern, die ersten Samenkörner der Wahrheit ausstreuen, die allmählich zum guten Entschluß reifen, sich unter das Heeresbanner Christi einreihen zu lassen. Andere wieder erstreben vorzüglichere Gnadengaben. Sie unterziehen sich dem Studium und der Ausbildung für den heiligen Priesterstand. In jedem Missionssprengel finden sich solche Pflanzschulen, die begabtere junge Leute für dieses hehre Amt heranziehen. Daß auch in einem schwarzen Kopf sich genug Gehirn und Verstand findet, solche Studien zu bemeistern, ist heute keine Frage mehr. Unter den Priesterkandidaten des hiesigen Priesterseminars ist ein Alumne, der sieben Sprachen bewältigte und dabei ein Muster glühender Frömmigkeit ist. Schon sind zwei am Ziele ihrer Sehnsucht angelangt. Der Herr, der sie auserwählt, möge sie schirmen bei ihrer gefahrvollen Arbeit. Sind sie doch in mancher Beziehung besser daran ihren Landsleuten das Evangelium zu verkünden, da sie die Sprache, Sitten und Denkweise ihres Volkes gründlicher kennen.

Weit zahlreicher sind die Berufe aus dem „frommen Geschlechte." Die Liebe, die am Kreuze verblutete für das Heil der Menschenkinder, macht auf dasselbe einen mächtigeren Eindruck, läßt dasselbe erkennen, daß diese Liebe nicht trügt und täuscht. Darum erwählen sie mit Freuden Christus, den Herrn, als treuen Bräutigam ihrer Seelen, die er himmelwärts zieht, die er begeistert zu frohem Kampfe mit allen Widerständen eines heiligen, gottgeweihten Lebens. Wie eine Erscheinung vom Himmel wirkt das Auftreten dieser gottgeweihten Jungfrauen unter ihren Landsleuten, deren Kinder sie erziehen und auf die Pfade der Tugend lenken, deren Kranken sie besuchen, um Trost den bedrängten Seelen zu spenden und manch einer den Himmel erschließen durch die Nottaufe.

Ein Wort des Lobes soll noch gespendet werden so manchen alten Konvertiten, die in elfter Stunde die Gnade hatten, „das Heil der Welt" zu schauen. Diese, vorab die steinalten Weiblein, gehören zu den treuesten Schäflein des guten Hirten. Sie wissen es zu schätzen das große Glück, in seiner friedlichen Hürde geborgen zu sein, wenn sie an ihre Vergangenheit denken, wo sie dem „Fürsten dieser Welt" dienstbar waren, der nichts zu bieten hatte als sündhafte Freuden, die einen giftigen Stachel und geistigen Tod in der Seele zurückließen. „Lobet den Herrn" singt es jetzt in ihren Herzen. Auf den Stab gestützt, humpeln sie zuweilen eine gute Strecke durch schwieriges Gelände zur Sonntagsmesse, und am Opfertage vergessen sie nicht ihr Scherflein dem Herrn darzubringen. Man sieht, daß es ihnen ernst ist, ihrem Schöpfer zu dienen, an dessen Himmelstor sie in Bälde anklopfen werden, um die Aufnahme zu erhalten beim ewigen Freudenfeste. Wirklich, „das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube." (1. Joh. 5,4).

Das katholische Land, das für Christus keine Missionsberufe und Missionsalmosen mehr aufzubringen vermag, hat seinem Gott und König die pflichtige Steuerzahlung eingestellt; es ist mit religiöser Unfruchtbarkeit geschlagen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fahrt in die Mission

Von P. Fridolin Sudy CMM.

Verschiedene Leser des Vergißmeinnichts, besonders aus der grünen Steiermark, meiner lieben Heimat, haben schon mit der Abbestellung der Zeitschrift gedroht, wenn nicht bald ein Bericht vom P. Fridolin erscheine. Ich weiß zwar, daß sie es nicht tun, weil sie ja durch den Bezug der Zeitschrift das große Werk der Heidenbekehrung unterstützen wollen, aber trotzdem will ich gerne ihrem Wunsche nachkommen und von der schönen Reise nach Südafrika und dem Leben hier in der Mission erzählen. Ich hätte es schon längst getan, wenn ich nicht jede freie Stunde benützen müßte, um in die Geheimnisse der Zulusprache einzudringen. Mit 40 Jahren lernt man nicht mehr so leicht und wenn ich dennoch nach zehnmonatlichem Studium schon mehr als 5000 Neuchristen von ihren Sünden lossprechen, mehr als 100 Heiden taufen und nicht wenige Schwerkranke für ihre letzte Fahrt vorbereiten konnte, so verdanke ich dies wohl zum größten Teile dem eifrigen Gebete so vieler Freunde in der Heimat!

Doch ich wollte ja zuerst von meiner Reise erzählen. Daß mir der Abschied nicht ganz leicht gefallen ist, besonders als das ganze Dorf mit dem Gemeinderat und der Feuerwehr angerückt kam, der Bürgermeister, der Wehrhauptmann und der Schneider-Seppl, mein bester Schulkollege und Kriegskamerad schneidige Abschiedsreden hielten, will ich nur nebenbei bemerken. Zum Glück kam bald der Autobus und entführte mich, sonst wäre ich auch noch weich geworden — — —

„Der Dumme hat Glück", sagt ein altes Sprichwort. Demnach muß ich hübsch dumm sein. Denn obwohl auf der „Usambara", dem Schiff, mit welchem ich fahren sollte, schon im November alle Plätze ausverkauft waren, und mein Platz erst im Dezember bestellt wurde, bekam ich trotzdem eine zweibettige Kabine für mich ganz allein, was mir sehr angenehm war, da ich ein Frühaufsteher bin und vielleicht auch schnarche, was ich allerdings nicht genau weiß, da ich mich beim Schlafen nicht höre. In Hamburg kaufte ich mir um 50 Pfennig ein Rotes-Kreuz-Los und gewann auf der Stelle 10 Mark. Dazu traf ich in der Riesenstadt zufällig noch einen Landsmann, P. Raimund aus dem Stift Rein, der am nächsten Tag nach Südamerika in die Mission fuhr. So viel Glück an einem Tag und noch dazu an einem Dreizehnten! Und da behaupten die Leute, 13 sei eine Unglückszahl.

Als wir um 6 Uhr abends den Hafen verließen und die Schiffskapelle „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus" spielte, viele Hunderte uns Lebewohl, auf Wiedersehen zuriefen, da wurde auch mir der Ernst der Stunde bewußt und ich sandte ein gottergebenes „Herr, Dein Wille geschehe" zum nebelschwarzen Himmel empor. Da rief aber schon der Gong zum Abendessen und ich muß gestehen, so nobel habe ich selten gespeist, nicht einmal seinerzeit als K. u. K. Offizier. Als einziger Priester auf dem Schiff wurde ich zum Schiffspfarrer ernannt und bekam das Lesezimmer der ersten Klasse als Kapelle zugewiesen, wo ich in der Folge täglich das heilige Opfer feiern konnte, worüber sich besonders 8 bayrische Dominikanerinnen freuten, die auch in die Mission nach Südafrika fuhren. Doch als wir nach Southampton Kurs nach Süden nahmen, gab es unruhige See und über Nacht waren die meisten seekrank. Auch die guten Schwestern mußten daran glauben, während ich zum Staunen aller verschont blieb.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Las Palmas
Photo: Woermann-Linie

Das konnten sie nicht wissen, daß mich meine lieben Geschwister mit 7 verschiedenen Kräutergeistern und Magentropfen ausgerüstet hatten, die im Verein mit fleißigen Spaziergängen in der kalten Luft den Appetit anregten. Soviel wußte ich als Landratte auch noch, daß fleißig essen das beste Vorbeugungsmittel gegen Seekrankheit ist.

Als wir Spanien hinter uns hatten, hörte der Sturm auf und die Bleichgesichter kamen wieder zum Vorschein. Unterdessen war es Frühling geworden und fern im Süden grüßte uns der schneebedeckte 3730 m hohe Pic Teneriffa, das Wahrzeichen der Kanarischen Inseln.

Acht Tage waren wir nun schon auf hoher See. In Las Palmas, auf der Insel Gran Canaria sollten wir zum erstenmal Land betreten. Kein Wunder, daß schon lange vorher alle aus den Kabinen hervorkrochen und mit zwei, vier oder gar sechs Augen, wollte sagen, durch Brillen und Ferngläser, die immer deutlicher erkennbare Insel beobachteten. Meine Gedanken weilten in dieser Stunde auf einer anderen Insel, die wir leider westwärts liegen ließen. Madeira! In welchem vaterlandstreuen Österreicher ruft dieser Name nicht wehmütige und bittere Erinnerungen wach? Dort drüben liegt unser guter Kaiser Karl, von vielen wegen seiner Seelengröße wie ein Heiliger verehrt. 16 Jahre schon harren seine Gebeine in der Wallfahrtskirche Nossa Senhora do Monte hoch über Funchal der Stunde, wo sie heimgeholt werden in die ehrwürdige Gruft seiner Väter, in das von ihm so heiß geliebte Wien! Ob wir's erleben?

Las Palmas, die Palmenstadt, die Stadt mit dem ewigen Frühling breitet sich vor uns aus. Mit seinen hellen Häusern zwischen dem Grün der Palmen, Lorbeer-, Orangen- und Bananensträucher, im Vordergrund die großartige Kathedrale mit ihren zwei Türmen, dazu das leicht gekräuselte, schimmernde Meer, überwölbt von einem azurblauen Himmel, ein unvergeßlicher Anblick, ein Gruß aus dem Paradies! Kaum sind wir um den von deutschen Ingenieuren erbauten, mächtigen Wellenbrecher herum, wer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fen wir im spiegelblanken Hafen die Anker. Und schon eilen ein paar Dutzend Boote heran mit dunkelbraunen Gesellen, welche in allen Sprachen ihre Waren anpreisen. Hübsche Teppiche, Tücher, Stickereien und köstliche Früchte des Südens sind um billiges Geld zu haben, wenn man es versteht zu schachern. Andere tauchen in die Meeresflut und holen die Münzen herauf, die man vom Schiffe in das Wasser wirft. Da wir nur wenige Stunden zur Verfügung haben, eilen wir in die Stadt. Ein Motorboot bringt uns ans Ufer, ein Taxi in den Mittelpunkt der Stadt.

Die 70 000 Bewohner der Palmenstadt haben immer Frühling, da sich die Temperatur das ganze Jahr hindurch zwischen 18 und 25 Grad Celsius bewegt. Daher gedeihen all die prächtigen Blumen und Gewächse, die wir in den Treibhäusern bewundern, im Freien. Moderne Hotels, Theater und Klubs, sowie ein idealer Badestrand laden zu längerem Weilen ein. Nichts für uns; darum schnell in die Kathedrale, die ihren Musikchor mitten in der Kirche hat und schlecht beleuchtet ist, dann führt uns der Taximann in die Zigarettenfabrik, vorbei an Bananenpflanzungen und schließlich in eine Weinschenke, was scheinbar auch zum Programm gehört. Dort gab es zu 2 Peseten, d. i. 50 Pfennig oder 1 österr. Schilling ausgezeichneten, süßen Flaschenwein, Ziegenkäse, Radieschen und allerhand einheimische Spezialitäten für billiges Geld. Der Wirt erzählt uns, daß die Erhebung Spaniens hier begonnen habe und so wurden wir erst erinnert, daß wir uns auf dem Gebiete einer kriegführenden Macht befanden; sonst merkte man kaum etwas vom Krieg.



Hochw. P. Fridolin Sudy CMM. ein Steiermärker
Photo: P. Sudy

Unsere Zeit war um, die Gläser leer, was blieb uns übrig, als auf unser schwimmendes Hotel zurückzukehren. Beinahe wären wir zu spät gekommen, da uns am Hafen so ein schwarzer Zigeuner noch aufhielt, der mir unbedingt einen Schlafanzug aufdrängen wollte. Er verlangte 10 engl. Schilling und hing ihn mir einfach auf den Arm. Da ich aber kalt lächelnd in das Boot stieg, begann er zu schreien und ging auf 5 Schilling herab, worauf ihn eine Wienerin aus Kapstadt kaufte. Unsere Schiffssirene ertönte zum zweitenmale, wir hatten höchste Zeit, denn kaum hatten wir uns durch die zahlreichen Boote der Händler gedrängt und das Schiff

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erreicht, wurden die Anker gelichtet und wir nahmen wieder Kurs nach Süden, dem Äquator zu.

Wenn man zum erstenmal den Äquator passierte, pflegte man früher die Äquatortaufe zu empfangen, die darin bestand, daß der Täufling in die salzige Flut getaucht wurde, was aber nicht immer angenehm gewesen sein soll. Daher wurde sie auf den deutschen Dampfern abgeschafft. Auf unserem Schiffe ließ sich aber trotzdem ein Berliner Maler privatim taufen, was unter großem Halloh der Löwenbändiger besorgte, ein Riese von 1,96 m und 275 Pfund, der als Tiereinkäufer für einen deutschen Zoo schon zum ixtenmale den schwarzen Kontinent besuchte. Er zog den Maler mehrmals an einem Seile durch das Schwimmbad und tauchte ihn schließlich noch gehörig unter, wobei der Täufling ein paar tüchtige Schluck Seewasser erwischte. Dafür bekam er aber einen vom Kapitän unterzeichneten Taufschein und einen kleinen „Affen", vom Seewasser angeblich!

Auch wir feierten das Passieren des Äquators, allerdings etwas anders. Da es gerade Sonntag war, wurde uns Katholiken der Speisesaal der 1. Klasse für den Gottesdienst freigegeben, wo ich dann ein Amt und eine kurze Predigt hielt, wobei die bayrischen Dominikanerinnen den Gesang besorgten. Alle Katholiken, und wie ich nachträglich erfuhr, auch einige Andersgläubige, waren anwesend und folgten mit großer Andacht der heiligen Handlung. Fern der lieben Heimat, mitten auf dem Ozean, flehten wir zum gemeinsamen Vater um Schutz und Segen für uns und die Lieben in der Heimat, die wohl zur selben Stunde im trauten Kirchlein auch unser gedachten.

Nach dreiwöchentlicher Fahrt betraten wir in Walfischbay in Südwest-Afrika endlich den Kontinent. Es war am Morgen, ich feierte gerade die heilige Messe, da fuhren wir in den Hafen. Die Musik spielte einen flotten Begrüßungsmarsch und fremde Laute klangen an mein Ohr, da wandte ich mich zum letzten Segen um und erblickte durch das offene Fenster eine Menge Neger. Ihnen und ihren Stammesgenossen, denen ich ja die frohe Botschaft bringen wollte, galt diesmal mein Segen ganz besonders! Als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten, sahen wir uns ein wenig um. Nun, ich muß gestehen, ermutigend war der erste Eindruck von Afrika nicht! Am Hafen ein paar nüchterne Gebäude, dahinter ein Dorf mitten im fußtiefen Sand und dann, so weit das Auge reicht, nichts als Sand, Sand und wiederum Sand. Kein Baum, kein Strauch, kein Grün, einfach trostlos; das ist die Wüste Namib, welche die ganze Küste Südwestafrikas einnimmt.

Da die „Usambara" erst nachmittags weiterfuhr, machten wir einen Ausflug nach Swakopmund, der deutschen Stadt in der Wüste. Die Eisenbahn, welche zwischen Ozean und Wüste dahinzieht, brachte uns in einer knappen Stunde dahin. Unzählige Wasservögel tummeln sich am flachen Strande, während landeinwärts kein Lebewesen sichtbar ist. Leichtgewellte Sandhügel, wie von der Hand eines Modelliers gebildet, leuchten in der grellen Sonne in allen Farben vom hellsten Gelb bis zum zartesten Violett. Gewaltige Knochenreste von Walfischen liegen zerstreut im Sande herum, wohl von den Wellen des ewig bewegten Ozeans ausgespült. Allmählich wirkt das immer gleich bleibende Bild ermüdend, doch da fahren wir schon in großem Bogen über den augenblicklich ausgetrockneten Swakop und halten vor dem hübschen Stationsgebäude von Swakopmund, das mit seinen frischen Farben und vielen Blumen auch irgendwo in Bayern oder in den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Swakopmund, ehem. Deutsch-Süd-West-Afrika
Photo: Woermann-Linie

Alpenländern stehen könnte. Doch kaum hat man das Gebäude verlassen, steckt man schon wieder bis zu den Knöcheln im Sand.

Swakopmund war der bedeutendste deutsche Hafen in Südwestafrika. Heute ist der Hafen vollständig versandet und in ein ideales Strandbad umgewandelt, wofür die Engländer im Weltkriege den Hafen von Walfischbay anlegten. Geht man durch die Straßen des schmucken Städtchens, so kommt man aus dem Staunen gar nicht mehr heraus; mitten in der ungeheuren Wüste ein kleines Paradies!

Gleich in der Bahnhofstraße das großartige Schulgebäude und daneben eine hübsche Kirche, die leider abgesperrt war, wahrscheinlich protestantisch. Die Häuser alle nett und rein, vielfach mit deutschen Aufschriften, vor fast jedem ein mit viel Liebe gepflegtes Gärtchen, das durch hohe Mauern gegen die Sandstürme geschützt wird. Ein schönes Denkmal erinnert an die im Herero-Aufstand gefallenen deutschen Helden, ein mächtiger Leuchtturm an die einstige Bedeutung der Stadt als deutscher Hafen. Am Strand mit seinen hübschen Anlagen nimmt uns ein Kaffee-Restaurant auf, das durch seine wunderschönen Blumengartenanlagen allein schon einen Besuch wert ist. In der schattigen Laube bei kühlem Swakopmunderbier lesen wir in der deutschen Lokalzeitung unsere Namen in der Passagierliste der „Usambara" und werden aber auch erinnert, daß unser Schiff in wenigen Stunden weiterfährt. Daher hieß es Abschied nehmen. Auf dem Wege zum Bahnhof grüßte mich ein schwarzer Krauskopf mit „Gelobt sei Jesus Christus", welche Aufmerksamkeit ich mit einer großen Apfelsine quittierte. Freudestrahlend erzählte mir die Kleine, daß sie auch katholisch sei und von den deutschen Schwestern die deutsche Sprache lerne. Gerne hätte ich noch die Schwestern und den Friedhof besucht, der besonders schön sein soll, doch leider reichte die Zeit nicht mehr.

Am Bahnhof überraschte mich eine Tiroler Bauernkapelle in ihrer schmucken Tracht, allerdings nicht leibhaftig, sondern nur auf einem Plakat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der österreichischen Fremdenverkehrs-Propaganda, was mich trotzdem sehr freute, da es der erste Gruß aus der Heimat war, hier am Rande der Wüste Namib!

Sind die Schwarzen dumm?

Von P. Majara CMM.

1. Der unerfahrene „Wilde"

Die Leute meinen oft, die „Wilden" Afrikas seien dumm, weil sie noch in Hütten wohnen aus Lehm und Stroh, mit Tierfellen sich kleiden und keine Schulen besuchen. Aber sie sind nicht dumm, die Schwarzen, sie haben nur manchmal die drolligsten Vorstellungen von Dingen, die uns alltäglich, ihnen aber fremd sind.

Da kam einmal eine schwarze Frau in einen Laden und verlangte eine Nähnadel. Der Händler gab ihr das kleine glitzernde Ding. Aber sie war noch nicht zufrieden und meinte: „Ich möchte auch noch die Mutter dazu kaufen!" „Die Mutter der Nähnadel?" Der Krämer kratzte sich verlegen hinter den Ohren. Er zeigte verschiedene Dinge, die das Weib vielleicht meinen könnte, aber sie schüttelte immer wieder den Kopf. Schließlich zog er eine Stricknadel hervor. Da leuchteten die Augen der schwarzen Frau auf und jubelnd rief sie: „Ja, Herr, das ist die Mutter der Nähnadel!" (Yebo, nkos', nangu unina kanalide).

Durch eine sehr einsame und abgelegene Gegend fuhr eines Tages ein weißer Farmer mit einem großen Lastwagen, bespannt mit 12 Ochsen und einem kleinen Anhänger daran. Diese zwei Wagen erregten das Staunen einer kleinen Schar schwarzer Jungens, die sich eben bei ihren Herden auf der Weide herumtrieben. Neugierig eilten sie herbei, umstanden das Gefährte und besprachen die Frage, was das wohl für zwei Tiere wären, diese räderigen Dinger da! Die Schwarzen hatten nämlich keine Wagen, weil sie keine Räder machen konnten. Dafür gebrauchten sie einfach einen gegabelten Ast als Schlitten und schleiften ihre Last so durch das Gelände. Straßen hatten sie ja auch keine. Überall wo nichts im Wege stand, war Straße. Endlich schien einer der Jungens die Lösung gefunden zu haben. Er meinte mit wichtiger Miene und großen Augen: „Wißt ihr, das versteht ihr nicht, das versteh' ich kaum. Der kleine Wagen ist jedenfalls der Sohn vom großen Wagen."

Eines Tages hatte ich vier Stunden weit zu wandern durch eine unbekannte Gegend. Zwei schwarze Jungens begleiteten mich als Führer. Die Straße zog sich durch einen Hohlweg. Plötzlich stand am Abhang der Böschung ein großes Loch offen. Neugierig blieben die Jungens stehen und guckten scheu und stumm auf die kleine Höhle. Überrascht fragte ich: „Was schaut ihr so?" „Wir warten, ob da nicht ein Missionar herauskommt." „Aber wie kommt ihr auf diesen Gedanken?" „Ja, Vater, manche Leute sagen, die Missionare kommen aus der Erde gekrochen, aus großen Löchern, weil sie nicht Vater noch Mutter hier haben."

Die Engländer nehmen gerne schwarze Buben als Küchenjungens, die dann später Köche werden. Da kam auch so ein noch grüner Schwarzer aus der Wildnis in das Haus eines weißen Farmers. Er sollte erst der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frau des Farmers helfen durch kleine Dienste in Küche und Haus. Eines Tages sagte sie zu ihm, er solle Feuer machen in der Küche, während sie im Garten zu tun hatte. Ratlos stand der Junge vor dem Herde. „Feuer machen, das kann ich schon", dachte er, „aber wo? Daheim in der Hütte macht man halt das Feuer auf der nackten Erde. Ein paar dürre Stecken aufeinander gelegt und angezündet, und schon ist das Feuer fertig, den Kochtopf darüber zu stellen." Schließlich fand er keinen Ausweg und versuchte es zu machen wie er es eben von der heimatlichen Hütte her gewohnt war. Er nahm Reisig, legte es auf den Herd, oben auf die Platte, statt in den Ofen hinein, gab ein paar kräftige Stücke Scheitholz dazu und zündete an. Bald brannte ein lustiges Feuer, ein dicker Qualm stieg in die Höhe. In dichten Schwaden erfüllte der Rauch die ganze Küche und quoll zum Fenster hinaus. Voller Schrecken stürzte die Farmersfrau herbei und wußte nicht, sollte sie schimpfen oder lachen über die Ungeschicklichkeit des schwarzen Boy.

Ein andermal gab die Farmersfrau ihrem kleinen schwarzen Gehilfen den Auftrag Wasser in die Teekanne zu füllen. Das wäre nun nicht schwer gewesen, wenn er gewußt hätte, wie das Wasser hineinbringen. Es fiel ihm gar nicht ein, einfach den Deckel der Kanne abzuheben. So versuchte er nun mit viel Geduld das Wasser durch die einzige Öffnung, die er sah, hineinzugießen, nämlich durch die Ausflußröhre, das schmale Rohr der Tülle. Natürlich ging dabei fast alles Wasser daneben, bis die Farmersfrau den Jungen durch einen derben Klapps belehrte.

Die Eingeborenen machen dem weißen Manne gerne alles nach, auch in der Kleidung. Viel Spaß bereiten sie dadurch, daß sie die europäischen Kleider verkehrt gebrauchen. Die armen Leute aus dem Busch können oft nicht unterscheiden, welche Kleidungsstücke für Männer und welche für Frauen gehören oder wie sie zusammenpassen. Ein Katechet kam öfters am Sonntag auf die Station mit Zylinder und natürlich barfuß dazu. Junge Burschen hatten irgendwo Manschetten geschenkt bekommen. Stolz trugen sie diese nicht nur an den nackten Armen, sondern auch an den Beinen. Mancher hängte sich eine leere Sardellenbüchse ans Ohr als besonderen Schmuck.

Einmal kam unser Postbub und bat: „Vater, gib mir meinen Lohn, ich möchte gerne ins Städtchen reiten und mir etwas kaufen." „Gut, kaufe dir aber etwas, was du notwendig brauchst." Er schwang sich auf den Gaul und gallopierte davon. Als er abends wieder heimkam, hatte er sich zu meinem Schrecken einen knallroten Damenhut gekauft. Alles sah ihm lachend nach. Er aber ritt stolz durch die Station, hoch zu Roß und dünkte sich ein König auf der Insel der Seligen.

Diese Beispiele zeigen, daß die Schwarzen zwar unerfahren sind, besonders wenn sie eben aus dem Busch kommen und kaum mit Weißen Umgang hatten. Daß sie aber gerade so gewandt sein können wie die Weißen, das werden wir das nächstemal hören. (Schluß folgt)

„Die Kirche, diese heilige Gottesstadt, nicht umschlossen von den Grenzen der Länder, hat von ihrem Gründer die Macht empfangen, von Tag zu Tag mehr auszubreiten den Raum ihrer Hütte und die Felle ihrer Zelte."
(Papst Leo XIII.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

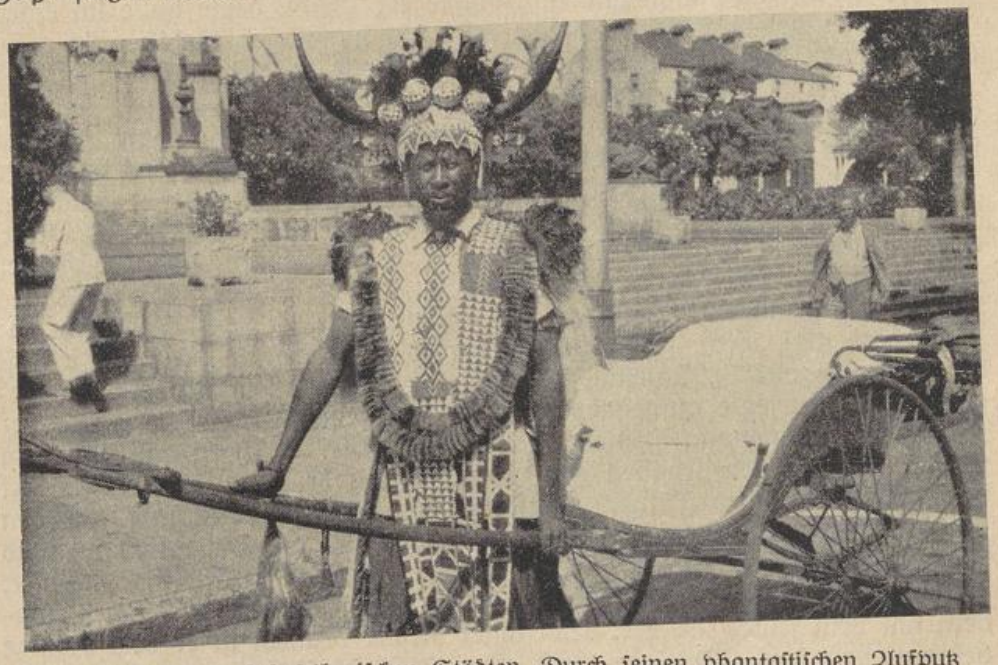
Von der Ermordung des Zulu-Königs Tschaka

Von P. Odo Ripp CMM.

Mantingwana, der Sohn des Ndingihana, Augenzeuge dieses Ereignisses

Im Laufe der Geschichte traten immer wieder Menschen auf, die für die Völker der Erde als eine Geißel Gottes galten. Unter den Völkerstämmen Südafrikas erschien um die Wende des 19. Jahrhunderts ein solcher Mann, der unsägliches Elend über seine Zeitgenossen brachte. Es war der Emporkömmling Tschaka, der Sohn des Senzangakona, des Häuptlings des kleinen Zulustammes. Seine Mutter Nandi von der Mtetwasippe holte ihn „im Busche", d. h. er war ein außereheliches Kind. Er war ein Hüne von Gestalt und zeichnete sich in seiner Jugend durch allerlei Heldentaten aus, die ihm schließlich in den Sattel verhalfen. Er wurde König seines Stammes. Sein wildes Wesen betätigte er durch wüste Raubzüge und blutige Kriege.

Nun, wie die meisten Tyrannen, die mit frechster Willkür ihre niedrigsten Instinkte durch unbeschreibliche Grausamkeiten an ihren Untertanen befriedigten, verfiel auch Tschaka demselben Lose. Er wurde meuchlings ermordet. Augenzeuge dieser Bluttat war der Waisenknabe Mantingwana. Sein Vater war ein Opfer der Raubhorden Tschakas. Seine überlebende Mutter flüchtete mit ihm zu einem anderen Volksstamm, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Die Bewohner dieses Gehöftes gingen nun eines Tages mit seiner Mutter nach dem alten Wohnsitze zurück, um da Hirse zu ernten. Während sie dort weilten wurden sie von marodierenden Banden ermordet. Die sich retten konnten brachten dem Mantingwana die Trauerkunde vom Tode seiner Mutter sowie die Mahnung, daß der Feind ihnen auf dem Fuße folgen würde.



Ein „Kutscher" in südafrikanischen Städten. Durch seinen phantastischen Aufputz will er die Passagiere anziehen. Er „zieht" den Wagen selbst, das ist billiger.

Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dies traf ein. Auch hier hinterließen die Mörder eine Anzahl Leichen, doch gelang es Mantingwana, mit einigen Leuten zu entfliehen. Aber nach einer Weile fielen sie einer anderen Truppe in die Hände. Es waren die Zihendane-Krieger, die lange bis auf die Schultern hängende Haare trugen, die mit pechschwarzer Salbe in dünne Zöpfchen gedreht waren nach Art der Wahrsager. „So, du kommst gerade recht", sagten sie, „du kannst uns die Hacken tragen, die wir auf dem Kriegszug erbeutet haben." Sie gaben ihm Weisung, welchen Weg er einzuschlagen hätte. Ohne dem Knaben einen Imbiß zu geben, setzten sie sich dann nieder, um sich an ihrem Proviant gütlich zu tun. Mit hungrigem Magen trat Mantingwana seine Reise an, schaute ab und zu zurück, ob die Gesellschaft noch schmause. Vielleicht kam ihm blutenden Herzens das Sprichwort in den Sinn: „Es schmaust der Familienkreis, während die Eidechsen (Zuschauer) sich sonnen." „Nun, so einfältig wie die mich halten bin ich doch nicht." Als er außer Sicht war, legte er seine Hacken beiseite und ergriff das Hasenpanier. Nachdem er eine Strecke gelaufen traf er ein großes Gehöft und blieb am Eingangstor stehen. Eine junge Frau, die sich eben anschickte, Wasser zu holen, sah ihn, ohne jedoch mit ihm zu reden. Bei ihrer Rückkehr meldete sie den Knaben dem Kraalherrn Mteli von der Quabesippe. Zuerst kamen Burschen heraus, sahen den Buben mit dem weißen trockenen Munde, was Hunger andeutete. „Wähle deinen Vater", redeten sie ihn an. Da er keine Antwort gab, kam der Kraalherr selber heraus, faßte ihn beim Arme und sagte: „Komm hier herein, du bist mein Kind." Man gab ihm dann zu essen, er fühlte sich heimisch bei diesen Leuten und hütete das Vieh mit den andern Buben. Doch wie ein Traum verfloß diese idyllische Ruhe.

Wieder flackerte die Brandfackel des Krieges inmitten der friedlichen Bewohner dieser Heimstätte auf. Man mordete die Leute und raubte die Viehherden. Unter dieser Raubbande befand sich der Hofschlächter Tschakas. Als dieser den Mantingwana sah, dachte er: „Nun, heute habe ich einen guten Fang gemacht, dieser Junge wird ein handlicher Gehilfe für mein Geschäft abgeben." Er nahm ihn mit sich nach der königlichen Residenz Dukuza beim heutigen Stanger in Natal. Nachdem er ihm einen anderen Namen beigelegt hatte, damit seine Leute ihm nicht auf die Spur kommen sollten, wies er ihm seine Arbeit an. Er hatte mit dem Kruge das Blut der Ochsen aufzufangen, die täglich unter seinem Schlachtmesser verendeten. Tschaka war ein sehr unsteter Mann, nirgends hatte er Ruhe und Rast, einen Einblick in sein Gewissen konnte er nicht ertragen. So strolchte er überall umher und „steckte seine Nase in alle Kochtöpfe." Eines Tages tauchte er nun auch im Viehkraal auf. Sogleich rief er dem Viehknecht zu: „Du, höre mal, wem gehört dieser Knabe?" „Er gehört mir." „Wo hast du ihn hergeholt?" „Majestät, ich habe ihn während des Kriegszuges gegen die Qwabeleute aufgegabelt." „So, wie heißt du, Bub?" fragte der König. „Mantingwana ist mein Name, Hochedler." Tschaka gab nun dem Diener Befehl, den Knaben gut zu behandeln, denn er sei wohlgestaltet und von hellbrauner Farbe. „Versorge ihm auch eine Milchkuh wie den übrigen Burschen." Als dann der Hofschlächter in die Hütte kam wo das Fleisch aufbewahrt wurde, sagte er zu den Dienern: „Hört, ihr Männer, ruft den Buben nicht mehr mit dem von mir ihm beigelegten Namen, sondern mit dem seines Vaters, denn unter diesem Namen ist er dem Könige bekannt, von dem Meinigen weiß er nicht Bescheid." Es vergingen nun Monate, während welcher der Kriegszug nach dem Pondoland stattfand. Als die Truppen vom Süden heimgekehrt waren, wurde ihnen gleich ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Basuto-Familie, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

anderes Ziel gesteckt, nämlich nach Norden, in das Land der Amaschangana zu ziehen. Die Brüder Tschakas, Mhlangana und Dingana, die schon mit dem Mordplan umgingen, beteiligten sich nicht daran. Eines Tages, als Mantingwana in seiner Hütte weilte, ließ ihn Tschaka zu sich bescheiden in den Viehkraal. Sogleich schlich er sich in die Nähe der unheimlichen Majestät, setzte sich nach Mädchenart auf den Mist, nicht etwa kniend auf den Fersen sitzend, was gegen die Hofsitte war. Tschaka unterhielt sich gerade mit einem Pondomann über den dort geführten Feldzug. Während Mantingwana so dasaß, noch bevor der König mit ihm sprach, kam der Leibdiener Mbopa durch den Seiteneingang in den Viehkraal, stürzte sich auf den Pondoländer, schlug ihn mit dem Stock und rief: „Pack dich, du gemeiner Lump." Dabei hielt er einen Bündel von Speeren und zwar die des Tschaka selber in seiner Hand. Erstaunt fragte der König: „Mbopa, hast du je so etwas getan, daß du, während ich mit jemand redete, gekommen wärest und ihn schlügest." Allein Mbopa achtete nicht des Grollens seines Herrn, sondern stellte sich, als ob er hinter dessen Rücken vorbeigehen wollte und rannte ihm den Speer in dessen Schultern und wühlte damit im Leibe herum und ließ ihn stecken. Mantingwana, der in der Nähe saß, schaute mit Schrecken dieser Tragödie zu, gewahrte dann die Brüder Tschakas mit einigen Verschwörern herbeieilen, die jeder mit der Lanze das Opfer tötlich verwundete. Als Tschaka ihrer ansichtig wurde, rief er: „Kinder meines Vaters, ihr tötet mich, was habe ich getan?" Die Antwort war: „Haut ihn nieder, den Wahnsinnigen von der Mtetwasippe, der das Land zum Aussterben bringt, haltet ihn fest." Während nun Tschaka sich erhob und dem Tore zueilte, fiel er nieder und starb.

Jetzt wendete sich Dingana an den Kleinen und sagte: „Komm und hole einen schwarzen Ochsen aus dem Nyakamubigehöft." Sobald das Opfer an Ort und Stelle war stieß man ihm mit der Lanze in die Brust bis zur Magengegend. Die Galle und das frische Gras im Magen wurden aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geweidet. Dieses Gras wurde mit der Galle besprengt. Alle wuschen sich die Hände damit, kauten von diesem Grase und spuckten es nach allen Himmelsgegenden aus. All das geschah, um sich vom Morde reinzuwaschen. „Was soll nun mit der Leiche Tschakas geschehen?" fragten sie sich. Mhlangana war der Meinung, man solle sie in den Mbozamoteich schleppen, damit sie dort von den Krokodilen gefressen würde. Diesem Vorschlag setzte sich Dingana entgegen und sagte: „Ist doch Tschaka ein Kind unseres Vaters und König seines Volkes gewesen. Er soll feierlich beigesetzt werden wie die angestammten Könige von Zululand, nicht wie ein Gemeiner des Volkes. All seine persönliche Habe soll aus all den Lagern herbeigeschafft werden." „Du, Mantingwana, rufe seine Diener, die sollen ihm die Speere aus dem Leibe ziehen und ihn in die Hütte tragen."

Nun wurden lauter schwarze Ochsen geschlachtet bis zu dem Tage, wo alle seine Kleider und Waffen beisammen waren. Unterdessen nähte man die Leiche in eine schwarze Ochsenhaut. Niemand durfte eine Träne vergießen oder die Totenklage anstimmen, wenn er nicht des Todes sein wollte. Seine Leiche wurde nicht in das Gebiet der Königsgräber überführt, sondern im Dukuzakraal nördlich von der heutigen Hafenstadt Durban beigesetzt. So wurde eilig ein ungeheueres Grab hergestellt und alle vom ganzen Lande zusammengetragenen Habseligkeiten Tschakas hineingeworfen. Als Unterlage für seine Leiche dienten einige erschlagene Leibdiener, ebenso als Decke mußten andere Diener ihr Leben lassen, um ihm so zu Diensten zu sein im anderen Leben. Nach Beendigung dieser grausigen Szene erließ Dingana einen Befehl, wonach alle Leute, die sich in Wäldern und Schluchten verborgen hielten aus Furcht vor Tschakas Kriegshorden, zu ihm zurückkehren sollten. Gleichzeitig rekrutierte er alle Männer und Burschen, bildete zwei Regimenter, die er Hlomendlini nannte, d. h. Hausbewaffnete. Sie sollten nämlich ihre Waffen in Bereitschaft halten für den Fall, daß die aus dem Norden heimkehrenden Tschakakrieger ihn fragen würden, warum er ihren Herrn ermordet hätte. Diese Frage würde er dann mit den Speeren seiner Anhänger beantworten. Doch war diese Befürchtung unberechtigt. Alles Volk jubelte Dingana zu und feierte ihn als Friedensbringer, der jedoch nachher nicht weniger grausam sich erwies als Tschaka.

In den letzten Jahren hat man Tschaka bei Dukuza ein Standbild errichten lassen. Die mehr gebildeten Schwarzen möchten ihn als Nationalhelden verehren und einen Nimbus um seine Person weben. Allein Rechtstitel für solche Ehrung sind zu wenige. Er war ein Scheusal und Tyrann für seine Zeitgenossen.

Mission zwischen drei Bergen

(Fortsetzung)

Unter dem schützenden Dache des St. Andreasforts wartete der Missionar mit seiner Ritterbegleitung in Sorge und Bangen auf uns Verschollene. In später Stunde war darum die Freude des glücklichen Wiedersehens umso größer. Ein wohlverdientes Abendbrot beschloß des Tages Last und Not und dann ging es in die — Hängematte! In Ermangelung von 7 Betten hatten wir uns nämlich eine solche aus der Urheimat mitgebracht. Aber es zeigte sich, daß selbst die große Müdigkeit die Kunst nicht fertig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

brachte, in solch ungewohnter Schwebe behaglich auszuruhen. Ich wenigstens steige kein zweites mal wieder in das betrügliche Maschennetz.

Allmählich erhoben sich die bescheidenen Mauern zwischen den drei Bergen. Die Mariannhiller Hilfsmissionare kehrten zu ihren Studien zurück. Mein Missionsanteil blieb es, für Dachstuhl, Türen, Fenster, Altar, Tisch, Bänke usw. zu sorgen. Außer einigen Zaunpfosten gab es am Bauplatz kein brauchbares Holz. Dieses Material und die ganze Einrichtung mußten an die 5 Stunden weit hergefahren und die letzte Stunde auf Kopf und Schultern zur Tiefe geschafft werden. Für die schweren Sparren und Stangen erfand ich ein leichteres Transportmittel. Von der Oberkante der höchsten Felsenwand führte eine Mulde im Zickzack beinahe die halbe Strecke hinab bis zum Bau. Auf der Höhe ließ ich das Holz abladen und bald sausten die Stämme und Stangen durch die tiefen Rillen und Mauerspalten zum Abgrund. Manches Felsstück rollte freilich mit, aber es ging glücklich am neuen Bauwerk vorbei. Hier hatte ich jetzt in einer Ecke der dachlosen Mauern mein Nachtlager aufgeschlagen: ein Bund Stroh mit einigen Decken und über dem Kopfe eine Blechtafel. Das war die Urbehausung im St. Thomasfort.

Das rauhe Stangenwerk mußte hier erst zum Dachstuhl verarbeitet und auf die afrikanischen Mauern gesetzt werden. Dann begannen die schwarzen Dachdecker ihre Arbeit mit dem weißgelben Stroh, das hier ganz nahe in Menge wächst. An der Sonnenseite zwischen den drei Bergen entwickelt sich im Talkessel eine nahezu tropische Hitze — sogar in der winterlichen Mittagszeit, während am Westabhange des gleichen Berges rauher Frost herrscht. So gibt es in Afrika auf unglaublich kurze Distanzen außerordentlich schroffen Klimaunterschied, wie auch urplötzlicher Temperaturumschlag zu den auffallenden Eigentümlichkeiten Südafrikas zählt, den man ohne persönliche Erfahrung kaum für möglich hält.

Während der Neubau allmählich unter schützendes Strohdach kam, erledigte ich die übrigen Arbeiten. Trotz kalter Kost und rauhem Lager waren es doch unvergeßlich schöne Tage in der großartigen Bergeseinsamkeit; die Afrikaner wohnten eine Strecke entfernt und kamen nur stundenweise zur Bauhilfe oder neugierigen Betrachtung des entstehenden Missionsforts. Des Nachts und in den Morgen- und Abendstunden herrschte feierliche Stille — mit Gott allein im Tempel Seiner allenthalben wunderbaren Naturschöpfung! Da ist nach getaner Arbeit selig ruhen unter dem Flimmern der Südensterne. Vom Osten her dringt das Rauschen des Umkomazi ans lauschende Ohr; zuweilen auch Gesang und laute Rufe der Ureinwohner Natals. Aus dem nahen Schluchtgebüsche kommt in gemessenen Abständen der Schrei des Uhu's und anderer Nachtvögel. Aus dem Sumpfe das eigenartige Konzert der Frösche und Unken. Die neue, feine Wasserleitung ergießt murmelnd ihre hochwillkommene Spende dicht am Bauwerk. An der erwählten Stelle, wo bald der einfache Altar stehen wird und das ewige Opfer der zweitausendjährigen Missionsperiode zum erstenmal gefeiert werden soll, ist wahrlich gut beten . . . Schon fühlt man die unsichtbare Gegenwart des Herrn im Gnadenreiche, der auch an dieser weltentlegenen Stätte die Wunder Seiner Erbarmung wirken will. Man gedenkt der Christen und Katechumenen, der Schulkinder, Protestanten und Heiden, die auf lange Jahre hinaus St. Thomas besuchen werden. Unter diesem Dache hören sie die Offenbarung der ewigen Wahrheiten, empfangen das hochzeitliche Kleid und das Brot des göttlichen Lebens. Während in den einst christlichen Ländern der heilige Glaube schwindet, geht das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unsterbliche Licht den armen Afrikanern auf. Ob auch viele nicht erfassen, was ihnen geschenkt wird, so nimmt doch eine gute Anzahl mit Dank und Treue die unendliche Gabe der katholischen Religion und Kirche in Empfang, welche von unglücklichen Verächtern im Norden hinweggeworfen wird. So treten also die Geringsten im Süden in das herrliche Erbe ein, dessen die „moderne Intelligenz" sich unwert machte. Diese zerstören den Wunderbau des Christentums, das Werk der tausendjährigen Sendung der Kirche Christi in ihrer Heimat — und jene werden jetzt zu lebendigen Bausteinen des gleichen Tempels, die man bislang für wertlosen Schutt gehalten hatte . . . Unerforschlich sind die Ratschlüsse des Herrn der Welt und die Offenbarungen Seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit! (Forts. f.)

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Um dem Umsichgreifen der schwarzen Pocken, wenigstens unter den Eisenbahnangestellten, ihren Angehörigen und Dienern, vorzubeugen, wurden diese zur Impfung ins Hospital eingeladen. Die Eingeborenen hatten eine heillose Angst vor dem Geimpftwerden, weil sie fürchteten, dadurch noch eher von der Krankheit befallen zu werden. Ihre Herrschaften hatten daher die Weisung, ihnen durch ihr Beispiel Mut zu machen. Auch ich mußte mit meinen Dienern zur Impfung gehen.

So zogen wir denn eines Morgens zum Hospital. In dem zur Impfung bestimmten Saale hatten sich schon eine Anzahl europäischer und eurasischer Männer und Frauen eingefunden. Die indischen Diener mußten draußen in der Veranda warten. Mit ihren angsterfüllten Blicken stierten sie unverwandt in den Saal hinein, um zu sehen, wie die Geschichte vor sich ging und was für Gesichter ihre Herrschaften bei der Impfung schnitten. Da werden sie auch wohl beim Einsenken der Nadel in den Arm manch verzogenes Antlitz gesehen haben. Endlich kam auch ich, der Mota Saheb, an die Reihe, und alle Augen waren auf mich gerichtet. Der Chefarzt, ein langer Engländer, rasierte mir die Haare vom Oberarm weg, füllte die Nadel, ergriff fest einen Teil des Oberarmes und setzte die Nadel zum Stiche an. Die Nadel aber ging nicht so leicht hinein wie bei den andern, und der Herr Doktor schaute mich schon groß an. Dann brauchte er etwas mehr Gewalt und machte ein Gesicht dabei wie ein Moskito, wenn sie grimmig ihren Rüssel in die Menschenhaut hineinbohrt.

„Aber, Herr Doktor", sagte ich scherzend, „was haben Sie da aber eine schlechte Nadel! Die hat ja, wie es scheint, keine Spitze!"

„Was — schlechte Nadel? — keine Spitze?" entgegnete etwas aufgeregt der erschöpfte, schweißtriefende Doktor. „Die Nadel ist gut, ausgezeichnet, spitz genug und hat sich bis jetzt glänzend bewährt. Aber Sie — wer hätte das gedacht! — Sie, Padre-Saheb, ausgerechnet Sie, haben keine Menschenhaut, sondern eine Rhinozeroshaut! Da soll einer durchkommen! Solch ein Fell habe ich noch nie unter meinen Fingern gehabt!" Da mußte er selber lachen, und wir alle im Saale lachten herzlich mit. Wahrscheinlich hat diese laute Heiterkeit im Saale den Eingeborenen draußen auch mehr Mut gemacht.

Inwieweit die Impfung genützt hat, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls nahm die Epidemie der schwarzen Pocken ihren gewohnten Verlauf und verlangte viele Opfer.

Die unheimliche Zeit aber, in der die drei Epidemien in der Station hausten, werde ich nie vergessen. Da hatte ich keine Zeit, an mich zu denken, und war Tag und Nacht auf den Beinen. Pest und Cholera verursachten den größten Schrekken unter der Bevölkerung.

Die meisten Opfer aber verlangte die Cholera, die immer mitten in der Regenzeit auftrat. Sie erfaßte fast ausschließlich Eingeborene. Diese essen nämlich leidenschaftlich gerne Melonen und können nicht warten, bis diese reif sind. So verzehren sie in Menge unreife Melonen und trinken gleich darauf ebenso gierig gelbschlammiges Regenwasser, das aus der Wasserleitung vom Tapti-Flusse her aus den Röhren fließt. Kein Wunder, daß sie dadurch die schwersten Magen- und Darmbeschwerden bekommen und verhält-

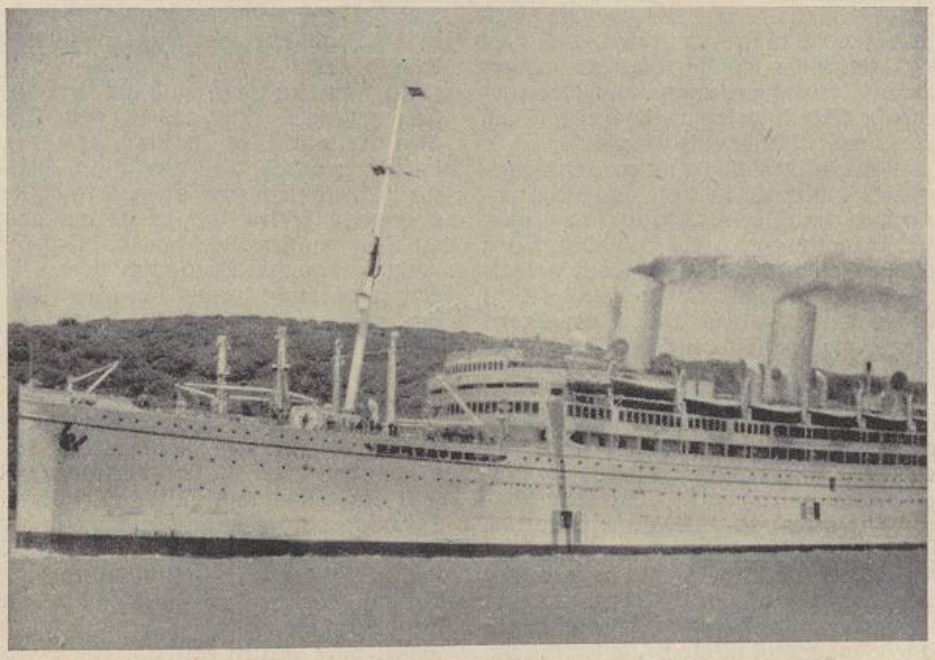
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nismäßig rasch der Cholera zum Opfer fallen.

Sobald die ersten Todesfälle bekannt werden, erfaßt das Volk eine ungeheure Panik. Alles, was nicht unbedingt in der Station bleiben muß, flüchtet hinaus auf die Felder, wo man sich Zelte aufschlägt und dort verharrt, bis die Epidemie ausgetobt hat. Auf allen Gesichtern sieht man nur Furcht und Schrecken. Jeder ist darauf bedacht, durch schleunigste Flucht sich zu retten. Man hat keine Zeit mehr, stehen möglich ist, ihnen die letzten Tröstungen der Religion spendet.

Zu diesem kommen angsterfüllt die Angehörigen der Cholerakranken und sagen ihm: „Saheb, komm und sieh du schnell nach unserem Kranken, wir müssen fort, sonst sterben wir auch." Ja, wie schnell es da mit dem Sterben geht, möge ein Beispiel zeigen.

Eines Morgens, wie ich mich eben zur heiligen Messe anschickte, wurde ich zu einem jungen kranken Arbeiter gerufen,



Der „Giulio Cesare", Julius Cäsar, italienischer Dampfer, im Hafen von Durban
Photo: Mariannhiller Mission

zu bleiben und zu schwätzen. Bald sind die Straßen und Gäßchen leer. Die meisten Häuser und Läden sind geschlossen und verrammelt. Es ist, als ob man nur das gespensterhafte Vorüberziehen des Todesengels leise verspüre. Ja, der führt jetzt das Szepter und fordert seine Beute. Er holt sie sich aus den kleinen Häuschen im Ort und aus den vom Regen schwer heimgesuchten Lehmhütten ringsherum. Dort liegen ja noch genug verlassene Cholerakranke, vielleicht noch von dem einen oder andern Angehörigen bedient. Wie reich die Todesernte ist, sieht man an den geschäftigen Kulis, die fast zu jeder Stunde irgend eine Leiche im Eilschritt hinaustragen.

Der einzige, den man im weißen Talar im Orte herumeilen, die Todesstätten betreten und in die Lehmhütten schlüpfen sieht, ist der katholische Missionspfarrer, der den Kranken noch mit Arzneien zu helfen sucht und, wo keine Rettung mehr den man gerade von der Eisenbahn heimgetragen hatte. Schnell lief ich hin, fand ihn aber schon bewußtlos, und so gab ich gleich die heilige Ölung. Ich versprach, sofort nach der heiligen Messe wiederzukommen und zu sehen, ob ihm noch zu helfen sei. Als ich aber nachher hinkam, war er gerade gestorben.

Nach den ersten zwei Versehgängen zu Cholerakranken packte mich ein unheimliches Gruseln. Ich sah nämlich klar, welcher Gefahr ich ausgesetzt war. Entschlossen raffte ich mich zusammen und sagte innerlich dem Herrn über Leben und Tod: „Mein lieber Gott, du weißt, im weiten Umkreis bin ich hier der einzige Priester. Ich bin in deiner Hand und bin bereit zu sterben, wenn du es so willst; aber habe doch Erbarmen mit den Kranken und erhalte mich ihnen, damit sie nicht ohne die heiligen Sakramente aus dem Leben scheiden!" Da kam eine wohltuende Zuversicht und Furchtlosigkeit über mich, und alle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beklemmung war verschwunden. Frisch und beherzt ging ich ans Werk und fühlte mich inmitten all der Schrecken der furchtbaren Krankheit und des Sterbens um mich herum wie von einer übernatürlichen Kraft getragen.

Nun gab es für mich für gut drei Wochen nichts als versehen und beerdigen. Dabei unterließ ich es natürlich nicht, die üblichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Bevor ich zu einem Kranken oder Sterbenden ging, sättigte ich ein großes rotes Taschentuch gut mit Phenylsäure und band mir dasselbe vor dem Hineinschlüpfen in eine Hütte fest um Nase und Mund. Das brennende Gefühl, das ich dadurch empfand, versicherte mich: auch der verwegenste Bazillus kommt in diesem Tuch zur Strecke! Also mutig hinein!

Die armseligen Lehmhütten der Eingeborenen sind um diese Zeit durch den anhaltenden massigen Regen schon sehr schadhaft geworden, und trotz des dicken Palmblätterdaches tropft es doch bedenklich hinein. Ins Innere der Hütte führt nur ein kleiner, etwas über einen Meter hoher Eingang. Ich drücke die lose angelehnte Türe auf und lasse dieselbe beim Hineinschlüpfen ein wenig aufstehen, um etwas Licht in der Hütte zu haben, denn Fenster gibt es da nicht. Auf der einen Seite der Hütte, wo sonst ein paar zusammengerollte Strohmatten und ein paar Kochtöpfe stehen, liegt der arme verlassene Cholerakranke auf seinem vom Unrat des Erbrechens und Abführens beschmutzten Laken auf dem Boden. Einen Krug mit Wasser hat man ihm neben der Türe zurückgelassen. Sonst ist die Hütte leer. Nein, doch nicht! Wohl sind die eine oder zwei Ziegen oder Schafe und die paar Hühner, die sonst die andere Seite der Hütte beherbergte, fort, aber dafür ist die Hütte voll von Nässe, Schimmel, Schmutz und Tausenden von feisten Schmeißfliegen. Und der kleine Hügel von festgestampftem Ziegenmist in der Mitte ist auch noch geblieben.

Ich knie mich also auf das schmutzige Laken neben den armen Kranken, beuge mich über ihn, rufe ihm laut ins Ohr und stoße ihn an, um zu sehen, wie es mit ihm steht und ob ihm noch zu helfen sei. Hat er wenigstens noch einiges Bewußtsein, so erwecke ich mit ihm einen Akt der Reue und gebe ihm die letzte Ölung und den apostolischen Segen und bete dann die Sterbegebete. An Beichten und Kommunizieren ist in den meisten Fällen nicht zu denken wegen der schnell eintretenden Bewußtlosigkeit und des Erbrechens.

Nach dem Verscheiden des Kranken wickle ich die Leiche in das Laken ein und binde Kordeln um Hals, Leib und Füße. Dann heißt es eine starke Bambusstange auftreiben und zwei Kulis, um die Leiche zum Friedhof zu tragen. Den Kulis muß man ein gutes Trinkgeld (Backschisch) versprechen. Nun wird die Leiche mit Stricken an die Stange befestigt, der eine Kuli nimmt das vordere Ende der Stange auf die Schulter und der andere Kuli das hintere. Danach geht es über die nächsten Felder den äußersten Häusern entlang dem Friedhof zu, die Kulis voran und ich hintendrein. Die Felder sind vom vielen Regen aufgeweicht und zu einem wahren Brei geworden, so daß man bis über die Knöchel hindurchwaten muß. Wie bedreckt man da bald aussehen muß, kann man sich leicht denken.

Ja, wenn man nur bald auf dem Friedhofe anlangte! Aber das hat gute Weile. Den Kulis eilt es ja nicht. Sie sinnen darauf, möglich viel Backschisch bei der Geschichte herauszuschlagen. Als ob sie es abgemacht hätten, werfen sie auf einmal die Leiche in den Brei hinein. „Saheb, du mußt uns mehr Backschisch geben, sonst tragen wir nicht weiter", begehren sie gegen mich auf. — „Gut", sage ich beschwichtigend, „ihr sollt genug kriegen, jetzt nur voran!" Knurrend heben sie die Leiche wieder auf und stapfen langsam weiter. Nun beginnen sie einen Wechselgesang. Der vordere Kuli singt näselnd: „Der Saheb hat 's Geld", und der andere Kuli fällt ein: „Und wir haben die Arbeit!" So trommeln sie es mir in Chor und Gegenchor immer leidenschaftlicher ein: „Der Saheb hat 's Geld — Und wir haben die Arbeit!" Bei solchem tragikomischen Leichenbegängnis weiß man nicht, ob man lachen oder heulen soll!

Im strömenden Regen endlich auf dem Friedhof angekommen, sehe ich zu meinem Schrecken, daß noch kein Grab aufgeworfen und keiner von den sechs Kulis zu erspähen ist, die dafür zu sorgen haben, daß wegen der vielen Todesfälle stets ein Grab fertig ist. Wo mögen die wohl stekken? Nach langem Umhergehen und Suchen finde ich sie in der Nachbarschaft unter einem Schuppen um ein kleines Feuerchen herumhocken und in aller Gemütsruhe ihre indischen Zigaretten rauchen. Sie schauen verlegen drein, und auf meine energische Aufforderung, sich schleunigst an die Arbeit zu machen, wenn sie nicht bestraft sein wollen, erheben sie sich mit nicht gerade frommen Seufzern, nehmen ihre Hacken und Schaufeln und ziehen langsam im Gänsemarsch zum Friedhof, wo die Träger neben der Leiche im Regen stehen. — Während nun die Kulis ein Grab auswerfen, das sechs Fuß tief sein muß, stehen wir andere im strömenden Regen und warten. Wie langsam schreitet die Arbeit bei dem vielen Gezeter der Kulis voran! Es ist ja auch sehr mühsam,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in dem aufgeweichten Boden zu arbeiten. Jeden Augenblick muß zudem das hineinlaufende Wasser aus dem Grabe herausgeschöpft werden.

Endlich ist das Grab tief genug, aber der untere Teil ist im Nu wieder voll Wasser. Nun wird die Leiche vorsichtig hineingesenkt, und sie verschwindet sofort im Wasser. Nachdem ich die üblichen Gebete der Kirche gesprochen, wird das Grab zugeworfen. — Wie traurig und erschütternd ist doch solch ein Begräbnis zur Zeit der Cholera! Außer dem Diener der Kirche kein einziger, nicht einmal ein Angehöriger, der dem Toten das Geleite zur letzten Ruhestätte gäbe! — In diesem oder ganz ähnlichem Stile folgen die Versehgänge und Beerdigungen einander während der paar Schreckenswochen.

Bis auf die Haut durchnäßt und von unten bis oben bespritzt und bedreckt kam ich gewöhnlich nach solchen Beerdigungen heim. Dort galt es, mich möglichst schnell wieder für einen neuen Gang fertig zu machen. Sofort nahm ich deshalb eine gute Desinfektion vor, wechselte die Kleidung und hing die schmutzigen Stücke in den Regen. Dann wurde zur weiteren Immunisierung ein Gläschen Kognak getrunken, — denn seit uralten Zeiten lautet ein Weisheitsspruch: „Schnaps ist gut gegen Cholera!“ — und dazu eine starke Zigarre geraucht. Wenn irgendein Pharisäer hieran Anstoß nimmt, dann soll er einmal hingehen und dieselbe, keineswegs angenehme, Arbeit tun und probieren, ob er ohne diese Mittel besser fährt!

Die Ärzte der Station ließen sich in der ganzen Zeit bei keinem einzigen Cholerakranken sehen, und der anglikanische Pastor hatte gleich beim Auftreten der Epidemie Reißaus genommen, um in einer gesunden Gebirgsstation Ferien zu machen. Der große Unterschied zwischen dem Verhalten des katholischen Priesters und dem des protestantischen Pastors trat da sehr scharf zu Tage und wurde viel besprochen. Gerade in solchen Zeiten der Not und Gefahr werden sonst schier unüberwindliche Vorurteile gegen unsere Religion hinfällig und wird es offenbar, auf welcher Seite die Wahrheit ist! — So weiß die gütige Vorsehung selbst die Trabanten des Todes als mächtige Faktoren des Heiles zu benützen.

11. Der gefürchtete Montag

Ein Weiser, der alte Seneca, hat einmal gesagt: „Sooft ich bei Menschen gewesen bin, kehrte ich stets weniger als Mensch zurück.“ — So ähnlich könnten auch die Kleidungsstücke, die man dem Dhobie zum Waschen mitgibt, von sich bekennen: „Sooft ich beim Dhobie gewesen bin, bin ich jedesmal weniger als Hose oder Hemd zurückgekommen.“

Leider entspricht ein solches Geständnis allzusehr der Wahrheit. Wenn man alle, die dem Dhobie ihre Wäsche zum Reinigen anvertrauen mußten und noch müssen, als Zeugen dafür anriefe, so würde durch ganz Indien ein millionenstimmiges Klagelied ertönen über das Zerstörungswerk dieses unheimlichen Wäschers.

Mit Furcht und banger Ahnung sieht man daher dem Montag entgegen, an dem der Dhobie gewöhnlich die reine Wäsche zurückbringt. Ruhig und gemessen legt er die verschiedenen Stücke tadellos glatt und gefaltet vor einen hin. Alles in herrlichster Ordnung. Aber ach! — alles nur Schein! Denn sobald man die einzelnen Stücke entfaltet und untersucht, gewahrt man mit Grausen bei den einen den Anfang, bei den andern den markierten Fortschritt der Verwüstung. Alle Stücke, ob Handtücher, ob Taschentücher, ob Bettücher, ob Hemden oder Röcke oder Hosen, erscheinen dünner und fadenscheiniger, als da sie in die Wäsche gingen. An Hemden, Röcken und Hosen starren einem fast überall nur halbe Stücke oder noch kleinere Stücke von Horn- oder Perlmutterknöpfen entgegen. Kragen, Ärmel und Hosenbeinsäume zeigen mächtige Fransen, während die Knopflöcher breitmäulig wie Hechte gähnen. Hand- und Bettücher haben stellenweise Risse, die jedoch kunstvoll mit Stärke zugeglättet sind.

Wohl dem, der alles gleich nachsieht und solche Stellen zeitig entdeckt. Denn einem Herrn, der sich ein wenig verschlafen hat, schnell in eine frisch gewaschene Hose schlüpft und sich beeilt, zur Zeit an seinem Berufsposten zu sein, kann es passieren, daß er beim Dahinschreiten durch eine geheimnisvolle Öffnung einen ungewohnten Durchzug verspürt, während andere, die hinter ihm hergehen, dieselbe zu ihrem Vergnügen betrachten können. — Das alles durch die Kunst des Dhobie.

Und einen solchen Verwüster kostbarer Habe soll man auch noch bezahlen? — Aber selbstverständlich! — Und dabei soll man noch ruhig Blut bewahren und der vulkanartig kochenden Entrüstung nicht freien Lauf lassen? — Nur ja nicht! — Was hättest du damit gewonnen? Rein gar nichts. Vielmehr sähest du dich genötigt, deine Wäsche selbst zu besorgen, weil kein Dhobie mehr für dich arbeiten wollte.

Gegen den Dhobie ist man in Indien einfachhin machtlos, man muß sich in stummer Ergebung seinem Walten fügen. Er bleibt bei seiner brutalen Waschmethode, die er von seinen Vorvätern geerbt, und läßt sich auf keine andere, wenn auch tausendmal bessere, ein. Daran ist nichts zu ändern. Leidet auch die Wäsche dabei, so ist nicht er, der Dhobie, schuld daran,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sondern das minderwertige, vergängliche Material, aus dem sie besteht!

Folgen wir dem Dhobie einmal auf seine Waschstätte. Da wird uns alles klar, und wir brauchen uns nicht mehr über den Zustand der zurückkehrenden Wäsche zu wundern.

Nachdem der Dhobie die schmutzige Wäsche in Empfang genommen hat, bindet er sie in ein großes Laken, schwingt dasselbe auf seinen Rücken und zieht gekrümmt von dannen. Hat er die Wäsche von mehreren Kunden abzuholen, so bedient er sich eines Esels, der dann mit zwei schweren, vollgepfropften Laken beladen bedächtig vor ihm herschreitet.

Nun geht's zum Dhobie-Talao oder Wäscherteich. Dieser ist eine breite und tiefe Zisterne, deren Einfassungsmauer eineinhalb Meter in der Runde emporragt. Um diese Mauer herum liegen große Granitplatten. Diese sind die einfachen, billigen und unzerstörbaren Waschmaschinen der Dhobies.

Das Wasser der Zisterne ist Regenwasser, das sich während der dreimonatigen Regenzeit darin gesammelt hat und für die neun Monate der heißen Jahreszeit ausreichen muß. Daß dieses Wasser, je länger es steht, nicht reiner, wohl aber unreiner wird, leuchtet ein. Und was fällt da nicht alles hinein! Einmal sah ich in einer etwa 30 Meter breiten Zisterne zwei aufgetriebene Leichen von Selbstmördern schwimmen. Daraus macht sich aber der Hindu nichts. Trotzdem benützt er das Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen.

An einer Leine läßt der Dhobie einen Eimer in die Zisterne, läßt ihn sich füllen, zieht ihn dann hoch und gießt ihn in die Waschbütte. Sobald diese genug Wasser enthält, bereitet der Dhobie die Lauge, legt die schmutzige Wäsche hinein und läßt sie so einige Stunden stehen.

So, nun kann die Henkerarbeit beginnen. Denn ein wahrer Henker und Verderber ist der Dhobie allen Wäschestücken, die er bearbeitet. Jedoch, das müssen wir ihm lassen, den einen guten Willen hat er: den Schmutz, der in der Wäsche steckt, so gründlich und unbarmherzig wie nur möglich herauszutreiben.

Mit dem ihm eigenen grimmigen Ernst legt der Dhobie außer dem Turban und dem Beinkleid alles ab, schürzt das letztere so hoch die Oberschenkel hinauf, als es geht, nimmt ein Stück Wäsche aus der Lauge, taucht es ein paar Mal in der Bütte auf und ab, packt es an einem Ende mit beiden Händen fest, schwingt es hoch über seinem Haupte und schlägt es dann eine Zeit lang mit grimmiger Wut auf eine der Steinplatten vor ihm.

Hui, wie das zischt, wie das klatscht, wie das spritzt! Unter diesen zerschmetternden Schlägen kann ja nichts heil bleiben. Da löst sich das Gewebe, da öffnen sich die Nähte, da zerfransen die Säume, da spritzen die Knöpfe aus Perlmutter, Knochen oder Horn in tausend Stückchen davon, da dehnen sich die Knopflöcher zu breiten Mäulern, und Risse in allen Formen zeigen sich, wo vorher keine waren. — Arme Wäsche, wie kann man dich so behandeln!

Der Dhobie bleibt aber in seiner Zerstörungsarbeit auf halbem Wege nicht stehen. Was schon beim wütigen Hämmern auf den Stein so viel gelitten hatte, verliert noch mehr an Form und Festigkeit beim Auswringen; denn auch dieses Geschäft verrichtet der Dhobie mit aller ihm möglichen Kraft und grimmigem Ernst, wie dies sein verzogenes Gesicht und seine zusammengepreßten Zähne bekunden. Da ist ihm jedes Stück gleichsam ein altes Huhn, dem er mit tödlichem Griff den Hals umdreht.

Zeigen sich nun schließlich die Schäden, die er der Wäsche verursacht hat, so weiß er sie höchst geschickt mit viel Stärke zu verkleistern und mit seinem Bügeleisen so fein zu glätten, daß man beim ersten Blick kaum etwas merkt. Darin gleicht der Dhobie den Termiten, die ihr Zerstörungswerk ja auch so gut zu verdecken wissen.

Ist es einmal der Wäsche ganz merklich übel ergangen, so hütet sich der gerissene Dhobie wohlweislich, dieselbe persönlich zurückzubringen, denn er weiß, was er vonseiten des Saheb zu erwarten hat. Er schickt deshalb einen seiner Gehilfen, der sich leicht damit entschuldigen kann, er habe nichts damit zu tun gehabt. Erst nach ein oder zwei Wochen wagt es der Dhobie, wieder selber zu erscheinen, weil er damit rechnet, daß sich bis dahin der Sturm im Busen des Saheb gelegt hat. Das trifft auch wohl meistens zu. Die Zeit heilt ja alles. Mit der Zeit erlöschen auch Vulkane!

Es ist aber gut, daß die Herrschaften nichts davon wissen, was der leidige Dhobie hinter ihrem Rücken noch alles mit ihrer Wäsche treibt, sonst kämen sie aus dem Ärger gar nicht heraus. Wer sollte auch vermuten, daß in dem anscheinend biederen Wäscher auch ein ganz gewiegter Geschäftsmann steckt? Derselbe will nicht nur den Schmutz, sondern auch den höchstmöglichen Profit aus der Wäsche herausschlagen. Nicht zufrieden mit dem üblichen Waschlohn, geht der Dhobie auch darauf aus, noch nebenher mit den gewaschenen und gebügelten Kleidungsstücken seiner besseren Kunden gute Geschäfte zu machen.

Gar nicht so übel! wird man denken. Wirklich nicht. Dies Unternehmen kommt vielen Bedürftigen angenehm entgegen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und bringt dem Dhobie vieles ein. Denn auch in Indien werden Feste gefeiert, zu denen man eingeladen wird, und an denen man teilnehmen möchte. Man will aber in tadellosem Anzug erscheinen, denn Kleider machen Leute. Kann man sich aber keine feinen Kleider leisten, so geht man zum Dhobie. Der hat ja reichen Vorrat an allem, was man braucht. Der ist hier der „wahre Jakob", einem aus der Verlegenheit zu helfen und einen in flotten Wichs zu stecken, mit dem man imponieren kann.

Da ist z. B. ein goanesischer Koch, Mr. de Gama, der einer Streichorchesterbande angehört, worin er die erste Geige spielt. Diese Bande soll bei einer Parsi-Hochzeit spielen. Da nun Mr. de Gama als erster Violinist eine besonders hervorragende Nummer im Orchester ist, muß er auch in entsprechend schneidigem Anzug erscheinen. Seine Garderobe läßt ihn aber vollständig im Stich. Und seine Börse erlaubt ihm auch nicht, besondern Staat zu machen. Was soll er tun? Er braucht sich gar keine Sorge zu machen. Der fixe Herren-Dhobie Ramtschand wird ihn für zwei Rupien fein und billig für die Gelegenheit kleiden. Zu dem geht er hin. Der mißt ihn mit Kennerblick von oben bis unten. Er schmunzelt zufrieden. „Dir kann ich diesmal prächtig dienen, Saheb; heute sollst du einmal glänzen wie vielleicht noch nie in deinem Leben!" — Und — hast du nicht gesehen — im Nu hat er alles zusammen: eine fein gebügelte weiße Hose, eine weiße Weste, eine tadellose schwarze Jacke, ein blendendes Vorhemd, einen vornehmen Herrenkragen mit schwarzseidenem Schlips und ein paar weiße Kavalierhandschuhe. Mr. de Gama ist überglücklich. Alles sitzt ihm wie angegossen. Er kennt sich selber nicht wieder. Wie selbstbewußt und überlegen kann er jetzt auftreten und die feinsten Herren vor die Schranken fordern! Und das alles für nur zwei Rupien! Was ist doch das Dhobie-Leihgeschäft ein herrliches Institut!

Die Spekulation des Dhobie geht aber noch weiter. Er baut auch vor für die Zukunft, nicht nur für sich, sondern auch für den Dirzie (sprich dörsie, d. h. Schneider) und den Boy seiner Kunden. Mit diesen beiden Persönlichkeiten steht er im Bunde. Je mehr er zerschlägt, desto mehr Arbeit bekommt der Schneider, den sich die Herrschaften ins Haus bestellen, um für sie zu flicken und auch neue Sachen zu machen. Dieser hinwiederum säumt die arg zerfransten Hosenbeine und Rockärmel so weit zurück, daß sie für ihre früheren Träger bald zu kurz werden und dann dem Boy als Geschenk zufallen. Dieser aber ist darauf bedacht, dem Dhobie möglichst viele Waschstücke zum Waschen zuzuschieben, damit er mehr verdient, und gibt ihm manches noch rein oder halbrein mit.

So arbeitet einer dem andern in die Hände, und alle drei stehen sich sehr gut dabei. Nur einer hat das Nachsehen, und das ist — der Saheb.

Glücklicherweise hatte ich mit meinem Dhobie niemals unliebsame Erlebnisse. Ich gab ihm nämlich persönlich die schmutzige Wäsche ab. Und mit meinen weißen Soutanen, meinen weiten Hosen und den andern ärmlichen Stücken konnte er keine Geschäfte machen. Das hätte er auch sowieso aus Ehrfurcht nicht getan. Ja er brachte mir noch manches, was mir nicht gehörte. Einmal sogar eine Bluse. Als ich ihm diese vorhielt, mußte er selber lachen. Man denke sich den Mota Saheb in einer — Bluse!

12. Der gerissene Milchmann

Der Mann, der im indischen Menschenleben eine besonders wichtige Rolle spielt, ist der Dudwalla oder Milchmann (Dud heißt Milch, und Walla bedeutet Mann oder Kerl). Mit dem macht jeder Hausvater in Indien seine besonderen Erfahrungen, und von ihm wissen alle genug zu erzählen.

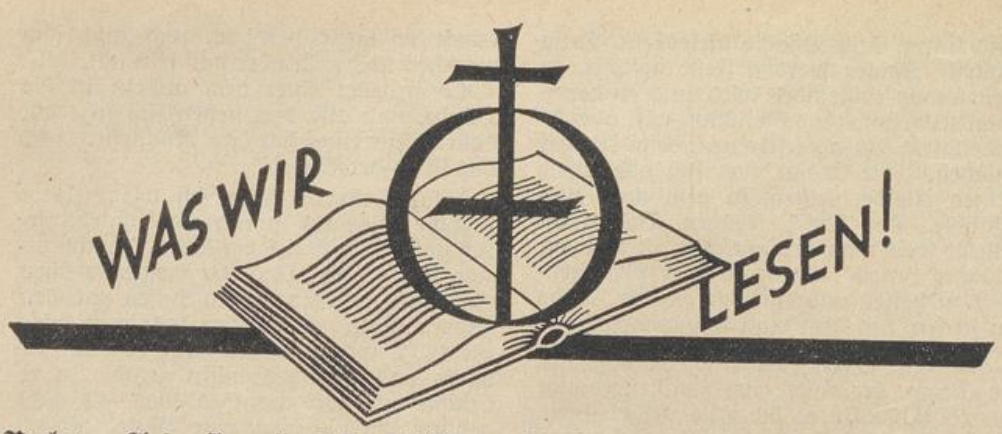
Zwar spricht man von der Milch „der frommen Denkart" (Schiller im „Tell"). Aber wenn man an die indische Milch denkt und an den „Kerl" dazu, der sie einem liefert, dann wird die Denkart schon eher alles andere als fromm. Denn der ist schuld daran, daß man sie kaum jemals so bekommt, wie sie sein soll und wie man sie wünscht: gute, unverfälschte Milch, frisch von der Kuh. Und doch ist man, um überhaupt Milch zu bekommen, ganz und gar auf den Milchmann angewiesen, dessen Beruf es ja ist, sich Kühe zu halten und den andern, die keine Kühe haben, Milch zu liefern und dabei gute Geschäfte zu machen. Letzteres versteht er nur allzu gut, und es gelingt ihm nur allzu leicht. Man kann ihn ja gar nicht entbehren.

Dud, dieses kostbare Nährmittel, wollen ja alle haben. Dud will der Erwachsene, und nach Dud schreit das Kind. Dud will man morgens zum Kaffee und Haferbrei und nachmittags zum Tee. Dud braucht der Koch für Milchspeisen und Puddings. Dud, gute Dud, muß man auch haben, um sich Butter zu machen. — Wer sieht da nicht ein, wie wichtig für jeden Haushalt auch in Indien der Milchmann ist?

Von dieser seiner Bedeutung und Unentbehrlichkeit ist der Dudwalla auch voll überzeugt. Das bekundet schon sein Gang und sein ganzes Auftreten. Wie gravitätisch und selbstbewußt schreitet er hinter seiner Kuh drein!

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Reden und Schweigen. 124 Seiten und ein Titelbild in Kupfertiefdruck. In Lein. geb. RM. 2.80.

Wer die aus reicher Erfahrung und reifer Seelenkenntnis hier geernteten Weisheiten über das Reden und Schweigen, diese tagaus, tagein recht und schlecht geübten Künste, in sich eingehen läßt, der lernt wieder Ehrfurcht und Dank für die Gottesmitgift der Sprache. Der ahnt zugleich, daß es Gottes größte Gütetat gewesen ist, nach langem Schweigen Sein „Wort" in unsere Welt hineinzusprechen.

Neuheiten in ein- und mehrfarbigen Gebetbuchbildchen, Kinderbildchen, sowie in Post- und Glückwunschkarten zu Ostern, zur Erstkommunion und zu Familienfesten.

„Ars sacra" legt uns wieder eine reichhaltige Sammlung von Bildern, Postkarten und Glückwunschkarten vor, aus denen jede Mutter, jeder Erzieher eine Auswahl treffen kann, die ihn vom erzieherischen, aber auch vom künstlerischen Standpunkt aus vollauf befriedigen wird. Solche Karten durch die Post bekommen, mit persönlicher Adresse, sind ein Fest im Kindesherzen. Auch Erwachsene haben ihre Freude daran.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Ein Buch mit sieben Siegeln? Von F. Breuer. 32 Seiten.

Eine Anleitung das Meßbuch aufzuschlagen.

Ich schreite zum hl. Opfermahl. Von Dina Schaefer. Zeichnungen von Rosl Wildt. 112 Seiten; kart. RM. 1.50, Leinw. RM. 2.40.

Es ist die beste und gründlichste Hinführung der Kinder zur hl. Messe und die klarste und verständlichste Einführung der Kinder in Aufbau, Sinn und Bedeutung des hl. Meßopfers, die ich kenne. Keine der vielen Schwierigkeiten wird übersehen oder umgangen.

Aller Augen warten auf dich, o Herr. Von A. Wortmann. Meßbüchlein für die Hand der Erstkommunikanten. 48 Seiten, 30 Pfg.
Beilage für die Hand des Katecheten: Grundlegung und Aufriß eines Erstkommunionunterrichtes aus dem Geist der Liturgie. 32 Seiten, 35 Pfg.

Der Heiland kommt. Kleines Lern- und Betbüchlein für die erste hl. Kommunion. Für sechs- und siebenjährige Grundschulkinder zusammengestellt von Hans Steffens. 48 Seiten, 25 Pfg.

Große Männergestalten. Von P. Paschalis Neyer. **Hieronymus Jaegen.** Ein Bankdirektor. Von Karl Wild. 216 Seiten. Kart. RM. 3.50, Leinwand RM. 4.20.

In Bankdirektors Jaegen Charakterbild wird ein äußerlich zwar schlichtes, aber innerlich um so größeres, reicheres, ja heroisches Leben gezeichnet. Ein Vorbild für Männer und Jungmänner.

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Eine begrüßenswerte Neuerung. — Zu den vielen Einbandarten des beliebten **Schott-Meßbuchs** kommt ein billiger Kaliko-Leineneinband mit Rotschnitt. Dadurch erfahren die meisten Ausgaben des Laienmissale eine erfreuliche Verbilligung. Schott 1 kostet jetzt RM. 8.60; Schott 2 RM. 4.40; Schott 3 RM. 4.20; Schott 4 — der Volksschott — ist jetzt für nur RM. 1.80 zu haben und Schott 5, der Großdruck-Schott, für RM. 4.40.

Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln - Köln:

Das Sakrament der Wiedergeburt im österlichen Leben der Kirche. Heft 1 aus der Serie „Christusleben in der Kirche." 48 Seiten, Einzelpreis 20 Pfennig.

Dieses Heft eignet sich besonders für die Arbeitsgemeinschaft mit der heranwachsenden Jugend, mit jungen Müttern und Müttern von Kommunionkindern.

Gattin und Mutter. Ein Buch der Führung und des Gebetes für kath. Frauen. Von Pfarrer Dr. Würth. 358 Seiten, Leinw. RM. 2.40.

Der 1. Teil enthält Betrachtungen über die Ehe, Kindersegen, Schwierigkeiten des Familienlebens u. s. f. Der 2. Teil ist Gebets- und Andachtsbuch. Ein Standesbuch für alle Mütter.

Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer:

Ruth Schaumann:

Die Geheimnisse um Vater Titus. Ein geistliches Jugendbuch mit Bildern und Federzeichnungen der Erzählerin.

Als erstes beabsichtigt die Dichterin mit ihrem neuen Buch, die Kleinen zum Geheimnis der Eucharistie hinzuführen, aber wie sie das macht, so behutsam, so fein, das ist letztlich ein dichterisches und pädagogisches Meisterstück.

Jesus, der Gekreuzigte. Von Mutter Klara Fey. 154 Seiten, Leinen RM. 2.—, kart. RM. 1.35.

In tiefgehenden Betrachtungen legt die fromme Verfasserin das ganze Leiden Christi dar. Viel Trost und Leidenskraft wird sein Gebrauch wecken können.

Nachdruck sämtlicher Orginal-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 6 Juni 1938 56. Jahrgang

Pfingsten

Komm, Heil'ger Geist, mit Schöpferkraft,
Weck' auf, was schlafend und erschlafft!
Brenn laue Herzen hell und weiß,
Brich jeder Selbstsucht starres Eis,
Daß Blick zu Blick nur Liebe weht,
Und jeder Brudernot versteht!

Ström nieder Deiner Gnade Flut,
Daß alle sich einander gut
Und Helfer werden, arm wie reich,
Daß öffnen sich, den Blüten gleich,
Die Hände schenkend und beschenkt,
Beglückt von Deinem Licht gelenkt!

Daß nicht mehr sich mit Lächeln tarnt
Das Böse, das nur Lügen garnt,
Und keiner mehr die Freude schmäht,
Die er im Bruderblick erspäht,
Daß Haß erlischt und Neid zerfallt
In Deines Wehens Allgewalt!

Peer.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pfingsten, das Fest der Weltmission

Pfingsten, das Hochfest des Heiligen Geistes! . . . Am 50. Tage nach Ostern erneuert es in uns die Erlösungsgnade und Erlösungsfreude. Nochmals ertönt das selige Alleluja in den gehobenen Weisen der Neugetauften von einstmals. Möchte es heutzutage kräftigen Widerhall finden in Herzen, die der Heilige Geist gnadenreich erneuert hat!

Pfingsten war in der Vorzeit das Fest der beginnenden Ernte, das an die Gesetzgebung auf Sinai und die Vollendung des Alten Bundes am 50. Tage nach dem Auszug aus Ägypten erinnerte.

Pfingsten ist uns Christen das Gedächtnis der ersten wunderbaren Aussendung des Heiligen Geistes, die Feier der nach innen und außen vollendeten Gründung der Kirche . . . O, daß es uns jährlich mehr die innere Vollendung unseres Kindesverhältnisses zu Gott, unsere wahre und einzige Vollkommenheit brächte! Dann könnte auch in unserer Seele eine reiche Tugendernte beginnen, wie an dem ersten Pfingsten für die Apostel. —

Die Meinung, die uns beim hl. Meßopfer dieses hohen Tages begleiten soll, ein Ziel für jede Einzelseele wie für die Weltkirche: „Festige das, o Gott, was du in uns schon gewirkt hast!" Stärke es, belebe es, laß deine Gnaden, die großen Erweise deiner Liebe, nicht unvollendet bleiben! Sieh' auf unsere Schwäche und Ohnmacht! Sende den Hl. Geist zu einem recht tiefen, ständigen, unser Ganzes umfassendes Wirken! Gib ihn den ganzen Völkern, als dessen Vertreter Könige und Regenten dann vom Tempel der wahren Kirche aus Opfergeschenke und Huldigungsgaben dir darbringen werden. Nur der Hl. Geist verleiht ihnen die rechte Gesinnung, mit der sie dich als ihren höchsten Vater und Herrn anerkennen und dir dienen. „Gott dienen bringt echte und ewige Herrschaft", sagt ihnen der Hl. Geist! . . . Und wir alle können doch, insofern wir unsere Pflichten gegen Gott mit voller Herzenszustimmung erfüllen, schon wahrhaft Könige im Reiche der Seelen sein.



Fronleichnam: Hochamt
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Um den Hl. Geist zu verstehen und als Lebensführer, als tröstenden Freund zu empfangen, will ich mich nach der Lehre des Evangeliums bemühen, Christi Wort zu halten. Das ist die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Voraussetzung des großen Pfingstgeschenkes, das ich heute durch Vermittlung meines eucharistischen Heilandes erwarte. Er soll „erkennen, daß ich", nach seinen Worten, „Gott liebe und deshalb tue, was Gott aufgetragen hat" . . . Unser mühsames Beginnen, unsere hinfälligen Vorsätze werden sich bald mit Erkenntnis, Friede, Freude, Gotteskraft belohnt sehen.

An der Wiege der Kirche leuchtet das Feuer und braust der Sturm. Mit Sturmesmacht wurden die Apostel aus ihrem natürlichen Lebenskreis gerissen, der immer das eigene Ich zum eigentlichen Mittelpunkt hat und in die Lichtbahn gedrängt, der Gott alles ist. Und doch war dieser plötzliche Ansturm von oben durch so selige, ruhige Wonne gekennzeichnet, daß er wie ein Stück Himmelsluft empfunden wurde und der Hl. Geist göttlicher Liebe in ihm zu erkennen war.

Auch über uns muß einmal ein allgewaltiges, sturmgleiches Wirken des ewigen Geistes kommen, wenn unser Leben nicht immer von Wahn, Beschränkung, Täuschung und Veränderlichkeit befangen bleiben soll.

Jesus! Nach der hl. Kommunion, in der du meinen Leib und mein Blut mit deinem göttlich heiligen Fleisch und Blut vereinigt und vermählt hast, erwirke mir auch die Lebenskraft deines göttlichen Geistes. Erwirke sie mir einmal schöpferisch umgestaltend!

Und wenn deine leibliche Gegenwart des Sakramentes aufhört, gib mir umsomehr den allüberwindenden Geist deines Herzens, damit der „Fürst der Welt" mit seinem Geiste nicht in meine Seele dringe. Die Seele, die du jetzt mit deinem Sakrament geweiht hast, muß geweiht bleiben und ewiglich ihren Dank, ihre Bewunderung und Anbetung aussprechen. Sie muß voranschreiten „von Tugend zu Tugend" . . . bis zu der Vollkommenheit eines gottgeeinten Lebens und Glückes.

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der heiligmäßige Gründer der Kongregation der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, Msgr. de Mazenod, wurde vom Hl. Stuhl beauftragt, seine Genossenschaft in den Dienst der Seelsorge der Katholiken Natals zu stellen. Die Genossenschaft war erst 34 Jahre alt, die Leute und Mittel gering. Bereits hatte sie Missionen in Kanada und Ceylon übernommen. Doch der Glaube und das Vertrauen auf die Vorsehung waren groß. Es galt, den Ärmsten der Armen — im geistigen Sinne — das Evangelium zu predigen. Der Papst rief und Gott würde sorgen. Der Heilige im Gründer nahm an, was menschliche Klugheit wohl zurückgewiesen hätte.

Am 4. Dezember 1850 schrieb Bischof de Mazenod an Father Allard, daß der Heilige Stuhl der Oblatenkongregation das Vikariat Natal übertragen und ihn zum ersten Apostolischen Vikar bestimmt habe. Father Allard wirkte damals in Kanada, wo er u. a. eine Genossenschaft von Nonnen ins Leben gerufen hatte. (Mitglieder derselben arbeiten gegenwärtig noch im Basutolang). Seine Bescheidenheit wollte sich zunächst der Würde entziehen, doch ein persönlicher Auftrag vom Heiligen Vater nötigte ihn zur Annahme. Er verließ Kanada und wurde am 13. Juli 1851 zu Marseille in Frankreich zum Bischof geweiht. Einer der Mitkonsekratoren war Msgr. Guibert, der nachmalige Kardinal-Erzbischof von Paris.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bischof Allard segelte am 13. November 1851 von Marseille ab und erreichte Kapstadt am 19. Januar 1852. Bald folgten ihm die Patres Sabon und Logegarray und etwas später noch vier Priester der Oblatenkongregation, nämlich P. Gerard, P. Barret, P. Bompard und P. Le Bihan. Mitte März 1852 trafen sie in Port Natal ein, empfangen vom Apostolischen Missionar Father Bunne, damals in Durban weilend. Der erste Pfarrer daselbst wurde Father Sabon. Bischof Allard aber begab sich sogleich nach Maritzburg, dem Mittelpunkte der Kolonie. Schon am Weihnachtsfeste 1852 konnte er daselbst die erste katholische Kirche einweihen, damals als das „feinste kirchliche Gebäude" betrachtet in der Stadt. Man baute auch eine erste katholische Schule. Einschließlich der Garnison betrug die Katholikenzahl von Pietermaritzburg anno 1852 rund 400 Seelen. Gesamteinwohner von Durban waren es 2000; darunter ungefähr 100 Katholiken. Ein bescheidenes strohgedecktes Kirchlein konnte daselbst am 24. Juli 1853 eröffnet werden.

Der erste offizielle Bericht Bischof Allard's an die Propaganda in Rom datiert vom Jahre 1859, soweit geschichtlich niedergelegt, enthält verschiedene Einzelheiten über Maritzburg; daß Father Barret daselbst als Pfarrer wirke und auch die dortige Schule leite. Eine solche sei auch in Durban errichtet worden und eine dritte Mission in einer von der Regierung bewilligten Reserve. Der Bischof selbst residierte mit P. Gerard und P. Bompard daselbst . . .

Diese „Mission" war und ist St. Michael, 1856 von den Oblaten gegründet, 1890 den Mariannhiller Missionaren übergeben und heute eine der blühendsten Missionen in Natal, mit 10 Außenstellen.

Dr. Sormany OMI. berichtet aus jenen Tagen:

„Father Gerard widmete sich mit aller Energie der Erlernung der Zulusprache und überwältigte nach dem Zeugnis des Bischofs die Schwierigkeiten dieser Aufgabe. Bei der Eröffnung der ersten Kapelle von St. Michael am 17. Juli 1858 konnten tatsächlich bereits Lieder in Zulu gesungen werden, die P. Gerard verfaßt und eingeübt hatte! Das historische Missionskirchlein war ein Notbau aus Wattelstangen und Lehm, 40×20 Fuß. Unter den 120 anwesenden Zulus befand sich noch kein einziger Katholik. Auch in den folgenden drei Jahren konnten nur sterbende Kinder getauft werden. Kein Erwachsener zeigte sich noch der Gnade bereit und fähig, trotz aller Bemühungen. Als der Bischof und Missionar nach fünf ermüdenden Reisetagen einen anderen Platz in Angriff nahmen, nannten sie bezeichnend die neue Mission „Unsere Liebe Frau von den Schmerzen." Aber auch von ihr lautet der Chronikbericht entmutigend: Ende 1861 mußte auch dieser Außenplatz geschlossen werden.

Was uns als traurige Begebenheit erscheint, lag indessen ohne Zweifel im Plane Gottes, um Besseres zu erzielen! Hätten die Missionare damals in St. Michael Erfolg gehabt, so wäre die wichtigere Mission in Basutoland wohl verzögert oder nicht gegründet worden. Wer weiß, ob dann die herrliche Ernte, welche gegenwärtig im dortigen Missionsfelde eingebracht wird, jemals ausgesät worden wäre . . .!

Die Berichte der katholischen Presse von Südafrika bringen auch die Bildnisse der meisten genannten Pioniere des Glaubens im Lande. Das Ganze bildet samt den Ansichten der ursprünglichen Kapellen und Kultstätten einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte des Katholizismus in Afrika. Doppelt willkommen wohl auch den Lesern des „Vergißmeinnicht" im Jahre der Gedenkfeier des vollendeten ersten Jahrhunderts.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Ecce Panis angelorum,
Factus cibus viatorum!"
„Seht die Engelsspeise,
Brot der Pilger auf der Reise!"

Mit dem ersten Oktobersonntag 1937 begannen die näheren Vorbereitungen auf die Jahrhundertfeier in Südafrika und den Eucharistischen Kongreß in Kapstadt. Zwei hervorragende Prediger, die Jesuiten P. Mackey und P. Garahy waren eigens aus Irland gekommen, um die Volksmissionen und vorbereitenden Einkehrtage im West-Vikariate zu leiten. Auch die Redemptoristenpatres nahmen vollen Anteil an dieser vorausgehenden Glaubenserneuerung der katholischen Bevölkerung.

Am zweiten Oktobersonntage war in vielen Kirchen und Konventen das Allerheiligste ausgesetzt und es folgten bis zum Abend Bittandachten um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Fronleichnam in St. Joseph, Reimlingen
Photo: P. Schmitz, Reimlingen

besonderen Segen und nachhaltigen Erfolg des Centenariums. Das kath. Wochenblatt von Südafrika bringt fast in jeder Nummer anregende Einladungen zur Feier und interessante geschichtliche Einzelheiten: „How the Faith came to South Africa." Hier nur einiges von dem, was uns der Generalvikar des Hochwst. H. Bischofs Delalle von Natal, Dr. Sormany OMI. in Durban über die „reiche Ernte in Basutoland" berichtet. Das an Natal grenzende Gebirgsland bildete ja lange Zeit einen Teil des Natalvikariates unter der Obsorge der Oblatenkongregation.

Am 12. November 1861 statteten Bischof Allard OMI. und P. Gerard OMI. der damaligen Burenrepublik im Free-State ihren ersten Besuch ab. Die längst beabsichtigte Reise war bis dahin durch den Krieg zwischen der Republik und den Basutos verzögert worden. Die Missionare machten ihre lange Tour im Sattel und zwei weitere Pferde trugen außer dem Gepäck auch den ersten Tragaltar in diese entlegenen Gegenden. Sie besuchten die damals im Entstehen begriffenen Plätze Harrismith, Bloemfontein und Smithfield. Im westlichen Famosmith fanden sie 5 katholische Familien, die sich sogleich anboten, eine Kirche für 600 £ zu bauen. Die katholischen Farmer am Orangeriver empfingen ihren Bischof mit Salutschüssen. Im ganzen Free-State fanden sich gegen 200 Katholiken und ihr Oberhirte verweilte 3—8 Tage an den Hauptplätzen, erteilte ihnen Unterricht, spendete die hl. Sakramente und feierte die hl. Messe. Von der jüngeren Generation hatten viele überhaupt noch keiner Meßfeier beigewohnt. Die Verlassenen hofften ihren Guten Hirten recht lange bei sich zu behalten, doch Bischof Allard wollte vor allem mit dem Basutovolke bekannt werden und seinen berühmten Oberchief Moseſh, den „Löwen auf dem Berge" aufsuchen.

Das Basutoland von Westen betretend, machte der Bischof zunächst mit Malapo, einem Sohne des Moseſh, Bekanntschaft. Die beiden Missionare wurden feierlich empfangen und eine Versammlung einberufen. Während

Malapo mit 60 Ratsleuten im Halbkreis auf Matten saßen, erhielten die seltenen Gäste europäische Stühle angeboten. Der Chief erkundigte sich nach der Bedeutung des Kreuzes, welches die Ankömmlinge auf der Brust trugen und erbat sich Aufschlüsse über die Religion im allgemeinen. Er zeigte sich interessiert und frug um Erlaubnis, am folgenden Tage beim Gottesdienste zu erscheinen. Bereitwilligst gestattete es der Bischof und hielt am anderen Morgen nach der hl. Messe mit Mitra und Stab eine Ansprache. Der Chief durfte auch Fragen stellen und sagte nach der Feier: „Ich möchte wissen, welche von den beiden Religionen die rechte ist. Die der Protestanten oder der Katholiken? Wir sind ein unwissendes Volk und vielleicht irregeführt von einer falschen Religion und auf dem Wege zur Hölle . . ." Es folgten noch manche Unterredungen und am Schlusse bewilligte er die Errichtung einer Missionsstation. „Aber", fügte der Chief bei, „ich bin nur ein Kind des Moseh und Du mußt zu ihm gehen und den endgültigen Bescheid von ihm erwarten." Malapos letzte Worte waren: „Bete zu Gott für mich, daß Er mir den rechten Weg zeigt, der zum Himmel führt!"

Der feierliche Erstlingsbesuch hatte größtes Erstaunen bei den Basutos hervorgerufen. Sie scharten sich in Menge um den Bischof; viele von ihnen hatten bereits protestantischen Schulunterricht erhalten und konnten lesen und schreiben. Sie kamen mit ihren Bibeln und baten, jene Stellen anzugeben, die vom katholischen Glauben handeln. Wie fast überall in Südafrika, waren protestantische Missionare verschiedenster Sekten den katholischen längst zuvorgekommen. Beim lernbegierigen und ausnehmend geweckten Völkchen der Basutos gefiel es ihnen ausgezeichnet. Jedenfalls standen diese gutgewillten Bergbewohner der Religion bereits weit näher als die übrigen, mehr kriegerischen und ins Sinnliche abgeirrten Bantustämme. So durften denn auch die Basutos die Ersten sein, bei denen die katholische Mission und die Gnade des wahren Glaubens einkehrte. Der Boden war hier besser vorbereitet als irgend sonstwo. (Forts. folgt)

Ein eifriger Missionar und unermüdlicher Forscher geht heim zu Gott

Hochw. P. Albert Schweiger CMM. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Ganz unerwartet traf von Südafrika die Nachricht ein, daß der Hochw. P. Albert Schweiger CMM. gestorben sei. Diese Trauerkunde ist um so schmerzlicher, weil sie so ganz plötzlich kam und keiner, der den P. Albert kannte, daran dachte. Mein erster Gedanke war: da muß ein Unglück geschehen sein; denn ich hatte nie etwas davon gehört, daß P. Albert krank wäre. — Vor einigen Tagen erhielt ich nun nähere Mitteilungen über den Tod des eifrigen Missionars, des vorbildlichen Priesters und Ordensmannes und des unermüdlichen Forschers. Was ich von seinem Sterben vernommen, und was ich von seinem Leben durch persönliche Bekanntschaft mit ihm oder durch den Mund lieber Mitbrüder erfahren habe, will ich den Lesern des „Vergißmeinnicht" kurz mitteilen:

Der Hochw. P. Albert Schweiger war am 6. März 1879 zu Pollenried

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in der Oberpfalz geboren. Am 17. September 1897 trat er in das vom hochseligen Abt Franz Pfanner gegründete Trappistenkloster Maria-Stern in Bosnien ein, wo er am 1. November 1897 eingekleidet wurde und zwei Jahre später die ersten Gelübde ablegte. Im Jahre 1904 siedelte er von Maria-Stern nach Mariannhill über und empfing am 4. Juli 1908 die hl. Priesterweihe. Mit großem Fleiß verlegte sich P. Schweiger auf das Studium der Eingeborenensprache und übernahm bald eine Missionarsstelle auf der Zentrale Mariannhill. Später wirkte P. Schweiger im Mariannhiller Missionsgebiet im Keiland und Ost-Griqualand. Nebenamtlich war der eifrige Missionar als großer Naturfreund auch Botaniker und legte wertvolle Sammlungen an. Sein Lieblingsfach aber war die afrikanische Altertumskunde und Bantuforschung. Wo immer ihn seine Missionsreisen zu Pferd oder zu Fuß hinführten, überall hielt er scharfe Umschau nach archäologischen Beutestücken und Buschmannshöhlen und -Malereien. Und er hatte bei seinen Nachforschungen schon einen guten Erfolg. Seine zahlreichen Funde und seine Reproduktionen der interessanten Buschmannsmalereien fanden in Fachkreisen hohe Beachtung.

Was P. Albert Schweiger in 25 jähriger Missionstätigkeit auf genannten Gebieten erforscht und festgestellt hatte, das suchte er in den letzten Jahren seines Lebens in Schrift und Bild niederzulegen. Als Hausseelsorger der Farm St. Leonhard bei der Missionsstation Lourdes blieb ihm die nötige Zeit und Ruhe zu dieser Arbeit. P. Schweiger widmete sich ihr mit großem Fleiß und lieferte geschätzte Beiträge für mehrere Zeitschriften und Fachkreise, besonders auch für die „Fides-Korrespondenz" in Rom. Vom Oktober bis Dezember vorigen Jahres konnte der unermüdliche Mann noch einmal seine früheren Wirkungsstätten besuchen und sogar ins eigentliche Basutoland reisen, wie er es schon viele Jahre gewünscht hatte. Die mehrere Wochen dauernde Forschungsreise und der Aufenthalt in der gesunden Luft der afrikanischen Bergwelt stärkte nicht wenig seinen etwas schwächer gewordenen Leib. So konnte er nach seiner Rückkehr nach St. Leonhard sagen: „Jetzt fühle ich mich wieder stark und kräftig!" —

Sofort ging P. Schweiger eifrig ans Werk, um die Ausbeute der letzten Reise wissenschaftlich zu verwerten. Lange Berichte wurden verfaßt und zahlreiche abgepauste Buschmannsmalereien mit Tusche auf gutes Papier übertragen. Unablässig arbeitete er auch an einer Landkarte von Südafrika.

Anfangs Januar 1938 erhielt P. Albert Schweiger von Sr. Exzellenz, dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer CMM. den ehrenvollen Auftrag, im Eingeborenen-Priesterseminar der Mariannhiller Missionare bei der Missionsstation Mariatal einige Lehrfächer zu übernehmen und dort auch seine langjährigen Erfahrungen in der Bantulogie zu verwerten. Am 12. Februar war der gehorsame Ordensmann reisefertig und erwartete die Ankunft seines Nachfolgers und des Autos, das ihn nach dem ungefähr 60 Kilometer entfernt liegenden Seminar bringen sollte. Gegen Mittag traf sein Nachfolger wohlbehalten in St. Leonhard ein. P. Albert begrüßte seinen Mitbruder recht freudig und erzählte ihm schon bald von seinen Buschmannshöhlen und -Malereien. Dabei machte der Erzähler wie gewöhnlich seine kleinen Späße und originellen Witze. Um 12 Uhr war ordnungsgemäß das Mittagessen. Dieses schmeckte ihm noch ausgezeichnet. Nach dem Mittagessen gings in die Kapelle zu einer kurzen Danksagung. Als Oberer des Hauses betete er dabei noch die üblichen Gebete vor. Die anschließende Rekreation verbrachten die Brüder auf der Veranda. P. Albert begab sich in sein Zimmer, um die letzten Reisevorbereitungen zu tref-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Das Abendmahl von Leonardo da Vinci

fen; denn das Auto konnte jeden Augenblick eintreffen. — Plötzlich stürzte er mit bleichem Gesicht aus seinem Zimmer heraus und mußte sich erbrechen. Darauf legte er sich, da er etwas unwohl und müde war, auf sein Bett und ließ sich von einem Bruder einen Magenbitter reichen. Der Bruder stellte das Gläschen auf den Nachttisch, wünschte dem Kranken gute Besserung und verließ das Zimmer wieder, um den Pater nicht zu stören. — Die anderen Brüder und der neue Pater schauten sich inzwischen auf der Missionsfarm etwas um. Als der Nachfolger des P. Schweiger alles in Augenschein genommen hatte, gingen die Brüder wieder ins Haus, um sich von ihrem bisherigen Obern zu verabschieden. Ein Bruder ging ins Zimmer, wo der Kranke auf dem Bette lag. Als er näher hinschaute, sah er, daß P. Albert tot war. Die Bestürzung der kleinen Familie war sehr groß. Der Tod mußte unmittelbar nach des Bruders Weggehen erfolgt sein; denn das Gläschen stand noch unberührt auf dem Nachttisch. — Gott, der Herr über Leben und Tod, hat seinen treuen Diener zwar plötzlich, aber sicher nicht unvorbereitet zu sich in die selige Ewigkeit abberufen. Er hat ihm sogar seinen Wunsch, an einem Samstag zu sterben, gerne erfüllt und den großen Marienverehrer am Tage der Königin des Himmels heimgeholt.

Am Sonntag den 13. Februar fand auf der Missionsstation Lourdes die Beerdigung des guten P. Albert Schweiger statt. Der Hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill nahm diese selbst vor. Auch der H. H. P. Provinzial der Mariannhiller Missionare in Südafrika und der Superior vom Kloster Mariannhill, sowie der Regens vom Eingeborenen-Priesterseminar erwiesen dem teuren Toten die letzte Ehre. Außerdem nahm die ganze Lourder Christengemeinde, etwa 3000 Personen, an der Beerdigung teil. — Der göttliche Heiland hat dem guten Priester und vorbildlichen Ordensmann, dem eifrigen Missionar und unermüdlichen Forscher sicher schon die Krone des Lebens und die selige Ruhe im Reiche seiner Herrlichkeit geschenkt. —

Wer am Missionswerke teilnimmt, wird Vater und Mutter unsterblicher Menschenseelen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sind die Schwarzen dumm?

Von P. Majara CMM. (Schluß)

2. Der kluge Schwarze

Der liebe Gott hat nur ein Menschengeschlecht geschaffen. Darum ist auch die Menschenseele überall die gleiche: die Anlagen des Verstandes und die Triebkräfte des Willens sind überall dieselben, nur die Ausbildung ist verschieden, entsprechend den Lebensverhältnissen.

So ist es zu erklären, daß die „Wilden" in Afrika zwar „wild" sind in ihrer äußeren Erscheinung: sie stehen noch auf einer tiefen Lebensstufe, wohnen in Hütten aus Lehm und Stroh, kleiden sich in Tierfelle, haben keine Schulen, keine Industrie, keine Landwirtschaft in unserem Sinne, essen am Boden, schlafen am Boden, ihre Gebrauchsgegenstände, soweit sie nicht von Europäern stammen, sind äußerst primitiv, aus einfachstem Stoff, wie ihn die Natur eben bietet, wie Lehm oder Stroh, Holz oder Stein. Ein Gelehrter meinte: „Der Seifenverbrauch ist auch ein Gradmesser für die Kultur eines Volkes." Die Seife kannten die Schwarzen überhaupt nicht.

Aber schließlich ist die Kultur nicht etwas rein Äußerliches, sondern mehr etwas Innerliches, nicht nur Verfeinerung des äußeren Menschen und seiner Lebensverhältnisse, sondern Bildung seines Geistes, Entwicklung der Kräfte seines Verstandes und Willens. In diesem Sinne prägte Kardinal Faulhaber das berühmte Wort: „Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele."



Fronleichnamsprozession im Park von St. Bonifatius
Vor dem ersten Altar
Photo: Lulkowski

Dem Missionar und Forscher begegnen in Afrika viele Beweise für die Bildungsfähigkeit des Schwarzen.

Auffallend ist die musikalische Begabung des Schwarzen. Das Gehör ist ausgezeichnet. Ein Pater an unserem Eingeborenen-Seminar erlebte mit seinem schwarzen Männerchor Erfolge, die er in Europa bei seinen weißen Studenten nicht erzielen konnte. Weiße, die diesen Chor hörten, wollten es lange nicht glauben, daß es möglich sei, Schwarze soweit zu bilden.

Ein Europäer, der zum ersten Male am Sonntag den herrlichen Volksgesang beim

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gottesdienst der Schwarzen in der Mariannhiller Kathedrale hört, ist überrascht, ja geradezu ergriffen von der Wucht und Klangfülle dieser Gesänge. So ist es mehr oder weniger auf allen unseren Missionsstationen.

Vor wenigen Jahren tauchte auch ein richtiges Malergenie auf unter unseren schwarzen Christen. Ohne besondere Vorbildung malte dieser junge Bursche z. B. ein geradezu grandioses Bild des Martyriums der katholischen Neger in Uganda, ein Bild von dramatischer Wucht und historischer Treue, ebenso Szenen aus der Geschichte Südafrikas, Charakterköpfe von Negern, Skizzen aus dem afrikanischen Volksleben. Er kopierte von einem Gebetbuchbildchen einen überlebensgroßen Kopf des sterbenden Heilandes, ein Bild, das jeden Beschauer tief ergreift und zum Nachdenken zwingt.

Am Eingeborenen-Seminar studiert heute noch ein Schüler, der nicht nur glänzende Fortschritte machte im Studium verschiedener Negersprachen und des Englischen, sondern auch in Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Französisch und Italienisch. Dazu besitzt er nicht geringe poetische Fähigkeiten. Seine Gedichte in Zulu können freilich nur von seinen Volksgenossen selber richtig gewertet werden.

Ein anderer Schwarzer, ein Umsutu, schrieb einen Roman über Tschaka, den afrikanischen Tyrannen und Nationalhelden; dieses Buch wurde ins Englische übersetzt, in der Oxforder Universitätspresse gedruckt und beurteilt als Meisterwerk nach Inhalt und Form.

Vor einigen Jahren hat ein Schwarzer unserer Mission, Mr. Bilakazi, als erster katholischer Laie den Doktorgrad erworben als Philologe der Eingeborenensprachen.

Von unseren ersten schwarzen Priestern haben mehrere den Doktorgrad der Philosophie oder Theologie gewonnen.

Aber nicht nur in Wissenschaft und Kunst zeigen einzelne Schwarze große Fähigkeiten, sondern auch in den gewöhnlichen Erfordernissen des täglichen Lebens.

Nach der großen Stadt Maritzburg fuhren jeden Morgen schwarze Kinder mit einem Omnibus in die Schule. Ein ganz geriebener Junge wußte sich immer den Platz neben dem Chauffeur zu sichern. Scharf beobachtete er die einzelnen Handgriffe des Wagenführers an den verschiedenen Hebeln des Motors. So lernte er langsam durch das bloße Zuschauen die Handhabung der Maschine.

Eines Nachts brach dieser Pfiffikus in die Autogarage eines Weißen ein. Ein Kleiner mußte oben durch eine schmale Durchsicht über der Türe hineinkriechen und von innen öffnen. Dann fuhr die kleine Gesellschaft auf der großen, schönen Autostraße von Maritzburg nach Durban, eine Strecke von etwa 80 Kilometer. Vor der großen Hafenstadt kehrten sie wieder um und fuhren auf dem Heimwege noch ein paar Hasen über den Haufen, die von den Scheinwerfern geblendet in die Fahrbahn des Autos gelaufen waren. Natürlich nahmen die kleinen Abenteurer den Hasenbraten gleich mit. In Maritzburg stellten sie das Auto wieder richtig zurück und entwichen unbemerkt nach Hause.

Nur an der Beschaffenheit des Wagens merkte am nächsten Morgen der Eigentümer, daß das Auto nachts benützt worden sein mußte. Es war klar, daß das Schwarze verbrochen hatten; denn Weiße hätten den Wagen nicht mehr zurückgebracht. Die Polizei hatte die jungen Missetäter bald gefunden. Vor Gericht erklärte der Richter: „Wegen eurer Schlauheit und Geschicklichkeit verdient ihr Lob; aber weil man nicht stehlen darf, bekommt jeder Rutenstreiche." Aber die Rutenstreiche regte diese Jungens nicht auf;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die nächtliche Luftfahrt und der Hasenbraten daheim wogen die kurzen Schmerzen leicht auf.

Die Engländer nehmen gerne Neger als Köche ins Haus. Die Gentlemen vom Themsestrand lieben ausgesuchte Gerichte, nicht bloß hartgekochte Eier und weichgekochte Kartoffeln, sondern feinste Kuchen und Tunken und sonstige Gaumenkitzler. Diese Jungens lassen sich ausbilden zu fertigen Kochkünstlern.

Ein junger Schwarzer aus Mariannhill ist heute wohlbestellter Kaufmann in Durban. Er handelt mit Musikinstrumenten: Zithern, Gitarren, Grammophonen usw. Auf langen Wegen, geraden und krummen, kam er zu dieser Stellung.



Betende Missionsstudenten, St. Bonifatius, Schurgast
Photo: St. Bonifaz, Schurgast

Noch mehr hatte der Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, die Gewandtheit der Schwarzen zu bewundern auf kurzen Besuchen in Kamerun, Liberia, Nigeria, Sierra Leone, wo auch z. B. der Betrieb der Eisenbahnen in den Händen der Schwarzen liegt und auch in Schulen Erstaunliches geleistet wird, wie an der Negeruniversität Achimota.

Auf alle Fälle beweisen diese Beispiele die Bildungsfähigkeit des Negers, die jedenfalls noch mehr auffallen würde, wenn dem Schwarzen die Bildungsmöglichkeiten geboten würden, wie sie dem Weißen offen stehen und täglich sich anbieten. Auch in dieser Beziehung gilt das Wort des Dichters Seume, das er in seinem Gedicht „Der Wilde" einem Indianer in den Mund legt: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen", nämlich unser Wesen ist besser als unser Ruf.

Kirchenuhren in der Mission

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Wenn wir in Europa von Kirchenuhren sprechen, so denkt man sich eben die Uhr auf dem Kirchturm mit den vier Zifferblättern, deren Werk schon so groß ist, daß es einen Raum wie ein kleines Zimmer braucht. Solche wirkliche Kirchenuhren habe ich in der Mission nur auf einigen ganz alten Stationen gesehen, deren Geschichte noch zurückreicht in die gute alte Zeit vor dem furchtbaren Weltkrieg, in eine Zeit, die noch nichts kannte von der geradezu verhängnisvollen Geldnot der Missionen. Heute hat kein Missionar noch das Geld, sich eine richtige Kirchenuhr anzuschaffen, und so handelt meine Geschichte auch nicht von solchen Kirchenuhren, sondern . . ., nun, sie werden gleich sehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da war einmal ein Primiziant irgendwo in Oberbayern, der bei seiner Primiz noch nicht daran dachte, daß er einmal statt in der schönen deutschen Heimat im fernen Afrika als Priester wirken würde. Unter seinen Geschenken, die er anläßlich dieses seines Ehrentages erhalten hatte, war auch ein Regulator und eine Weckeruhr. Der Bettermann, der ihm diese beiden Uhren geschenkt hatte, hat wohl auch nicht im Traume darangedacht, daß diese seine beiden Uhren einmal im dunklen Erdteil Afrika den Missionaren die Zeit zu ihren Gebeten, ihrer Arbeit und Ruhe anzeigen würden. Ja, der Regulator ist sogar zur Kirchenuhr befördert worden und hängt nun in einer schönen großen Missionskirche, und die ganze Station mit ihrem großen Betrieb richtet sich jetzt nach ihm, nach seinem Zifferblatt.



Singende Missionsstudenten, St. Bonifatius, Schurgast
Photo: St. Bonifaz, Schurgast

Aber ich will noch von einer anderen Kirchenuhr erzählen, die eine viel längere Geschichte hat. Irgendwo in Oberbayern steht ein Benefiziatshäuschen. In diesem Benefiziatshäuschen hauste natürlich der geistliche Herr und mit ihm seine Haushälterin u. sein altes Mütterchen. Nun hatte der Hochw. Herr Benefiziat auch einen Neffen, der auch Priester werden wollte und so während seiner Studienjahre regelmäßig zur Ferienzeit ins Benefiziatenhäuschen kam, um auch hier für einige Tage sein Studentenunwesen zu treiben. Besonders hoch stand das Studentlein bei der Großmutter, er war eben der Jüngste ihrer Enkelkinder, und so war er ihr besonders ans Herz gewachsen. Im Zimmer seiner Großmutter nun hing auch ein kleiner netter Regulator, damit auch die alte Frau immer wisse wie es mit der Zeit wäre. So kamen einmal wieder Osterferien und die Großmutter lag auf dem Sterbebett, da hat die Uhr ihr die letzte Stunde geschlagen. Noch während der Osterferien machte sie ihre letzte Fahrt in die Heimat, um dort an der Seite ihres schon lange verstorbenen Mannes zur letzten Ruhe bestattet zu werden. Die Uhr aber blieb hängen im Zimmer der Großmutter und nur ab und zu, wenn mehr Gäste ins Benefiziatenhäuschen kamen, wurde das Großmutterzimmer wieder bewohnt. So hat die Uhr wohl viele Jahre nicht mehr regelmäßig die Stunden geschlagen, da niemand mehr Interesse hatte, ihren regelmäßigen Stundenschlag zu hören. So kam der Weltkrieg und auch der Neffe des Hochwürdigen Herrn Benefiziaten mußte ins Feld. Nach vielen sorgenvollen Jahren kam dann einmal der Tag, der langersehnte, der Tag der Feier der Primiz, des Erstlingsopfers des Neugeweihten. Die Uhr aber hing immer noch so ziemlich untätig im Großmutterzimmer. Mittlerweile ist aus dem damaligen Primizianten ein Afrikamissionar geworden, und als dieser nach zehnjähriger Missionstätigkeit auf einige Monate nach Europa zurückkam, hat ihm sein Hochw. Herr Onkel die Uhr aus dem Großmutterzimmer mit in die Mission gegeben. So kam der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleine Regulator wieder zu neuen Ehren, ja er ist sogar befördert worden zur Kirchenuhr. Hinter einer Säule hängt er jetzt und zeigt den Missionaren unermüdlich den schnellen Gang der Zeit an. Er erinnert sie auch, daß sie die Predigt nicht zu lange ausdehnen sollen, um die Aufmerksamkeit der schwarzen Christen nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Ja, er tadelt sie auch, wenn sie nach einem sehr arbeitsreichen Sonntag am Montag sich schließlich einmal verschlafen.

So ist die Uhr aus dem Großmutterzimmer jetzt ein wichtiger Faktor der kleinen Missionsstation geworden, die den Missionaren die Tagesordnung angibt und sie anhält, gute Ordensleute zu sein, die auch ihre Tagesordnung genau nach dem Schlag der Uhr einhalten. Die Großmutter wird sich sicher noch in der Ewigkeit darüber freuen, daß ihre Uhr als Missionsalmosen nach Afrika wandern durfte. Wird nicht jeder Stundenschlag dieser Uhr wie ein Dankgebet der alten Großmutter zum Himmel steigen: Daß der Herr der Ernte viele Arbeiter in seine Ernte sende. Ja, Arbeiter und materielle Hilfe, damit das Werk der Mission immer weiter vorangetragen werden kann.

„Er sprach und es kamen Heuschrecken, hüpfende ohne Zahl" (Ps. 104, 34)

Von P. Odo Ripp CMM.

Ist das ein Schauspiel, ein Heuschreckenschwarm! Ja, Heuschrecken sind in aller Munde, nicht um sie zu verzehren, sondern um über deren Plage zu reden, die sie über Menschen und Vieh, über Fluren und Felder bringen. Sie machen ihrem Namen alle Ehre, denn die ganze Natur erschrickt beim Herannahen dieser gefräßigen Flieger in unzählbarer Schar. Es beugen und ducken sich alle Blätter und Gräser und flüstern einander ängstlich zu: „O weh, heute ist es um uns geschehen. Man entkleidet uns all der Pracht, mit der Gottes Weisheit und Macht uns so schön ausgestattet hat." In diese Klage stimmen Menschen und Tiere ein. Die Ersteren sagen: „Umsonst war alle unsere Mühe und Arbeit und Schweiß, mit denen wir die Felder bestellt und angesät hatten. Dahin ist unsere Hoffnung auf eine schöne, ergiebige Ernte. Was werden wir nun essen, womit unser Dasein fristen? Auch das liebe Vieh trauert über die nackten Stengel und Stoppeln, die ihm diese gefräßige Pest auf den Feldern und Wiesen zurückläßt. Aus ist es mit den possierlichen Spielen, die gutgenährte, sattgefressene Rinder und Pferde sonst auf saftiger Weide zum Zeitvertreib aufgeführt haben. Jetzt, da sie am Hungertuch nagen, schauen sie melancholisch in die Luft, und jede heitere Laune ist aus Augen und Gebärden verschwunden. Schuld an all dem Elende sind diese schreckenerregenden Heuschrecken. Diese Biecher haben ein altes Schuldkonto auf ihrem Kerbholz. Seit Menschen die Erde bewohnen, besonders in heißen Zonen, haben sie ihnen oft recht hart mitgespielt und viele ihrer stolzen Hoffnungen vereitelt. Sie sind nämlich auch Boten Gottes, die er bewaffnet hat, um sich an seinen Feinden zu rächen (Sap. 5,18). Das hat einmal der verstockte, gegen Gottes Befehl aufmuckende Pharao aus Ägypten erfahren. Diese kleinen Tierchen, die in großen Massen über sein Land, seine Äcker und seine Residenz niederschwärmten, machten sein von Stolz und Dünkel verblendetes Herz



Jugend bei der Fronleichnamsprozession Reimlingen (Schwaben)
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

mürbe und ließen ihn seine Ohnmacht erkennen im Kampfe gegen den Allmächtigen und dessen Sendlinge. Auch heute noch verbreiten sie Schrecken, wecken wohl auch Bußgeist und Gebetseifer bei den zu irdisch gesinnten Menschen, die den Geber alles Guten vergessen und glauben, es müsse mal so sein, daß man jedes Jahr volle Ernte habe ohne auch nur den Segen von Oben zu erbeten und irgendeine Dankesschuld dem Schöpfer der Natur abzutragen, der doch zu Allem das Gedeihen gibt. Hierzulande, wenn diese Armee Gottes auf dem Marsche ist und die Lüfte durchzieht wie schwarze Wolken, welche die Sonne verdecken, so fällt wohl die Regierung in Demut auf die Knie, verordnet einen Buß- und Bettag, damit der Herr der Elemente in Gnaden der Pest Einhalt gebieten möge. Denn alle menschlichen Anstrengungen, mit Luftschiffen und giftigen Gasen den Heuschrecken den Garaus zu machen, erwiesen sich bis jetzt erfolglos. Nur wenn es den Menschen gelingt, die Brutstätten der Heuschrecken zu vertilgen, mag in Zukunft der Schreck dieser Plage weniger zu befürchten sein. Doch wie die Erfahrung lehrt, tritt nach Ausscheiden der einen Seuche oder Krankheit wieder eine andere auf. „Es gibt eben keine Weisheit, es gibt keine Klugheit, es gibt keinen Rat wider den Herrn." (Prov. 21, 30). In irgendeiner Form muß der Allmächtige, der im Himmel wohnt, den allzu irdischen Bestrebungen der Menschenkinder einen Dämpfer aufsetzen, sollen sie seiner nicht ganz vergessen. Was die Menschen auch tun und erfinden zu ihrem diesseitlichen Wohlbehagen, Gott ändert seinen Urteilsspruch nicht, den er dem sündigen Stammvater diktiert hatte: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." Nur im steten Kampf mit allen feindlichen Elementen kann er sich mühsam als Sieger behaupten, wenn er gläubig aufschaut zu seinem Schöpfer, der ihm Hilfe und Heil versprochen in jeder Notlage. Vergäße der Mensch auch da noch zu beten, wäre sein Los zum Verzweifeln elend. Doch gewöhnlich ist die Zuchtrute Gottes nicht so lange, daß deren Schläge ein ganzes Land trifft. Richten die Heuschrecken auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Priesteralumnen des Würzburger Seminars bei der Fronleichnamsprozession
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

da und dort verheerenden Schaden an, der für viele Eingeborene Hungersnot im Gefolge hat, so ist das Übel gegen frühere Zeiten nicht so schlimm.

Seit die Weißen im Lande sind, deren Kornspeicher gefüllt sind, kann man sich für Arbeit und Geld das Nötige verschaffen. In früheren Zeiten bestand diese Aussicht nicht. Mißwachs und Heuschreckenplage bedeuteten für viele den Hungertod. Aus dieser Not entstand ein anderes häßliches Übel, die Menschenfresserei. Ehe man verhungerte, vergriff man sich an Menschenfleisch. Die Amazimu tauchten auf. Daß es auch in hiesigen Gegenden Menschenfresser gab, liest man in der Geschichte. Wenn nun ein Heuschreckenschwarm auftaucht, sieht man zuweilen ganze Scharen großer Vögel, die auf sie Jagd machen. Auch die Störche finden da reichliche Nahrung. Letzten Dezember sah man hier einen ganzen Hügel mit hunderten von Störchen bedeckt, die mit den dort lagernden Heuschrecken tabula rasa machten. Vielleicht fanden sich darunter einige, die unlängst aus der Heimat kamen, die zwischen den Vogesen und dem Rhein liegt. Dort nisten sie in jedem Dorf gewöhnlich auf dem Schornstein des Pfarrhauses. Umso willkommener waren sie und neidlos beglückte ich sie zu ihrem leckeren Schmause. Der Storch hat hier einen bezeichnenden Namen, der seine Vorliebe für Heuschrecken anzeigt. Unogolantete, d. h. Heuschreckenschnapper. Auch die Bantukinder verschmähen diese geflügelten Insekten nicht. Dieselben werden gebraten und liefern einen guten Imbiß. Der gute Ton und Anstand der hiesigen Leute verlangt nun, daß die von mehreren gefangenen und gebratenen Heuschrecken auch zusammen verspeist werden. Sollte da ein selbstsüchtiges Kind sich finden, das seine Portion sich zurücklegt, so wird es als „ein Schlaumeier, der seine Heuschrecken nachher bratet", gebrandmarkt.

Es gehört zu den Gepflogenheiten der Heuschrecken, daß sie nur bei hellem Sonnenschein fliegen. Nachtsüber und bei Regenwetter rasten sie auf Bäumen oder auf dem Wiesengrunde. Wo sie sich auch niederlassen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fronleichnam

Singend ziehen die frommen Massen
Durch der Städte alltägliche Gassen.
Schön sind diese ausgeschmückt,
Lichter und Sträuß an Fenster gerückt.

Aus den Luken grüßen die Fahnen,
Und ganz feine Glöckchen mahnen
„Auf dem Weg ist Jesus Christ,
Der einst Mensch geworden ist."

Margaret Hohmann

sind sie bemerkbar wegen ihrer rötlich-grauen Farbe, die sie dem ganzen Gelände geben. Ein einzig schönes Naturschauspiel kann man sehen, wenn sie im Laufe des Vormittags auffliegen, sich in den Lüften wiegen und, wie es scheint, ein Sonnenbad nehmen. Die im Sonnenschein durcheinanderwogenden Insekten mit ihren silberhellen Flügeln bieten das Bild eines prächtigen Schneeflockentanzes in der Luft. Doch auf diese einzigartige Vorstellung verzichtet gern jedermann und alles atmet erleichtert auf, wenn sie, ohne Schaden zu machen, das Feld räumen und davonziehen. Denn sie gehören mal zu jenen Übeln, deren Abwendung die Kirche erfleht mit der Bitte: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!"

Mission zwischen drei Bergen

(Schluß)

Bald erwies sich der neugeschaffene Raum als zu eng für die Kirchenbesucher und Schulkinder. Ein kleines Schulhaus mit Wohnung für den Lehrer und eine Katechetenfamilie war notwendig geworden. So ging es denn nach zwei Jahren wieder nach der Mission zwischen den drei Bergen.

Die Schule kam in gleicher Linie mit der Kapelle zu stehen. Später gesellte sich noch eine „Räucherkammer" hinzu und so entstand eine nette „Front" von drei Häusern am Fuße der 'Zintaba 'zintatu. Kirche, Schule, Lehrer, Katechet und Feuer hatten nun ihr Obdach. Wo Menschen wohnen, können sie auf die Dauer das Umlilo nicht entbehren. Wo aber Umlilo ist, da ist auch Umtutu: Rauch. Die Eingeborenen haben keinen Extraraum als Küche. Feuer und Feuerherd sind der Hauptmittelpunkt ihrer Wohnungen. Darum gleichen diese Häuser aber auch alle Räucherkammern und die Schwarzen mit all' ihren Kleidern und Sachen duften auf zwei Minuten in der Runde wie Räucherschinken. Solches Parfüm mag der Europäer nicht haben und darum müssen Feuer und Rauch hinaus aus Kapelle, Schule und Menschenwohnung. Diese Notwendigkeit leuchtet den Afrika-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nern schwer ein und es kostet ihnen auf der Mission nicht geringe Opfer, sich vom Umlilo trennen zu müssen. Denn nach Ilanga ne'nkomo (nach der lieben Sonne und dem Rind) ist es ihr liebster Freund.

An der „Häuserfront" entlang wurde eine immergrüne Hecke angelegt. Ein kleiner Garten kam hinzu, ein Spielplatz für die Schuljugend, Orangenbäumchen und manches andere. Nun konnte die Kamera ein feines Bild vom St. Thomas-Idyll zwischen den Bergriesen auf der Platte verewigen. Das Schönste davon ist natürlich der großartige Hintergrund, die himmelhohen Felsenmauern und die ganze afrikanische Landschaft. Hält sie auch mit den Prachtszenerien Amerikas und der Schweizerberge keinen Vergleich aus, so hat sie doch ihren ganz eigentümlichen Reiz, der sich mit Worten nicht schildern, sondern nur an Ort und Stelle begreifen läßt. Feinfühliger Natursinn sehnt sich darum Jahre hindurch nach solchen Gegenden zurück, wenn er sie einmal verkostet hat. Eine derartige Landschaft bietet z. B. die Mission von Citeaux, deren gelungene Schilderung wir voriges Jahr im „Vergißmeinnicht" P. Majara verdankten. Rhodesien und Ostafrika überbieten in dieser Hinsicht allerdings unser Südafrika; besonders an gigantischen Felspartien und an Großzügigkeit der Landschaft. Aber jedes Fleckchen der Gottesschöpfung hat seine eigenartige Gesichtsform und zweckvolle Bestimmung.

Die verschiedenen Arbeitsstätten im Missionslande prägen manches in die Erinnerung, dessen Eindrücke lebenslänglich anhalten. St. Thomas im unzugänglichsten Natalwinkel macht keine Ausnahme hiervon. So kam im Juli ein Ruf nach der größeren Missionsstation der Mutter vom Guten Rat, weit jenseits vom Umkomazi und in der Nähe des Umsingaflusses. Der Reitweg dahin führt an St. Thomas vorbei. So benützte ich die gute Gelegenheit und stellte in der letzten Juliwoche dort wartende Bauarbeiten fertig. Also abgeschlossen von aller Welt und den damaligen spannenden Vorgängen jenseits des Meeres. Der 25. Eucharistische Weltkongreß zu Lourdes



Die Sambesi-Viktoriafälle in Rhodesia
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war eben zu Ende und die Folgen des traurigen Ereignisses von Serajewo schwebten unheildrohend über Europa . . .

Am 31. Juli wußte es schon viel mehr als die Landsleute im fernsten Afrika. Anfangs August verließ ich meine weltentlegene Arbeitsstätte und kam nach der obigen Hauptmission. Der Pater Missionar war nicht in gewohnter ruhiger Stimmung, sondern schwenkte eine riesige Zeitung in der Hand! Sein erstes Wort war: Der Krieg ist schon ausgebrochen!! Und nun las ich mit eigenen Augen die schlimmen Nachrichten aus den ersten Augusttagen 1914. Sie alarmierten drei Viertel der Menschheit. Wahrlich, man konnte die einsame Mission zwischen den drei Bergen beneiden, weil sie von all' dem nichts zu hören und zu spüren bekam. Eine glückliche Insel inmitten des brandenden Weltmeeres!

Freilich uns wandernden Missionsarbeitern blieb dieses Glück nicht lange beschieden. Nach einigen Wochen bei der „Mutter vom Guten Rat" und drei Monaten auf dem anderen Ausgangsposten traf auch mich das Schicksal so vieler Missionare: Fort, in die Kriegsgefangenschaft! Sie dauerte beträchtlich lange, obgleich nicht die geringste persönliche Schuld vorlag. Das Missionsfort St. Thomas bekam ich jahrelang nicht mehr zu sehen, aber umso öfter führte mich die Erinnerung dahin zurück, als ich in einem Militärfort berühmten Namens in Südafrika den ewigen Unfrieden der Welt zu kosten bekam.

Wieder einmal lag eine Bauwoche hinter mir. Am Sonntag wenigstens wollte ich wieder Kirche und Priester sehen; auch waren verschiedene Dinge zur Fortsetzung der Arbeit notwendig. So schnürte ich mein Bündel und machte mich mit meinem Zulugesellen auf den vierstündigen Heimweg. Es war Sommer und Gewitterzeit — aber doch ein prachtvoller Wandertag. Die afrikanische Flur im schönsten Grün und die hochstehende Sonne in ihrer Freigebigkeit von angenehmer Brise gemildert. Eine wahre Lust, aus der Fremde nach Hause zu marschieren, trotz ziemlichem Gepäck! Mit einiger Sorge dachte ich freilich an den seit gestern hochgeschwollenen Fluß, der den einzigen Weg zwischen St. Thomas und der fernen Heimat kreuzt. Nach eineinhalbstündiger Wanderung standen wir an seinem Ufer. Das „Kälbchen" (so heißen die Schwarzen den großen Bach) ist an dieser Furt nicht breit, aber reißend und heute von bedenklicher Tiefe. Zu Pferd wäre es gar leicht, hindurchzukommen; für Fußgänger mit Gepäck jedoch eine gewagte Leistung, zumal wenn einer nicht schwimmen kann. In die jetzt proviantlosen Berge wollte ich nicht zurück, sondern um jeden Preis zur Sonntagsfeier ins Missionsheim. Nach einiger Überlegung wurde folgender Plan ausgeführt: Oberkleider und sonstige Sachen lud ich meinem schwarzen Gesellen auf den Rücken, band ihn an eine glücklicherweise vorhandene, ziemlich feste Leine und schickte ihn voraus ins reißende Element. Sollte es ihn fortzuschwemmen versuchen, so hielt ich ihn ja sicher am Strick, bis er das andere Ufer erreichte. Dort sollte er auch mich an der Leine aus den Wassern ziehen! Der Plan war ja gut — aber der Strick leider zu kurz! Mein Gepäckträger hatte eben zwei Drittel vom „Kälbchen" mit aller Kraftanstrengung durchquert und befand sich in der ärsten Strömung, so daß er auch nicht mehr umkehren konnte. So mußte ich die Leine und ihn preisgeben und beide ihrem Schicksal überlassen, samt allen Habseligkeiten und meiner — Bedeckung! Zum Glück gelang dem Zulu etwas weiter unten die jenseitige Landung — aber der kleiderlose Europäer stand ohne Leine und Hilfe am trennenden Ufer. Auf weite Strecke kein Mensch, der Rat wußte oder eine längere Leine zur Hand brächte. Was tun in solcher Lage?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Laßt uns tiefgebeugt verehren
ein so großes Sakrament!"

Der Afrikaner getraute sich nicht mehr in den Strudel und in den Unterkleidern konnte der Weiße aber doch nicht in die einsamen Berge zurückgehen.

Doch aus jeder Not — rettet schließlich ein Boot. Nach langem Warten kam merkwürdig Hilfe; ein südafrikanischer Christophorus im Lendenschurz und mit gewaltigem Wanderstab. Ein kräftiger Zulu von fast zwei Meter Statur und kräftiger Faust dem konnte ich mich ruhig anvertrauen und ziemlich leicht brachte er mich ans heimatliche Ufer . . . Daß ich ihn so gut belohnte, als die armen Habseligkeiten es ermöglichten, ist selbstverständlich. Laut singend, so wie er gekommen war, verschwand er des Weges hinter den Hügeln. Ich aber war ebenso froh und um zwei Erfahrungen reicher geworden: Schicke niemanden an einer Leine über den Fluß, bevor beide gemessen sind! Und: „Nichts kommt von ungefähr" — auch der schwarze Christoph nicht gerade des Weges daher, wenn man ihn am notwendigsten braucht! Wie ein afrikanischer Raphael kam er mir vor — und dieses kleine Erlebnis machte so großen Eindruck, daß man es nicht mehr vergessen kann.

Geister

Von P. Fridolin Sudy CMM.

Die Zulus glauben wie die meisten Negerstämme an Geister. Auch die neubekehrten Christen sind schwer von diesem Aberglauben abzubringen und selbst alte Missionsbrüder sind davon angesteckt. In unserem Fremdenhaus geisterts, das war die allgemeine Überzeugung bei Schwarz und Weiß. Ja, der Bruder Schmied, ein Riese von Gestalt, der nicht daran glauben wollte, war mit dem Geiste zusammengekommen und von demselben jämmerlich im Gesichte zerkratzt worden, als er einmal in der Nacht am Fremdenhaus vorüber kam. Boshafte Zungen behaupten zwar, der gute Schmied habe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wahrscheinlich einen Geist zu sich genommen und sei dann in den Dornstrauch vor dem Geisterhaus gefallen; er selbst aber glaubt seither fest an Geister.

Vor einiger Zeit wurden bei uns Exerzitien abgehalten und das Fremdenhaus, das sonst gewöhnlich leer steht, war voll besetzt. Am ersten Morgen kamen nun mehrere Herren mit bleichen Gesichtern zum Frühstück und behaupteten fest, im Fremdenhaus sei es nicht geheuer. Die ganze Nacht pfauche und rumore es, als ob 100 Teufel ein Stelldichein hätten und die ganze Nacht hätten sie kein Auge zugemacht. Wir lachten und quartierten die aufgeregten Herren in das Bibliothekzimmer ein, der Schmied aber freute sich. Ein paar Tage nachher kamen einige junge Herren aus Europa und wurden im Geisterhaus einquartiert. Auch die machten kein Auge zu. Wir sahen uns fragend an, der Schmied wurde ganz groß. „Hab' ich's nicht immer gesagt? Im oberen Zimmer ist einmal einer gestorben und der kommt immer zurück!" Einer machte den Vorschlag, den Exorzismus, die von der Kirche vorgeschriebene Geisterbeschwörung vorzunehmen, um die Geister zu bannen. Ich meinte nur so nebenbei, vielleicht könnten wir die Geister auch ohne Exorzismus austreiben, was der Schmied nur mit einem mitleidigen Lächeln quittierte. Wir untersuchten das ganze Haus, fanden aber nichts. Auf den Dachboden kamen wir nicht, weil keine Stiege hinaufführt, sondern nur in der Decke eine Falltüre angebracht ist, durch die man nur mittels einer Leiter kommen kann.

Die folgende Nacht wollten wir die Geisterstunde abwarten, um das allmählich unangenehm werdende Rätsel zu lösen. Wir brauchten gar nicht so lange zu warten, denn als es finster wurde, begann es schon zu geistern. Wir hörten ganz deutlich ein vielstimmiges Schnarchen und zwischenhinein poltern und rumoren. Uns wurde es ein wenig heiß, obwohl die Nacht sehr kühl war. Der Schmied hat also doch recht, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das war sicher, daß auf dem Dachboden Lebewesen sein müssen; es



Brüderzöglinge und Studenten bei der Fronleichnamsprozession
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

müssen ja nicht gerade Geister sein! Trotzdem verschoben wir unsere weiteren Nachforschungen auf den nächsten Morgen.

Und richtig! Als wir die Falltüre vorsichtig geöffnet hatten und unsere Taschenlampen aufblitzten, wären wir vor Schreck beinahe über die Leiter gestürzt. Sieben Geister auf einmal; ausgesprochene Totenköpfe mit spitzen Nasen, tiefliegenden Augen und eisgrauen Bärten, die reinsten Totenvögel! Ein Glück, daß sie augenblicklich gerade schliefen. Schön sachte holten wir einen Käfig und da hinein schoben wir nun die Geister, sieben — prächtige junge Eulen. Seither hat es bei uns nie mehr gegeistert!

Vom Ursprung der Zuludynastie

Von P. Odo Ripp CMM.

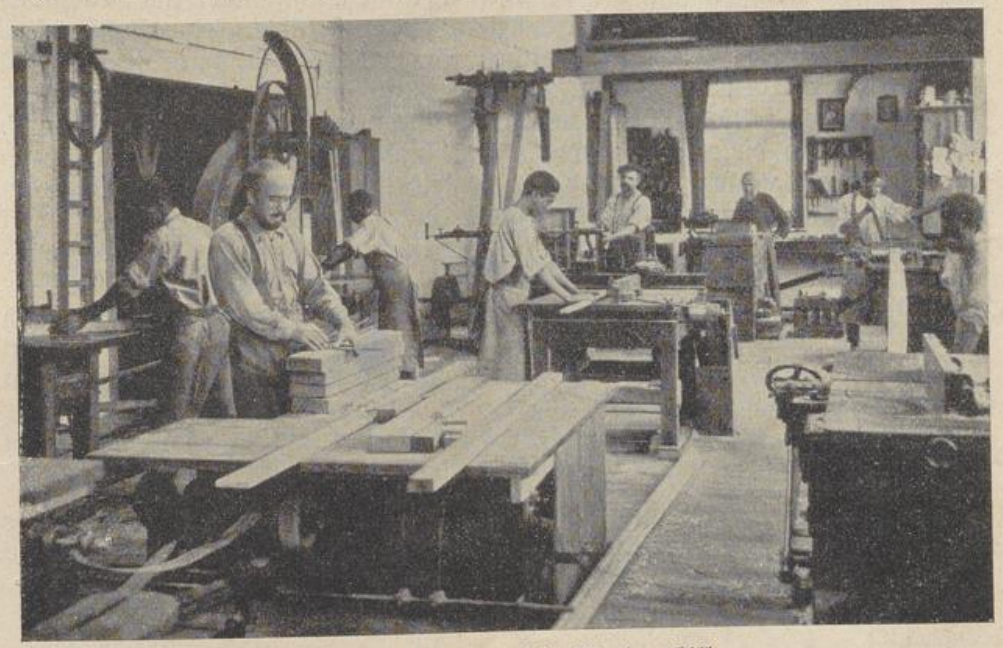
Die Natur hat alle Menschen gleich geschaffen. Der König auf dem Thron und sonst alle hohen Herrschaften jeder Lebenssphäre haben mit dem gemeinen Manne in seiner Strohhütte denselben Ursprung. Doch persönliche Anlagen, Volksgunst sowie göttliche Gnadenwahl verhelfen den Menschen zu den verschiedenen Rangstufen, die sie in der menschlichen Gesellschaft einnehmen. An diese Wahrheit erinnern des öfteren die hl. Bücher, um die Staubgeborenen in heilsamer Demut zu erhalten, sie vor maßloser Überhebung zu bewahren. Der große und weise König Salomon, als er sich noch von der göttlichen Weisheit führen ließ, schrieb das Wort: „Auch ich bin ein sterblicher Mensch, gleich allen andern, von derselben Art wie der Erste, der von der Erde gebildet wurde; mein Leib hat seine Form im Schoße meiner Mutter genommen." (Sap. 7, 1). Dazu bemerkt der große Kanzelredner Bossuet: „Solcher Art ist die Abkunft der größten Herrscher. Mögen ihre Höflinge ihrer Größe noch so sehr schmeicheln, die Natur, die nicht schmeichelt, behandelt sie nicht anders als ihre geringsten Untertanen."

Von dieser Regel gibt es keine Ausnahme. Alle Adels- und Fürstengeschlechter kamen von Unten her aus dem Volke, für dessen Wohl sie zu dienen haben. Vergessen sie dieser ihrer gottgewollten Aufgabe, so wird früher oder später das Szepter ihrer Hand entfallen. — So waren auch der Anfang und das Ende der Zulu-Dynastie, deren Ahnherr Malandela war, der im 16. Jahrhundert gelebt hatte. Er war ein kleiner Häuptling, der friedlich über seine Namensgenossen herrschte. Sein Großweib war Nozidiya. Von dieser hatte er zwei Söhne, der Ältere hieß Qwabe, der Jüngere Zulu. Die Mutter schien für Zulu eine Vorliebe gehabt zu haben, wie es aus folgendem Berichte ersichtlich ist. Nozidiya erhandelte eine Ziege, brachte sie bei Mpungose, dem ersten Minister Malandela's, unter. Als diese sich vermehrt hatte, tauschte sie eine weiße Kuh dafür ein, welche sie dem Zulu schenkte. Im Laufe der Jahre wuchs auch diese zu einer kleinen Herde heran. Unterdessen starb Malandela, und sein älterer Sohn Qwabe trat die Herrschaft des Vaters an. Als er nun eines Tages mit seinen Leuten eine Ratssitzung abhielt, gewahrte er auf dem gegenüberliegenden Hügel im Gehöfte des Mpungose die weißen Rinder. Auf die Frage, wem dieses Vieh gehöre, erhielt er den Bescheid, daß sie Eigentum seines Hofmeisters seien. Dieser wurde zur Stelle gerufen, und Qwabe fragte ihn: „Wem gehören jene weißen Rinder an?" Mpungose erwiderte: „Sie sind Eigentum deines Bruders Zulu. Deine Mutter Nozidiya erwarb sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Ziege, stellte sie unter meine Aufsicht. Als dieselbe sich vermehrt hatte, tauschte sie dafür ein Rind ein mit dem Bemerken, das sind die Ochsen meines jüngeren Sohnes Zulu." Qwabe, der ältere Bruder und Stammhalter, sagte nun: „Wie, ihr verbergt mir so was, und zu meinen Lebzeiten stellt ihr den Zulu als König auf. Wenn dem so ist, trenne ich mich von euch." Friedlich zog er von dannen, errichtete seine neue Residenz bei den Ongoye-Bergen am Mhlatuzefluß. Nozidiya sagte dann zum Mpungose: „Gehe du mit dem Qwabe, ich werde im Elend sterben." „Wie soll ich ihm folgen", meinte der Minister, „da er doch sagte, ich solle weggehen; folge ich ihm, so möchte er mich wohl töten. Ich will mit dir und dem Zulu in die Verbannung ziehen." So änderten auch sie ihren Wohnsitz und bauten am Fuße des Sikume-Berges. Viel Volk verließ den Qwabe, die Leute schlossen sich dem Zulu an und machten ihn zu ihrem Häuptling.

Aus dieser bescheidenen Fürstenlinie ging später als berühmteste und berüchtigste Persönlichkeit Tschaka hervor, der als „Napoleon Südafrikas" bezeichnet wird, und während seiner Herrschaft von 1818—1828 die meisten Stämme Südostafrikas unterwarf. Doch sein Reich, das auf Raub, Mord und Blutvergießen aufgebaut war, hatte keinen Bestand und zerfiel wieder unter seinen Nachfolgern, bis es im Zulukrieg 1879 den letzten Todesstoß erhielt. Die Nachkommen dieser Zulufamilie leben als Scheinkönige noch weiter. Obwohl diese Thronanwärter in den Augen der südafrikanischen Regierung kaum mehr als andere Häuptlinge gelten, so sehen die einzelnen Stämme den jeweiligen Inhaber doch als ihren König an. Nach dem Namen dieser Familie nennen sich die Eingeborenen jetzt ama Zulu — Zululeute. Auch wird die Provinz nördlich vom Tugelafluß geographisch Zululand genannt. Der letzte König der älteren Seitenlinie, des Qwabestammes Pakatwayo, wurde von Tschaka ermordet. Allein auch heute noch finden sich direkte Nachkommen Pakatwayos, die sich als „Könige" dieser Sippe ausgeben. Vor mehr als 20 Jahren lebte bei Braemar,



Schreinerei in Mariannhill
Missionsbrüder führen die Schwarzen in die Kunst des Handwerks ein
Photo: Mariannhiller Mission

unweit der Missionsstation Himmelberg, ein gewisser Georg Qwabe, dessen Vater sich als Kronprätendent der Qwabeleute ausgab. Hierzulande wie überall kann man Leute antreffen, die von der Wandelbarkeit alles Irdischen zu erzählen wissen und erfahren haben, daß das Leben Glück und Unglück, Glanz und Erniedrigung in seinem Schoße birgt. Diese Launen des Geschickes, oder besser gesagt, diese weisen Zulassungen einer gütigen Vorsehung bezeichnet man hier mit dem Sprichwort: „Das Leben gebiert Männliches, es gebiert Weibliches." Man muß eben nehmen was da kommt, da doch alle Dinge denen, die Gott lieben, zum Heile gereichen.

Ein Gott auf Reisen

Aus einem Brief von Missionsschwester M. Renata, welche an der Schule in Zanzibar tätig ist, entnehmen wir folgende interessante Mitteilung:

Ein Abenteurer, der sich als Abkömmling von Mohammed und als Vertreter einer neuen mohammedanischen Sekte ausgibt, wird als Gottheit verehrt.

Ende Januar — so schreibt die Schwester — war viel Aufsehen in der Stadt, als die Agakhan-Sekte ihren Gott zum Besuch hatte. Dieser Gott reist nämlich selbst überall herum und kam nun nach Zanzibar. Ich sah ihn, ein gut genährter Onkel. Ein Flieger brachte ihn von Mombassa nach hier. Seine „geistlichen Kinder" hatten Straßen und Häuser festlich geschmückt und illuminiert. Man sagte, die Gottheit habe sich in ihn ergossen, und so betrachten ihn die betrogenen, armen Anhänger als den wandelnden Gott. Wo er hinging, fielen sie nieder und küßten seine Fußstapfen. Sein Badewasser wurde in Flaschen für teures Geld verkauft und als Trinkwasser verwendet. An einem Nachmittag spielte er draußen „hocky". Er setzte eine Zeitlang dem dienenden schwarzen Boy seinen Hut auf. Nachher wurde dieser junge Neger von einer großen Menge umringt und förmlich gedrängt, seine Kraushaare schneiden zu lassen; er bekam so Gelegenheit, seine Locken um hohes Geld als Reliquien zu verkaufen, weil der Hut des lebendigen Götzen darauf gesessen hatte. Am letzten Sonntag kam auch „Ihre Hoheit", seine Frau, eine vom Glauben abgefallene Französin. Bei der Ankunft hielten ihre Verehrer für 60 000 Schilling Seide und Juwelen bereit. Mancher Agakhan-Anhänger hat sich an diesem Tag bettelarm gemacht. Agakhan feierte im vorigen Jahr sein goldenes Jubiläum. Das Geschenk der Indier bestand darin, daß er gewogen wurde und die Höhe seines Gewichtes ihm in Gold überreicht wurde. Es waren damals mehr als 200 Pfund.

Am Montag flog er nach Nairobi, wo dieselben Zeremonien zu seiner Verherrlichung stattfanden. Er wird dabei wohl versuchen, ein gutes Gewicht zu behalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Gewöhnlich trägt der Dudwalla eine Pyramide von Messingtöpfen voll Milch auf dem Kopfe, von denen der obere immer kleiner ist als der zunächst untere. Kerzengrad geht er einher und so sicher steht die Topfpyramide auf seinem Haupte, als ob sie mit ihm verwachsen wäre.

So verschieden die Töpfe an Größe sind, so verschieden ist auch die Qualität der Milch, die sie enthalten, d. h. der Grad der Verwässerung. Diese Töpfe bringt er zu seinen weniger bedeutenden Kunden, die es nicht so genau nehmen und froh sind, daß sie überhaupt etwas bekommen. Die Kuh hingegen führt er mit sich zu besseren Leuten, die mehr kaufen und darauf bestehen, daß er in ihrer Gegenwart ihren Bedarf an Milch melkt.

Bringt der Dudwalla einem die Milch ins Haus — und das tut er immer bei neuen Kunden —, dann kann man sicher sein, daß es mit der Milch nicht stimmt. Ich mußte im Anfang auch diese Erfahrung machen. Schon das erste halbe Seer (halbes Liter) Milch, das er brachte, war auffallend dünn und bläulich. Nach genauer Prüfung enthielt sie gut 25 Prozent Wasser. Ich sagte nichts. — Am folgenden Tag war sie nicht besser. Da hielt ich ihn aber fest und fragte ihn: „Hältst du mich wohl für so dumm, daß ich nicht sehe, wie stark die Milch verwässert ist und was du für ein Betrüger bist?"

„O Saheb, du tust mir unrecht, die Milch ist rein. Dir gebe ich nur gute Milch, extra gute. Wie sollte ich es wagen, dem Padre-Saheb schlechte Milch zu geben?"

„So? das ist ja sehr schön von dir. Nun soll dir aber dieses feine Instrument hier, der Milchprüfer, zeigen, wie dick du lügen kannst. Schau mal her! Siehst du nicht, wie ehrlich das Ding angibt, wie unehrlich du gewesen bist? Ein Viertel der Milch ist Wasser. Was sagst du dazu?"

Er schaute den Milchprüfer verdächtig an, und, den Kopf schüttelnd, sagte er etwas betroffen: „Weiß der Teufel, was die Europäer alles erfinden! Was weiß denn das dumme Ding da von der Milch?"

„Ja, das leidige Ding, nicht wahr? Wenn du ehrlich wärest, müßtest du eingestehen, daß dir das Ding genau nachgewiesen hat, wieviel Wasser du in die Milch getan hast."

„Du mußt es wissen, Saheb", meinte er, klein beigebend, „es kann ja sein, daß die Kuh zuviel Wasser getrunken hat."

„Nein, mein Lieber, nicht die Kuh, sondern du hast die Milch verwässert. Morgen bringst du mir ordentliche Milch, sonst geht's dir schlecht, verstanden?"

„Dein Sklave wird sein Bestes tun, Saheb."

Nun war ich gespannt, was für Milch er am folgenden Morgen liefern würde. Ob er mich wohl auf eine andere Weise betrügen würde? Denn betrügen muß der Hindu, solange es geht. Abwarten!

Früh morgens stellt sich mein gerissener Dudwalla ein. Mit kühn-fröhlicher Festigkeit und Zuversicht präsentiert er seine Milch und gießt sie dem Koch in die Kanne. Dabei schien er sich im heiteren Gedanken zu wiegen: „Diesmal wird dem Saheb sein Ding nichts nützen; er wird mir keine Verwässerung nachweisen können und den neuen Trick schon gar nicht. Und die Milch fließt so schön tief weiß."

Aber diese schelmische Dudwalla-Freude sollte nicht lange dauern. Gerade die eigentümlich weiße Farbe dieser Milch erregte meinen begründeten Verdacht. Ich tauchte ein blankes Messer in die Milch. Nachdem ich dasselbe herausgezogen und es hatte abtropfen lassen, blieben auf der Fläche viele feste kleine Pünktchen zurück. Einige ließen sich zerdrücken, andere nicht. Dem Dudwalla wurde es ungemütlich. Er sah seinen neuen Betrug wiederum entdeckt.

„Siehst du diese Pünktchen hier, Dudwalla", fragte ich ihn, „woher kommen denn die? Solche bleiben doch bei guter Milch nicht zurück. Wenn du unbedingt betrügen willst, so mußt du es so machen, daß man es gar nicht merkt. Das könnt ihr Dudwallas aber nicht, denn dafür seid ihr viel zu dumm. So bist du also wieder hereingefallen; denn diese Pünktchen beweisen klar, daß du diesmal die Milch nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Kalkwasser vermischt hast. Schämst du dich nicht vor dir selber, so unverschämt und so plump zu betrügen?"

„O Saheb", winselte ausweichend der Schuldbewußte, „dein Sklave hat dir heute besonders fette Milch gebracht von meiner besten frischmelken Kuh. Laß dich durch die Pünktchen doch nicht beirren, denn das sind käsige Fettklümpchen, die zeigen, wie reich die Milch ist."

„So? du willst noch weiter lügen? Es scheint, dein Verstand ist arg käsig geworden, mein armer Gauli (Kuhbesitzer). Aber deine schönsten Lügen retten dich nicht. Woher denn die harten, sandigen Pünktchen? Sand ist doch kein Fett! Jetzt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

soll deine Kalkmischung ganz offenbar werden."

Ich rief meinem Koch: „Bastian, hol mir schnell einen heißen Ring vom Herd!" — Ich tröpfelte etwas von der Milch auf den Ring, daß es dampfend zischte, und sobald die Tropfen verdunstet waren, blieb ein dünnes weißes Krüstchen auf dem Ring zurück. Ich rieb mit dem Finger darüber, der sich weiß färbte, und zeigte ihn dem Gauli mit der Frage: „Ist diese Farbe Käse oder Kalk?"

Wie geknickt stand der Betrüger da und stöhnte nur: „Ozean des Erbarmens, sei mir nicht hart! Ich bin ein armer Mann."

„Gut", sagte ich, „du weißt, ich könnte dich der Polizei übergeben; jedoch es soll dir nichts geschehen. Aber ich will mit dir Betrüger nichts mehr zu tun haben. Und du, Bastian, gieße die Milch auf den Kehrichthaufen aus, wie sie es verdient."

Mit einem tiefen Salaam machte sich der Dudwalla aus dem Staube, sichtlich froh, daß die Sache kein schlimmeres Ende für ihn genommen.

Von da an bekam ich durch Vermittlung des Polizeiinspektors, meines Freundes, von dessen Dudwalla dieselbe Qualität Milch geliefert, die auch er erhielt. Diese war immer gut und unverfälscht, denn der Milchkerl wagte es nicht, dem gestrengen Herrn Inspektor Anlaß zur geringsten Unzufriedenheit zu geben.

Wo aber die Dudwallas nichts besonderes zu fürchten haben, treiben sie auf alle erdenkliche Weise den tollsten Betrug mit ihren Kunden, solange es geht, selbst dann, wenn man sie unter eigenen Augen melken läßt. So ertappte eines Morgens einer unserer Brüder am St.-Marien-Kolleg in Bombay den Dudwalla, der in seiner Gegenwart vor der Küche die Kühe melkte, bei einer raffinierten Betrügerei. Der aufmerksame Bruder bemerkte nämlich, wie der Dudwalla beim Melken den linken Oberarm immer etwas hob und an die Rippen drückte. Sofort griff er fest zu und untersuchte den Arm. Und was fand er zu seiner Überraschung? Einen mit Wasser gefüllten Beutel in der Achselhöhle des Betrügers, der mit einer Kordel an der Schulter befestigt war, und ein Gummischläuchlein im Rockärmel, durch welches das Wasser bei jedem Druck des Oberarmes aus dem Beutel in seine mit Melken beschäftigte Hand und in den Milchtopf floß. Wahrhaftig, eine großartige Schwindelmethode! Der Bruder mußte selber darüber lachen. Dem Dudwalla war es aber nicht zum Lachen, denn statt des erhofften Gewinnes erntete er nur Schande und Schaden.

Glückselig also der Mann in Indien, der einen ehrlichen Milchkerl gefunden, denn ihm bleibt viel Ärger erspart, und er ist sicher, für sein gutes Geld auch gute Milch zu erhalten.

13. Ein lieber Besuch

Nicht nur Kleider und Wäsche müssen von Zeit zu Zeit gereinigt, sondern auch das Antlitz des Saheb muß öfters erneuert werden. Dies besorgt der Barbier oder Hujjam. Das muß mit allem Nachdruck betont werden.

Es wäre nämlich höchst ungeziemend und ein frevelhafter Verstoß gegen die heilige, unabänderliche indische Gesellschaftsordnung, wenn ein Saheb sich selber rasieren würde. Dadurch würde er tief in den Augen der Indier sinken.

Ist denn nicht alles in Indien heiligen Gesetzen unterworfen, auch der Bart? Und haben nicht die Götter für alle Werke eigene Hände bestimmt, auch fürs Scheren und Rasieren? Wer wollte es da wagen, unbefugt Hand an den eigenen Bart zu legen und sich dadurch an den heiligsten Rechten einer ehrbaren Kaste zu vergreifen und den Barbier und seinen Kindern grausam das Brot aus dem Munde zu nehmen? Kein Indier denkt deshalb auch nur im Traume daran, sich selber zu rasieren.

So ist in ganz Indien Gesichts- und Kopfpflege die unbestrittene Domäne des Hujjam.

Keiner versteht sich auch so gut aufs Scheren und Rasieren wie er. Schere und Rasiermesser scheinen mit ihm geboren zu sein. So sicher, spielend und gewandt weiß er sie zu handhaben. So sicher, wie ein Huhn auch bei geschlossenen Augen mit seinen Zehen scharrt. Es dürfte kaum einen europäischen Friseur geben, der ihm an Geschicklichkeit gleichkommt. Wie oft war ich in banger Besorgnis, mein Barbier würde sich schneiden, wenn er mit blitzartiger Geschwindigkeit mit seinem Rasiermesser über die Innenfläche seiner linken Hand hin und her fummelte. Aber keine Gefahr. Eher kratzt sich ein Affe mit dem Schwanz, als daß der Hujjam sich schneidet. Diese Fixigkeit in der Ausübung seines Handwerks scheint sich seinem ganzen Wesen und Auftreten mitgeteilt zu haben. So flink und selbstbewußt schreitet er einher und kommt ohne anzuklopfen ungeniert ins Zimmer hinein.

Schon von weitem kann man den Hujjam erkennen und ihn von allen Hindus unterscheiden. Meist ist er ein hagerer, knochiger Mann mit ernstem Antlitz und wichtiger Miene. Sein Haupt überschattet bis tief über den Nacken und hoch über die Stirn hinaus ein ungewöhnlich wulstiger roter Turban von ovaler Form. Auf seiner Nase sitzt, ziemlich weit nach vorn geschoben, die berufsmäßige altmodische Brille, über die weisheitsinnig ein paar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Schweizer Missionsstudenten beim Aufmarsch, Altdorf, Uri
Photo: P. Meinrad, Altdorf

dunkle Augen hinblitzen. Sein langer weißer Oberrock schließt sich eng an den Oberkörper an, während er von der Magengegend an über einen enormen Wulst wie über einen gefüllten Kontinental-Gummireifen hinunterflattert. Hat der Hujjam etwa die Wassersucht? Das wohl nicht, denn die kennt er nicht. Aber an seinem Gürtel hängen vorn herum und an den Seiten eine Reihe von Ledertaschen, gespickt mit Rasiermessern, Scheren, Kämmen, Haarzangen, Seife, Pinseln, Bürsten und allen möglichen Instrumenten. Denn der Hujjam ist nicht nur Rasierer, sondern auch Spezialist für Ohren- und Nasenbehandlung.

Der Hujjam hat keinen eigentlichen Frisiersalon. Er geht zu seinen Kunden hin, und wo immer sich einer frisieren lassen will, ist er gleich dazu bereit. Die Eingeborenen bedient er gewöhnlich im Freien, vor oder hinter der Wohnung. Dabei hockt er sich vor seinen Kunden, der auf dem Boden sitzt und sich mit Wohlbehagen seiner Kunst überläßt.

Mit ganz besonderem Vergnügen geht der Hujjam zu den Europäern; denn je mehr weiße Sahebs er zu bedienen hat, desto höher steht er in der Achtung seiner Landsleute. Ohne besondere Zeremonien kommt er gleich, nachdem er die Sandalen vor der Tür abgelegt hat, ins Zimmer hinein, und mit einem kurzen, kaum vernehmbaren Gruß: „Morgen, Saheb!" begibt er sich gleich ans Werk. Liegt der Saheb noch im Bett, so wird er dort rasiert.

Hat der Briefträger noch nicht die Zeitung gebracht, so kann man doch die Hauptlokalnachrichten vom Barbier erfahren, denn er ist gut unterrichtet und gilt als der zuverlässigste Lokalanzeiger. Was er nicht weiß, hat keine Bedeutung. Gewöhnlich verfügt der Hujjam über ein paar Brocken Englisch und sucht sie mit Hochgefühl an den Mann zu bringen. Erst jedoch hüllt er sich in geheimnisvolles Schweigen, wetzt sein Messer und schlägt Schaum. Beim Einseifen muß man ihn zum Reden reizen. Darauf scheint er zu warten.

Nun, Hassan", fragte ich meinen bejahrten Hujjam, „was gibt's Neues?"

Nix Sonderes, Saheb." — Nach längerer Pause: „Radschah von Dschaipur durchgefahren.

„Was du sagst!"

„Heut früh kommen, Saheb. — Mit Panjab-Expreß. — Viel Volk bei Bahn."

„Hast du ihn gesehen? Du hättest ihn rasieren können und hättest einen guten Backschisch bekommen."

„Radschah wird nicht rasiert, Saheb. Ihm ist Bart. Radschah seiend Radschput (adelige Kriegerkaste), muß sein mit Bart. Wo nix Bart, — Weib; wo gut Bart, — herrlich, — Mann!"

Eine kleine Pause. — Andere Neuigkeit.

„Weißt du, Saheb? — Nein, ich weiß nicht. Ich gut wissend. Keinem nix sagen, Saheb!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Was ist.s denn, Hassan? heraus damit!"

„Ja, Saheb, wirst sehen. Vize-Stationsvorsteher versetzt. Gangen nach Itarsi

„Wie kommt denn das, Hassan?"

„O Saheb, Hassan viel wissend. — Nix alles sagen."

„Kannst mir ruhig alles sagen, Hassan. Nur heraus damit!"

„Saheb kennt ja Vize-Vorsteher X. Ihm sind lange Finger. — Tat Stühle verkaufen vom Wartsaal. — Viel Paisa (Geld) erhalten. — Zehn Büchsen Ghie (ausgelassene Butter) von Waggon nehmen. Tat verkaufen. — Gut Kam (Geschäft) gemacht. — Viel Paisa bekommen. — Polizei kommen, — heimlich Untersuchung machen. Darum X-Saheb fort müssen zu Itarsi."

„Wer hätte das gedacht, Hassan!"

„Ja, Saheb, so ist immer: wie treiben, so enden. — Kommt Polizei, Lachen aufhört. Besser Tausende lassen gehn und bleiben ehrlich!"

„Gut gesagt, Hassan, so wollen wir es halten, gelt?" Mit sichtlichem Wohlgefallen schmunzelt Hassan über dieses Lob. Aber er hat noch was auf Lager. Er wird's schon verraten.

„Wieviel Mordslärm heute morgen im Goanesenviertel, Saheb!"

„Nun, was war denn da los?"

„Herr Silva mit Flinte in Hof zwölf Hühner, männliche, totmachen."

„Warum denn?"

„Frau Silva legte Eier für Brüten in Korb. — Schöne kleine Hühner davon geboren. Nachher alles männlich. Silva Saheb sehr böse. Gegen Frau wütend. Lief herum ganz wild. Tat laut brüllen: „Hühner will ich haben, nicht Hähne. Legen doch keine Eier. Warum immer Hähne kommend? Tun nix als fressen." Dann Silva Saheb mit Flinte hinterher. Darum von Schießen alle Hähne tot gegangen."

Fürwahr, der indische Barbier ist ein interessanter Mensch, der es versteht, gut zu beobachten und das Gesehene und Gehörte den Sahebs, die er bedient, in spannender Form mitzuteilen. Kein Wunder, daß man ihm gerne zuhört und daß sein Besuch ein angenehmes Erlebnis ist.

Mein Barbier Hassan indes, war ein älterer Mohammedaner in den fünfziger Jahren, war eine mehr schweigsame, ruhige, tiefreligiöse Natur. Nur schwer war er zum Reden zu bewegen. Weil er bei mir bloß den Bart ein wenig zurecht zu stutzen und das obere Gesicht ein bißchen zu rasieren hatte, kam er nur zweimal im Monat und war auch dann bald fertig. In allem, was er dabei kurz erzählte, war er sehr vorsichtig, und die sittlichen Lehrsprüche, die er an seine Anekdötchen anknüpfte, waren oft überraschend zutreffend.

Aber ein Ereignis, das seine ganze Seele erfüllte, wußte er mir mit mehr Beredsamkeit zur Kenntnis zu bringen. Und das war seine bevorstehende Wallfahrt nach Mekka, zum Heiligtum seines Propheten. In der Tat war diese weite Reise für einen armen Mohammedaner im fernen Indien kein geringfügiges Unternehmen. Feierlich enthüllte er mir seinen Entschluß.

„Saheb, sagte er tief bewegt, „ich werde alt. Jetzt ist es für mich Zeit, eine große Lebenspflicht zu erfüllen. Als treuer Bekenner des Islam muß ich einmal nach Mekka pilgern, so schwer es auch wird. Seit vielen Jahren habe ich jede unnötige Auslage vermieden und mir meine sauer verdienten Groschen erspart, um mir die weite Pilgerreise zu ermöglichen. Jetzt habe ich so viel beisammen, daß ich es wagen kann. Nach vier Wochen geht ein Schiff nach Dschiddah, und mit dem fahre ich. Ich habe für einen Stellvertreter gesorgt, der dich statt meiner bedient. Es wird mir sehr hart, so lange von meiner lieben Familie getrennt zu sein. Ich weiß nicht, ob ich sie wiedersehen werde. Möge Allah sie beschützen! Viele ziehen nach Mekka und kehren nicht mehr zurück. Sie unterliegen den Strapazen. Ich bin in Allahs Hand. Sein Wille geschehe! Lebe wohl, Saheb!"

„Lebe wohl, mein lieber Hassan", erwiederte ich, auch nicht wenig gerührt durch seine treuherzige Sprache, „gute Reise! Gott behüte dich!"

Mit einem extra tiefen Salaam schied Hassan von mir und wischte sich beim Hinweggehen die Tränen aus den Augen.

Vier Monate waren bereits verstrichen, und Hassan zeigte sich noch nicht. Schon begann ich zu zweifeln, ob er überhaupt heimkehren werde. — Da taucht eines Samstagmorgens seine bekannte Gestalt wieder auf. Etwas langsamer als sonst, aber mit einem freudigen „Salaam, Durchlaucht!" kommt er zu mir herein.

„Gott sei Lob und Dank, Hassan, daß du wieder gesund daheim bist!" sagte ich, ihm herzhaft die Hand schüttelnd.

„Ja, Saheb, Gott Lob, daß alles gut überstanden ist und ich meine Familie wohlbehalten wiedergefunden habe. Aber es war doch keine leichte Sache. Nein, Saheb, sicher nicht!"

„So, Hassan? Ist's dir schlimm ergangen?"

„O Durchlaucht, was war das für eine schreckliche Reise! Auf dem Schiffe welches Gedränge! Wie lagen wir auf Deck so fest beieinander und welche Hitze und welche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beengung überall! Manche Moslim haben auf der ganzen Seefahrt gefastet. Einige davon sind gestorben und wurden ins Meer versenkt. Sie sind bei Allah im Paradies. Sie haben ihr Leben geopfert und auf Wiedersehen verzichtet. — Und dann in Dschiddah, welch ein Durcheinander von türkischen, arabischen, afrikanischen und indischen Pilgern! Welche Plackereien im Sammellager und dann welch endlose Schwierigkeiten und Verzögerungen, bis unsere Karawane schließlich reisefertig war! — Und was soll ich sagen von dem schauerlichen Karawanenzuge nahezu sechs Tage durch die Wüste mit dem unbarmherzigen Sonnenbrand über uns und dem glühenden Wüstensand unter uns und dem aufgewirbelten, uns mit Wolken umhüllenden, erstickenden Staub! O Saheb, es war schrecklich. Wie viele blieben zum Tode erschöpft den Weg entlang auf dem Sande liegen als willkommenes Mahl für Geier und Schakale! Wohl ihnen! Sie sind jetzt bei Allah im Paradiese!"

„Da wirst du wohl froh gewesen sein, Hassan, als ihr endlich in Mekka ankamt, nicht wahr?"

„Das kannst du glauben, Saheb, denn ich war ganz schlapp und fast wahnsinnig vor Durst. O hätten wir doch etwas von unserem Zisternenwasser von hier dort gehabt! Das Wasser dort war sehr schlecht. Bei dem betäubenden Wirrwarr von Tausenden von aufgeregten Pilgern im Lager und in den Straßen war an ein eigentliches Ausruhen auch nicht zu denken. Und wie entsetzlich war der Schmutz und der Gestank, der einen fast überall umgab! Dazu kam die unheimliche Furcht vor der Cholera, die eine gute Anzahl Opfer forderte. — O Saheb, das alles kann man nicht vergessen und nicht beschreiben. Wie froh bin ich, daß ich all dies hinter mir habe und wieder heil bei den Meinigen bin!"

„Das will ich wohl meinen, Hassan. Aber dafür bist du auch jetzt ein ehrwürdiger Hadschi (ein Mohammedaner, der in Mekka gewesen ist) und kannst dich jetzt von allen Mühsalen erholen."

Seit dieser beschwerlichen Pilgerreise ist Hassan noch bedeutend ernster geworden und hat mich noch oft durch seine frommen Äußerungen erbaut.

Treu bis zum Ende hat er mich bedient und sich als Muster eines guten Hujjam wiesen. Möge Gott es ihm lohnen!

14. Eine eigenartige Freundschaft

Kommt da eines Tages, kurz nach meiner Ankunft in der Station, ein großes, schönes Auto im Pfarrhof angefahren. Ein schlanker, sonngebräunter Engländer in Khaki und mit einem hohen Khaki-Turban auf dem Haupte stieg aus. Wer mag das wohl sein? dachte ich mit einer gewissen gespannten Neugierde. Es muß schon ein hoher Herr sein, der so angefahren kommt. So war es auch.

Nach einigen Minuten stand der hohe Besuch bereits an der Tür meines Arbeitszimmers. Er hatte die Zeit seines Kommens gut gewählt, denn es war gerade nach der Nachmittagsschule. Mit einem herzlichen „Guten Tag, Padre!" trat er ein und stellte sich als den Kolektor (Präsident) der Provinz Ost-Khandesch vor. Ehrfurchtsvoll und herzlich hieß ich ihn willkommen und dankte ihm für den gnädigen Besuch. Da ich sah, wie er schwitzte und wie erhitzt er war, schickte ich schnell meinen Diener, ein paar Flaschen Pilsener und etwas Eis zu holen. Der Herr Kolektor nickte dazu wohlgefällig Beifall und sagte, indem er seinen Turban abnahm und auf einen Stuhl neben seinem Sessel niedersetzte, freundlich lächelnd:

„Sie sind, wie ich sehe, ein verstehender fühlender Mensch, und ein kühler Trunk ist bei diesem durstigen Wetter jedem angenehm."

Ich bot ihm meine gewöhnlichen Zigarren an und bat ihn, da er wohl an besseres Kraut gewöhnt sei, wenigstens einmal zu versuchen.

Höflich dankend steckte er sich eine an und sagte: „Was den Padres schmeckt, wird mich wohl auch nicht vergiften."

Unterdessen kam das Bestellte an, und nachdem sich der hohe Herr an einem Glas Pilsener erfrischt hatte, schlug er einen ganz gemütlichen Ton an und sagte:

„Sehen Sie, lieber Padre, obschon ich, — erschrecken Sie aber ja nicht darüber, — obschon ich ein Freimaurer und Logenmeister bin, so waren Ihr Vorgänger im Amte und ich all die Jahre gute Freunde, denn ich schätze die katholische Kirche hoch, weil sie allein gesunde Grundsätze hat, und ich respektiere die katholischen Priester, weil sie trotz aller Welt nach diesen Grundsätzen leben und weil sie wissenschaftlich durchgebildet sind. Nun wünschte ich, daß wir beide auch gute Freunde seien, denn ich möchte über so vieles, was mich interessiert, von Ihnen zuverlässigen Aufschluß bekommen. Als Sohn eines Pastors studierte ich seiner Zeit zu Oxfort Theologie, sattelte aber dann, weil mir der Pastorenberuf nicht zusagte, zum Studium der Rechte um. Seither habe ich aber immer noch ein lebendiges Interesse für die Exegese, die Schrifterklärung, beibehalten, besonders aber in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

letzter Zeit für die Funde in Mesopotamien und ihre Beziehungen zur Bibel. Können Sie mir das Neueste darüber mitteilen?"

„Soweit mein bescheidenes Wissen reicht, gerne, Herr Kolektor." Ich weilte im Jahre zuvor in London, hatte mich gut in der anglikanischen Exegese umgesehen und konnte ihn daher ohne besondere Mühe zufriedenstellen. Und da ich im britischen Museum und im Archiv des India Office mich speziell mit assyrisch-babylonischen Texten beschäftigt hatte, konnte ich auch über die Babel-Bibel-Frage ausführlichen Bescheid geben. Das interessierte den wissensdurstigen Herrn im höchsten Grade.

„Gut", sagte er, „das ist für jetzt des Interessanten zu viel, aber darüber will ich bei größerer Muße noch mehr hören. Ich bestehe darauf, daß Sie jeden Monat einen Tag bei mir in meiner Residenz zu Jalgaon zubringen. Bestimmen Sie einen Tag, der Ihnen am besten paßt, und ich werde Sie immer bei Ihrer Ankunft an der Station mit dem Auto abholen. Einverstanden?"

„Aber sicher, Herr Kollektor, ich werde mich dementsprechend einrichten und am letzten Mittwoch im Monat mit dem 6 Uhr Zug kommen und den Donnerstag bei Ihnen zubringen."

Ich nahm um so lieber die Einladung zum monatlichen Besuche an, als ich damit den katholischen Dienern des Herrn Kollektors eine günstige Gelegenheit bieten konnte, einer heiligen Messe beizuwohnen und die heiligen Sakramente zu empfangen.

Wie abgemacht, fuhr ich also jeden Monat am bestimmten Tage hinüber nach Jalgaon und nahm meinen Tragaltar mit. Der Herr Kollektor war mit seinem Auto immer pünktlich zur Stelle, um mich abzuholen. Nach einigen Minuten langten wir dann in seiner zwei Kilometer entfernten Residenz an, die auf einem höheren Gelände herrlich gelegen war. Mein herrschaftliches Quartier bestand aus einem schön möblierten Wohnzimmer, einem luftigen Schlafzimmer und einem einfachen Baderaum mit einer Hinterveranda im ersten Stock, von wo aus man eine wohltuende Aussicht genoß.

Spät am Abend gab es immer ein Festessen im schön gezierten Speisesalon, zu welchem alle Spitzen der Bezirksregierung mit ihren Frauen (nur Engländer) geladen waren. Vor dem Essen gab der Herr Kollektor laut den Befehl: „Padre, sprechen Sie, bitte, den lateinischen Segen wie zu Oxfort!" Darauf sprach ich laut und gemessen das „Benedicite", während dessen die Gäste ruhig wie Statuen an ihren Plätzen standen.

Während des Essens herrschte ein sehr gemütlicher, kameradschaftlicher Ton. Freilich, da außer mir alle anglikanische Protestanten und Freimaurer waren, war man mir als katholischen Priester gegenüber erst etwas zurückhaltend. Wie sie aber merkten, daß sie dazu keinen Grund hätten, wurden sie ganz zutraulich. Nicht nur über Whist, Diener, Pferde, Hunde und tägliche Vorkommnisse in ihrem Bereich wurde gesprochen, sondern auch, und zwar vorwiegend, mehr gehaltvolle Fragen, naturwissenschaftliche, botanische, zoologische, ethische und religiöse, wurden erörtert, wozu ich immer meine Ansicht äußern mußte. Da hatte ich reichlich Gelegenheit, vieles zu berichtigen und, besonders auf religiösem Gebiete, viele Vorurteile zu beseitigen.

Interessant erschienen mir da oft Äußerungen von hohen Damen. Eine derselben meinte, es sei doch schade, daß die Jesuiten keine Freimaurer seien. Da wurde natürlich viel gelacht, aber die richtige Erwiderung darauf blieb nicht aus. — Eine andere äußerte, Buddha sei ihr so sympathisch, weil er mit solch ruhigem Lächeln ins Leben schaue. Darauf entgegnete ihre Freundin mit Nachdruck: Mit diesem seinem starren Lächeln habe Buddha noch kein Leid gelindert und könne daher nicht im entferntesten mit Christus verglichen werden, der durch sein bitteres Leiden und Sterben die Menschheit vom größten Übel, von der Sünde, erlöst und allen Leidenden Trost und Stärke gebracht habe. — Ein andermal bemerkte eine Dame ziemlich aufgeregt: „Ich kann nicht umhin, mich meiner Konfession zu schämen, sooft ich an Heinrich VIII., den Urheber derselben, denke; dieser Ehebrecher und Mörder mehrerer Frauen ist doch sicher keine Empfehlung für seine Kirche. Und weil er mit Gewalt unser Volk von der Mutterkirche losgerissen hat, so begreife ich nicht, warum wir heute noch in diesem ungerechtfertigten Zustand verharren und nicht geschlossen zu ihr zurückkehren." Das war sehr wahr und klar gesprochen. Einige nickten entschieden dazu Beifall, während die andern nachdenkliche Gesichter machten.

„Sie sehen und fühlen ganz richtig", bemerkte ich dazu, „und der große Newman ist derselben Meinung, wenn er schreibt: „Die Geschichte genau kennen heißt soviel wie aufhören, Protestant zu sein."

Nach dem Abendessen begab sich die Tischgesellschaft in den Spielsaal, wo die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

späten Stunden mit Musik, Gesang und Unterhaltung ausgefüllt wurden. Da bescherte mich einmal der hohe Hausherr mit einer sehr angenehmen Überraschung, indem er ganz großartig und im tadellosen Deutsch den „Wanderer" von Schubert sang.

Am Donnerstag stand ich früh auf und bereitete mich auf die heilige Messe vor. Als ich um halb sieben hinunterging, hatten die katholischen Diener im Speisesaal schon einen Altar aufgeschlagen und denselben mit Palmen umgeben und mit Blumen geziert. Nun packte ich den Tragaltar aus und richtete alles zum heiligen Opfer her. Nachdem ich noch einige Beichten gehört, schickte ich mich zur heiligen Messe an. Nach derselben packte ich wieder alles ein, der Altar wurde abgebrochen, und seine Bestandteile nebst allen Zierpflanzen waren im Nu hinausgeschafft. Der Saal war wieder frei.

Um acht Uhr kam der Herr Kollektor mit seiner Familie herunter zum Frühstück. Dann ging er für eine Stunde seinen Geschäften nach, und ich betete mein Brevier. Sobald der Herr wieder zur Stelle war, machten wir unseren Plan für die Tagesarbeit. Wir hielten uns dabei an die letzten Mitteilungen im „Naturgeschichtlichen Journal", von denen er besonders diejenigen des P. Blatter, Professors der Biologie am Franz-Xaver-Kolleg in Bombay, hochschätzte. Bald war es eine Pflanzen-, bald eine Tierart, der wir nachgehen und die wir an Ort und Stelle untersuchen und studieren wollten.

So zogen wir, mit allem Nötigen ausgerüstet, in der nächsten Umgegend herum und hatten dabei das Vergnügen, manch interessante Feststellung zu machen und manches kuriose Tierlein für des Kollektors Privatsammlung zu erobern.

Einmal entschlossen wir uns, ein ziemlich hochgetürmtes Nest einer Termitenkolonie, auszugraben und genau zu untersuchen. „Dorthin wollen wir aber auf einem großen Kamel reiten", beteuerte der unternehmungslustige Herr Kollektor.

„Haben Sie auch Kamele hier?" fragte ich überrascht.

„Zweibeinige mehr als genug, — die aber zum Reiten nicht verwendbar sind", entgegnete mit ulligem Nachdruck der Kollektor; „aber ich habe gerade ein großes, starkes Lastkamel hier, das auch ihrem Gewicht gewachsen ist." Zu dieser feierlichen Feststellung lachten wir beide recht herzlich.

Sofort ließ er den Kameltreiber rufen und gab ihm den Auftrag, unverzüglich das Kamel gut zu satteln und vorzuführen. Nach einer kleinen Viertelstunde erschien der Treiber auch schon mit dem hochgewachsenen, kräftigen Reittiere, das neugierig überall herumschaute, vor der Veranda und ließ es sich niederhocken. Nachdem das Arbeitsgerät in ein Netz eingewickelt und am Sattelgurt gut befestigt war, konnte der Aufstieg erfolgen.

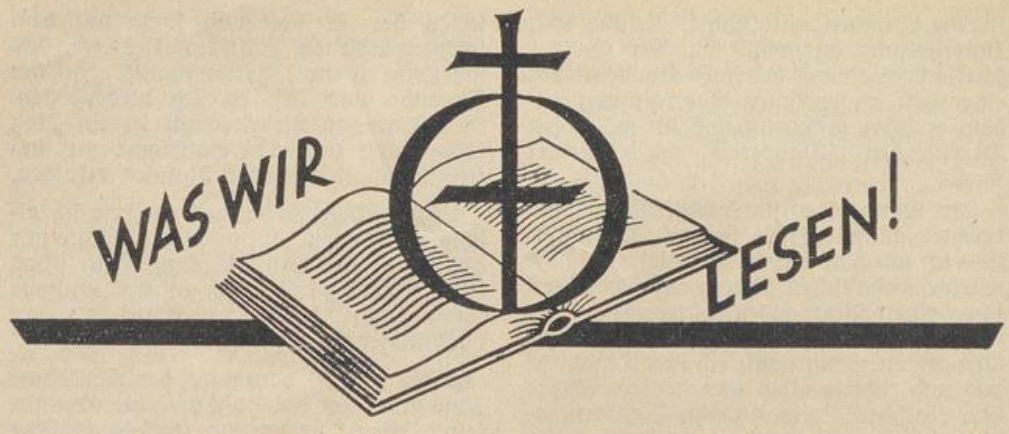
„Aber, Herr Kollektor", äußerte ich etwas beklommen, „wenn die Geschichte nur gut geht! Das Kamel schaut mich schon so merkwürdig bedenklich an, und ich habe schon gehört, diese Tiere hätten oft ihre böswilligen und gefährlichen Mucken."

„Ach was!" beruhigte der Kollektor, „das gute Tier hat wohl noch nie oder nur selten einen Reiter von solchem Kaliber vor sich gesehen und zeigt deshalb seinen Respekt vor Ihnen. Es ist ganz zahm und harmlos und hat einen Treiber, der es zu regieren weiß; und wenn es auch hie und da seine Mucken hat, so sind dieselben doch lange nicht so schlimm wie die Mucken mancher Menschen. Nur mutig in den Sattel hinein, und halten Sie sich für die ersten Bewegungen des Tieres gut fest!"

So stieg ich denn auf dem vorgestellten Treppchen schnell hinauf, und der Kollektor war gleich hinterher mit einem Satz im Sattel. Der Treiber setzte sich auf den Hals des Kamels und gab ihm das Zeichen zum Aufstehen. Mit einem dreifachen, unvergesslichen Ruck erhob sich das Kamel zuerst auf die Vorderknie, dann auf die langen Hinterbeine, zuletzt auf die Vorderfüße, wobei es mir war, als ob ich erst nach vorn über den Kopf des Tieres und dann hoch in den Himmel geschleudert werden sollte. Ein unbeschreiblich grausiges Gefühl, das mir den Schweiß auf die Stirne trieb! Es war schon gut, daß ich mich krampfhaft am Sattel festhielt, sonst wäre ich wer weiß wohin geflogen. Sogleich setzte sich das große Tier in Bewegung und trug uns in forschem Tempo davon. Sein eigentümlicher Gang versetzte uns im Sattel in eine taktmäßige Schaukelbewegung, wodurch ein leises seekrankartiges Gefühl in mir aufstieg, das sich aber bald wieder verzog.

Am Termitennest angekommen, begaben wir uns gleich mit Hacke und Schaufel an die Arbeit. Dabei erklärte ich dem Herrn Kollektor die Lebensweise dieser in Indien so verbreiteten Termitenart; und weil wir sehr vorsichtig zu Werke gingen, gelang es uns, eine gute Einsicht in den anderthalb Meter tiefen Bau zu bekommen. Unter den oberirdischen Türmen fanden wir 53 sogenannte Pilzgärten übereinander gelagert. Diese aus den Exkrementen der „Arbeiter" hergestellten Gebilde gleichen in Gestalt und Größe einem dicken Badeschwamme. (Forts. folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn

„Das kleine Marienbrevier." Von P. Pitus Hübenthal O. M. Cap. 93 Seiten, Preis kart. RM. 0.75.
Soeben ist das „Kleine Marienbrevier" mit seinen 8 Tagzeiten erschienen. Ein herrlicher Zweifarbendruck, gewählt in seiner Sprache. Konvente wie Einzelpersonen werden diese Ausgabe begrüßen.

Kanisiuswerk Freiburg (Schweiz) und Konstanz

Handbüchlein für Kleine Opferseelen. Von P. A. Herold C. Ss. R., 316 Seiten. Geb. RM. 1.30.
All den kleinen Opferseelen unserer Tage, die sich Christi barmherziger Liebe anbieten, ihr tägliches Kreuz liebevoll umfassen zur Sühne für die Sünden und zur Rettung der Seelen ihrer Mitmenschen, ist dieses ganz praktisch eingestellte Büchlein geschrieben.

Kinder Gottes. Wie sie arbeiten, beten, leiden und sich freuen. Von Peregrina. 2. Aufl. 56 Seiten. Kart. 40 Pfg.
Wenn die düstere Erde mit ihrem Leid dich schreckt, das eigene Elend dich niederdrückt, dann sollst du mit kindlichem Herzen aufschauen zum himmlischen Vater.

Missions-Mittwoch. Von Karl Borromäus Ebner C. Pp. S. 48 Seiten. 15 Pfg. Dtzd. RM. 1.80, 50 Stück RM. 6.40.
Gut beichten. Von P. Gratian Hunziker, Kap. 20 Seiten. 2. Aufl. 11. Tausend. 15 Pfg., 100 Stück RM. 14.—.

Josef Benedikt Cottolengo. Ein Apostel der Nächstenliebe. Von Bischof Dr. Alois Scheiwiler. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Das ganze Leben Cottolengos war von dem Gedanken beherrscht, den heiligsten Willen Gottes zu erfüllen. Im kleinen Haus der göttlichen Vorsehung zu Turin sammelte er alle Kranken und Unglücklichen der Gegend und betreute sie an Seele und Leib.

Dr. Josef Tovini. Ein Herold der katholischen Aktion. Von P. Leo Schlegel O. Cist. 63 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Als musterhafter Ehegatte, treubesorgter Familienvater, pflichtbewußter Erzieher, freundlicher Vorgesetzter, gewissenhafter Rechtsanwalt und eifriger Terziar ist er ein leuchtendes Vorbild für unsere Jünglinge und Ehemänner.

Mutter Henrika Dominika. Dominikanerin. Erste Generaloberin der Bethanienschwestern. Von Kilian Baumer. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Ein erhebendes Beispiel, wie wir hinter allen Wechselfällen und Prüfungen des Lebens die allweise Vaterhand der göttlichen Vorsehung suchen sollen.

Lylli, die Gottsucherin. Aus dem Leben eines heldenmütigen Mädchens. Von Ludwig Imesch. 48 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Jedem Gefallenen, Suchenden, Ringenden unserer Zeit mag dieses wirklichkeitsnahe Büchlein ein Wegweiser sein zur Quelle des Lichtes, der Wahrheit und des inneren Glückes, ein Trost in Stunden des Leidens und der Verzweiflung.

Pater Lino Maupas von Parma. Von Dr. Ilse Brugger. 58 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Ein schlichter Diener Gottes im Franziskanerkleid, der sich selbst vergaß und aufopferte für die Notleidenden.

Don Guanella. Ein Apostel der Nächstenliebe für unsere Zeit. Von Dr. Walter Disler. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.
Ein heiligmäßiger, bettelarmer Priester und Wohltäter der Menschheit in Oberitalien gründet die Kongregation der Diener der Nächstenliebe.

Druck & Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien:

Lo Pa Hong, der katholische Mann. Ein Vorbild und Mahner. Von P. Dr. Joh. Thauren SVD.
Das Büchlein verdient eine Massenverbreitung unter den Katholiken, jedes Mitglied der Katholischen Aktion, jeder Helfer in der Karitas wird auf den wenigen Seiten neue Anregung und neuen Mut zur Tat gewinnen.

Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Das wahre Leben. Von Maria Brabeck. 32 Seiten mit 3 Tiefdruckbildern. RM. —.40.
„Das wahre Leben" von Maria Brabeck von diesem Hineinwachsen, von der Liebe Gottes, die heilige Wandlung an uns bewirkt. Ernst mahnt es abzulassen vom „Ich", es gänzlich zurückzulassen, um Gott zu finden, um seine Allgegenwart zu empfinden und auszuwerten. In lieber Weise mahnt es, den Schlüssel des Vertrauens zu nehmen und die Türe zum wahren Leben zu eröffnen.

Katholische Religiosität. Maran atha — Komm, Herr! Von Dr. Martin Kreuser. 40 Seiten, Text zweifarbig mit 8 Tiefdruckbildern. In Büttenumschlag RM. 1.10.
Eine kleine Theologie! Eine erhebende und begeisternde Zusammenschau des Reichtums katholischen Seins und Lebens, die in uns wieder den Geist der ersten Christen wecken will, daß auch wir wieder in heiliger Sehnsucht zu beten vermöchten: „Maran atha! Herr, komme!"

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION



Nummer 7 Juli 1938 56. Jahrgang

Zum Fest Mariä Heimsuchung

Ihr Sommerblümlein, aufgewacht!
Die Augen waſcht im Tau der Nacht,
Ihr Knoſpen, wollt aufſpringen,
Macht hurtig euch bereit!
Zu frohem Weggeleit
Laßt eure Glöcklein klingen!

Ihr Blümlein alle, groß und klein,
Kommt, putzt die blanken Krönlein fein,
Bereitet euch zum Feſte!
Reiht zum Spalier euch an,
Klein . . . groß und größer dann,
Es kommen hohe Gäſte.

Vergißmeinnicht, zart himmelblau,
Schafft eine ſommerbunte Au,
Darauf die Herrin ſchreitet,
Marienblümchen, ſanft und fein,
Ihr ſeid der Jungfrau Schweſterlein,
Den Weg ihr ſchön bereitet.

Du, Roſe, Blumenkönigin,
Blick auf der Roſe ſchönſte hin,
Die blüht auf Nazareths Auen,
Ihr Lilien in dem Tal
Erblühet ohne Zahl,
Die ſchönſte Lilie zu ſchauen.

Ihr Vöglein all in Feld und Wald,
Kommt, ſingt und geigt, daß laut es ſchallt,
Dort, wo die Blumen ſprießen.
Die holde Jungfrau, rein und zart,
Maria iſt auf Pilgerfahrt;
Wir wollen froh ſie grüßen!

E. Humilis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Fest Mariä Heimsuchung

(2. Juli)

In jenen schweren Tagen, da die Kirche durch das große morgenländische Schisma so tief getroffen war, richteten sich die Blicke des Hl. Vaters auf Maria. Welchen Trost, welche heiligende Wirkung hatte doch einst der Besuch der Gottesmutter in das Haus des Zacharias gebracht. Durfte sich die hl. Kirche nicht auch von ihr die Segnungen erwarten, die jene kleine Familie erfahren hatte? Wie sehr bedurfte die Kirche der Stärkung und Heiligung! Tief durchdrungen von der Hilfsbedürftigkeit seiner Herde und von heiligem Vertrauen erfüllt, ordnete der Oberste Hirte, Papst Urban VI., durch Dekret vom 3. April 1389 die Feier des Festes Maria Heimsuchung an. Das Dekret wurde durch seinen Nachfolger Bonifatius IX. am 9. November desselben Jahres veröffentlicht.

(In dem gleichen Bestreben, den Frieden der Kirche zu festigen, wurde die Einsetzung des Festes am Ausgang des Schismas auf dem Konziliabulum von Basel bestätigt und in der Folge hielten auch die rechtmäßigen Päpste die Bestimmungen aufrecht.)

Pius IX. erhob es am 31. Mai 1850 zur Erinnerung an seine Rückkehr aus Gaëta und die Befreiung der Stadt Rom zu einem Doppelfest 2. Klasse.

In einzelnen Privatkirchen war das Fest Mariä Heimsuchung schon früher begangen worden. Zum erstenmal ist es erwähnt in den Satzungen der Kirche von Mans im Jahre 1247. Im Jahre 1263 stand es auch bei den Franziskanern schon in Ehren.

Der 2. Juli wurde gewählt, weil um diese Zeit Maria den ungefähr drei Monate dauernden Aufenthalt bei ihrer Base beendete.

In diesem Fest feiert die fromme Christenheit die Gottesmutter als Mittlerin der Heiligkeit, die Frieden und Trost im Gefolge hat. Die Besucherin der hl. Elisabeth ist die Mutter der Gnade und die Trösterin der Betrübten. — Im Kirchenkalender von Marsi (Süditalien) heißt das Fest: Fest Mariä, Mutter der Gnaden, Heimsuchung Mariä: Mariæ matris gratiarum, Visitatio B. M. V. —

Rufen wir uns den Bericht des Evangeliums über den Besuch Mariens bei Elisabeth ins Gedächtnis zurück und verweilen wir bei den trostreichen Einzelheiten, die das Geheimnis mit heiligem Liebreiz umgeben.

Maria hat sich eilends aufgemacht, sobald sie die Botschaft des Engels empfangen, kommt nun bei ihrer Base an und begrüßt sie. In diesem Augenblick hüpft das Kind in deren Schoße vor Freude auf. Die kath. Tradition hat darin immer das Zeichen gesehen, daß Johannes, der Täufer, beim Gruß der Gottesmutter die heiligmachende Gnade empfangen hat und dadurch von der Erbsünde befreit wurde. Auch Elisabeth wird vom Heiligen Geiste erfüllt und kann ihre Freude nicht mehr bezwingen. Mit lauter Stimme (Luk. 1, 42.) lobpreist sie Maria ob ihrer hohen Würde, die ihr verliehen worden war und beglückwünscht sich selbst, daß es ihr vergönnt ist, die Mutter des Herrn in ihrem Hause zu empfangen. Marias heilige Begeisterung und Freude strömt über in dem herzlichen Dankgebet des Magnifikat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Madonna mit Kind und Johannes

Giovanni Antonio Sogliani, Florenz 1493—1540

Die troſtreiche Heiligung Johannes', des Täufers. Jeſus im Schoße Mariens heiligt ſeinen Vorläufer Johannes und wird ihm dadurch zu unausſprechlicher Freude und zum wahren Troſt. Die Seele Johannes', des Täufers, die bis dahin befleckt und unrein war, erglänzt nun plötzlich in überirdiſcher Schönheit, die nie mehr ſchwinden wird. Dieſe unvergleichliche Zier iſt auch die höchſte Würde. Mit welch liebender Begeiſterung wird dieſer Freund des Bräutigams, (Joh. 3, 29.) der größte der Propheten, (Luk. 7, 28.) Gott, dem Herrn, ſein Herz ſchenken, ſobald

er zum Bewußtsein seiner selbst erwacht ist! O, süßes Geheimnis der Liebe, das den Menschen und Gott in einem Gefühle eins macht.

Das ist der Trost, den der göttliche Heiland durch Maria Johannes und der ganzen Welt bringt.

Ist nicht der hl. Johannes ein Vorbild für uns alle, die unsere Mutter, die hl. Kirche in ihrem Schoße trägt! Die Schönheit und Würde der Gnade und Liebe wird auch in uns ergossen, und es liegt in unserer Macht, sie zu bewahren. — Dieser große Trost der Liebe Gottes muß uns genügen, so wenig wir ihn auch zu fassen vermögen.

Die trostreiche Heiligung der hl. Elisabeth. Elisabeth empfindet unendlichen Trost, da sie Maria bei sich eintreten sieht und ihren Gruß vernimmt. Welche Wohltat ist dieser Besuch! Die Gnade des Heiligen Geistes folgt der Mutter auf dem Fuße nach. Und die unendliche Liebenswürdigkeit der reinsten Jungfrau entzückt persönlich und fügt so zu der trostreichen Hoffnung auf die segensreiche Zukunft, ein tiefes Glück des Augenblickes.

Es gibt Menschen, die die unschätzbare Gabe besitzen, andere zu trösten und aufzurichten, ihnen gleichsam einen süßen Vorgeschmack des Glückes zu geben, das darin besteht, Gott in alle Ewigkeit zu lieben. Diese Gabe ist vielleicht nicht allen verliehen und setzt vollständiges Vergessen seiner eigenen Sorgen, Anliegen und Interessen und eine mehr als gewöhnliche Liebe zu Gott voraus.

Auf dem Wege der Selbstverleugnung kann jeder zu diesem Ziel fortschreiten und wenigstens in einem gewissen Grade die Gabe erlangen, die so Großes zu leisten vermag. Denken wir darüber nach, was es uns kosten würde, ein Jahr lang jedem ein freundliches Gesicht zu zeigen, und welchen Einfluß es uns sicherte, wenn wir ihn gut aufnähmen. Wir würden bald einsehen, daß das Opfer an Zeit und eigener Bequemlichkeit neben den herrlichen Wirkungen, die es hätte, gar nicht in Betracht kommt. — Wenden wir uns in Unglück und Leid vertrauensvoll an Maria. Sie kann und will uns trösten und aufrichten.

Die trostreiche Heiligung Mariens. Die segensreichen Wirkungen, die der Besuch der Gottesmutter hervorbringt und deren Zeugen sie ist, erfüllen sie mit tiefster Dankbarkeit und dadurch erfährt ihre Gnade und ihr Verdienst, ihr Glück eine neue Erhöhung. Maria teilt die Freude ihrer Base; aber sie freut sich im Herrn, der ihrer Freude Dauer gibt. „Mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland!"

Bei dem ganzen Besuch denkt Maria nicht an sich. Das Wort des Heilandes bewahrheitet sich: „Geben ist seliger als nehmen." (Apostelg. 20, 35). Erwägen wir recht den tiefen Sinn und die ganze Tragweite dieses Heilandswortes. Bringen wir nicht den Mut auf, ihm nachzuleben? Jesus enttäuscht nicht. Wir werden tiefes wahres Glück finden, wenn wir uns selbst vergessen. — Bitten wir um eigene Heiligung und Rettung der armen Heiden und um Frieden für die Kirche und die Völker. — d —

Das wäre mir kein liebes Kind, dem die Wünsche seiner Mutter eitel Dunst wären, das sich nicht nach Kräften bemühte, sie zu erfüllen! Wohlan denn, das Kind, der Schuldner bist du! „Glückselig werden mich preisen alle Geschlechter", so ist es der Wunsch deiner Mutter, so ist es der Wille Gottes selbst.

P. B. Danzer OSB.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der Oberchief der Basutos, Mosesh, residierte zwei Tagereisen von Malape entfernt auf dem Taba Besige. Das ist ein Berg, oder besser ein riesiger Felsen, nur auf drei Fußpfaden zugänglich. Der Aufstieg war höchst schwierig, aber oben schauten die Besucher eine prachtvolle Hochebene mit herrlichem Gras und guter Bewässerung und wohlgenährten Rindern. Inmitten stand die Behausung des Basutokönigs und das ganze glich einer idealen Naturfestung.

Mosesh hatte bereits Meldung durch einen Katholiken, der auf seiner Hochburg in Arbeit stand, von der Ankunft des Bischofs und empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Er bot den Besuchern sogleich Erfrischungen an, erkundigte sich nach ihren Namen, dem Reiseziel und weshalb sie Natal verlassen hätten. Dann bat Mosesh um Vorlesung einiger Kapitel aus dem Evangelium. Pater Gerard tat es in Zulu und der „Staatssekretär" des Chiefs übersetzte Satz für Satz in Basuto.

Der Bischof ließ bei dieser ersten Gelegenheit noch nichts von der beabsichtigten Niederlassung im Lande merken. Nach der Unterredung stieg er vom Berge herab und hielt sich mit Pater Gerard einige Zeit am Fuße des Taba Besigo in einer Hütte auf, die dem Bruder des Chiefs gehörte. Die Missionare verbrachten ihre Zeit mit geistlichen Übungen, Breviergebet, Feier der heiligen Messe und besonderen Gebeten zur Unfleckten Jungfrau um Gnadenvermittlung für dieses herrliche Land und seine Bewohner.

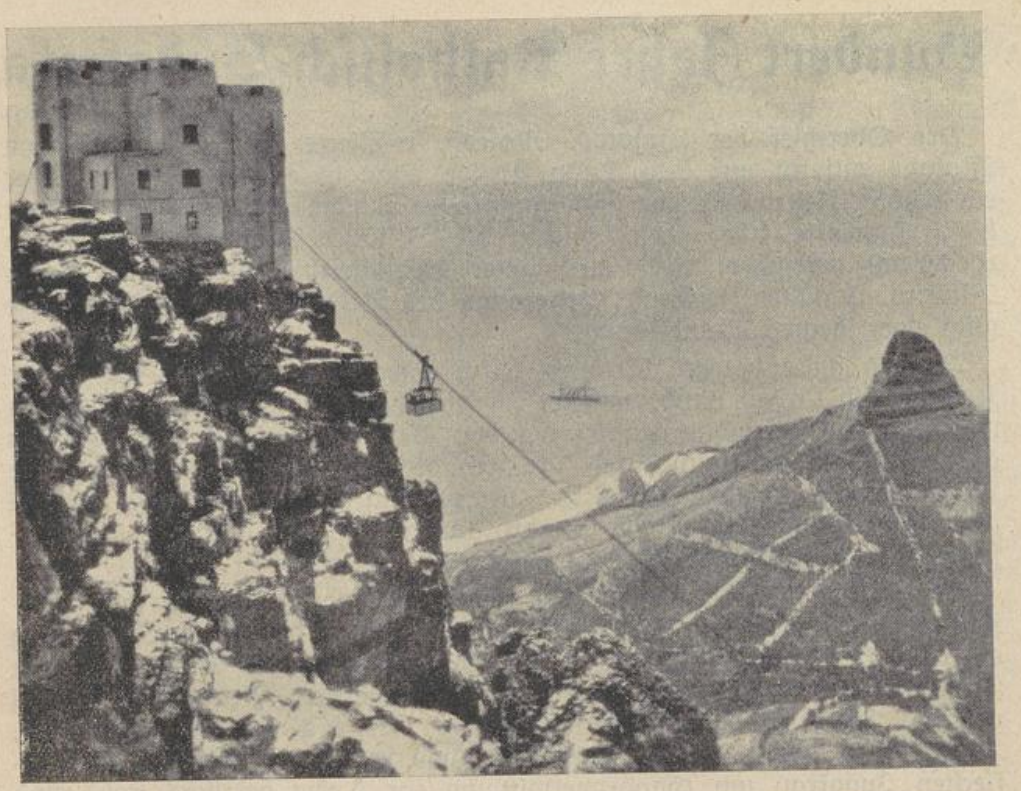
Diese stille Lebensweise machte tiefen Eindruck auf Mosesh und überzeugte ihn, daß die Besucher nicht etwa gekommen wären, um das Land auszuforschen, sondern wirkliche Männer Gottes seien. Er sah, daß sie



Missionsbischof Adalbero Fleischer bei Besuch einer Mariannhiller Missionsstation (Umzumbi, Südafrika)

Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kapstadt: Der „Löwenkopf" (rechts) und Seilbahn auf den Tafelberg, die beiden Wahrzeichen am „Kap der guten Hoffnung!"
Photo: Mariannhiller Mission

nur das geistige Wohl des Volkes suchten, anstatt, wie die anderen Weißen, Krämerstationen gründen zu wollen. Am 8. Februar 1862, nach der Feier der hl. Messe zu Ehren der Unbefleckten, entschloß sich der Bischof zu einem formellen Gesuch an den Oberchief. Die Missionare wurden „amtlich" empfangen und trugen Moseshh den Wunsch vor, dem Volke das wahre Christentum zu lehren und den Weg zum Himmel zu weisen. Wenn es den heiligen Glauben willig annehme, würden sie auch Schulen errichten und zur sozialen Wohlfahrt des Landes mitwirken.

Der Basutokönig äußerte sich zustimmend, verschob indessen weltlich-klugerweise die entscheidende Antwort. Er ersuchte die Missionare, am nächsten Tage wiederzukommen. Es geschah, allein der Beschluß wurde nochmals vertagt. Endlich am dritten Tage frug Moseshh, ob sie schon einen Platz innerhalb seiner Besitzungen zur Niederlassung ausersehen hätten. Bischof Allard erwiderte, daß sie hierzu vor allem zuerst die Bewilligung des Königs bedürften. . . „Gut, sagte Moseshh, ihr kennt das Land noch nicht; so habe ich einen Platz bereitgestellt, nur bedaure ich, daß dort keine Wasserquelle ist. Ich möchte euch nahe bei meiner Residenz haben, um euch oft zu sehen, und eure Lehren zu hören. Nach einem Jahre will ich einen geeigneteren Platz zur Verfügung stellen."

Nach zwei Tagen sandte der Basutokönig seine Söhne, um den Missionaren ihren vorläufigen Platz anweisen. Es war ein etwa sechs Meilen langes schönes Tal mit einem Bächlein, wo schon gegen 20 Familien wohnten. Des Königs Söhne hatten Auftrag, die ansässigen Basutos über alles aufzuklären. Zunächst aber wollten die Besucher nach Natal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zurückkehren. Sie dankten dem Oberhäuptling für sein Entgegenkommen, verabschiedeten sich und versprachen, nach einigen Monaten wiederzukommen. Der König zeigte sich sehr gnädig und gab ihnen drei Männer zur Begleitung mit, die Geschäfte in Natal hatten und befahl ihnen, ja nicht ohne die Männer Gottes zurückzukehren!

In den damaligen Sechzigerjahren ging jedoch in Südafrika alles sehr langsam voran. So verzögerte sich die zweite Abreise nach Basutoland bis zum 19. August 1862. Bischof Allard, Pater Gerard und Bruder Bernard traten diesmal den langen Weg von Maritzburg nach Basutoland per Ochsenwagen an. Die hohen Drakensberge erwiesen sich als gewaltiges Hindernis auf der Fahrt. Einige Ochsen erlagen den Strapazen und man mußte gegen 10 Tage stilliegen. Die ganze Tour bis zum Taba Besigo beanspruchte 54 Tage! Mitte Oktober waren die drei Pioniere am Ziel.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem Briefe des Pater Gerard, datiert vom 7. Dezember 1863 und zeigt die Schwierigkeiten des Anfangs der Mission im Basutolande, obwohl Mosesh und viele seiner Leute gutgewillt waren und gerne Hilfe leisteten. Das Sprichwort vom schweren Anfang aller Dinge trifft eben bei den meisten Missionen doppelt zu.

Father Gerard OMI., der nachmals ein Menschenleben lang im Dienste der reichen Seelenernte dieses Landes stehen sollte, schrieb also im Dezember 1863 an den Generalobern seiner Kongregation: „Obwohl ich Ihr großes Interesse an der Mission unter den Basutos kenne, war es mir in Wirklichkeit unmöglich früher zu schreiben und Näheres zu berichten. Wir waren sehr mit dem Bau unserer ersten Missionskapelle beschäftigt, daß alles andere warten mußte. Erst seit einem Monat konnten wir eine Art Bettstelle zustandebringen und bis dahin hatten wir unser Nachtlager einfach auf dem Boden. Aber unser Bischof klagte bereits über rheumatische Schmerzen in den Gliedern infolge dieser täglichen Erdnähe . . . Seit kurzem erst haben wir einen Tisch, um darauf unsere Mahlzeiten einnehmen zu können. Wir besitzen nur einen einzigen Stuhl — und der ist für den Empfang des Königs. Wir ließen alle sonst dringenden Arbeiten stehen und liegen, um die Eröffnung unserer Kirche zu beschleunigen. Kaum zwei Tage vorher konnte ich mich etwas in die Stille der Felsen des Berges zurückziehen, um mich einigermaßen zu sammeln. Galt es doch vor einer ganz neuen, ungewohnten und gespannt aufmerkenden Versammlung zu predigen, deren Sprache ich noch allzuwenig kannte. Die große Masse der Leute kam ja aus Neugier, um mit eigenen Augen zu sehen, was die Andersgläubigen ihnen vorgelogen hatten: nämlich daß die Römer am Altare tanzen, Steine, Messing und Holz anbeten und sich mit den Schillingen bereichern, welche sie für erteilte Vergebung der Sünden einstecken.

Mosesh wollte zum Tage der Einweihung der Kirche erscheinen und sandte Boten nach allen Richtungen, daß auch seine Leute zugegen sein sollten. Gegen 9 Uhr traf der König mit mehreren Söhnen und vielen Reitern ein, alle europäisch gekleidet. Die Kapelle war so schön als möglich geschmückt. Rote Vorhänge verhüllten den Altar, auf dem ein mächtiges Kruzifix und Kerzenleuchter aus Frankreich standen, im Hintergrunde eine schöne Broncestatue der Unbefleckten Jungfrau.

Der Bischof zelebrierte ein Hochamt, wobei Hymnen in Sesuto gesungen wurden. Nach der Predigt ersuchte auch Mosesh um Erlaubnis, das Wort ergreifen zu dürfen. Er sprach lange und sagte u. a. der Zuhörerschaft, daß dieser Tag dem Lande einen Schatz gebracht habe. Wenn sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sorgfältig suchten, würden sie alle herausfinden, welche von den beiden Religionen die rechte sei. Ein Sektenprediger habe ihn zwar verhindern wollen, diese Versammlung der Römischen zu besuchen, es habe ihn jedoch verlangt, mit eigenen Augen zu sehen, ob das, was man ihm vorgeredet habe, wahr sei oder nicht. Nun müsse er bezeugen, daß er nirgends so etwas gesehen und gefunden habe wie heute . . . Dann rief der König die anwesenden Chiefs mit Namen und empfahl ihnen, darauf zu achten, daß die Kirche immer voll sei. Sie müßten dafür sorgen, daß die Mission durch niemanden Schaden erleide, sonst würde er selbst kommen und die Übeltäter bestrafen. Alle Frauen und Kinder forderte Moseph auf, den Missionaren willig Hand zu bieten, wenn sie deren Arbeit und Hilfe bedürften.

Nach den kirchlichen Feierlichkeiten wurden Ziegen geschlachtet und das Volk erfreute sich am Festmahle. Viele besuchten den König in seiner Wohnung. Wiederholt betrat er die neue, schöne Kapelle und besichtigte alles genau." — Soweit der Brief des großen Pioniers von Basutoland.

Solcherweise wurde das Samenkorn des katholischen Glaubens in das fruchtbare Erdreich von Taba Besigo gesenkt und heute nach 75 Jahren zählt die Basutonation 150 000 Katholiken, an ihrer Spitze der treukatholische Ober-Häuptling Griffith. Der Apostolische Vikar, Bischof Bonhemme OMI. beging mit dem Klerus und Volk diese Jubelfeier in seiner Residenz zu Roma am 20. und 21. Oktober 1937. Der Heilige Vater übersandte aus diesem Anlasse verschiedene Auszeichnungen als Anerkennung für treue Dienste in der katholischen Kirche. So erhielt der Oberchief Nathanael Griffith Leretholi den Titel eines Kommandeurs vom Orden des hl. Sylvester. Mit Medaillen „Pro Ecclesia et Pontifici" wurden bedacht: Chief Edmund Molapo, Chief Michael Suku, Chief Leonhard Leleke, Justin Sechefe, Joel Mataboe, Bartholomäus und Salathiel Fobo.

Der Apostolische Vikar von Basutoland empfing ebenfalls hohe Ehren von Sr. Majestät König Georg VI. Die französische Regierung zeichnete den ehemaligen Pro-Vikar der Oblaten in Basutoland, P. Henry Lebreton mit dem Kreuze der Ehrenlegion aus. So wissen also die Vertreter der zeitlichen Macht die Verdienste der kirchlichen Verwaltung in den Missionsländern gebührend anzuerkennen und bezeugen damit vor der Welt den hohen Wert des harmonischen Zusammenwirkens von Kirche und Staat.

Meine erste Missionspredigt in Südafrika

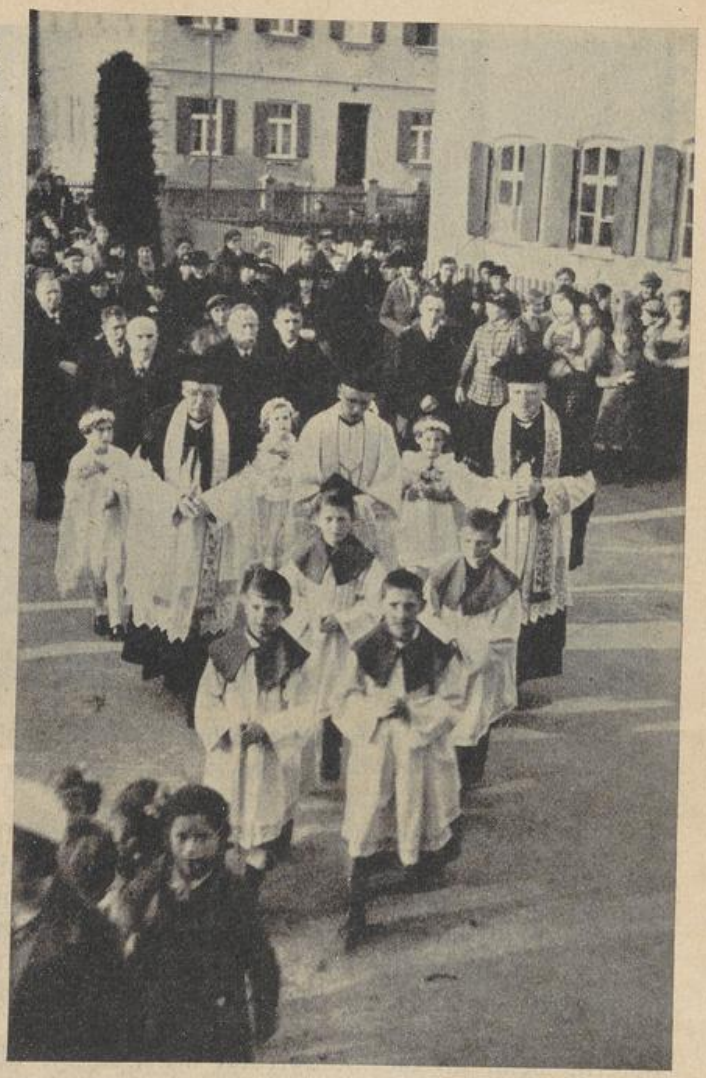
Von P. Otto Heberling CMM.

Alituswe, lidunyiswe igazi elil' igugu lika Jesu Christo manje nangesikati sonke napakade! — Gelobt und gepriesen sei das kostbare Blut Jesu Christi — jetzt und allezeit und in Ewigkeit! — So lautete der Vorspruch zu meiner ersten Zulu-Predigt, die ich am Sonntag, den 7. Juli 1929 auf der Missionsstation Kevelaer im Apostolischen Vikariat Mariannhill hielt. Dieser Juli-Sonntag wird mir für immer unvergeßlich bleiben. Da war ich zum erstenmal ganz Missionar. Am Sonntag zuvor, am 30. Juni, hatte ich als neugeweihter Priester im gleichen Missionskirchlein mein erstes heiliges Meßopfer gefeiert. Tags darauf, am 1. Juli, dem Feste des kostbaren Blutes, hatte ich die Ehre und die Freude, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missions-Schwestern vom kostbaren Blut auf der Station eine Festpredigt in deutscher Sprache zu halten. Jetzt, nur eine Woche später, konnte ich als junger Missionar schon alle empfangenen Weihegewalten ausüben.

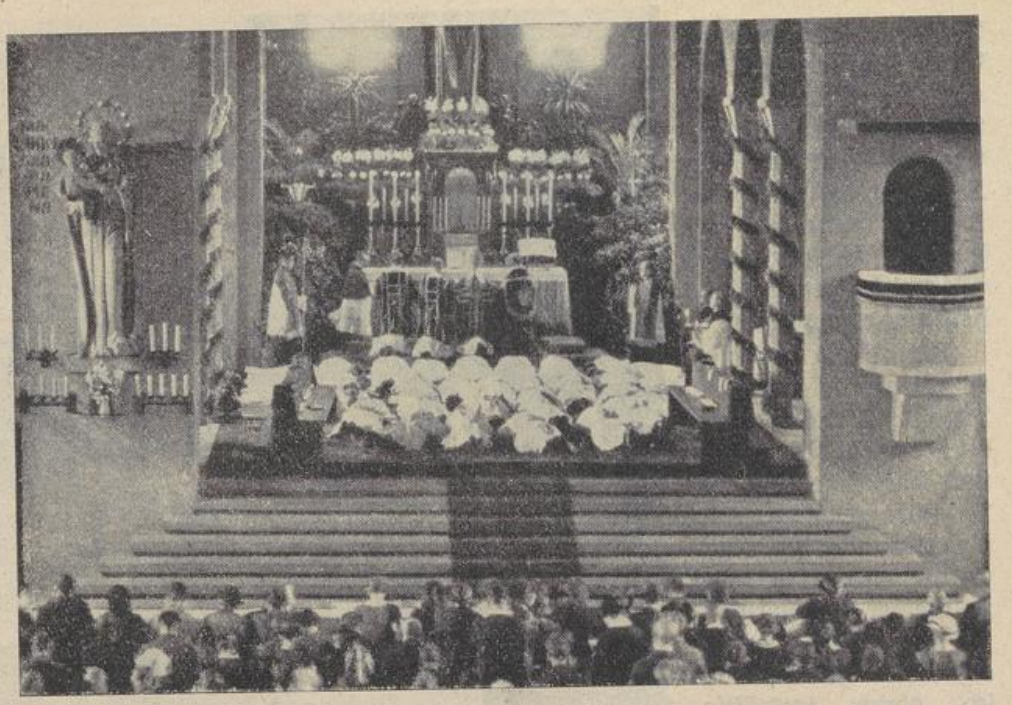
Während meiner Studienjahre in Europa und Afrika war es immer mein Bestreben und mein sehnlichster Wunsch gewesen, mir die Kenntnis der Eingeborenensprache bis zu meiner Priesterweihe schon soweit angeeignet zu haben, daß ich gleich tatkräftig würde mitarbeiten können. Mit der Gnade Gottes ist mir dies auch gelungen. Am Primiztag-Abend gab ich der Missionsschule, wo die Kinder mir mit Liedern, Gedichten und Reigen eine Freude bereiten wollten, in einer Dankansprache die erste Probe meiner „Fertigkeit" in der Zulusprache. Die Rede war ganz sicher keine Glanzleistung, aber das merkte ich doch: die Kinder hatten mich sehr gut verstanden. Allem Anschein nach dachte der damalige P. Rektor der Missionsstation Kevelaer auch, der junge Pater kann sich den Leuten doch wenigstens schon verständlich machen. Deshalb hatte ich auch schon am ersten Sonntag nach meiner Primiz das Glück auf der Hauptstation ganz allein meines Amtes zu walten. Der gute Pater Rektor war bereits am Samstag auf eine größere Außenstation geritten.



Primizfeier unseres Neupriesters P. Julian Gleich CMM. in Buttenwiesen bei Donauwörth
Photo: P. Willehad, Würzburg

Da am 7. Juli nicht bloß der erste Juli-Sonntag, sondern zugleich auch der Herz-Jesu-Sonntag war, gab es im Beichtstuhl sehr viel zu tun. Heute staune ich noch darüber, daß alles so gut ging und ich die Leute immer recht schön verstand. Zu meiner Freude konnte ich dabei feststellen, daß die Beichtkinder auch mich verstanden. Mit jedem "Ego te absolvo", das ich sprechen durfte, wurde ich glücklicher, spürte ich doch nur zu deutlich die Kraft des kostbaren Blutes Jesu Christi und seinen Segensstrom in diesem großen Sakrament. Von Augenblick zu Augenblick wuchs auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Priesterweihe in der Seminarkirche der Mariannhiller in Würzburg
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

mein Vertrauen und meine Zuversicht auf den allmächtigen Beistand des göttlichen Heilandes zu meiner ersten Predigt, die ein Lob- und Preisgesang auf sein kostbares für uns vergossenes Blut werden sollte. Und der gute Heiland hat mich auch nicht im Stich gelassen. Er half mir mit seiner Gnade, daß ich meine erste Zulu-Predigt so halten konnte, wie ich sie aufgeschrieben hatte. Nach dem Manuskript, das ich gut aufbewahrt habe, und das im Augenblick vor mir liegt, sagte ich den aufmerksamen Zuhörern, wenn ich die Zulupredigt ins Deutsche übersetze, wie folgt: Liebe Christen! — Am ersten Tag im Juli und den ganzen Monat hindurch verehrt und preist die hl. katholische Kirche das kostbare Blut unseres Erlösers Jesus Christus. Auch wir, Geliebte, wollen heut und allezeit das kostbare Blut Jesu Christi recht verehren, loben und preisen. Wir wollen dieses heiligste Blut verehren mit der hl. katholischen Kirche, mit allen Priestern und allen Gläubigen auf dem ganzen Erdenrund. Wir wollen das kostbare Blut des Gottessohnes loben, preisen und anbeten im Verein mit allen Engeln und Heiligen des Himmels. Das kostbare Blut Jesu Christi ist der Preis unserer Erlösung. Der Gottessohn hat uns durch die Vergießung seines Blutes erlöst und unsere Sünden damit gesühnt. Jesus hat durch die Vergießung seines heiligsten Blutes für uns alle Gnaden verdient. Deshalb ist es auch eine sehr heilsame Übung, daß wir das kostbare Blut Jesu Christi Gott dem Vater aufopfern und durch dasselbe für uns, für unsere Verwandten und Bekannten und für die ganze hl. Kirche alle notwendigen Gnaden erbitten . . . Denket immer daran, Geliebte, was ihr dem kostbaren Blute Jesu Christi zu verdanken habt! Vergeßt nie, was ihr diesem heiligsten Blute unseres Erlösers schuldet! Verehrt den wertvollen Preis unserer Erlösung allezeit, besonders aber bei der hl. Messe zur Zeit der Wandlung. Wenn ihr den Priester den heiligen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kelch erheben seht, dann betet und sprechet: Ich bete Dich in tiefster Demut an, kostbares Blut unseres Herrn Jesus Christus, das unseretwegen am Kreuzesstamme vergossen wurde! — Ihr könnt das kostbare Blut auch durch das andächtige Beten des schmerzhaften Rosenkranzes und des hl. Kreuzweges loben und preisen. Besonders heilsam wird es für euch auch sicher sein, wenn ihr euch daran gewöhnt, die hl. fünf Wunden unseres Heilandes recht zu verehren. Ihr könnt dazu das schöne Gebet im Gebetbuch benützen, oder fünf Vaterunser beten und dabei an die große Liebe unseres Erlösers zu uns denken. Insbesondere geziemt es sich, daß ihr recht oft die hlst. Herzenswunde Jesu lobt und preist und sie ganz innig verehrt . . Jesus Christus, unser Erlöser, hat unseretwegen die letzten Tröpflein Blut seines heiligsten Herzens vergossen, er hat sein Herzblut geopfert, um uns zu erlösen. Die Wunde des Herzens Jesu wurde nicht so sehr durch die Lanze des Soldaten als vielmehr durch die Sünden der Menschen verursacht. Ja, die Sünden der Menschen durchbohrten das Herz Jesu. Sie verwundeten das liebevollste Herz Jesu mehr als der Lanzenstich. Auch ihr, liebe Christen, habt das Herz Jesu verwundet, auch ihr habt das Herz des Heilandes durchbohrt, auch ihr habt durch eure Sünden die letzten Tröpflein Blut aus dem süßen Herzen unseres Erlösers herausgepreßt. Und alle Menschen, die weiter schwere Sünden begehen, reißen die Wunde des Herzens Jesu gleichsam immer von neuem wieder auf. — Deshalb hasset die schwere Sünde, liebe Christen, und bereut die begangenen mit aufrichtigem Herzen. Die Tränen der Reue über eure Sünden sind unserm Erlöser Jesus Christus sehr teuer. Sein Herz, von der Lanze durchbohrt, ist stets geneigt alle Sünden zu verzeihen, wenn der Sünder sie aufrichtig bereut und den ernsten Willen hat, sie nicht mehr zu begehen . . . Jesus Christus ruft uns zu: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ — Er läd uns alle ein mit den Worten: „Kommet zu mir, ich werde euch mein Herz öffnen, damit ihr in ihm eine sichere Ruhestätte finden und seine Schätze mit mir teilen könnt . . .“ Und was können wir dem Heiland antworten, was ihm sagen? Das Beste ist, wir sagen mit Innigkeit: „Mein Herr und mein Gott!“ Ich möchte gerne in Deinem Herzen meine Wohnstätte aufschlagen, aber ich bin arm und kann nur hoffen, daß Du mich bereicherst mit der Fülle Deiner Gnaden. Gib mir wahre Reue, o Herr, schenke mir große Herzenszerknirschung, tiefe Demut, große Geduld in allen Widerwärtigkeiten und Deinen Trost in allen Leiden. Erwecke in mir den festen Willen Dir treu zu dienen und entzünde in mir das Feuer Deiner Liebe. Gib Dich mir! Komm zu mir, o mein Jesus, vereinige mein Herz mit dem Deinigen, damit ich ganz in Dir und Du ganz in mir bist und ich mit dem hl. Paulus sprechen kann: „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ —

Liebe Christen! — Der Juli ist der Monat zur Verehrung des kostbaren Blutes Jesu Christi. Laßt uns loben und preisen und anbeten das heiligste Blut unseres Erlösers, das aus seinen fünf Wunden, und besonders aus seiner heiligen Herzenswunde geflossen ist. Dieses heiligste Blut wollen wir heute vor allem verehren und sprechen wie es in dem Liede so schön heißt: „Hier ist das Blut des Erlösers, die Quelle der Reinigung von unseren Sünden. — O Jesus reinige uns mit diesem Deinem Blute, damit wir rein bleiben für immer!“ — Ja, laßt uns das heilige Blut, das aus den Wunden des göttlichen Heilandes geflossen ist, allzeit verehren und beten: Gelobt und gepriesen sei das kostbare Blut Jesu Christi — jetzt und allezeit und in Ewigkeit! — Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das war meine erste Predigt in der Zulu-Sprache. Vielleicht würde ich sie heute da und dort ein wenig ändern, wenn ich sie noch einmal halten dürfte. Das weiß ich im Augenblick aber nicht ganz sicher. Eines weiß ich jedoch ganz gewiß: Der göttliche Heiland hat damals die schlichten Worte meiner ersten Missionspredigt in seiner Liebe reichlich gesegnet und sie durch die alles reinigende Kraft seines kostbaren Blutes in den Seelen der Eingeborenen-Christen schöne Früchte hervorbringen lassen.

Br. Didakus Witzigmann †

Am 26. April 1938 starb im Missionshaus St. Paul in Holland unser Br. Didakus. Ein seeleneifriger Missionsbruder, ein vorbildlicher Ordensmann, ein lieber Mitbruder ist heimgegangen zum Vater im Himmel.

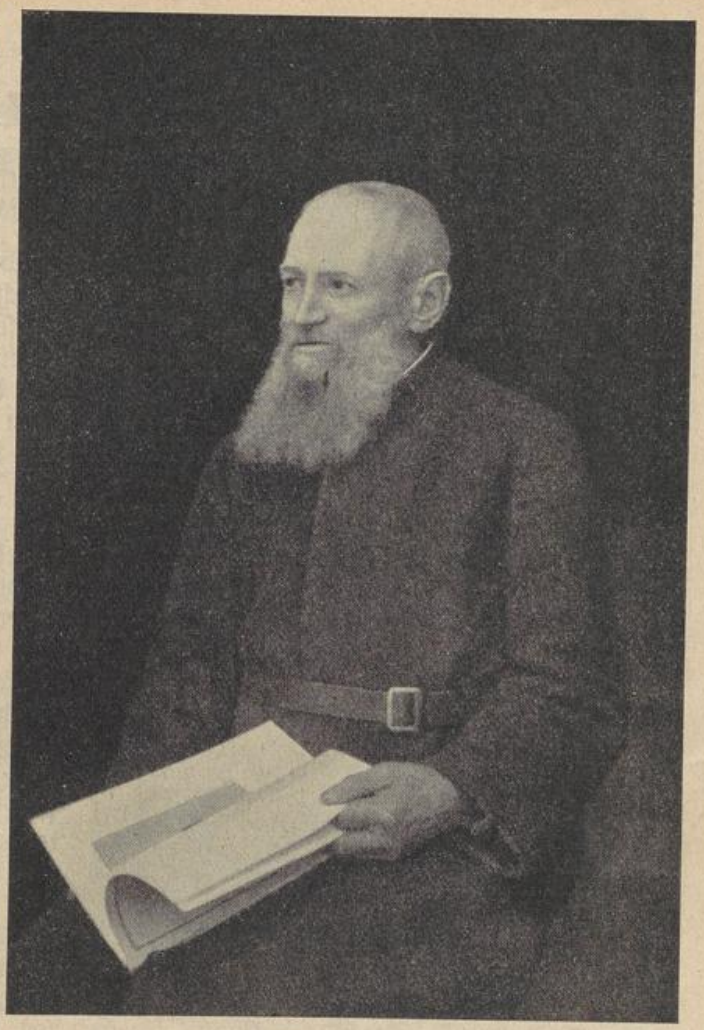
Br. Didakus Witzigmann ist geboren am 13. Juni 1869 in Wank, Pfarrei Nesselwang bei Füssen. Als junger Mann hatte er von dem großen deutschen Missionspionier Franz Pfanner in Afrika gehört. Da wollte er mithelfen. Als 23jähriger reiste er nach Südafrika und trat am 18. Dezember 1892 im Kloster Mariannhill ein. Schon am 26. Dezember erhielt er das hl. Ordenskleid und als Ordensnamen den Namen Didakus. Da unser Bruder aus dem Allgäu stammte und die Viehwirtschaft gut verstand, wurde er auch in Afrika zunächst in der Landwirtschaft verwendet. Br. Didakus war ein sehr talentierter Mann. Wenn in Mariannhill das Chorgebet verrichtet wurde und die Brüder auch in der Kirche waren, betete Br. Didakus die lateinischen Psalmen auswendig mit. Er wurde von den Obern gefragt, warum er keinen Wunsch geäußert habe, noch studieren zu dürfen und Priester zu werden. Der bescheidene Bruder meinte, dieses Verlangen sei gegen die Demut. Und so blieb er der allzeit bescheidene, fromme, liebenswürdige Missionsbruder.

Im Jahre 1899 wurde er aus seiner stillen Arbeit herausgerissen. Abt Amandus schickte ihn nach Europa an die Missionsvertretung in Würzburg. Dort übernahm er die Buchführung. Zu diesem Amt zeigte er ein außerordentliches Geschick. Gewissenhaft erledigte er all seine Arbeiten. Die Arbeiten häuften sich oft so, daß er halbe und oft ganze Nächte nicht aus dem Büro kam. Aber am frühen Morgen sah man Br. Didakus doch schon wieder in der Kirche in Andacht versunken. Viel hat er gebetet, der gute Bruder. Er wußte wohl und sagte es auch oft, man müsse viel beten, damit der Segen Gottes nicht fehle. Oft mußte man staunen, wo er nur immer das Geld herbrachte für die großen Rechnungen. Sein Gottvertrauen war groß. Lieber brachte er selber große Opfer, als daß er seine Mitbrüder darben ließ. In diesem stillen, aber opfervollen Amt — als rechte Hand des Prokurators — verbrachte er fast sein ganzes Leben.

Im Jahre 1929 fing Br. Didakus immer mehr und mehr zu kränkeln an. Ein kleiner Schlaganfall nahm ihm für einige Zeit die Sprache. Nach einer längeren Erholungszeit im Missionsseminar Aloysianum Lohr a. Main war er wieder so gut hergestellt, daß er am 15. Juli 1930 an der neuerrichteten Missionsschule Langenbielau i. Schlesien den Pförtnerdienst und die Buchführung übernehmen konnte. Am 26. Juli 1933 siedelte er dann in das neue Missionshaus St. Bonifaz in Schurgast, Oberschlesien über. Er konnte zwar nicht mehr im Büro arbeiten, aber er war doch nie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

müßig. Beten und arbeiten, diesen Wahlspruch der Mariannhiller, der in eisernen Buchstaben über der Kloster-Pforte von Mariannhill steht, hatte er sich zum Lebens-Grundsatz gemacht. Überall half er gerne. So ließ man ihn auch nur ungern scheiden, als er im Dezember 1937 nach St. Paul versetzt wurde. St. Paul war schon immer das Heim für die alten ausgedienten Missionsbrüder, wo sie ihren Lebensabend verbringen können.



† Br. Didakus Witzigmann
Photo: P. Bernhard, St. Paul

Auf der Reise dahin besuchte Br. Didakus nochmals sein geliebtes Allgäu. Als er bei seinem geistlichen Verwandten, dem Hochw. Herrn Kuraten Mangold in Rückholz zu kurzem Besuch weilte, klopfte der Tod zum erstenmal an. Es war nur ein kleiner Schlaganfall. Im Krankenhaus zu Nesselwang erholte sich Br. Didakus bald wieder, so daß er seine Reise nach St. Paul fortsetzen konnte. Nur vier Monate Lebenszeit waren ihm dort noch gegönnt. Dann klopfte der Tod wieder an und nahm den guten und getreuen Knecht mit in die ewige Heimat. Wer Br. Didakus, diesen innigfrommen, allzeit frohen und arbeitsfreudigen Missionsbruder kannte, muß unwillkürlich an die Worte denken: „Selig, die Toten, die im Herrn sterben. Also spricht der Geist: Sie werden ausruhen von ihren Mühen, ihre Werke folgen ihnen nach." Br. Didakus lebte, betete, arbeitete und starb für das von ihm so sehr geliebte Missionswerk der hl. Kirche. So war er ein großer Missionar. — Er lebe in Gott!

Ein alter Mitbruder.

„Die Hingabe an den Missionsdienst ist einer der größten Liebesbeweise, die ein Mensch seinem Gott geben kann. Er macht Gottes Sache zu seiner Lebens- und Herzenssache."

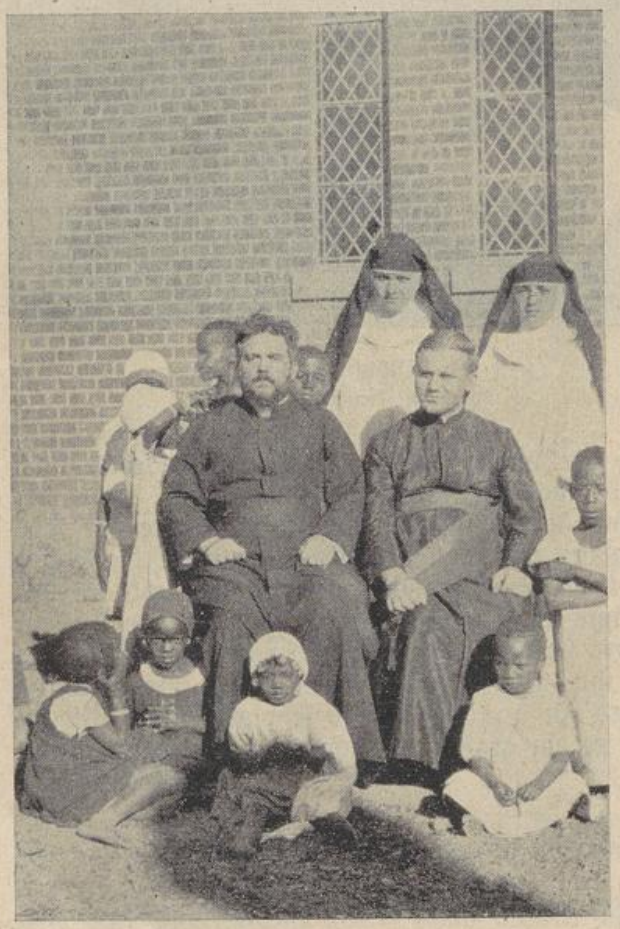
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wer unwürdig ißt und trinkt, ißt und trinkt sich das Gericht hinein, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet (Paulus I. Kor. 11, 28)

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es wurde schon öfter im Vergißmeinnicht darüber geschrieben wie es die Armut der Missionare notwendigerweise mit sich bringt, daß auch die Armut des eucharistischen Heilandes manchmal selbst seine Armut im Stalle zu Bethlehem noch übertrifft. Aber derjenige, der das Erlöser-Herz des Heilandes ein wenig versteht, wird daran kein Ärgernis nehmen, denn nur der Heiland weiß es, wie weh das dem Missionar selber tut, wenn er seinem besten Freunde im hl. Sakrament keine würdigere Wohnung bereiten kann.

Unsere hl. Mutter die Kirche, die auch darüber mit Liebeseifer wacht, daß dem Heiland im Sakrament wenigstens soviel Ehre und Ehrfurcht erwiesen wird, als schwache Menschen überhaupt dazu imstande sind, hat verschiedene Bestimmungen erlassen, an die der Priester gebunden ist in der Betreuung des Allerheiligsten; aber diese Bestimmungen haben vielfach Voraussetzungen, die in der Mission nicht gegeben sind. So heißt eine dieser Vorschriften, daß der Priester, falls bei der Austeilung der hl. Kommunion eine hl. Hostie auf den Boden fällt, diese Stelle des Kirchenbodens mit dem Kelchtüchlein (Purificatorium) abzuwaschen hat. Dabei ist natürlich angenommen, daß der Kirchenboden Marmor oder doch wenigstens Steinpflaster oder Holz ist.



Das Missionspersonal von Empandeni
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

Was soll nun aber der Missionar tun, wenn er einmal das Unglück hat, daß ihm eine hl. Hostie auf den Boden fällt, seine arme Kirche aber afrikanisch gepflastert ist, d. h. gestampfte Erde, vielleicht sogar gerade mit Kuhmist geschmiert ist? Wir werden daran aber keinen Anstoß nehmen, wenn wir bedenken, daß der Heiland im allerheiligsten Altarssakrament nicht im leidensfähigen Zustand gegenwärtig ist, sondern verklärt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so daß man ihm tatsächlich keine Unbill zufügen kann, nur die boshafte Gesinnung ist das Sündhafte, eine solche ist aber in diesen Fällen durchaus nicht vorhanden.



Br. Ignatius und Br. Benedikt, zwei Missionsveteranen
Photo: Missionshaus St. Paul

So müssen auch wir hier in St. Patrick immer darüber wachen, daß niemand das allerheiligste Altarssakrament verunehrt, d. h. hier, daß niemand die hl. Kommunion empfängt, der nicht getauft ist oder in einem öffentlichen Ärgernis lebt. Es ist das hier in der Stadt viel leichter möglich, als auf anderen Missionsstationen, da hier die verschiedenen Kirchen ganz nahe beieinander stehen und manche Eingeborene bald in diese oder jene Kirche gehen, wo sie denken, daß es am schönsten ist. Bei der Verworrenheit, die die anderen Konfessionen vielfach unter den Eingeborenen großziehen, besteht die Gefahr, daß auch Andersgläubige bei uns kommunizieren wollen, oder auch Heiden. Um dem vorzubeugen, haben unsere Christen, die zu den Sakramenten zugelassen sind, eine Ausweiskarte.

Aber wie es mit allen Vorschriften geht, so ist es doch schon manchmal passiert, daß die Männer, die diese Ausweiskarte kontrollieren, einen übersehen haben, der nicht berechtigt war die hl. Kommunion zu empfangen. Meistens ist auch da kein böser Wille vorhanden, sondern Dummheit, die ihnen der gute Heiland wohl verzeihen wird. So hat schon einmal ein kleines Indiermädchen bei uns kommuniziert, die noch zu klein war, ja noch nicht einmal in die Schule ging. Als das bemerkt wurde, hat es große Aufregung gegeben. Nur der Pater, der ihr die hl. Kommunion versehentlich gereicht hatte, hat sich nicht aufgeregt, obwohl es sogar der Pater war, der die Indier seelsorglich betreut, sondern hat gemeint, früher hätte man den unschuldigen Kindern sogar die übrigen hl. Hostien gegeben, wenn man keinen Raum hatte, die hl. Eucharistie aufzubewahren und sicher hätte auch heute der Heiland an dem unschuldigen Mädchenherzen seine Freude gehabt und hat sie sicher gesegnet, wenn sie auch unerlaubterweise zur hl. Kommunion gegangen ist. Und sicher hat der Pater recht gehabt.

Ja, aber wer unwürdig, d. h. bewußt unerlaubt, also mit böser Absicht, das hl. Sakrament empfängt, der ißt und trinkt sich das Gericht hinein. Und auch da muß ich sagen, einer hat es wirklich getan und er hat sich nicht das Gericht hineingetrunken, sondern Gottes unbegreifliches Erbarmen.

Als ich von meiner Europareise wieder nach St. Patrick zurückkam, fand ich im Taufbuch folgende Eintragung: Paul Mulindwa, 35 Jahre alt, von der Cilobula-Mission in North Rhodesia, getauft am 13. Juni

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Krankenpflege in der Mission
Photo: Mariannhiller Mission

in Todesgefahr von dem Eingeborenen Raphael Mweshi, noch am selben Tag vom H. H. P. Francis bedingungsweise wiedergetauft. — Dann ist auch gleich sein Tod dabei vermerkt. Nun ist das an und für sich nichts auffallendes, kommt das sogar doch in der Mission sehr häufig vor, daß ein Heide im Sterben die hl. Taufe verlangt und so noch im letzten Augenblick gerettet wird. Mit diesem Paul ist es aber nicht so ganz alltäglich zugegangen. Von ihm wurde mir nämlich folgende Geschichte erzählt:

Der Heide Mulindwa hatte sich in der Location (Eingeborenenviertel) erdreistet unseren Christen gegenüber, er werde am Sonntag in unserer Kirche kommunizieren. Man hat es ihm wohl nicht recht geglaubt, daß er tatsächlich die Frechheit besitzen würde das wirklich zu tun und dann wußte man ja auch, daß er ohne Ausweis nicht kommunizieren konnte. Wie er es am Sonntag aber doch fertig gebracht hatte, ohne den Ausweis an die Kommunionbank zu kommen, das weiß ich nicht. Tatsächlich aber hat er kommuniziert und da ist er nun buchstäblich von der Hand des Herrn berührt worden. Kaum hatte er die hl. Kommunion empfangen, als er furchtbare Schmerzen im Unterleib verspürte, so daß er sofort die Kirche verlassen und sich daheim niederlegen mußte, obwohl er am Morgen ganz wohl gewesen war. Er war selber überzeugt, daß dies die Folge seines Frevels sei. Er fühlte, daß er sterben müsse und verlangte nun die hl. Taufe. Da die Patres noch in der Kirche waren, so hat ihn Raphael Mweshi getauft. Nachdem dann der Gottesdienst beendet war, holte man den Pater, der ihn bedingungsweise noch einmal taufte und nach ein paar Tagen verschied er dann im Frieden des Herrn.

So hat der Heiland diesesmal in seiner unendlichen Güte einen Frevel mit seiner Erbarmung beantwortet. Paul hat sich zwar das Gericht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hineingetrunken, indem ihn die Hand des Herrn berührte bei seinem Frevel, aber dieselbe Hand hat dann hernach den Reuigen mit der ganzen Erlöserliebe umarmt und hat die Strafe für seinen Frevel, den Tod, zum Eingang in die ewige Herrlichkeit werden lassen. Ja, Gott ist wirklich unbegreiflich in seinen Erbarmungen. Jedenfalls war es auch bei Paul mehr Dummheit als Bosheit und sein Fall kann allen anderen eine Warnung sein. So hat er sich wirklich nicht das Gericht, sondern Gottes unendliches Erbarmen hineingetrunken. — Gelobt und gebenedeit sei ohne End, Jesus im allerheiligsten Sakrament!

Von der Totenbestattung bei den Eingeborenen

Von P. Odo Ripp CMM.

Hat der Tod irgendein teures Wesen aus dem Schoße der Familie gerissen, so hört man die Trauerklage: „O des Erdenelends! Die Erde wird nicht fett," d. h. sie wird nicht satt, so viele man auch begraben mag, alle verschlingt sie. Dies ist das unvermeidliche Los aller Erdenkinder, die unaufhaltsam ihrem Grabe entgegen pilgern, wo ihr Leib zur Erde zurückkehrt, von der er genommen ward. Sobald der Geist die sterbliche Hülle verlassen, wird dieselbe in Decken eingehüllt, und durch einen Mattenvorhang im Hinterteil der Hütte geborgen, und so den Blicken der Leute entzogen. Einen Leichnam berühren gilt als unrein. Diese Befleckung wird nachher durch Schlachtung einer Ziege getilgt. Die Kunde vom Tode wird dann den Verwandten mitgeteilt, die sich an Ort und Stelle des Hingeschiedenen begeben. Zuerst erscheinen die Männer, deren Aufgabe es ist, das Grab herzurichten. Bei der früheren Generation wurde ein tiefes Grab geschaufelt, das unten eine Seitennische hatte, worin die Leiche in sitzender Stellung aufgebahrt wurde. Um in dieser Lage beharren zu können, wurde der Leib mit Steinen gestützt, gleichsam eingemauert. Dies geschah, damit der Tote von dem einsickernden Regenwasser trocken blieb; auch fürchtete man Gräberschändung von Seiten der Zauberer, denen Menschenfleisch ein beliebtes Mittel zu ihrem schwarzen Handwerk war. Abgesehen von Begräbnissen für Häuptlinge ist man jetzt von diesem alten Brauche abgegangen, und bestattet die Leichen in einem gewöhnlichen Grabe, wie bei Europäern. Sollte dieses am selben Tage nicht fertiggestellt werden, so setzt man einen Frosch hinein, dessen Quaken wohl böse Geister fernhalten soll.

In früheren Zeiten hatte man es auch zu eilig, die Leichen ins Grab zu versenken, wobei es dann zuweilen vorkam, daß der Eigentümer nur scheintot war, und sich während des Begräbnisses zum Schrecken der Anwesenden wieder erhob. An dessen Stelle mußte dann der arme Frosch herhalten, denn dann wurde er lebendig begraben. Alle persönliche Habe wie Decken, Kleider, Matten u. s. w. werden dem Toten mit ins Grab gegeben, jedoch keine Waffen, damit sein Geist später niemanden schaden könne. Bei dieser Feier erscheint man im schäbigsten Aufputz. Die anwesenden Weibsleute erheben dabei ihre herzzerreißende Trauerklage. So mancher Argwohn, den man betreffs der Todesursache des Hingeschiedenen im Herzen trug, wird jetzt verlautbar. „Ich bin gestraft, ins Leid versetzt durch die und die Person." Solche persönlichen Äußerungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werden von den Anwesenden meistens mißbilligt. Doch ist man in der Beurteilung solchen Benehmens auch wieder nachsichtig, weil unter dem Drucke schweren Kummers es veranlaßt wird. Das Sprichwort sagt: „Der vom Tode beraubte (ofelweyo) wird für seine Worte nicht haftbar gemacht" d. h. unter solchen Umständen rechnet man es ihm nicht hoch an. Ist der Tote der kühlen Erde anvertraut, nehmen die Leidtragenden von ihm Abschied, indem sie ein Klümpchen Erde auflesen, es zum Munde führen und dann ins Grab werfen mit dem Gedanken, es gibt kein Wiedersehen mehr. Die sichere Hoffnung einer künftigen Auferstehung verklärt nicht die dumpfe Trauer der Heiden. Nachdem das Grab zugeworfen, wird es sorgsam mit einer Hecke umzäunt oder mit Sträuchern zugedeckt. Dann beginnt für die Hinterbliebenen eine Trauerzeit. Die Haare werden geschoren, allerlei Reinigungszeremonien werden vorgenommen, um alle üblen Einflüsse des Todes von sich fernzuhalten. Medizinwurzeln (amakubalo) werden gekaut und Opferfleisch genossen, um sich wieder zu stärken. Nach Monatsfrist werden die Geschirre gewaschen, was ein bildlicher Ausdruck ist für ein Totenmahl halten bei Bier und Fleisch. Die Familienglieder sind wieder frohgemut und freuen sich des Lebens. Der lähmende Gedanke an den Tod wird wieder aus dem Herzen verbannt, um sich ungestört wieder weltlicher Eitelkeit hingeben zu können. Das ist so der Weltlauf bei allen Völkern. Der Tod ist eben ein mißliebiges Ereignis, das die Weltkinder möglichst bald aus den Sinnen zu vertreiben suchen. Der Jahrestag des Toten wird später als ein Hochfest gefeiert. In Saus und Braus, bei lärmendem Festgelage wird der Geist des Verstorbenen heimgeholt „ins Familienheim zurückgebracht", über welches er fürderhin als Schutzgeist wachen wird.

Vereinzelt berichtet die Geschichte auch von Leichenverbrennungen von schwarzen Herrschern. So ließ sich Kuziwayo, der König der Quabeleute, etwa um das Jahr 1700 verbrennen. Nachdem ein gewaltiger Scheiterhaufen auf einem Felsberg aufgetürmt worden, wurde seine Leiche hineingeschoben und zu Asche verbrannt. Diese wurde dann sorgsam zusammengelesen und in den Nkwayinye-Bach geworfen. Seit jenem Ereignis, sagt das Volk, würde es wenig Quabe-Kinder geben, die nicht ins Feuer fallen und Brandwunden an sich tragen. Wie dem auch sei, jeder, der mit den Schwarzen in Berührung kommt, weiß, daß die kleinen Kinder wegen Sorglosigkeit der Eltern im allgemeinen gerne an der offenen Feuerstelle sich Brandwunden holen, ohne daß dieser Vorfall eine besondere Eigentümlichkeit des Quabestammes sein müßte.

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Bekehrung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Macht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

P. B. Danzer OSB.

Die Eucharistie ist der immerwährende gute Hirte auf Missionspfaden; die Kraft, der Trost, die Heimat, Vater und Mutter, Bruder und Schwester für unsere Missionspriester, Missionsbrüder und Missionsschwestern; der Neuchristen Brot, das sie zu Starken, zu Marthyrern macht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

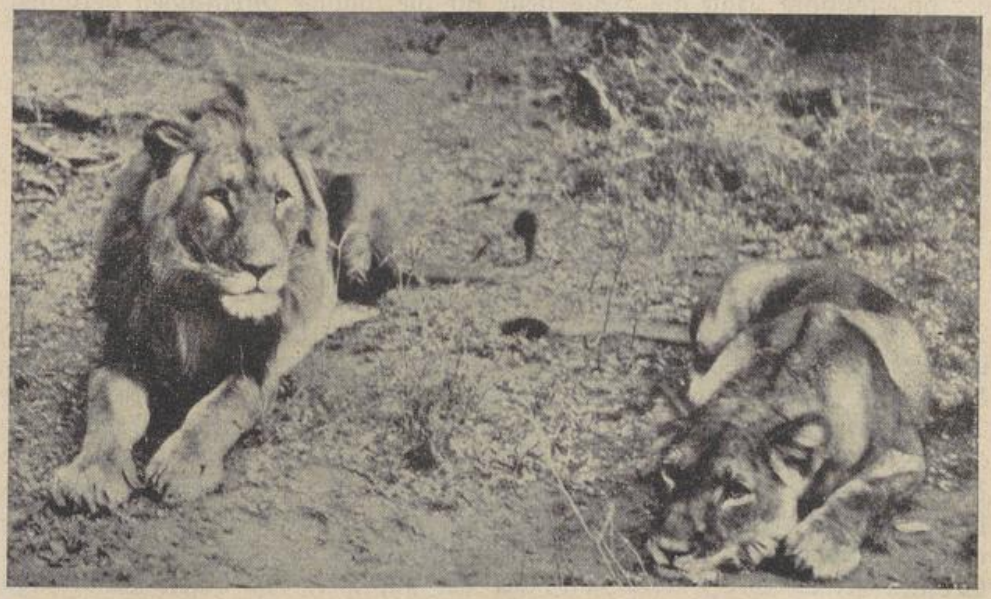
Löwen

Von P. Fridolin Suby CMM.

Als ich noch Kaplan in der grünen Steiermark war, wurde ich Jäger. Mein Pfarrer meinte zwar etwas voreilig, er werde meine erste Jagdbeute mit Haut und Haar verspeisen, war aber doch etwas verlegen, als ich am Abend mit der ganzen Jagdgesellschaft anrückte, — ich brauchte ja Zeugen, — und meinen gefüllten Rucksack vorwies. Maria, die neugierige Köchin, begann auszupacken: Einen Hasen mit einer langen Fasanfeder an Stelle der Blume, zwei Fasanen, ein Rebhuhn, einen Dachziegel und eine Stuhllehne! Die letzteren hatte ich bestimmt nicht geschossen, aber solche Liebenswürdigkeiten sollen unter Weidmännern öfters vorkommen. Jedenfalls war der gute Pfarrer von meiner Schießkunst voll überzeugt, und als ich ihm und einigen anderen Freunden vor meiner Abreise in die Mission nach Südafrika einige Löwenfelle versprach, glaubten sie mir aufs Wort.

Mein Freund in Mariannhill schrieb mir zwar, falls ich unbedingt Löwen sehen wollte, müßte ich eine Menagerie besuchen, aber ich wollte ihm nicht recht glauben. Für alle Fälle besuchte ich auf der Reise den Nürnberger Tiergarten, um mich an den Anblick des Königs der Tiere zu gewöhnen. Im Löwenhaus war zufällig kein Mensch anwesend, worüber ich sehr froh war; denn als ich den Bestien gegenüberstand und sie mich mit ihren grünen Lichtern anfunkelten, lief es mir heiß und kalt über den Rücken. Und als ihr Häuptling gar zu brüllen begann und an den Gitterstäben rüttelte, ergriff ich ganz und gar unweidmännisch die Flucht, da mir die Stäbe bedenklich schwach schienen. Erst im nahen Tiergartenrestaurant erholte ich mich bei Bayrisch-Bier und Leberwurst von meinem Schrecken

In Afrika ging es mir bedeutend besser. Den ersten Löwen sah ich, als wir in die herrliche Tafel-Bay von Kapstadt einfuhren. Dieser Löwe



Südafrikanische Löwen

Photo: Mariannhiller Mission

ist wahrscheinlich der größte, sicher aber der älteste auf der ganzen Welt. Sein Haupt, auf englisch Lions-Head genannt, ist nämlich 664 m hoch, während der Rumpf nur 351 m emporragt. Seit der Erschaffung der Welt ruht er dort, vom Ozean umbraust und beschützt im Verein mit seinem gewaltigen Bruder, den berühmten Tafelberg, den Hafen von Kapstadt.

Doch ich wollte ja von wirklichen Löwen erzählen. In Mariannhill, meiner neuen Heimat in Natal, war eine meiner ersten Fragen: „Wie steht es mit den Löwen?" Da wurde mir die Antwort gegeben: „Wenn Sie ein Prachtexemplar sehen wollen, gehen Sie nur in die Gerberei!" Etwas ungläubig folgte ich und fand in der Tat ein herrliches Löwenfell mitsamt dem mächtigen Kopf. In Rhodesia, einem unserer Missionsgebiete, war er erlegt worden. Also habe ich doch noch Aussicht, mein Versprechen einlösen zu können. Hier in Natal gibt es zwar keine Löwen mehr, aber genug anderes Wild, wie Springböcke, Buschböcke, viel Federwild und Hasen. Ich will aber hier unsterbliche Seelen jagen und fand daher erst ein einzigesmal Zeit, mit meiner kleinen Steyrpistole, die mir ein Grazer Kriminalbeamter zum Löwenjagen geschenkt hat, auszuziehen. Löwen haben wir leider keinen erlegt, aber dafür einen kapitalen Bock und — ein Stachelschwein, dessen Fell ich hiermit meinen Freunden als kleinen Vorschuß anbiete! Als Bettvorleger dürfte es allerdings nicht sehr zu empfehlen sein, aber vielleicht als Wandschoner?

Was eine Lanze alles zu erzählen weiß

Von P. Odo Ripp CMM.

Lieber Leser! Es soll hier nicht die Rede sein von der hl. Lanze, womit der römische Legionssoldat Longinus die hl. Seite Christi eröffnete, aus der das kostbare Blut als Heilsquelle für die sündige Menschheit geflossen ist. Dazu als Werkzeug gedient zu haben, rechnen wir uns Lanzen als eine große Ehre an. Zumal es bekannt ist, daß jene Lanze im Petersdom zu Rom aufbewahrt wird, und vom erlösten Gottesvolk der Christen hoch verehrt und in Lobgesängen verherrlicht wird.

„Dornen, Nägel, Lanzenstoß
Seinen zarten Leib durchbohren,
Blut und Wasser sich ergoß.
Erd' und Meer' und Stern und Welt
Heil aus diesem Quell erhält."

Nun, so einzigartige Auszeichnung wird nicht allem Volke zuteil. Ich, die ich dir diese Erinnerungen erzähle, bin nur eine ganz gewöhnliche Lanze, die nie im Dienste einer heiligen Sache gestanden, sondern in Kriegen und Raubzügen viel Böses verübt hat. Mein Besitzer ist Anton Msomi, der älteste Christ von St. Bernard. Ihm zuerst wurde in der heiligen Taufe das Siegel des Heiligen Geistes aufgedrückt. An seiner Seele verwirklichten sich die heilsamen Kräfte jener durch die hl. Lanze eröffneten Blutquelle. Schon lange bin ich heimisch in dieser Familie. Ich bin nämlich ein Erbstück seines Großvaters Umsindo, der zur Zeit des bösen Zulukönigs Tschaka und dessen grausamen Bruders Dingana gelebt hatte. Damals wohnte dieser Umsindo noch droben am Tugela-Flusse. Später verzog

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulukrieger — gefechtsbereit
Photo: Mariannhiller Mission

sich die Familie wegen der beständigen Kriege im Zululand mehr nach Süden, bis sie schließlich am Fuße des Nhlazuka-Berges sich häuslich niederließ. In dieser Familie werde ich nun als ein kostbares Kleinod aufbewahrt von Geschlecht zu Geschlecht, als Andenken an den Urgroßvater, der so böse Zeiten erlebt hatte. Noch zu erwähnen ist die Sitte, daß die Leute mich jedesmal in einen neuen Schaft einfügen, sobald ich als Erbteil vom Vater auf den Sohn weitergegeben werde. Im folgenden werde ich nun erzählen, wie so eine Lanze das Licht der Welt erblickt, wieviele Feldzüge mitgemacht und dabei manch graufige Dinge gesehen und gehört hat.

Du Kind des weißen Mannes kannst dir kaum eine Vorstellung machen, wie viel Arbeit und Schweiß die Herstellung einer Lanze gekostet hat. Anno dazumal, es mögen 120 Jahre her sein, gab es nämlich hierzulande noch keine Hochöfen, wo das Eisen massenweise geschmolzen wurde. Auch wußte man noch nichts von Bergwerken, wo Eisen, Silber und Gold gegraben wurde. Die Bantuleute mußten eben nach Eisensteinen suchen, die mancherorts zahlreich zu finden waren. Die Notlage wegen der vielen wilden Tiere und übelgesinnter Menschen, machte sie erfinderisch, sich mit Waffen zu versorgen. Man sammelte die Eisensteine zu Haufen. Dann ging man in den Wald zum Holzfällen. Aus dem Scheiterhaufen gewann man die nötigen Holzkohlen. Diese wurden durch zwei aus Kuhhäuten verfertigten Blasbalge zur Glut angefacht von den Schmieden, die mit der rechten und linken Hand die Blasbalge in Bewegung setzten. Dies geschah in hockender Stellung, gerade so wie man es auf ägyptischen Wandgemälden aus der Pharaonenzeit ersehen kann. Aus dem in die Glut gelegten Steinen gewann man das Eisen, das von den Schmieden zu allerhand Werkzeugen wie Scheren, Hacken usw. geschmiedet wurde. Als Amboß galt ein in die Erde eingelassener Stein. Die Zunftmeister der Schmiedekunst nannten die Zulus Amalala. Dieser Name bedeutet nun ein Zweifaches. Als nämlich die Albanguni und Amantungwa, zu denen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsseminar St. Josef, Altdorf
3. Klasse mit ihrem Lehrer (P. Gregor)

Photo: Seminar, Altdorf

die Basuto und alle Zulustämme gehören, von Norden nach dem Süden vordrangen, fanden sie das Land von den Amalala bewohnt, zu diesen zählen die Amangeobo, Amatonga, Amancube. Diese Leute waren schon mit der Schmiedekunst vertraut. Deshalb nannten die eingewanderten Amantungwa die Schmiede amalala oder abatonga. Natürlich lieferte diese primitive Schmiedekunst keine erstklassige Ware. So kommt es, daß ein Sprichwort entstand: „Die Hacke wird gekauft durch in Augenschein nehmen." Mit anderen Worten, man soll keine Katze im Sack kaufen. Ich selbst, die Lanze, die ich bei Anton Msomi aufbewahrt werde, bin ein Beleg dafür, daß die Produkte aus jener Zeit mangelhaft waren. Immerhin waren die schwarzen Leute recht froh eine Lanze zu besitzen, da in jenen Zeiten noch allerhand wilde Tiere häufig vorkamen: wie Löwen, Tiger, Elephanten. Darum war es Sitte, daß jederman mit Schild und Speer bewaffnet ausging. Doch lebten im allgemeinen die Stämme friedlich zusammen, ohne viel Blutvergießen. Vor Beginn der Tschakaherrschaft war es eine Freude hierzulande zu wohnen. Kam es aber doch einmal zu einem Gefecht zwischen zwei Männern, so ging das in ziemlich humaner Weise aus. Die zwei kriegführenden Sippen stellten sich zu beiden Seiten eines Flusses auf. Hinter den Männern scharten sich Weiber und Kinder. Man schleuderte gegenseitig Wurfspeere. Um das mit Wucht tun zu können, wurde ein Kriegsgeschrei erhoben. „Ho, haka, haka; Ho, haka, haka" war die Parole. Was etwa heißt: „Mutig drauf los." Wessen Partei zuerst von einer Lanze getroffen wurde, galt als besiegt, und die Sieger riefen: „hati sina, ho'ntsini zanja." Der Feind grinste und fletschte die Zähne wie ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hund. Kein Verwundeter wurde getötet. Ein Gefangener, der sich ergab, schrie: „Mo gni nkomo" d. h. „Muh, ich bin eine Kuh." Als Lösegeld hatte er Vieh zu geben.

Doch ganz anders gestaltete sich das Kriegshandwerk, als Tschaka zur Herrschaft kam. Dieser war wie ein von einem Dämon besessenes Ungeheuer, die von Zeit zu Zeit in der Menschheit auftauchen zum Segen oder Fluch ihrer Mitmenschen. Dieser Tyrann war unsäglich grausam und übermütig. Er konnte keinen Nebenbuhler neben sich dulden. In seinem Größenwahn veranstaltete er Wettkämpfe, bei denen die Sonne aus dem Himmelsraum heruntergeholt, oder das ungestüme Meer gebändigt werden sollte. Als er seine Tod und Verderben bringende Laufbahn begann, hörte man landauf landab die Leute klagen und fragen: „Was ist denn das für ein König, der jetzt im Lande regiert?" Der kannte kein Schonen und Erbarmen. Alles was sich nicht willig seiner Macht beugte wurde niedergemetzelt. Kinder und Frauen, Verwundete und Gefangene ließ er kaltblütig hinschlachten. War das eine schreckliche Zeit für uns Lanzen. Gar manches Menschenherz wurde da durchbohrt. Wir trieften von Blut und verbreiteten Modergeruch. Überall im ganzen Lande bedeckten gebleichte Menschenschädel und Knochen die Walstätten, wo solch' blutiges Handgemenge mit den Speeren stattfand.

Nun, lieber Leser, will ich dir in Kürze den Hergang eines Feldzuges erzählen, den ich geführt von der Hand des Umsindo mitgemacht habe. Bald zog uns die Kriegsfurie nach Norden, bald nach Süden ins Pondoland, wo der König Taku herrschte. Von diesem Kriegszug, der ums Jahr 1827 stattfand, will ich weiter nicht reden, sondern nur erwähnen, daß ich hier bei St. Bernard vorbeigekommen bin. Mein Herr durchzog nämlich die Talmulde zwischen der Station und dem Nhlazuko-Berge. Dann gings hinunter ins Umkomazital über den gleichnamigen Fluß zum Umkanya nach Hlutankungu und Umgodi (St. Johns'), und von dort nach Pondoland. Diese kleine Ablenkung machte ich bloß, um die Bewohner von St. Bernard zu erinnern, daß sie auf historischem Boden wohnen. — Nun, liebe Lanze, darüber werden wir nicht stolz, denn es ist ein magerer Boden, der seine Bewohner nur spärlich ernährt. Bitte den Faden deiner Erzählung weiter zu spinnen. — Sehr gern, denn so eine Lanze, die einer Zunge nicht unähnlich sieht, wird des Erzählens nie müde. So will ich jetzt berichten von dem letzten Zuge nach Norden ins Land des Umzilikazi Kumalo. Heuer sind es gerade 100 Jahre, als Dingana, der Nachfolger von Tschaka, den dritten und letzten Feldzug gegen Mzilikazi unternahm. Wenn nun so ein Kriegszug in Sicht war, mußte allerhand besprochen und beraten werden. Damals gab es eben noch keine Kriegskarten, aus denen man die Landesbeschaffenheit studieren konnte. Dies war die Aufgabe der Kundschafter, die vorausgeschickt wurden, um Land und Leute, Lagerplätze und Proviantvorräte auf den Feldern genau auszuforschen. Nachher wurde das Oberkommando einem tüchtigen Führer übergeben, und die einzelnen Truppenteile den besten Kämpen anvertraut. Dann galt es den Kriegern die nötige Kampfeslust einzuflößen. Dies geschah durch allerlei Scheingefechte und Tänze auf den Königsgräbern, deren Schutzgeist angerufen wurde. Natürlich zog man nicht mit hungrigen Magen aus. Deshalb wurde viel Vieh geschlachtet und reichlich Bier gebraut. In flammender Begeisterung wurde schon jetzt gerufen: „Juchhe, heute ist heute. Es ist um die Feinde geschehen, wir werden sie alle töten." Ein letzter Salut erfolgte an den Schutzgeist des Senzangkona dem Vater Tschakas und Dinganas.

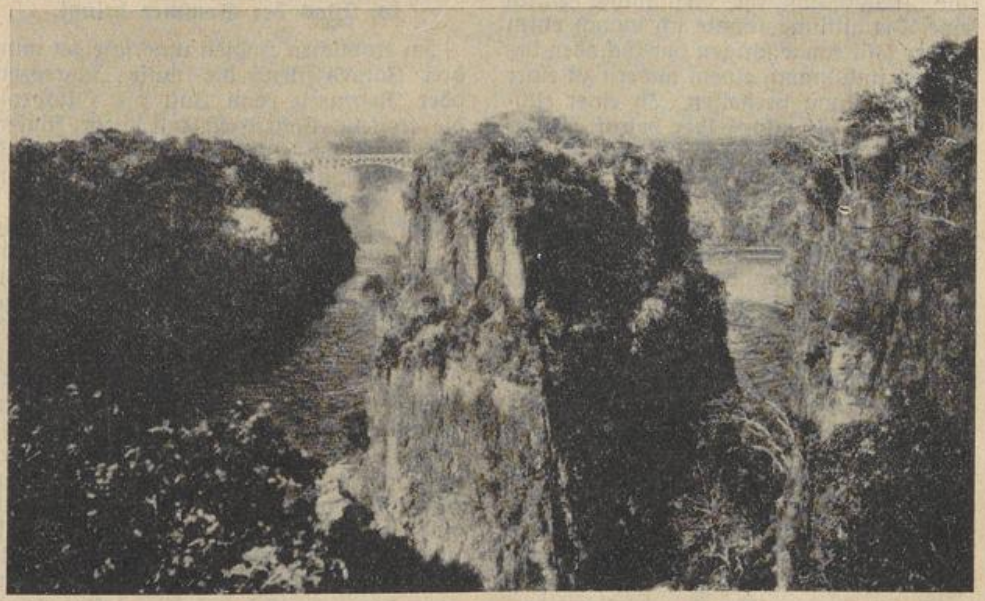
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dann verabschiedete Dingana seine Truppen mit der Weisung, nach dem Stammsitz der Zulukönige zu gehen, nach Mahlabaneni, wo die Schutzgeister des Zuluvolkes heimisch waren. Dort nämlich wartete die Königsmutter Mnkabayi, ein stattliches Weib von hohem Ansehen u. imponierendem Wesen. Diese sollte auch ihren Segensspruch zum Gelingen des Unternehmens geben. Nachdem auch da wieder tüchtig gezecht wurde, setzte sich das Heer in Bewegung, ausgerüstet mit Waffen, Proviant und allem Zubehör. Gewiß keine leichte Bürde für einen fünfzehntägigen Marsch. Der Weg führte über Berg und Tal über Flüsse und Bäche. Bei Tag wurde gerastet, während unter dem Schutze der Nacht der Marsch fortgesetzt wurde. Der Weg, der durch Gebirge und menschenleere Gegenden führte, war mit großen Strapazen verbunden. Zuletzt ging den Kriegern der Proviant aus, und da hatten wir Lanzen wieder ein gutes Stück Arbeit zu leisten bei der Jagd auf wilde Tiere. Im Injisuti-Fluß-Tal stieß das Heer auf ganze Herden von Büffelochsen, Antilopen sowie Elephanten. Da gab es leckeres Wildbret für die hungrigen Krieger. Zuweilen war auch kein Holz zu finden, und man mußte sich begnügen mit dem Mist der wilden Tiere, der gesammelt wurde zum Lagerfeuer. Denn es war Winter und es hatte Reif, der die müden Glieder zum Erstarren brachte. Eines Tages entdeckten die Leute frisch gekautes Impfe, Zuckerrohr, daraus wurde geschlossen, daß Spione des feindlichen Heeres da waren, um unsere Ankunft auszukundschaften. Gegen Ende des Streifzuges entschwand manchen der Mut und die Ausdauer. Die Führer hatten keine kleine Mühe, die Begeisterung hochzuhalten. Manche wurden auch tüchtig durchgeprügelt und heimgeschickt. Um die Mannen zum Durchhalten anzuspornen wurde Taback und Hanf verteilt, den man in Matten aufgerollt mit sich führte. Als auch diese Reizmittel zu Ende gingen, griff man zum Umsuzwane-Strauch, dessen Blätter einen sehr unangenehmen Geruch hatten, und Rauchern Brechen verursachten. Schließlich gelangte man in die Nähe des feindlichen Hauptquartieres Mhlahlandlelu, wo Mzilikazi mit seinem Heere lagerte. Nachdem unser Heer einen Tag geruht hatte, schritt man zum Angriff. Dabei wurde eine Kriegslist gebraucht, um unsere Soldaten zum Kampfe anzufeuern. Eine Kuh wurde von ihrem Kalbe getrennt. Letzteres brachte man hinter die Schlachtreihe zu den Packträgern, während die Mutter in der Vorderfront war. Diese fing nun wild zu muhen an, was als Preisgesang auf den Krieg gedeutet wurde und die Krieger in wilde Wut versetzte. Auch stimmte der Barde Cocozibili die Lobhymnen auf den König an und schrie: „Wir werden sie vernichten, im Kampfe sollen Staubwolken zum Himmel steigen." Das entstehende Kampfgewühl endete mit dem Siege des Zuluheeres. Mzilikazi war aber keineswegs vollständig besiegt, sondern er zog weiter nach Norden in das Land der Mashona, wo er sein Reich gründete nach Niederwerfung der dortigen Stämme. Diese nannten die Ankömmlinge Amandebele, was ein Spottname ist und die „Tiefgeschürzten" heißt, weil diese aus dem Süden kommenden Bantu ihren Lederschurz ziemlich tief sitzen hatten. Nachdem die Zulu ihre Toten der Erde anvertraut, ordnete d. Heerführer Undlela den Rückzug an. Dieser war bei weitem beschwerlicher, weil vielen die Kraft fehlte. So blieben viele auf der Strecke liegen und wurden von wilden Tieren aufgefressen. O, war das ein Jammer diese abgehetzten Opfer anzuschauen, denen das Blut aus den Füßen rann, und trotzdem angeherrscht wurden weiterzugehen. „Dieses Gewürm und dieses Geschmeiße soll weiterdrangeln", hieß es. Da weinten die Männer und wimmerten: „O, ihr quält uns", und schließlich über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ließ man sie ihrem Schicksal. Wirklich mein mitleidiges Lanzenherz hätte sich im Leibe umdrehen können beim Anblick solchen Elendes. Denk dir mal, Kind des weißen Mannes, was es heißt wochenlang barfuß über Stock und Stein, bei Hitze und Kälte zu marschieren. Die Leute hier in Afrika haben wohl schwielige Fußsohlen, allein diese brechen zuweilen auf und verursachen bei Reif besonders peinliche Schmerzen. Mit diesen wunden Füßen hatte das Heer über Stoppelfelder frischgebrannten Grases zu gehen, und über die auf weite Strecken von Regenwürmern ausgestoßenen Erdklößchen, die in der Sonne ganz hart werden. Auf dem Rückzuge wurde nun überall geraubt, um sich den nötigen Unterhalt zu beschaffen. Auch den in Transvaal ansäßigen Buren wurden ihre Viehherden entführt, um ja nicht ohne Beute nach dem Zululand zurückzukommen. Diese Räubereien waren dann die Ursache, warum die Buren im folgenden Jahre 1838 im Zululand einfielen und der dortigen Schreckensherrschaft eine schwere Niederlage bereiteten. Als die Überbleibsel des Heeres in der Heimat ankamen, wurden große Siegesfeste gefeiert. Die Helden, die sich besonders tapfer schlugen, erhielten zur Belohnung eine Anzahl Ochsen zugeteilt. Dann löste sich das Heer auf und jeder ging in sein Gehöfte zurück. Du kannst dir denken, lieber Leser, wie froh ich war, als mein Inhaber Msindo mich von allen Blutflecken reinigte, und frisch geschliffen mich wieder an meinen Ruheort in den Köcher steckte. Später als mein Eigentümer starb, kam ich in die Hände seines Sohnes Blantshi, welcher mich an seinen Sohn Sobantu weitergab, der dann später auf den christlichen Namen Anton getauft wurde.

So bin ich nun in friedlichen Händen und danke meinem Schöpfer für mein gnädiges Los. Jetzt, wo ich bei Christenleuten mein Heim habe, verspüre ich um mich herum einen ganz anderen Geist und denke oft, wie schön es wäre, wenn die Menschen allen Stolz und alle Herrschsucht ablegten, in Frieden und Liebe ihrer ewigen Bestimmung dienen würden. Dann könnte sich bald bewahrheiten, was einst ein heiliger Seher schaute:



Die Viktoria-Fälle — Sambesi, Mariannhiller Mission Bulawayo

Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden, und ihre Lanzen zu Sicheln" (Is. 24). Allein weil dieses Himmelsgeschenk des Friedens, nur den Menschen, die guten Willens sind, verheißen wurde, so wird es wohl schwer halten, diesen Frieden Christi im Reiche Christi hienieden voll und ganz zu verwirklichen. Die Menschen im allgemeinen, besonders die Christo angehören wollen, werden Leiden und Verfolgung zu ertragen haben bis ans Ende der Weltzeit. Erst dann wird sie ihr himmlischer Friedenskönig in sein ewiges Reich einführen, ins verklärte Jerusalem, der nieendenden Friedensschau. — So sagt es mir mein unmaßgeblicher Lanzenverstand.

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Forts.)

Direkt unter den Pilzgärten stießen wir auf die halbkreisförmige Königszelle. Da sie noch nicht verhärtet war, konnten wir sie leicht öffnen und fanden darin die dickleibige, mittelfingergroße Königin, den kleinen König und einige Termitengäste, die wir alle in sicheren Verwahr brachten.

So ritten wir nach etwa zweistündiger Arbeit hochbefriedigt, aber auch mit zerbissenen Händen, nach Hause. — In ähnlicher Weise brachte uns jeder Besuchs-Donnerstag, an dem wir ausgingen, die eine oder die andere neue Erkenntnis.

Nicht nur bei diesen Besuchen in seiner Residenz, sondern auch sonst zeigte der Herr Kollektor bei jeder Gelegenheit seine edle, freundschaftliche Gesinnung. Durch seine Vermittlung konnte ich manch einen meiner Pfarrangehörigen vor Schaden bewahren und manch einem andern zu einer guten Stellung verhelfen. In einer Angelegenheit, die mich selber betraf, kam er einmal eigens in meine Station und gab den dortigen englischen Eisenbahnärzten, die mir aufsässig waren, weil ich Patienten, die sie aufgegeben hatten, mit Erfolg mit homöopathischen Mitteln behandelte, die strenge Weisung, den Herrn Pater, der ihnen keinen Schaden zufüge, aber vielen Armen erfolgreich helfe, nur ja in Ruhe zu lassen. Das wirkte so gut, daß diese Ärzte von da an nicht nur freundlich gegen mich waren, sondern sogar die Kranken, denen sie nicht helfen konnten, zu mir schickten.

Obschon er ganz genau wußte, daß ich mich niemals zur Teilnahme an einer Freimaurerfestlichkeit herbeilassen würde, schickte er mir doch zu jedem Freimaurerbankett und -ball eine schöne silbergedruckte Einladung, für die ich natürlich jedesmal höflich dankte. — Und wenn er zur Zeit der Visitation sein Lager vor meiner Station aufgeschlagen hatte, benutzte er jede Gelegenheit, mir seine Aufmerksamkeit zu bezeigen.

Selbst als wir Jesuiten gefangen im Lager zu Ahmednagar weilten, schrieb er mir dorthin und bat mich, wenn er mir irgendeinen möglichen Dienst erweisen könne, es ihm mitzuteilen. Um ihm aber in jener gefährlichen Zeit keine Ungelegenheiten zu bereiten, zog ich es vor, die Korrespondenz abzubrechen. Trotzdem er ein Freimaurer war, so zeigte er sich mir Jesuiten gegenüber doch stets als aufrichtigen, wohlmeinenden Freund und wahren Gentleman, der es verdient, in dankbarer Erinnerung zu bleiben.

15. Was der Sommer bringt

Im tropischen Indien unterscheidet man drei Jahreszeiten: die nasse Jahreszeit oder Regenzeit (von Juli bis Oktober), die trockene Jahreszeit mit mehr kühlen Nächten (vom November bis März), und die heiße Jahreszeit oder Sommer (von März bis Ende Juni).

Der Sommer der gemäßigten Zone, wie z. B. im nördlichen und mittleren europäischen Festlande, ist eine Zeit üppigen Wachstums, eine Zeit des vollen Grünens und Blühens in Wald und Feld und Berg und Tal, eine Zeit des Reifens und der ersten erfrischenden und wohlschmeckenden Früchte, eine Zeit des frohen Wanderns in die Wälder und auf die Berge, eine Zeit des jauchzenden Vergnügens in den vielen Gewässern und an den schattigen Fluß- und Seegeländen, eine Zeit, wo keiner zu Hause bleiben will und es alle hinausdrängt und -zieht in die wonnevolle Natur. Ja, das ist ein Sommer, den man sich gefallen lassen kann. Der bringt doch Freuden aller Art. Der tut Menschen und Tieren wohl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ganz anders der Tropensommer in Indien, die Jahreszeit der kondensierten Backofenhitze bei Tag und Nacht. An den kann man nur mit Schrecken denken, denn er bringt mehr Unbehagen und Leiden als Freuden. Die erfrischende Kühle der Regenzeit ist längst vorbei. Zwar war die Tageswärme der trockenen Wintermonate immer noch groß genug, aber die Nächte waren doch erträglich kühl. Jedoch

Auf der indischen Hochebene dagegen, wo die Hitze trocken ist, schwitzt man zwar auch beständig, aber der Schweiß verdunstet schnell, so daß man nicht so sehr am Gefühl des Durchnäßtseins leidet.

Das ständige Schwitzen bringt aber auch eine sehr unangenehme Hautkrankheit, den sogenannten „roten Hund", einen fortwährend juckenden Ausschlag, mit sich, an dem die meisten Leute bis zu den Win-



Schulwandertag — Seminar Reimlingen
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

mit März hören diese auf. Die zunehmende Tageshitze, 30—40 Grad Celsius im Schatten, glüht auch die windstillen Nächte hindurch schwül weiter.

Da muß man erfahren, was schwitzen heißt. Da heißt es nicht nur: „Von der Stirne heiß", — nein: Vom ganzen Leibe heiß „rinnen muß der Schweiß!" — Tag und Nacht ist man in Schweiß gebadet. Man kommt aus dem Schwitzen gar nicht heraus. Ob man steht oder liegt, ob man geht oder sitzt, — man immer schwitzt. In der Hafenstadt Bombay, die tief unten an der Küste liegt, herrscht eine mehr feuchte Hitze, und rinnt deshalb der Schweiß fortwährend, so daß man trotz der leichten weißen Kleidung dieselbe dennoch mehrmals im Tage wechseln muß. Dort mußte ich seinerzeit, als ich nachts um 12 Uhr noch am Schreibtisch saß, unter jeder Hand ein Handtuch haben, um den fließenden Schweiß aufzufangen und das Papier vor Durchnässung zu schützen.

termonaten zu leiden haben. Das grausame Jucken verfolgt einen bei Tag und raubt einem die sowieso kurze Ruhe bei Nacht. Es steigert sich manchmal zu solcher Unerträglichkeit, daß man meint, man müsse sich mit einem eisernen Rechen über den Rücken fahren. Wie oft möchte man sich überall ordentlich kratzen, darf es aber in Gegenwart anderer der Schicklichkeit wegen nicht. Das viele Kratzen bringt zwar eine augenblickliche Linderung, vermehrt dafür aber die Entzündung.

Nun muß man aber doch bei all der Hitze und mit all dem Schwitzen und Jucken seinen Berufsgeschäften nachgehen, — und die erfordern von morgens bis abends den ganzen Mann. So mußte ich auch in meiner Station, die in einer Mulde der Hochebene liegt, aus der die Hitze gar nicht herausgeht, als Direktor der Mittelschule täglich fünf Stunden an den Schultagen in der Klasse stehen und meines Amtes walten. Wie plagen da oft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen Durst, Müdigkeit und Schlaf, so daß man sich immer wieder zusammenraffen muß! Und wie freut man sich, wenn die letzte Stunde am Nachmittag vorbei ist und man sich in einem kühlen Bad in der einfachen blechernen Badewanne ein wenig erfrischen kann!

Bevor ich jedoch die Wohltat des täglichen Bades in Indien bespreche, muß ich zuerst die Frage der Wasserversorgung erörtern.

Noch viel notwendiger als Milch ist für den Haushalt das Wasser, besonders in einem so durstigen Lande wie Indien. Wenn es nur ebenso leicht zu haben wäre, wie es notwendig ist!

In Deutschland gibt es fast überall Wasser genug. Fast in allen Städten und Dörfern hat man jetzt Wasserleitungen, die das Wasser bis in die Küchen und Badezimmer führen. Man braucht nur den Wasserhahn aufzudrehen u. es läuft. Anders, ganz anders ist es in Indien. Da fast der ganze Untergrund Indiens ein mächtiger Granitblock ist, über den sich eine 1—25 Fuß dicke Schicht Humus lagert, gibt es dort, abgesehen von der schneebedeckten Gebirgswelt im Norden Indiens, keine Quellen und Brunnen. Man ist einzig und allein auf das Regenwasser angewiesen, das die dreimonatige Regenzeit, der Monsun, bringt.

Zum Auffangen dieses Regenwassers hat man überall in den Städten und Dörfern und in den Feldern tiefe Zisternen angelegt. Mit diesem Zisternenwasser muß die Bevölkerung neun Monate lang auskommen und ihren Bedarf für Kochen, Trinken, Waschen und Baden decken.

Das gewöhnliche Volk holt sich jeden Morgen seinen Tagesbedarf an Wasser aus diesen Zisternen. Meist sind es Frauen, die das Wasserholen besorgen. An einem Seil ziehen sie das Wasser mit einem Eimer herauf und füllen damit ihre runden Kupferkessel, die sie dann auf dem Kopfe nach Hause tragen. Ihr tägliches Morgenbad nehmen die Leute an der Zisterne selbst, indem sie mit einem Eimerchen das Wasser heraufziehen und dann mit einem Becher über sich gießen.

Das Berieseln der Straßen und das Wasserholen für die besseren Klassen und alle Europäer besorgt eine eigene Kaste, die Kaste der Bhistis oder Wasserträger. — Zum Wassertragen bedient sich der Bhisti keines Eimers oder Kessels, sondern eines großen ledernen Wassersackes, Mussuk genannt. Dieser Sack ist an einem Ende ungefähr einen halben Meter breit und verengert sich an seinem Ausflußende zur Dünne eines Kinderarmes. Er ist ungefähr anderthalb Meter lang und hält meist 4—5 große Eimer. Mit Hilfe eines breiten Tragriemens, der an der oberen Längsnaht des Sackes angenäht ist und dem Bhisti über die rechte Schulter und die Brust unter dem linken Arm durchführt, trägt derselbe den schweren Wassersack auf seinem Rücken.

Es ist dies eine sehr beschwerliche Arbeit, und der Bhisti geht tiefgebeugt unter seiner Wasserlast einher, die er manchmal noch größere Strecken bis in die Wohnungen seiner Kunden, und da noch oft Treppen hinauf schleppen muß. Infolge dieses mühsamen Wassertragens haben die Bhistis, auch wenn sie nichts tragen, meist einen gebeugten Gang.

Mein Bhisti hatte bei mir nicht weit zu gehen, da meine Zisterne mitten im Schulhof lag. Aber immerhin mußte er jeden Tag, wenn er kam, eine Treppe hoch steigen, um meine Badewanne im Baderaum, einem kleinen Verschlag aus Wellblech, zu füllen. Er war nicht mehr jung, und ich habe ihn oft bedauert, wenn er langsam und keuchend unter seiner Last die Treppe hinaufstieg. Still und unverdrossen tat er seine Arbeit, immer freundlich, respektvoll, bescheiden und zufrieden. Niemals bettelte er um mehr Lohn, wie andere Diener das so gern tun. Ich gab ihm auch sowieso guten Lohn und erfreute ihn ab und zu noch mit einem besonderen Backschisch. Das verdiente er auch, war er doch stets so fleißig und zuverlässig und machte seinem Berufsnamen alle Ehre.

Was bedeutet denn das Wort Bhisti? Dieses Wort stammt vom persischen „bihischt", d. h. Paradies, und ein „bihischti", ist demgemäß ein Bewohner des Paradieses, ein Cherub, ein Seraph, ein Engel des Trostes.

Und ein Engel des Trostes ist so ein Bhisti wirklich, wenn ihm auch Engelsgeschwindigkeit und Flügel fehlen. Schon wenn er am glühenden Nachmittag, wo einem die durchschwitzten Kleider am Leibe kleben und man vor Hitze vergehen möchte, das kostbare Naß aus seinem Mussuk in die Badewanne gießt, steigen einem beim Rauschen des Wassers im Baderaum in der Voraussicht des baldigen erfrischenden Bades unwillkürlich Gefühle innigsten Dankes gegen diesen Engel des Erbarmens auf.

Und erst, wenn man in die Wanne steigt und eine Welle unbeschreiblicher Erfrischung durch den ganzen erhitzten Körper bis zur Kopfhaut emporfiutet, — wie segnet man dann den guten Bhisti, der einem solche Wonnen bereitet, wie Salomon in seiner Herrlichkeit kaum reinere genossen!

Ach ja! — Welch namenlose Wonne, wenn man, in der Wanne stehend, mit dem Becher das Wasser über sich hinuntergießt und das kühle Naß den glühenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leib hinabrieselt, so daß alle Nerven und Fibern vor Entzücken jauchzen! Hei, wie herrlich! „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit!" — Und senkt man sich dann nach diesem Abkühlungspräludium ganz in die volle Wanne hinein, so ist's wie ein seliges Versinken im Lethe-Strom, dem Strom des Vergessens. Ja, vergessen ist alle Hitze, vergessen alles Leid, vergessen alle Sorgen und Plackereien, vergessen alle Mühsal und Entbehrung, vergessen die ganze Welt! — Versöhnt mit Himmel und Erde, mit Menschen und Tieren, — oh, wie selig, wie wohlig ist's da, sich ganz gedankenlos wie eine Schildkröte zu strecken, zu dehnen und zu plätschern im schmeichelnden und belebenden Element! — Kein Wunder, daß einem da, ganz traumverloren in diesem Paradiesesbade, sich urgründige Wohlseinslaute entringen, nicht ganz unähnlich jenen eines Buffalos, der in schwülen Tagen ganz bis an sein wonnetrunkenes Antlitz in einem kühlen Tümpel liegt und absolut auf Erde, Sonne, Mond und Sterne, Stall und Futter verzichtet!

Durch und durch erfrischt, verjüngt und gestärkt steigt man dann wie ein Phönix, wie ein neuer Mensch, aus dem unvergleichlichen Wannenbad. Die Welt erscheint einem in ganz anderem, rosigen Lichte. Man fühlt sich in gehobener Stimmung und mit Kräften begabt wie für Jahrhunderte.

Ja, was wäre Indien mit all seiner Pracht und seinem Reichtum ohne diese tägliche Wohltat des Wannenbades? Es wäre uns zur unausstehlichen Qual.

Mag ein Horaz schwärmen für seinen Bandusia-Quell und ihm zu Ehren ein Böcklein opfern, — tausendmal mehr ist mir der Jungbrunnen meiner Wanne, den ich mit dem vergnügten Rauchopfer einer guten indischen Zigarre feiere! — Obwohl schon lange Jahre vom sonnigen Indien verwiesen, denke ich doch immer noch mit Dank an all die Wonnen, die du, unvergeßliche Wanne, mir verliehen.

Was bringt der Sommer sonst noch? — Er bringt auch genug quälenden Durst! unter seiner ständigen ungebrochenen Glut dürstet alles: die Erde dürstet, das arme Vieh dürstet, und der Mensch vergeht vor Durst.

Durch die furchtbare Hitze wird der Ackerboden ganz ausgetrocknet und hart wie Backstein, geht auseinander, zieht sich zusammen und zeigt dem Blick weithin ein ausgedehntes Netzwerk von breiten Rissen, die zum Himmel schreien um Regen. — Wegen der großen Knappheit an Zisternenwasser kann das Vieh auch nicht genügend getränkt werden. Es magert zusehends ab und sucht die schmutzigsten Tümpel auf, um seinen Durst zu stillen.

Den an die Tropenhitze nicht gewöhnten Europäer plagt der „Dämon, Durst genannt", ganz besonders empfindlich und wird ihm oft zum Verhängnis. Ob als Zivilbeamter bis zu den entlegensten Posten des glühenden Riesenreiches tätig, ob als Soldat in den weitzerstreuten Truppenteilen der Armee dienend, ob als Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und Schaffner die durch den Sonnenbrand rasenden Züge bedienend oder in den heißen, staubreichen Werkstätten der Eisenbahn arbeitend, — all diese Europäer werden schwer vom Durste geplagt und klagen fast immer über trockene Kehlen. Da ihnen aber das filtrierte Zisternenwasser viel zu fade ist, so verlangen sie immer und überall Bier, Pilsener, oder Whisky mit Soda und ein Stück Eis darin.

Gewöhnlich wird aber der brennende Durst durch diese alkoholischen Getränke nicht gelöscht, sondern meistens noch vermehrt. Und so zieht ein Glas das andere, eine Flasche die andere nach sich. Dadurch verfallen viele der Trunksucht, ruinieren ihre Gesundheit und werden für ihren Beruf untauglich. Wie viele so leicht tödlich verlaufende Fälle von Ruhr und Brechdurchfall sind auf den unmäßigen Gebrauch von solchen alkoholischen Getränken und Eis zurückzuführen!

Der durstige Europäer jedoch, der sich nicht von erhitzter Phantasie und Leidenschaft täuschen läßt, denkt in seinem quälenden Durstgefühl gar nicht einmal an Wein, Bier oder Whisky mit Soda, nein, der sehnt sich nur nach einem Becher kühlen, perlenden Quellwassers. Wie oft, wenn ich abends nach des Tages Arbeit, Hitze und Schweiß fast trostlos war vor heftigem Durst, dachte ich mit Neid an die von der Weide kommenden Kühe der Heimat, die aus den Steintrögen mit vollen Zügen das herrliche, immer fließende Bergwasser trinken können. Was hätte ich gerne für einen Becher von diesem Wasser gegeben! So ähnlich sehnte sich ja auch, wie Dante in seiner „Hölle" beschreibt (XXX, 61—69), der Fälscher Adamo nach einem Tropfen Wasser —:

So leidet er, der alles einst mißachtet,
Weil er sich gönnen konnt', was ihm gefiel,
Und jetzt nach einem Tropfen Wasser schmachtet!
Die Bächlein, die im feuchten Wellenspiel
Von Casentinos grünen Hügeln fallen,
Des Arnos moosig-weiches Bett zum Ziel
Vor meinem Geist seh' ich sie spielend wallen,
Doch straflos nicht, weil mehr als Wassersucht
Mich Sehnsucht dörrt nach diesen Wassern allen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ja, Wasser ist es, frisches, klares Quellwasser, das man sich unwillkürlich zur Stillung des leidigen Durstes in Indien erwünscht! — Besonders unangenehm fühlte ich den Durst Sonntagmorgens zwischen der Frühmesse und dem Hochamt. Da ich in der ersten Messe schon gepredigt hatte, so war ich bei der Hitze schon so trocken im Halse, daß ich vom Wassertopfe in der Veranda fernbleiben mußte, um nicht in die Versuchung des Trinkens zu kommen. Wie dankbar wäre ich da für die Erlaubnis gewesen, vor dem Hochamte, in dem ich auch wieder predigen mußte, einen Schluck Wasser zu nehmen! Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo den armen geplagten Missionspfarrern in den Tropen eine solch erwünschte Vergünstigung gewährt wird!

Schweiß und Durst sind jedoch nicht das einzige, was der Tropensommer bringt. Es wäre zwar der Plage genug. Aber er bringt auch die schrecklichen, unvergeßlichen schlaflosen Nächte.

Da die enorme Tageshitze nicht gebrochen wird, waltet die stille Glut auch die Nacht hindurch, besonders in den tiefer gelegenen Orten. Kein Lüftchen regt sich. Kein Blatt an den Bäumen bewegt sich. In den Häusern, die durch die anhaltende Hitze zu wahren Backöfen geworden sind, kann man es nicht aushalten. Alles, was man da anrührt, ist heiß. Man ist gezwungen, draußen zu schlafen. Die Leute, welche ein kleines Höfchen vor ihrer Wohnung haben, stellen ihre niederen, mit einer Strohmatte belegten Bettstätten dort hinein und versuchen dort, in dünne Nachtkleider gehüllt, zu schlafen. Die meisten Eingeborenen legen sich, in ihre Laken eingewickelt, den Wegrand entlang zur Ruhe. Wenn man da nachts durch die Straßen des Ortes geht, meint man überall rechts und links nur Leichen zu sehen. Aber auch so kann von wirklicher Ruhe keine Rede sein. Man schwitzt eben weiter, und das hält den Schlaf fern. Mir ging es auch so. Deshalb beschäftigte ich mich, obwohl müde von der Tagesarbeit, auf der Steinterrasse zwischen meinem Hause und dem Schulgebäude in einem Rohrstuhl liegend, mit Lesen und Studieren. Nach Mitternacht stellte ich dort mein Feldbett auf und legte mich in dünnem Nachtanzug hin zum Schlafen. Allein mit dem Schlafen hatte es noch eine gute Weile. Es ging nicht. Der Körper war noch zu erhitzt und schwitzte noch zu viel. Ich stand wieder auf und ging in der Veranda hinter dem Hause auf und ab. In den Baumkronen um das Haus herum war es unruhig. Da saß alles voll von Krähen, die sich mit ihren Flügeln Kühlung flappten, die Schnäbel weit aufsperrten und nach Luft jappten. Im Hofe drunten hörte ich den Mali stöhnen. Er schlief also noch nicht. Ja, wer kann da schlafen bei 35 Grad Celsius um Mitternacht?!

Ich rief ihm zu, mir ein paar Eimer Wasser aus der Zisterne zu ziehen, heraufzubringen und in die Wanne zu gießen. Das geschah dann auch gleich. Was konnte es helfen? Ich mußte Kühlung haben, wenn ich wenigstens ein bißchen schlafen wollte. So legte ich mich in die Wanne und blieb darin liegen, bis das Wasser warm war. Welche Wohltat war dies nächtliche Vollbad! Nun konnte ich doch mit besseren Aussichten auf ein wenig Schlummer das Feldbett besteigen. Langsam! Nur nicht zuviel hoffen! Die gereizten Nerven sind noch zu empfindlich selbst für das leiseste Geräusch. Wie genau hörte man jetzt in der stillen, brütenden Nacht das sonst weniger bemerkte fadendünn tönende ständige Gesumme der einen umschwärmenden lästigen Moskitos, die selbst bei dieser Hitze noch stechen und quälen wollen! — Im glühenden Hause drinnen drängt es einige Grillen, ihr Wohlsein durch endloses eintöniges Zirpen zu bekunden. In der näheren Nachbarschaft scheinen die vielen Schläfer auch eine unruhige Nacht zu haben. Dort wimmert ein kleines Kind, leise beschwichtigt es die besorgte Mutter. Dort wendet sich einer auf seinem Lager, daß das schwache Gestell knarrt. Dort stöhnt und seufzt jemand. Dort pustet einer langgedehnt, als wolle er die ganze drückende Nachthitze wie eine lästige Fliege hinwegblasen. Dort auf der Straße versucht ein geplagter Esel seinem Unbehagen Luft zu machen, bleibt aber vor Durst und Heiserkeit mitten in seinem „Jah" stecken. Nun verkündet ein fernes Dröhnen das Herannahen eines der vielen Nachtzüge. Donnernd rollt er in die Station ein. Man vernimmt deutlich wie nebenbei das Zischen des abgelassenen Dampfes und dazwischen ein Durcheinander von Menschenstimmen. Man wartet gespannt auf das mächtige Puffen der Lokomotive als Zeichen der Abfahrt des Zuges, und lauscht so lange seinem Dahinrollen, bis es in der Ferne erstirbt. — Es ist bereits halb zwei Uhr. Müde schließen sich endlich die Augen, und ein kurzer Schlaf umfängt nun milde den Dulder, der so lange vergebens auf ihn geharrt.

Wenn früh am Morgen die vollen Strahlengarben der unbarmherzigen Sonne durch die Bäume fallen, ist man bald wieder auf den Beinen. Von neuem beginnt das verzweifelte Ringen mit der unentrinnbaren Tageshitze. Nur halb erfrischt, muß man doch wieder den ganzen Tag über ganze Arbeit leisten, um dann wieder eine andere schreckliche, drückende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Glutnacht zu erleben. — Glücklicherweise sind die entsetzlichen Hitzemonate vor dem Monsun auch bald überstanden, und dann kommt mit dem einsetzenden Regen endlich die lang ersehnte Erlösung von den Qualen des Tropensommers.

16. Ungebetene Sommergäste

Als hätte man nicht schon genug mit den gewöhnlichen Plagen des Sommers zu tun, stellten sich einmal bei mir auch andere sehr unwillkommene, unliebsame Sommergäste, die mit Recht gefürchteten Tropenhornisse, ein.

Dieselben sind drei Zentimeter lang, oben dunkelbraun und unter dem Leibe hellgelb und viel verwegener, angriffslustiger und giftiger als ihre europäischen Verwandten. Gerade wegen dieser ihrer Gefährlichkeit sind die Marmorfelsen am Narbada-Fluß bei der Garnisonstadt Jubbulpore, in deren Spalten und Rissen ganze Kolonien von Honissen wohnen, so berühmt geworden.

In der Schulhofecke zwischen meinem Wohnhause und der anstoßenden Kirche stand ein riesiger Eisenbaum (so genannt wegen seines harten Holzes), der mit seiner mächtigen Krone Haus und Kirche überragte. Nun gefiel es einem Schwarm solcher braunen Gesellen, sich auf diesem Baume anzusiedeln und unter einem dicken Aste sein Nest zu bauen.

Dieses Hornissennest blieb aber nicht lange das einzige auf dem Baume. Andere Hornisse zog es auch zu diesem Baume hin, und in ein paar Wochen hingen schon acht Nester an den Asten. Obschon nun die Hornisse hoch in der Baumkrone wohnten und ihnen niemand zu nahe kam, so schien sie doch alles, was sich unten bewegte, zum Angriff zu reizen. Wenn ich noch so lange über die Terrasse ging, wurde ich doch immer von der einen oder anHornisse verfolgt. Sobald sich unten im Hofe die Jungen im Spiele tummelten, war ihnen das auch zu viel, und sie fielen einzeln über sie her und jagten sie auseinander. Zum Glücke kam keiner dabei zu Schaden, und der bald einsetzende Monsun machte dem leidigen Terror ein Ende. Einige Waben fielen im Regensturm herunter und die übrigen wurden leicht heruntergeholt.

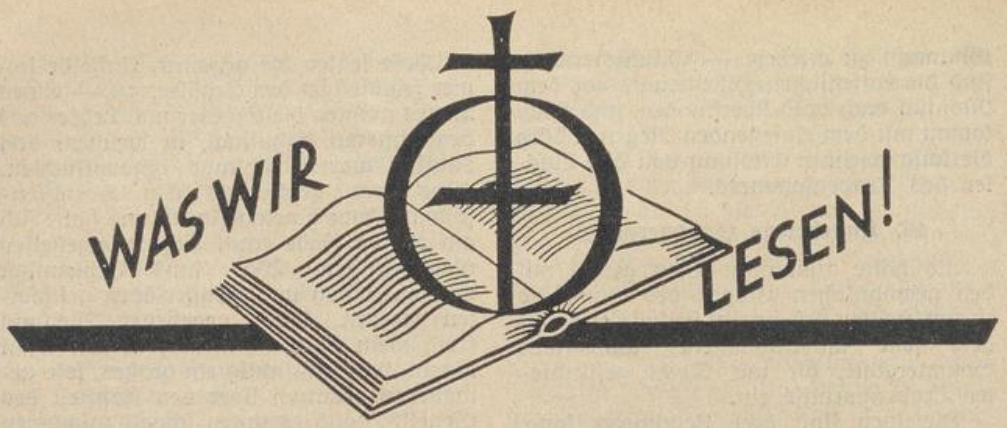
Der Baum war indes nicht vergessen Er hatte sich den braunen Gesellen als ganz ideale Hochburg erwiesen. Bei Beginn des folgenden Sommers schwärmten daher die Hornisse in vermehrter Anzahl in die Krone hinein, und in kurzer Zeit konnte ich zu meinem Schrecken schon 24 Nester zählen. Jetzt wurde die Sache aber doch bedenklich. Ich konnte kaum mehr unbehelligt über meine Terrasse gehen, und im Hofe setzten die grimmen Unholde immer feindseliger den Schülern zu. — Eines Tages mußten die Schüler und Lehrer aus dem unteren Schulsaal, in welchem drei Klassen waren, jählings hinausflüchten. Was war geschehen? Ein Hornissenschwarm war hineingeflogen und hatte sich am oberen Ende eines Schultafelgestelles niedergelassen. Was tun? Schleunigst mußten Türen und Fensterläden geschlossen werden. Nach gegebener Weisung kroch mein Mali (Gärtner) in den Saal hinein, warf vorsichtig ein großes, lose gewobenes Sacktuch über den Kopfteil des Gestells, band es unten schnell zusammen und entleerte oben über das Tuch eine Flasche voll Phenylsäure. An diesem Schoppen hatten alle unter dem Tuch versammelten Ausflügler genug. Das Tuch wurde losgemacht, und die ganze dreiste Gesellschaft fiel tot zu Boden, und was sich noch regte, wurde zertreten. Nachdem die so vernichteten Störenfriede hinausgeschafft waren, konnte die Schularbeit wieder beginnen.

Morgens bei der hl. Messe schwirrten Hornisse auch in der Kirche herum und beunruhigten die Gläubigen. Besonders aber in den Gottesdiensten am Sonntag verursachten sie viel Störung und Unbehagen. Einmal hätte es sehr schlimm werden können. Kommt da am Samstag abends der Sakristan gelaufen und sagt mir ganz bestürzt: „Swami, ich kann nicht zum Angelus läuten.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ja, oben am Glockenseil auf der Orgelbühne hängt ein ganzer Schwarm Hornisse! Wenn ich das Seil anrühre, werde ich gestochen, und der Schwarm fliegt dann in der ganzen Kirche herum, so daß sich morgen früh kaum einer hineinwagen kann.“ — Ja, da mußte unbedingt Wandel geschafft und der Schwarm vernichtet werden.

Zum Glücke war es schon dunkel, besonders in der Kirche. Mit einer Stange, an deren Ende ein petroleumdurchtränkter Lappen befestigt war, ausgerüstet, ging ich mit dem Küster auf die Orgelbühne, hielt bei schwachem Kerzenlichte aus einer kleinen Entfernung den Lappen an das Seil im Turme, und der Küster hob ihn bis unter den Schwarm und zündete ihn dann mit der Kerze an. Sofort schoß eine große Flamme empor und umhüllte qualmend den Schwarm, der gleich darauf wie ein großer Klumpen auf den Boden fiel. Schnell warf der Küster ein altes Tuch darüber und zertrat alles, was darunter war. Nachdem er allen Unrat entfernt und den Boden gereinigt hatte, konnte er doch noch die Angelusglocke läuten. — Es war also wieder einmal gut gegangen.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag Laumann, Dülmen:

Der Geist des Felix. Der deutschen Jugend erzählt von Pfarrektor G. Gerbert. Mit vielen Zeichnungen von P. Würth. 268 Seiten. 2. Aufl. Kart. RM. 2,10, Leinwand RM. 2,85.
Das Buch „Der Geist des Felix" zeigt der christlichen Jugend recht anschaulich die Tatsache: Christ sein heißt Held sein. Die Geschichte des wie man in schwerer Zeit alles daran setzen muß, um seinen hl. katholischen Glauben zu bewahren jungen Martin will auch unserer Jugend lehren, Es spricht aus ihm der Geist des ersten Christentums. Das Buch hat darum heute an der Jugend eine Mission zu erfüllen. P. Hermann

Lobt froh den Herrn. Von Bernhard Bergmann. 208 Seit. Kart. RM. 2,60, Leinwand RM. 3,30.
Das Büchlein „Lobt froh den Herrn" will Eltern und Erziehern helfen, den Kindern schon von frühester Jugend an eine große Liebe zum Gebet einzupflanzen. Zumeist sind es Gemeinschaftsgebete, die unsere Jugend langsam hineinwachsen lassen in die liturgische Gebetsgemeinschaft der Kirche. Das Büchlein wird darum sehr großen Segen stiften in Katechese, Kinderheimen usw.
P. Hermann

Ich helfe meinem Beichtkind von Pfarrektor G. Gerbert. 96 Seiten. Kart. RM. 0,90.
Auch dieses Büchlein „Ich helfe meinem Beichtkind will den Eltern Anregung und Hilfe bieten, ihren Kindern bei der Erstbeichte behilflich zu sein. In kurzer, anschaulicher, leicht faßlicher Sprache zeigt es den Eltern den Weg, wie sie im Notfalle selbst den Beichtunterricht gestalten können. Das Büchlein ist den Eltern sehr zu empfehlen. P. Hermann

Katholische Elternschaft. Von Professor Dr. P. Schmitz SVD. 48 Seiten. RM. 0,65
Das Werkchen „Katholische Elternschaft" entspricht ganz unserer Zeit. Es will in kurzen Aufsätzen den Eltern den Weg zeigen, wie sie ihre große Aufgabe an der Erziehung ihrer Kinder nach katholischen Grundsätzen formen sollen.
P. Aquilin

Wer ist Jesus Christus? Von Ludwig Kösters SD. 48 Seiten, Preis: RM. 0,20
Der Inhalt ist das Ergebnis der wissenschaftlichen Erforschung des Christusproblems. Gibt allen Suchenden eine zuverlässige Antwort. P. Aquilin

Mutter es geht um dein Kind! Von Heinrich Fritsch. 1. Grundlegende Erziehungsfragen. 2. Die Erziehung des Kindes zu einem charaktervollen und guten Menschen. 3. Religiöse Erziehung. Je 48 Seiten, Preis je RM. 0,30
Diese Bändchen wenden sich an die Mutter. Sie besprechen mit ihr im Plauderton die wichtigsten Fragen einer gediegenen katholischen Erziehung.

Junge Christen in der Zeit. Von A. Möller. 48 Seiten, Preis RM. 0,30.

Mannhafte Begegnung. Von A. Möller. 40 Seit., Preis RM. 0,25

Wann willst du heiraten, Hein? Von A. Möller. 88 Seiten, Preis RM. 0,50
Eine Abhandlung über die Voraussetzungen für eine christliche Ehe, unter welchen Bedingungen die Ehe nur eine glückliche werden kann.
P. Aquilin

Junfermannsche Verlagsbuchhandlung, Paderborn:

„Wir sahen seine Herrlichkeit" 240 Seiten im Großoktav-Format. Preis: kartoniert RM. 3,25 und in Leinen gebunden RM. 4,50.
Der Verfasser Johannes Dierkes will uns mitten im grauen Alltag einführen in die Schönheit des Gebetes und geistlichen Lebens. Die Fülle der Gedanken, wie sie in diesem Buche vorhanden sind, kann man gar nicht wiedergeben. Es weist den Weg zum Reichtum des Lebens mit Gott und ist genommen aus dem Leben fürs Leben.
P. Hermann

Der Wandel vor Gott. Gespräche und Briefe von Bruder Laurentius. 64 Seiten, kart. RM. 1.—
In kindlich einfachen Gesprächen plaudert der begnadete Br. Laurentius († 1691) über das Geheimnis der Allgegenwart Gottes. Jeder Mensch kann durch die Gnade in die Vergegenwärtigung Gottes hineinwachsen u. durch sie viel Freude u. innere Befriedigung finden. P. Aquilin

Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Das Leiden Jesu. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerick. 32 Seiten und 8 Tiefdruckbilder. RM. —.40.
Dies Büchlein kommt allen denen zu Hilfe, die nicht viel Zeit haben, sich mit frommen Erwägungen abzugeben. P. Dominikus

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Herders Laien-Bibel zur Einführung ins Bibellesen. Ausgabe A mit 30 Kopfleisten, Groß-Oktav 1060 Seiten und 2 Karten, in Leinwand RM. 10.—
Schon lange wünschte man die Hl. Schrift, besonders des Alten Testamentes, in ausgewählter Ausgabe für Jugend und Volk. Nun ist sie erschienen. Die gute Einführung wie die angefügten Anmerkungen verhelfen dem Leser den Sinn des Wortes Gottes recht gut zu verstehen. Durch diese Ausgabe erst wird die Hl. Schrift so recht das Buch des Volkes. P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen Schwaben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 8 August 1938 56. Jahrgang

Mariä Himmelfahrt

Himmelskönigin, nun hebe
Dich aus engem Erdental,
Zu des Himmels Pforten schwebe,
Weitgeöffnet steht der Saal.
So vieler Siege
In manchem Kriege
Ist dir erhab'ner Dank bereit:
Dir, des Sohnes
Mutter lohn' es
Nun des Vaters Herrlichkeit.
Schirrt euch an den Siegeswagen,
Gottesstreiter, zieht ihn all',
In den Himmel sie zu tragen
Mit Triumphgesang und Schall.
Den Lorbeer bindet,
Siegeskränze windet,
Brecht Rosen, streuet Lilien aus:
Die gottgleiche,
Tugendreiche
Naht dem hohen Himmelshaus.

Innozenz III.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fest Mariä Himmelfahrt

15. August

Mariä Himmelfahrt ist das eigentliche Fest der allerseligsten Jungfrau, ihres Einzuges in die Herrlichkeit des Himmels. Wenn wir ihm nur diese allgemeine und wenig scharf umrissene Bedeutung des Überganges von diesem in das ewige Leben zugrunde legen, der auch den Anlaß zu den Huldigungen bietet, die wir den Heiligen an ihren Festtagen darbringen, so geht es sehr weit zurück und ist wahrscheinlich überhaupt das erste aller ausgesprochenen Marienfeste. Früher beschränkte sich das christliche Volk darauf, bei Feiern der Geheimnisse, an denen auch Maria teilhatte, ihr seine Verehrung und Huldigung darzubringen.

Der hl. Theodorus berichtet in einer Ansprache, die er um das Jahr 500 gehalten, daß die Mönche von Palästina jedes Jahr mit großer Feierlichkeit das Gedächtnis der Gottesmutter begehen. Doch wurde bereits im 4. Jahrhundert in Alexandrien ein Mutter-Gottes-Fest unter dem Titel: Gedächtnis der hl. Mutter Gottes und allzeit reinen Jungfrau Maria, gefeiert.

Nach Theodorus müßte das Fest bald nach dem Konzil zu Ephesus erfolgt sein.

Aus einem verläßlichen Zeugnis des hl. Gregor von Tours geht hervor, daß in Gallien bereits im 6. Jahrhundert ein Mutter-Gottes-Fest gefeiert wurde.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts hält es das Konzil von Toledo für angebracht, den Verschiedenheiten in den Gebräuchen der spanischen Diözesen ein Ende zu machen und einen einheitlichen Tag für die Feier des Mutter-Gottes-Festes zu bestimmen.

Im Sakramentar (Sakramentarien sind alte liturgische Bücher) des Papstes Gelasius (492—496) ist das Fest der Dormitio B. M. V. bereits erwähnt. In den alten Martyrologien finden sich die Namen: Fest der Ruhe, des Überganges, der Beisetzung, des Schlafes Mariä. Bemerkenswert ist jedoch, daß der Name Dormitio, der heute noch im Kalender der Griechen üblich ist, diese nicht hindert, wie wir die körperliche Aufnahme Mariä in den Himmel zu feiern. Wahrscheinlich hat die ganze morgen- und abendländische Kirche im 7. Jahrhundert das Fest bereits gefeiert.

In Rom und im Orient wurde es am 15. August, in Gallien am 18. Januar und in Spanien, wie ein alter mozarabischer Kalender, der wenigstens ins 7. Jahrhundert zurückreicht, bezeugt, am 18. Dezember gefeiert. Die Kopten begingen am 16. Januar das Gedächtnis des Todes und der Himmelfahrt Mariens.

Heute sind die abendländische und selbst die schismatische morgenländische Kirche eins in der Feier der vollkommenen Verherrlichung Mariens der Seele und dem Leibe nach. Seit wann die christliche Frömmigkeit auch die körperliche Aufnahme Mariens in den Himmel feiert, ist schwer zu sagen. Jedenfalls spricht der heilige Gregorius von Tours bereits im 6. Jahrhundert ganz ausdrücklich von der körperlichen Gegenwart Mariens im Himmel. Vom 9. Jahrhundert an sind alle Unsicherheiten bereinigt. Heute wird die Aufnahme Mariens in den Himmel in der ganzen katholischen Kirche unbestritten für wahr gehalten.

In dem kurzen und bündigen Bericht der Hl. Schrift, den die Kirche in allen Votivmessen zu Ehren der allerseligsten Jungfrau in der Zeit von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mariä Himmelfahrt Dömling

Pfingsten bis Advent wiederholen läßt, ist nichts anderes enthalten als der Glückwunsch einer Unbekannten und die Antwort Jesu. Aus der Menge erhebt sich die Stimme einer Frau, deren Namen die Hl. Schrift verschweigt, um jene selig zu preisen, die den Heiland getragen und genährt hat. Jesus scheint den Glückwunsch zu korrigieren, indem er einen höheren Anspruch darauf namhaft macht. Die Kirche aber hat die Lobpreisung einer Ungenannten aufgenommen und wir wollen, ihr folgend, betrachten: den Glückwunsch der unbekannten Frau — des göttlichen Heilandes — der Kirche.

Der Glückwunsch der Unbekannten. Stellen wir uns die Begebenheit recht lebhaft vor. Der Heiland hat eben begeisternd vom Reiche Gottes gesprochen, das aufzurichten er gekommen ist, und von den wütenden Angriffen des bösen Feindes, der alles daran setzt, seine Herrschaft zu behaupten und die Menschen zu verderben.



P. Berchmans, P. Adalbero, P. Antonin reisen in unsere nordamerikanische Mission
Photo: P. Willehad, Würzburg

Die Menge ist ergriffen, für ihn und seine Lehre eingenommen, von Bewunderung hingerissen.

Eine Frau aus dem Volk, die Zeuge dieses Erfolges Jesu u. selbst von seiner Beredsamkeit entzückt ist, denkt an die Ehre, die der Mutter jenes großen Mannes zukommt. „Wie stolz wird sie auf ihren Sohn sein", denkt das schlichte Weib, „wie wird er sie ehren; welches Ansehen in Israel steht ihr bevor!" Sie kennt nichts anderes als den äußeren Ruhm des Propheten, den auch seine Mutter teilen wird.

Und gerade das ist für Maria und ihren Sohn jene Seite ihres Geschickes, auf den sie am wenigsten Wert legen. Was bedeuten dem Heiland u. seiner gebenedeiten Mutter einige begeisterte Zurufe aus dem Volke! Diese Begeisterung ist ja auch so schwach begründet, so vergänglich. Durch das „Hosiannah" von heute hört der Heiland das „Kreuzige ihn" von morgen klingen!

Jesus lenkt den Blick der guten Frau ab von diesen törichten Eitelkeiten. Er verweist sie auf ein viel sicherer gegründetes Glück, das, wie Maria auch ihr zuteil werden kann; auf das Glück, das Wort Gottes fruchtbar zu machen, das sie eben vernommen.

Die Mühe, die wir für Gott aufwenden, die Arbeit, die wir im Dienste seiner heiligen Sache verrichten, kann uns vom Durchschnittsmenschen unterscheiden und uns Beweise der Achtung und des Vertrauens einbringen. Und die Menschen beurteilen den Wert ihres Tuns und Wirkens nach der Beachtung, die es findet. Man beglückwünscht die Mutter, die Geschwister eines Bischofs, eines Ministers, eines Generals. Der Glanz eines Familienmitgliedes überstrahlt auch alle Übrigen.

Denken wir daran, daß dieses Ansehen nichtig ist und in Rauch aufgehen wird. Wachen wir sorgfältig darüber, daß unser Herz sich nicht daran hänge,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

damit uns nicht das ängstliche Streben danach in Unfreiheit und Knechtschaft stürze.

Der Glückwunsch Jesu. Das göttliche Wort, der Heiland Jesus Christus, betont immer wieder den Wert des Wortes Gottes. Zum Teufel, der ihn versucht, spricht er: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes hervorgeht." Ein andermal sagt er: „Jeder, der meine Worte hört und sie tut, ist mit einem weisen Manne zu vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat." Und weiter: „Das Wort, das auf gutes Erdreich fällt, bringt hundertfältige Frucht", oder: „Wenn einer meine Worte bewahrt, wird er den Tod nicht sehen in Ewigkeit." Und bei der Gelegenheit, die wir heute betrachten, preist er jene glücklich, die dem Worte Gottes ein williges Ohr leihen und es befolgen und es treu im Herzen bewahren.

Also Leben, Beständigkeit und Sicherheit, Reinheit und Glück sichert uns die treue Befolgung des Wortes Gottes.

Was ist das Wort Gottes? Wo finden wir es? Wir lesen es in der Hl. Schrift; es wird uns durch die Tradition überliefert und durch die hl. Kirche, ihren Glaubens- und Sittenlehren vermittelt.

Gottes Worte sind aber auch die Befehle rechtmäßiger Vorgesetzter, die Ratschläge und Weisungen bestellter und kluger Führer. Gottes Worte sind die Einsprechungen der Gnade, die uns zur Großmut, zur Geduld, zur Liebe und zu allen anderen Tugenden auffordern und aus den Ereignissen um uns, aus den Bedürfnissen unserer Mitmenschen, aus besonderen Gelegenheiten zum Guten zu uns sprechen.

Gottes Worte sind die sanften Mahnungen, die in unserer Seele durch die Wirren in der Stunde des Kampfes oder durch die feierliche Stille des Friedens klingen.

Jedem von uns ist es klar, wie heilsam die treue Befolgung des Wortes Gottes ist.

Wenn wir doch endlich begreifen wollten, wie vergeblich all unser Mühen ist, wenn es sich nicht mit den Plänen der Vorsehung einfügt, wenn es einem Willen entgegenstrebt; und wie alle Hoffnung in den Geboten und Wünschen Gottes ruht!

Werten wir alle unsere Enttäuschungen, unser Bedauern über vermeintliche Mißerfolge, unsere Arbeit von gestern und unsere Pläne von morgen im Lichte dieser Überlegungen.

Der Glückwunsch der hl. Kirche. Trotzdem der Heiland die Worte der Frau aus der Menge zum Teil zurückweist, hat die Kirche dieselben sich zu eigen gemacht und sie in die Messe und in die Tagzeiten aufgenommen, um mit ihnen die gebenedeite Mutter zu lobpreisen.

Denn sie sieht in dieser Mutter die andere Größe, die den meisten Menschen entgeht; eine unvergleichliche Größe göttlicher Ordnung, durch die Maria an die Unendlichkeit hinanreicht. Sie allein unter allen Geschöpfen hat einem Gott einen Leib gegeben.

Die Kirche fügt sodann die verbessernden Worte Jesu hinzu, um anzuzeigen, daß sie in Maria auch die treueste, ja die einzig treue Befolgerin des Wortes Gottes unter den Kindern Evas sieht.

Die Wahl der Stelle aus dem hl. Lukas für das Evangelium des Tages scheint im ersten Augenblick der Mutter Gottes eine Lobpreisung absprechen zu wollen. Doch siehe! Die Kirche findet in ihr einen Anlaß, die Mut-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ter Jesu zweifach zu verherrlichen, indem sie ihre unerreichbare Würde und ihre vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes anerkennt.

Sie lobpreist sie und erweist ihr uneingeschränkte Unterwerfung ob ihres höchsten Gnadenvorzuges und ihrer ausgezeichneten Treue gegen Gott und seine heiligen Gebote.

Gott hat uns zu seinen Kindern gemacht. Darum besitzen auch wir alle gleichsam eine unendliche Würde. Und Gottes Wort fordert uns auf, durch unsere Gesinnung und unsere Taten uns bis zu ihm zu erheben. Bleiben wir unserer Würde eingedenk. Danken wir Gott, daß er sie uns verliehen hat, und schöpfen wir daraus neuen Ansporn, an unserer Heiligkeit zu arbeiten. Vergessen wir nicht, daß kein Beruf, so erhaben er auch sein mag, uns der Verpflichtung enthebt, durch treue Mitwirkung mit der Gnade Früchte für das ewige Leben zu bringen.

Wir werden uns bemühen, am Triumphtage unserer Mutter sie zu feiern und zu beglückwünschen und uns von ihr die Gnade einer geistigen Himmelfahrt unserer Wünsche, Bestrebungen, Absichten und Handlungen zu erwirken, durch die wir für eine glückselige Vereinigung mit ihr in der Herrlichkeit des Himmels gleichsam vorherbestimmt werden. — d —

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der dritte Missionar für Basutoland war Father Lebihan OMI. Sobald die Kapelle und ein kleines Wohnhaus in dem Tale erbaut waren, wo heute die Missionszentrale Roma steht, trat der Dritte im Bunde die Reise von Maritzburg nach Taba Bosigo an. Ein Bure hatte ihm versprochen, ihn in seinem Ochsenwagen bis an die Grenze von Basutoland zu bringen. Doch schon am ersten Tage der Fahrt entließ der Boer seinen schwarzen Ochsentreiber und nötigte — Father Lebihan zu diesem Posten! Statt nach dem Lande des Moseph fuhr der Katholikenfeind lange Zeit im Freistaate und in Transvaal umher. Erst als sie wieder in Bethlehem angekommen, deutete der Boer auf die blauen Bergmassen in weiter Ferne und sagte zu seinem unfreiwilligen Wagenlenker, Father Lebihan: Dort liegt dein Land; nun kannst du gehen!

Nach einiger Zeit folgten auch die ersten Schwestern ins Missionsland. Ihre Reise dauerte ebenfalls über 50 Tage. An den Flüssen mußten sie oft lange warten und den einen sogar in einer Kiste übersetzen, die von schwimmenden Eingeborenen über den Fluß gezogen wurde. Es waren die ersten Schwestern von der Heiligen Familie, deren Genossenschaft noch heute am Missionswerke teilnimmt.

Die Basutoapostel, Bischof Allard, Father Gerard und Father Lebihan mit Br. Bernard hatten schwere Kriegsjahre durchzumachen, denn der Streit zwischen den Buren und Basutos dauerte lange. Die Eingeborenen flohen in den Busch oder verbargen sich in Berghöhlen; viele erlagen den Härten des Krieges. Die Missionare ernährten und verpflegten so viele als ihnen möglich war. Ein Priester hatte sein Zelt im Busch errichtet. Die Burensoldaten hielten es für die Wohnung von Basutochiefs und beschossen das Zelt. Eine Kugel durchlöcherte das Brevier des Paters, eine andere tötete den treuen Hund, doch der mitten im Zelt knieende und betende Priester blieb wunderbar verschont.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Neupriester der Mariannhiller Mission geweiht am Weißen Sonntag 1938
Photo: Piusseminar Würzburg

Der junge Priester

Vom Weihetag kommst du, der dich ganz verklärte,
Der höchste Würden, Ämter dir gewährte,
Der dich dem Erdendienst für immer hat entrückt
Und heil'ges Priestermal unlöschlich eingedrückt.

Mit deinem Bischof und den Mitgeweihten
Schon standest du am Kreuz von Golgatha,
Mit Heilandsblut zu füllen deine Lebensschale,
Erlösung zu vermitteln fern und nah;
Im heiligen Opfer Menschenschuld zu sühnen,
Mit Sakramenten jeder Seel' zu dienen,
Hineinzuleiten in die sündige Glut
Des Welterlösers Heils- und Gnadenflut.

Von heiligen Bergen bist du hergekommen,
Wie Gottes Macht und Liebe sie erschuf,
Von dieser Macht und Liebe immerdar zu künden,
Ist deines Lebens Würde und Beruf.
O woll' als guter Priester stets dein Volk geleiten,
An deiner Hand laß es zur Höhe schreiten,
Bis von den ewigen Bergen uns die Heimat winkt,
Und unser Herz des Himmels Wonnen trinkt!

H. Oppmann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulukrieger, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

Die vielen Beweise der christlichen Liebe, das fortgesetzte Gebet und gute Beispiel der Patres und Missionsschwestern hatten zwar nicht die sehnlichst erwarteten baldigen Bekehrungen zur Folge. Doch die ganze Lebens- und Handlungsweise während den Kriegsjahren machte tiefen Eindruck auf die Basutos. Sie faßten Zutrauen und empfanden hohe Achtung vor diesen Europäern, die so viele Opfer für sie brachten. So wurde langsam aber beständig der Boden vorbereitet für das Werk der Glaubensverbreitung und der christlichen Zivilisation.

Bei ihrer Ankunft fanden die Oblaten in ganz Basutoland keine einzige Werkstätte. Sie mußten selbst Bauleute und Handwerker sein und die nötigsten Einrichtungen aus dem fernen Natal beziehen. Das Vikariat Bischof Allard's erstreckte sich vom Kapvikariate im Süden bis an den Limpopofluß im Norden; eine ungeheuere Fläche und fast ohne Verkehrswege! Die Eingeborenen kleideten sich in Tierfelle; statt Geld gab es nur Tauschhandel. Als mit dem Jahre 1868 friedliche Zeiten anbrachen für Basutoland, vollzog sich gutenteils mit Hilfe der Missionare eine rasche Umwandlung. Es wurden Kirchen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten gebaut, die Jugend unterrichtet, Kranke gepflegt, Sterbende getauft und den „Armen allenthalben das Evangelium gepredigt." Die Basutos bewährten sich als empfänglicher und gelehriger Volksstamm, besonders unter der klugen und milden Führung ihres patriarchalischen Königs. Nachdem Moseshi einmal von den guten Absichten der katholischen Missionare überzeugt war, tat er alles für sie, um ihre Niederlassungen im Lande zu fördern. Die Regierung sorgte auch für Straßen, Brücken und Ordnungspolizei.

Der anfangs sehr langsamen Entwicklung des Missionswerkes folgten erstaunlich rasche Fortschritte. Die Zahl der Katholiken betrug 1870 nur 800. 1896 waren es 4000. Zu Beginn des Weltkrieges 15 000. Als der erste Apostolische Vikar von Basutoland 1931 resignierte, Bischof Cenez nämlich, übergab er seinem Nachfolger 52 000 Katholiken und gegen 10 000 Kate-

chumenen. Heute, Mitte 1937, sind es genau 146 000 und 30 000 Kinder werden in katholischen Schulen unterrichtet. Bischof Bonhomme mit seinen Oblaten-Priestern aus Kanada, Maristenbrüdern und Missionsschwestern kann den Anforderungen des schnittreifen Missionsfeldes kaum genügen. Im Seminar zu Roma werden talentierte Basutos zu Priestern herangebildet, von denen bereits zwei ihres heiligen Amtes walten.

Der erste Pionier der Basutomission, Father Gerard, sah seine 52 jährige Lebensarbeit herrlich erblühen und empfing 1914 seinen Apostellohn. Als er mit seinen Begleitern das damals noch unbekehrbare Natalgebiet verließ, hofften sie am Taba Bosigo ein empfänglicheres Volk zu finden. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht und ihre apostolischen Mühen mit reicher Ernte gesegnet. Offensichtlich war besondere Hilfe der Gnadenvermittlerin und Unbefleckten Jungfrau mit der Genossenschaft ihres hl. Namens.

Wie der katholische Glaube in Rhodesien Einzug hielt

Das Land der Matabele, Maschonas und anderer Eingeborenenstämme im Gebiete des Sambesi empfing seine ersten Glaubensapostel aus der Kapkolonie — und zwar von Grahamstown. Wie schon berichtet, hatte Bischof Ricards in letzterer Stadt das erste Jesuitenkolleg Südafrikas gegründet. Bei seinem Besuche in Rom traf er bereits 1875 mit dem Jesuitengeneral P. Beck die Vereinbarung, daß sein Orden die Missionierung der ganz einsamen Gegenden nördlich vom Krokodilflusse übernehmen.

P. Heinrich Depelchine, ein belgischer Jesuit, wurde zum Superior dieser Gründungen bestimmt. Nach seiner 18 Jahre langen Missionstätigkeit in Britisch-Indien widmete sich P. Depelchine nun ganz dieser Aufgabe. Das ganze Jahr 1878 verwendete er darauf um in Belgien, Holland, England und Deutschland Rekruten zu werben und Geldmittel zu sammeln. Es war eine Führernatur, dem die Leute begeistert folgten und der es verstand, die Herzen der Zuhörer für sein Werk zu gewinnen. Obschon er viel von Missionsstrapazen sprach, meldeten sich ganze Scharen Freiwilliger. Der Führer wählte die Tüchtigsten aus zur Aufrichtung des Kreuzes und Verkündigung des Evangeliums Christi „unter den Kannibalen." Als



Heidnische Mädchen aus Bulalima
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solche scheint P. Depelchine die damaligen Bewohner des heutigen Rhodesien bezeichnet zu haben, denn beim Verlassen der Abfahrtstation Waterloo versicherte er seine tatdurstigen Begleiter: „Wir sind bereit, uns aufzehren zu lassen."

Die Missionskolonne erreichte am 10. Februar 1879 Grahamstown. Am 16. April begann sie ihren langen Zug nach dem Lande des Lobengula. Vier riesige Ochsenwägen verstauten die marschfertige Karawane. An der Spitze zog der „Claver", besetzt von P. Law und Br. Hedley, zwei Engländern. Als nächster kam der „Britte" mit drei Deutschen: PP. Fuchs und Terörde und Br. Nigg. Ihnen folgte „St. Franz Xaver" mit den Belgiern P. Croonenberghs und Br. De Sadeleer. Den Schluß machte der „St. Ignatius", welcher die Italiener PP. Blanca und Paravicini durch die Staubwolken der Vorzügler vorantrug. P. Depelchine folgte eine Woche später mit der Postkarre und war schon am 30. April in Kimberley, während die Wagenkarawane erst am 11. Mai dort eintraf.

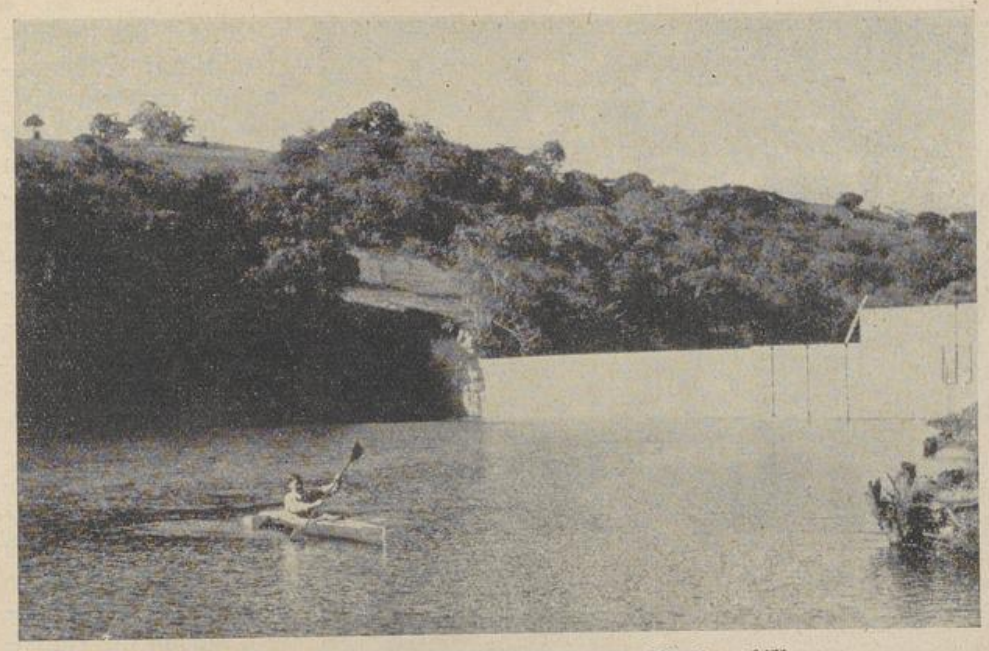
Die Missionare wurden hier von den Oblatenpatres und Katholiken der Stadt mit offenen Armen aufgenommen. Sogar viele Andersgläubige bewiesen aufrichtige Sympathie und boten verschiedenste Gebrauchsgegenstände an, die der Neugründung von Nutzen sein konnten. Zufällig befand sich auch der Gouverneur der Kapkolonie in Kimberley. Sir Bartle Frere lud P. Depelchine wiederholt zu Tafel, denn beide kannten sich von Indien aus. Die Missionare erhielten einen offiziellen Schutz- und Empfehlungsbrief für die ganze weitere Reise.

Die Diamantenstadt Kimberley, vor kurzem wie über Nacht aus dem Wüstensand hervorgezaubert, zählte schon 1879 30 000 Einwohner mit einem Jahresprofit von £ 2 000 000. Am 20. Mai sagte die Missionskarawane der Zivilisation Lebewohl und zog in die afrikanische Wildnis hinaus. An vereinzelten Burengehöften wurde Halt gemacht und manche Farmerfamilie empfing die Ankömmlinge mit großer Freundlichkeit. Es fanden sich unterwegs auch einige Katholiken, denen die Missionare religiösen Unterricht und die hl. Sakramente spendeten. Der Fahrweg mußte auf weite Strecken erst gesucht und stellenweise geebnet werden. Die Räder sanken oft tief in den Sand, bestanden aber die harte Probe auf ihre Festigkeit. An schiefen Abhängen ging es nicht selten um Zollbreite am Umsturz und Absturz vorbei.

Die vier Wagenburgen mit 58 Zugochsen konnten im allgemeinen von Glück reden. Wenn auch einige der Hörnerträger erschossen, zurückgelassen und ausgetauscht werden mußten, so ging es doch langsam und sicher voran. Von größeren Mißgeschicken blieb die Karawane verschont. Das Faß Schießpulver explodierte nicht, trotz des Grasfeuers ringsum und der zuckenden Blitze vom afrikanischen Himmel.

Am 23. Juli erreichten die Missionare Shoshong, die Hauptstadt der Bamangwates, wo sie dem Oberhäuptling Khama ihren Besuch abstatteten. P. Depelchine hatte gehofft, unter diesem Betschuanastamm eine erste Missionsstation errichten zu können. Doch die protestantische London-Mission behauptete hier bereits das Feld und Khama schlug eine Neugründung rundweg ab, obschon er in sonstiger Beziehung sehr entgegenkommend und hilfsbereit war. Übrigens versorgten die Londoner unsere Reisenden reichlich mit frischem Proviant. Seitens der Eingeborenen kam kein einziger Diebstahl vor, denn der Häuptling hatte diese ehemalige Schwäche seiner Leute durch abschreckende Strafen ausgerottet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



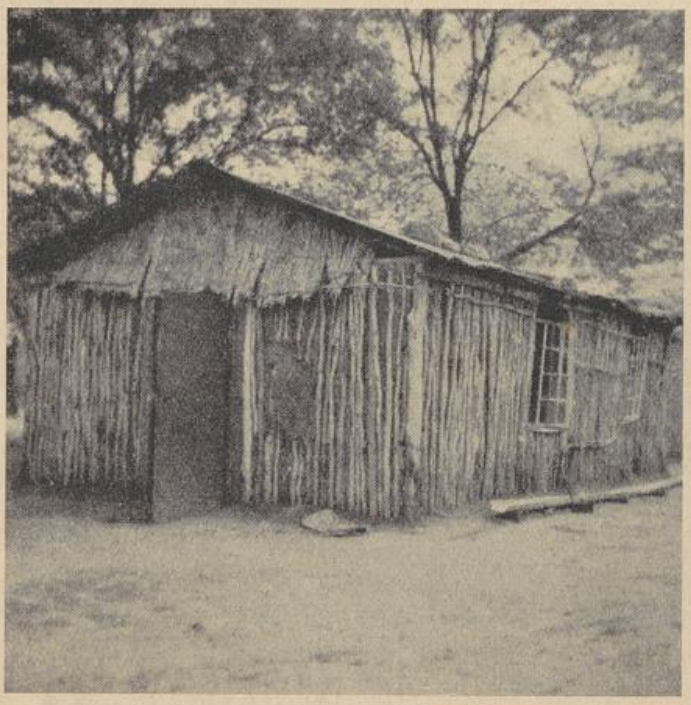
Staubecken für die Kraftanlage von Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Enttäuscht und doch wieder dankesvoll verließen die Missionare Shoshong am 28. Juli und durchzogen nun das wüstenartige, wasserarme Land zwischen den Gebieten des Lobengula und Khama. Hier litten die 11 Europäer, 9 eingeborene Fuhrleute und 58 Ochsen nicht wenig unter den Qualen des Wassermangels. Zuweilen waren sie nahe am Verschmachten, aber die Vorsehung sorgte im letzten Augenblicke für das notwendigste Quantum des unentbehrlichen Elementes.

Als die Karawane am 18. August in Tati ankam, mußte sie sich längere Ruhe gönnen. Seit drei Wochen lebten auch die Europäer nur von etwas Reis, Perridge und Kaffee. Tati beschäftigte ehedem gegen 200 weiße Goldgräber. Nun aber standen die Minen still und nur 4 Familien und einige Burenjäger wohnten daselbst, die den Reisenden jede nur mögliche Gastfreundschaft erwiesen. Als Knotenpunkt der Verkehrswege zwischen Shoshong, Sambesi und Gubuluwayo (dem heutigen Bulawayo) behielt Tati immerhin noch seine Bedeutung. Hier passierte der Post-Kurier und brachte u. a. auch die wichtige Meldung, daß die Engländer am 4. Juli (1879) den Sieg von Ulundi in Zululand erfochten hatten. Das bedeutete eine entscheidende Nachricht auch für das Unternehmen in Rhodesien.

P. Depelchine ließ nun seine Kolonne in Tati rasten und das Ende regnerischer Tage abwarten, bevor sie zum Sambesi weiterzog. Er selbst aber suchte mit P. Law, Br. De Sadeleer und einem Wagen die Residenz Lobengulas auf. Am 3. September begrüßten sie ihn in seinem königlichen Kraal. Mr. Fairbairn, ein dortiger Händler, diente als befreundeter Fürsprecher und Dolmetsch. Ein Gewehr, ein Musikinstrument und andere Geschenke wurden präsentiert, doch geschäftliche Verhandlungen mußten bis auf den dritten Tag warten. Der Monarch erklärte: „Ich habe mehr als genug Lehrer im Lande. Zwanzig Jahre haben die protestantischen unter meinem Volke gearbeitet und rein gar nichts ausgerichtet; die Kinder wollen nicht lernen und die Erwachsenen glauben genug zu wissen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Notkapelle der Station
„St. Maria Gnadenmittlerin", Südafrika
Photo: P. Willehad

Aber die Gastfreundschaft Lobengulas war trotzdem wirklich königlich und die seltenen Gäste machten außerordentlichen Eindruck auf ihn. Als er den Missionaren seinen Gegenbesuch abstattete, fanden sich genügend andere Gründe sie unter seinem Schutz im Lande zu behalten. Sie und die Gefährten in Tati konnten Wägen und Waffen instandsetzen und seine Leute eine Menge nützlicher Dinge lehren, wovon die einheimischen Zauberdoktoren nichts verstanden. Warum sollte also nicht die ganze Karawane kommen? Demnach erschienen bald, am 7. November, noch zwei Fuhrwerke mit P. Croonenberghs und den Brüdern Hedley und Nigg in Gubuluwayo. Der dritte Wagen mit Besatzung blieb noch in Tati und der vierte kehrte nach Kimberley zurück, um weitere Ladungen zu holen . . .

Die Aufzeichnungen der begeisterten Missionare aus jenen ersten Tagen zu Gubuluwayo gleichen der Ruhe vor dem Sturm. Sie erklären das Klima als das gesündeste von der Welt, das Leben unter den andersgläubigen Missionaren und Elfenbeinhändlern als freundschaftlich und das Verhalten des Königs für sehr günstig. Obwohl er persönlich wenig Hoffnung auf Annahme des Christentumes bot, ließ er doch den Missionaren volle Freiheit im Lande. Sie durften auch die Leute seiner Umgebung unterrichten, wenn sie nur nicht allzusehr „mit Gedanken über das warum und wozu des menschlichen Lebens behelligt würden!"

Inzwischen stellte Br. Hedley drei königliche Ochsenwägen prachtvoll her. P. Croonenberghs malte die feinsten Wappen darauf mit den Buchstaben L und M. (Lobengula und seines Vaters Name Mosilikatsi). Der Künstler war ein kräftiger Mann, — als aber der Riese Lobengula ihm dankend die Hand drückte, wurde er fast ohnmächtig . . .

Obschon der König seine weißen Gäste gut behandelte, verfuhr er mit den eigenen Leuten minder gnädig. Zur Thronbesteigung mußte eine ganze Reihe das Leben lassen und im April 1880 ging es sogar seiner eigenen Schwester Njina an den Kragen. Sie war eine sehr gewichtige Persönlichkeit in mehr als einer Beziehung. Nebst nahezu vier Zentnern Leibesfülle schien ihr wachsender Einfluß auf das Volk gefährlich zu werden. So ließ Lobengula sie kurzerhand aufknüpfen und verschiedene Häuptlinge still beseitigen . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mittlerweile erkrankten die im ungesunden Tati Zurückgebliebenen am Fieber. P. Fuchs starb am 28. Januar 1880 und sein Grabstein war der erste von so vielen, die mit der Zeit die Gräber einer langen Reihe von Mitbegründern der Sambesi-Mission bezeichneten . . . (Forts. folgt)

Das Bethlehem des Missionars

Mit Bildern von P. Willehad

Im heißen Rhodesia, etwa 15 km vom Städtchen Wankie mit seinem reichen Kohlenbergwerk entfernt, liegt die jüngste der Missionsstationen im Apostolischen Vikariat Bulawayo: „St. Maria Gnadenmittlerin." Früher lag die Station unmittelbar am Ufer des gewaltigen Sambesistromes. Doch vor den Krokodilen und Flußpferden, die allnächtlich Garten und Felder zerstampften und durchwühlten, flüchteten sich die Missionare weiter landeinwärts.

Der hl. Franziskus hätte sich hier wohlgefühlt, denn Frau Armut herrscht als unumschränkte Königin. Eine ärmere Kapelle sah ich nie: Ein paar Pfähle und Stangen im Boden, mit Lehm verstrichen, der überall auch schon wieder abbröckelt, zwei windschiefe Fenster, die wegen der vielen Löcher in den Wänden eigentlich überflüssig sind, ein paar Wellblechtafeln als Dach, das ist alles! Und trittst Du hinein, so findest Du den Herrn im heiligsten Sakrament in einem zwar sauberen, aber armseligen Altar. Durch alle Löcher pfeift der Wind und jagt in der trockenen Jahreszeit den Staub herein.

P. Josef Ebert der junge Missionar der mit ebensoviel Malaria wie mit Humor gesegnet ist, führt Dich dann voll Stolz in seinen „Speisesaal." Aber sitzest Du dort bei Tisch, der Dir zu Ehren sogar weiß gedeckt ist, dann hast Du nur den einen Wunsch: „Wäre ich doch erst wieder draußen!" In diesem Blechkasten ist die Hitze für einen Neuling wahrhaft unerträglich. Schließlich lässest Du Dir noch seine „Ökonomie", besser seinen Hühnerstall, zeigen. Auf dem Bilde kannst Du sehen, wie er aussieht. Fast glaube ich nun, unter



Inneres der Notkapelle

Photo: P. Willehad

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diesem Strohdach wäre es doch etwas kühler als unter dem Wellblech von „Kirche" und „Speisesaal!"

Inzwischen aber plagen sich Missionare, Brüder und Schwestern redlich, durch ihrer Hände Arbeit und mit Hilfe guter Freunde dem Herrgott und sich selber ein würdigeres und gesünderes Heim zu schaffen. Möge es ihnen recht bald gelingen! Wer hilft mit?

Welche Anschauungen haben die Heiden vom Tode und der Fortdauer der Seele?

Von P. Odo Ripp CMM.

Daß „wider den Tod kein Kraut gewachsen ist", davon sind alle Menschen überzeugt. Nicht so einig sind die Stimmen darüber, was das Los der Seele nach ihrem Hinscheiden sein wird. Gegen die Annahme ihres völligen Erlöschens sträubt sich die menschliche Natur. Dies wird bezeugt durch den Glauben aller Naturvölker, die am Fortleben der Seele in irgendeiner Form nach dem Tode festhalten. Nur vorsätzliche Blindheit und begründete Furcht vor einer abzulegenden Rechenschaft möchten es manchen Menschen einreden, daß mit dem Ableben jeder Lebensfunke erloschen sei. Doch hegen auch solche noch den eitlen Wunsch, in der Erinnerung der zukünftigen Geschlechter als ruhmwürdige Gestalten fortzuleben.



Der „Hühnerhof" der Station
„St. Maria Gnadenmittlerin", Südafrika
Photo: P. Willehad

Wie stellen sich nun die hiesigen Heiden zur Tatsache des Todes? Er ist ihnen ein furchtbarer Gedanke, der in ihrem Geiste überhaupt nie auftauchen sollte. Allein die tägliche Erfahrung belehrt sie, daß vor der Majestät des Todes jede Erdengröße sich beugen muß, daß alle seinem Szepter unterworfen sind. Diesen erdhaften Menschenkindern gilt er als ein unliebsamer Freudenstörer. „O Tod wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, der in Frieden inmitten seiner Güter lebt" (Eccl. 41). Sie müssen feststellen, daß der Tod ein unzuverlässiger Geselle ist, der sich einstellt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wann, wo und wie er will. Darum hört man landläufig die Worte: „Der Tag des Todes meldet sich niemanden an, Unglück läßt nicht auf sich warten." „Keinen Bergabhang gibt es ohne Grab." Auch scheut er sich vor keinem Alter. Jung u. Alt muß seinem Winke gewärtig sein. Das drücken sie bildlich also aus: „Der Tod verzehrt junges und abgelagertes Bier." Bei so und so „stirbt junge Saat, sowie solche, die schon in Blüte steht." Für gewöhnlich holt sich der Tod sein Opfer durch irgendwelche Krankheit. Wird diese bedenklich, so beginnt der Kranke sich allerlei

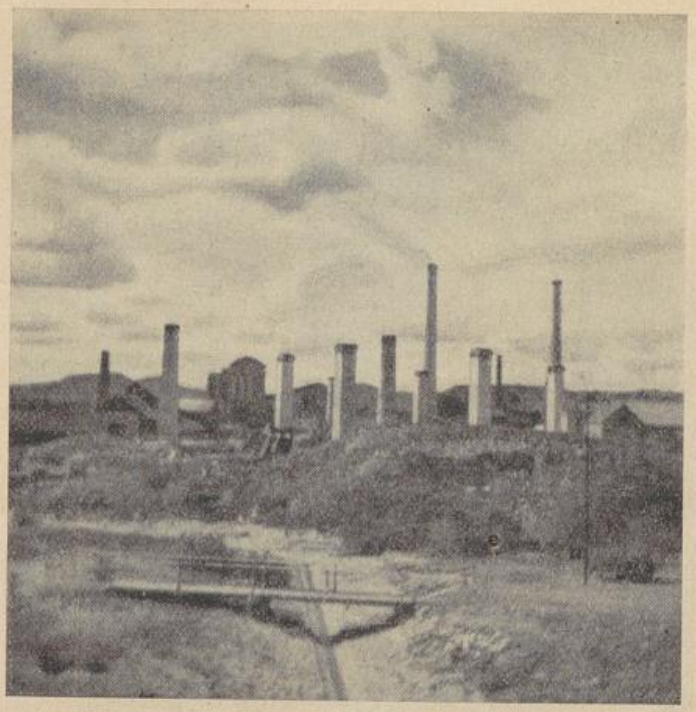


Hochw. P. Josef Ebert vor seinem „Speisesaal" auf der Station „St. Maria Gnadenmittlerin", Südafrika
Photo: P. Willehad

Gedanken zu machen. Irgend jemand muß dieses Unglück über ihn gebracht haben. Sind es die Ahnengeister? Dieses Rätsel wird den Wahrsagern zur Lösung vorgelegt. Deuten diese auf den Unwillen der Vorfahren, so wird ein Sühnopfer geschlachtet, eine Ziege oder ein Rind, mit deren Galle der Kranke besprengt wird. Bei schwerer Erkrankung will es nun die Sitte, daß alle Nachbarn und Verwandten den Leidenden besuchen, ihm ihre Teilnahme bekunden, ihm Ratschläge geben und ihm einen guten Ausgang der Krankheit wünschen. Unterließe jemand diesen Besuch, wird gleich Verdacht geschöpft, daß dieser ihm das Übel angetan haben könnte. Zur Abwendung der Krankheit werden dann alle Hebel in Bewegung gesetzt. Man sucht und gräbt nach allen Heilkräutern und Wurzeln, man ruft so manche Heilkundige, die mit ihrer Kunst Krankheit und Tod bannen sollen. Wirkliche Roßkuren werden da angewendet, die bei manchen den Tod nur beschleunigen können. Merkt dann der Patient, daß alles Bemühen fehlschlägt und er „dahin geht, woher es kein Wiederkehren mehr gibt", so befällt ihn Furcht und Angst, worüber er sich keine Rechenschaft geben kann. Denn sein Himmel, wie er ihn sich vorstellt, ist ihm gar sicher und von der Hölle weiß er nichts. Es ist eben das Aufbäumen der Natur, Leib und Seele können sich nur schmerzlich trennen. Doch recht alte Leute sind von diesen Wehen in etwa verschont, „sie gehen, wie man sagt, nach Hause" und denken wohl wie der weise Sirach: „O Tod, wie angenehm ist dein Urteilsspruch für den Armen, dessen Kräfte abnehmen" (Eccli. 41, 3).

Um den Kranken das Sterben leichter zu machen, trösten ihn die Seinigen, zählen ihm die natürlich guten Werke auf, die er unter Ausschluß von Zauberei, Ehebruch, Mord und Diebstahl verrichtet hat. Mit diesen Sünden erschöpft sich so ziemlich der heidnische Beichtspiegel. Was sonst die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kohlenmine von Wankie, Südafrika
Photo: P. Willehad

böse Natur gefehlt haben mag, sehen sie als ihr Recht an. Doch bevor sich solcher Irrtum und Selbstbetrug in ihrem Gewissen festgesetzt, bevor ihr Herz und Verstand in solch geistige Blindheit sich eingehüllt hatte, spielte sich in der Seele auch der Heiden ein Zweikampf ab zwischen dem guten und bösen Gewissen. Die jeden Menschen angeborene Scheu und Scham vor manchen Sünden legt Protest ein. Allein die Macht des Bösen und dazu die Tyrannei der öffentlichen Meinung besiegt schließlich doch jedes Bedenken, jedes Mahnen der besseren Natur. Man sagt sich: „Ich bin nicht allein, der solches tut, ich bin nicht schuld an all den Trieben, die in mir wuchern." So wird das Gewissen (unembeza) so langsam erdrosselt. Böse Laster werden zur zweiten Natur. Von dem bösen Gifte der Erbschuld, das seiner Natur innewohnt, weiß natürlich der Heide nichts. Auch im Tode machen ihm solche Sünden keine Skrupel, im Bewußtsein eines rechtschaffenen Menschen geht er in seine Ruhe ein. Bevor er den Weg alles Fleisches vollendet, gibt er den Seinigen noch den Trost, daß er mit den übrigen Vorfahren ihr Heim väterlich betreuen werde. Doch mit Schulden beladen möchte auch ein Heide nicht ins Jenseits eingehen. Sei es nun, daß er sich noch bekehrt oder in seinem alten Wahn dahinstirbt, diesen Stein will er von seinem Gewissen wegwälzen, indem er seine Hinterbliebenen gemahnt, diese Sache in Ordnung zu bringen. Stirbt jemand, der nach heidnischer Auffassung ein böser Mensch war, so hört man die Leute sagen: „Wie wird es ihm wohl nach dem Tode ergehen? Sein böser Genius wird sich sicher in seiner Familie weiter betätigen."

Bezüglich der Vorstellungen vom Jenseits sind die Begriffe recht unklar und verschwommen. Die abgeschiedene Seele, die ihre Wohnung in einer Schlange nimmt, befindet sich unwohl, oder wie die Heiden sagen „in der Kälte." Durch ein Sühnopfer wird sie nach Monaten in den Familienkreis zurückgebracht, von da ab ist sie „in der Ruhe" und waltet ihres Amtes als Schutzgeist, der unsichtbar an all den Familienereignissen teilnimmt. An ihn wendet sich der neue Hausherr, um Schutz und Gedeihen für die Familie zu erbeten oder um Abwendung jeglichen Ungemaches. Das tut er als Haupt der Familie, die übrigen Mitglieder beten nicht mit. Diesen Hausgöttern stellt man auch Essen und Trinken vor, allein sie begnügen sich bloß mit dem Duft und Aroma dieser Speisen, während sie deren Substanz den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stets hungrigen Sprößlingen neidlos überlassen. — Hier ein Beispiel von stoischer Ruhe, mit der Heiden dem Tode entgegensehen, sowie von der Hoffnung auf ein Weiterleben ihrer Seele.

Um das Jahr 1870 befand sich am Hofe des Zulukönigs Cetshwayo ein berühmter „Kriegsdoktor" Manembe. Aufgabe solcher Leute war es, den guten Ausgang eines Feldzuges zu bewerkstelligen durch ihre Kunst in Handhabung von allerlei magischer Mittel. Dieser Manembe hatte einen Sohn Ngulunggulwana, der eben als Rekrut im Heer des Königs diente. Während seiner Dienstzeit wurde er krank und starb. Als das sein Vater hörte, führte er Klage darüber und ließ sich also aus: „Was macht der Cetshwayo, daß mein Kind stirbt, ohne es mir auch nur gemeldet zu haben? Es wäre nicht gestorben, hätte er mir dessen Krankheit angezeigt." Alsdann gereute es ihn, sich um den guten Erfolg des Krieges mit seiner Magie bemüht zu haben. „Ich hätte es nicht getan, so ich gewußt hätte, daß er meinen Sohn so einfach hinsterben ließe. Schade um die Hilfe, die ich ihm geleistet, übertraf ich doch durch meine Kunst die Doktoren seines Vaters Mpande." Diese Klage wurde dem Könige hinterbracht. „Hört ihr Männer", sagte nun Cetshwayo in der Ratsversammlung, „Manembe da murrt und bedauert es den Krieg gedoktert zu haben." „Nieder mit diesem Manembe, weil er seinen Sohn beklagt", riefen die Ratsherren. Sogleich wurde eine Truppe abgesondert, die sein Gehöfte einschließen und ihn töten sollte. Durch irgend ein Zauberwerk wurde Manembe inne, daß Häscher ihm auf den Leib rücken würden. So gab er seinen Weibern und Kindern Befehl zur Flucht. Doch da sie eben am Kochen waren, weigerten sie sich. Allein das Essen wurde nicht gar. Die Maiskörner im Topfe schwollen nicht an. Auch versagte der Schöpflöffel in das schon geseihte Bier zu tauchen. Versuchte jemand das zu tun, schlug ihm der Löffel ins Gesicht. Derweil setzte sich Manembe ganz offen in die Kälberpferche und erwartete seine Henker. Als diese ihm nahten, fragte er sie: „Kommt ihr mich zu töten, weil mein Sohn Ngulungulwana gestorben ist? Nun, versetzt mir den Todesstoß, damit ich sterbe und meinem Kinde nachfolge. Euch aber wird es nicht gut gehen." Sodann durchbohrten sie ihn mit ihren Speeren. Zu wiederholten Malen sprang er noch auf und und schleuderte Verwünschungen gegen seine Mörder. „Euch wird es nicht gut gehen, weil ich sterbe." Solche Drohungen nehmen die Heiden ernst, und befürchten ihre Verwirklichung. Sagt doch auch der weise Sirach: „Die Verwünschung dessen, der dir flucht in der Bitterkeit seiner Seele wird erhört werden, der ihn nämlich erschaffen, wird ihn erhören."

Nach einigen Jahren wurde Cetshwayo von den Engländern im Zulukrieg 1879 vollständig besiegt, damit hörte nun auch das willkürliche Hinmorden von Menschenleben auf, und nach der Meinung des Volkes waren die Drohungen Manembes erfüllt.

Wann begannen die Menschen den Götzendienst zu verlassen, außer seitdem das Wort Gottes, der wahre Gott unter den Menschen erschienen ist? Und wann hat überhaupt die Weisheit der Heiden sich als Torheit erwiesen, außer als die wahre Weisheit Gottes sich auf Erden offenbarte.

Ein „Kuh"-Erlebnis in Afrika

Es war in Maria Trost, einer Missionsstation. Eines Tages kamen die Franziskanerbrüder, welche sich auf Wunsch des Mariannhiller Bischofs im Lande niedergelassen, um am Missionswerke mitzuarbeiten, und kauften einige Kühe auf der Station, bezw. die Station half ihnen mit einigen Wiederkäuern aus. Das war vor geraumer Zeit und der Stationsbetrieb ging seinen Gang.

Eines Mittags vor dem Essen besichtigte der Bruder Feldmeister sein Arbeitspersonal, lauter Schwarze, und da sagt einer, da ist gerade eine fremde Kuh den Berg herabgekommen und wir haben keine Ahnung, von wo sie kommt und wem sie gehört. Ein Arbeiter, der schon jahrelang auf der Mission beschäftigt ist, behauptete, es sei eine Kuh von Maria Trost, ein anderer, der noch nicht lange hier weilt, verneinte es. Der Bruder erkundigte sich, wo denn das Tier augenblicklich wäre. Im Stall, sagten beide. Als der Bruder die Kuh erblickte, sagte er, das ist selbstverständlich eine von hier. Das Tier stand ruhig und zufrieden im Stall und ihre treuen Augen schienen zu sagen, ihr lieben Leute, jetzt bin ich wieder zu Hause. Es war in der Tat eine von den Tieren, welche ein Jahr zuvor den Franziskanern auf ihre Farm Lookout abgegeben worden waren nach der Maisernte im Winter. Die Wintermonate sind dortzulande der Juni, Juli und August. Die Farm Lookout (Aussicht) liegt etwa 15 Stunden von Maria Trost entfernt. Der Fahrweg durch den Ixopo-Distrikt ist bedeutend näher, aber der durfte wegen der gerade herrschenden Viehseuche nicht benutzt werden. Maria Trost gehört zum Ixopo-Distrikt, grenzt aber an den Port Shepstone-Distrikt. Damals mußte der Viehtransport durch den Port Shepstone-Distrikt und im großen Bogen um den Ixopo-Distrikt, wobei zweimal der große Fluß Umsumbi durchquert werden mußte. Dabei kam man auch ganz nahe an der Missionsstation Otting vorbei. Der Distrikts-Tierarzt ließ den Transport nicht durch das Ixopo-Gebiet. Der Bruder Feldmeister oder Schaffner von Maria Trost führte persönlich den Transport. Er war zu Pferde und machte kaum eine halbstündige Rast, kehrte auch auf dem Marsch bei mehreren Farmern ein, um den Durchgang durch die abgesperrten Felder und Farmen zu erbitten. Da, wie gesagt, das sog. Ostküstenfieber im Ixopo-Distrikt herrschte, mußte das Vieh auf schlechtem Weg längs der Distriktsgrenze getrieben werden, das ein Umweg von zwei Tagen bedeutete. Da aber laut amtlicher Vorschrift der Weg in einem Tage gemacht werden mußte, beschloß der Transportführer, einen Nachtmarsch zu machen. Nun ging dieser Weg durch eine ganze Anzahl abgegrenzter Farmen, bei denen die Durchzugsbescheinigung vom Besitzer schriftlich zu geben war, nur bei den Besitzern, welche Schwarze waren, war es nicht erforderlich, zu fragen. Und die schriftliche Erlaubnis hatte auch noch durch die Post besorgt werden müssen. Es war eine umständliche Geschichte. Schließlich aber kamen die Tiere doch an ihren Bestimmungsort an.

Genau nach einem Jahre nun traf eine Kuh dieses Transportes wieder in ihrem Heimatstall ein, ohne sich um Erlaubnisscheine, Distriktsgrenzen und Tierarzt gekümmert zu haben. Der Bruder Schaffner verwunderte sich sehr, aber auch alle Kenner des Landes. Der Hinweg war zum Teil bei Nacht zurückgelegt worden, zweimaliger Flußübergang bezw. Durchgang, Urwald, Schluchten und steile Abhänge mußten passiert werden bei einem fast 15 stündigen Weg. Nicht einmal ein Weißer würde nach einmaligem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hinmarsch den Rückweg wiederfinden nach einem Jahre. Denn von einem Wege im gewöhnlichen europäischen Sinne kann nicht geredet werden, da es meist Fußpfade sind und in solch verwirrender Menge, kreuz und quer von Kraal zu Kraal, daß man eines Führers bedarf. Kommen dazu noch die Umzäunungen der Farmen und die meist geschlossenen Gatter für die Passagen, die streifenden Schwarzen, so muß man sich bloß verwundern, wie die Kuh den Heimweg gefunden. Und könnte sie reden, so hätte sie wirklich von einer abenteuerlichen Fahrt zu berichten gewußt. Nun soll noch jemand von einer „dummen Kuh" reden.

(Nach einem Bericht des Br. Theodat an das „Vergißmeinnicht")

Erste Schritte in der Mission

Von P. Bertram Sirch CMM.

Bei Nacht und Nebel war ich hier auf der Convent-Farm gelandet. Ich glaubte, erwartete, daß ich eben von East London kommend, in irgendeiner Kaffernhütte abgeladen würde. Mein Rektor bog nach 8stündiger Autofahrt von der Hauptstraße ab. Ich stellte das fest, weil ich immer wieder aus dem Auto aussteigen mußte, um die Gatter zu öffnen. Die Farmen sind ja alle durch Stacheldrahtzäune voneinander abgegrenzt. Wie staunte ich, als wir gar bald eine Zedern-Allee durchfuhren. Durch das Scheinwerferlicht unseres Autos erhellt, lag eine herrliche Missionsstation vor mir. Convent-Farm! „Wir sind da", sagte mir mein Rektor. Ich habe mich hier auch recht bald heimisch gefühlt. Wir haben hier eine Schule für etwa 180 farbige Kinder, somit herrscht immer reges Leben. Etwa 14 Tage nach meiner Ankunft hatte ich in Landsend Aushilfe zu leisten. Auf der Fahrt nach dort habe ich mein erstes Abenteuer erlebt.



Heidnische Zulumütter
Photo: Mariannhiller Mission

Früh am Morgen setzte ich mich auf mein Fahrrad, um bis zur Dämmerung in Landsend anzukommen. Gemächlich fuhr ich auf der teilweise schlechten Straße

dahin und überlegte mir, was einem wohl alles so passieren könnte in Afrika, als ich plötzlich seitlich im Busch ein Brummen vernahm. Ich hörte dieses Brummen nocheinmal und deutlicher als zuvor. Mir lief es kalt über den Rücken und ich sprang vom Rad. Ich dachte, entweder ein Löwe oder ein Leopart. (Daß man hier in einen zoologischen Garten gehen muß, um derlei Tiere zu sehen, daran dachte ich in diesem Augenblick nicht). Ich sagte mir, rückwärts zu gehen ist nicht weniger gefährlich als vorwärts, und stehen bleiben, nein, das hätte ich denn doch nicht ausgehalten. Ich muß das Ganze riskieren, entschloß ich mich, also werde ich angreifen, um vielleicht den Gegner in die Flucht zu jagen. Ich machte mich auf das Schlimmste gefaßt, hielt das Fahrrad quer vor mich hin, es gleichsam als Schild benützend, und näherte mich so dem Busch, aus dem ich das Brummen vernommen hatte. Als ich mich etwa auf 4 m der Stelle genähert und der Angriff zu erfolgen hatte, sprang ein junges Kälbchen auf und davon. Ich stand da gleich einem Kind, dem die Hühner das Brot genommen. Innerlich erleichtert, setzte ich meine Fahrt fort. Schließlich dachte ich mir, bist halt auch ein Schwab, anscheinend von den Sieben der achte!

In Landsend hat es mir gefallen, auf einer Farm fühle ich mich schon wohl, denn das alles riecht sehr nach zu Hause und ein richtiger Bauernbub wird immer wieder glücklich sein, wenn er mit Pferden, Ochsen und Kühen wieder umgehen darf. Landsend ist umsäumt von Hügeln, die alle übersät sind mit heidnischen Kraalen. Eines Tages zeigte mir der Bruder Schaffner auf der Spitze eines nahen Berges eine Hütte und sagte mir, das wäre eine unserer Außenschulen. Hm, dachte ich, das muß ich mal von der Nähe anschauen, ließ mir ein Pferd satteln und nach einer Stunde stand ich auch vor der vermutlichen Außenschule, band mein Pferd fest und trat sehr selbstbewußt in die Hütte ein. Es befand sich niemand in der Hütte. Über die Einrichtung dieser Schule war ich recht erstaunt. Die ganze Hütte war mit Zeitungen austapeziert, im Hintergrund stand ein Bett, an der Wand sah ich auch ein schönes Muttergottesbild neben heidnischen Schmuckgegenständen. Von letzteren glaubte ich, daß diese von den Kindern wohl dem P. Missionar abgegeben worden seien. Wie ich die Gegenstände betrachtete kamen plötzlich einige Männer in ganz heidnischem Aufzug in die Hütte. Was sie hier wollten, fragte ich diese auf Englisch. Diese aber sprachen nur Xosa und davon verstand ich noch nicht genug. Ob das unsere Schule sei, fragte ich. Ja, war die Antwort. Ich bedeutete ihnen, sie sollten doch die heidnischen Sachen da hinauswerfen, denn solcherlei Dinge paßten nicht da herein. Ein Kopfschütteln war die Antwort. Auf alle weitere Fragen antworteten sie mit einem deutschen ja! Ehe ich es bemerkte, war die Hütte voll von heidnischen Männern und Frauen und Kindern. Man bot mir nun einen Stuhl an. Ich setzte mich und als Zeichen, daß ich mich meiner Sache absolut sicher fühlte, zündete ich meine Pfeife an, die mir aber nicht recht schmecken wollte. Ich betrachtete die Männer im Kreise und da sah ich, daß jeder einen Stecken bei sich hatte. Zu was sie diese Stecken hätten, fragte ich. Auf diese Antwort lachten sie. Ich zählte deren über zehn. Das waren im Ernstfall um etliche zuviel, stellte ich fest, stand auf, versicherte, daß ich hier alles in bester Ordnung gefunden habe und suchte das Weite. Zu Hause angekommen, sprach ich zum Bruder Schaffner über mein Erlebnis in dieser Schule. Der konnte das alles nicht fassen und ich zeigte ihm nochmal die Hütte, in der ich gewesen. Da lachte er hell auf und sagte, ja da sind sie an unserer Schule vorbeigeritten und haben beim heidnischen Witchdoktor (Zauberer) einen Besuch abgestattet. Etwas beklommen machte ich mich da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von, suchte mein Zimmer auf und setzte mich wieder hinter meine Xosa-Grammatik. Eine Hauptbedingung zur Bekehrung der Heiden, neben der Gnade Gottes ist doch die genaue Kenntnis der Eingeborenensprache.

Schlangen

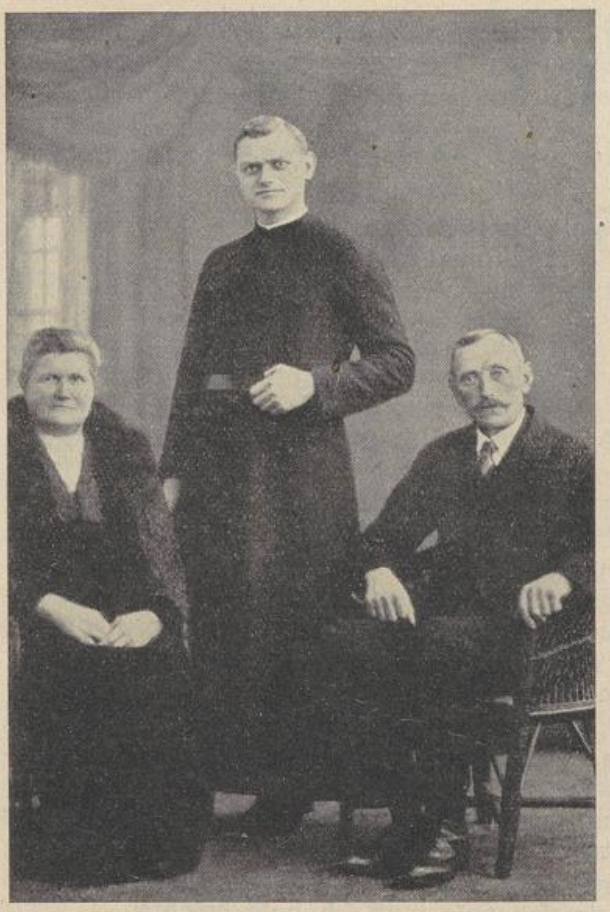
Von P. Fridolin Sudy CMM.

Die Schlangen sind hier leider noch nicht ausgestorben. Angefangen von der Natal-Riesenschlange, die zwar nicht giftig ist, aber einem Menschen mit Leichtigkeit die Rippen eindrückt, bis zur kleinen, aber umso giftigeren Mamba gibt es eine Unmenge meistens sehr giftiger Schlangen von verschiedener Größe und Farbe. Eine in ihrer Art wohl einzig dastehende Sammlung von 500 lebenden Schlangen sah ich im berühmten Schlangenpark von Port-Elisabeth an der Südküste von Afrika. In einem mit einer glatten Mauer umgebenen Bassin mit einer Insel, schwimmen und kriechen diese eckelhaften Würmer herum oder liegen träge in der Sonne, während die Riesenschlangen in einem großen Käfig hausen. Der Wärter, ein schwarzer, unheimlicher Geselle, spaziert seelenruhig unter ihnen herum, faßt sie hinter dem Kopf und legt sie wie Selbstbinder um seinen Hals, während er andere, die sich aufrichten und zischend und pfauchend nach ihm schlagen, sachte mit seinem Stock abwehrt. Trotzdem wurde er schon oft von ihnen gebissen, was ihm aber wenig tut, da er gegen Schlangenbisse angeblich immun ist. Mit etwas gemischten Gefühlen ging ich von dannen und wünschte, daß alle Schlangen Afrikas und meinetwegen der ganzen Welt in solchen Schlangenparks wären. Daß dem aber nicht so ist, sollte auch ich bald erfahren.

Ich war erst ein paar Tage in der schönen Missionsstation Lourdes im Ost-Griqualand, um dort fern der schnöden Welt, in die Geheimnisse der Zulusprache einzudringen, da schlummerte ich nach dem Mittagessen ein wenig auf dem Liegestuhl. Kein Wunder, mein Thermometer im Zimmer zeigte 35 Grad Celsius. Plötzlich wurde ich durch den Schrei: „Schlangen", aufgeschreckt. Ich faßte meinen Stock, einen solchen wie die Viehhändler in meiner Heimat tragen, und eilte auf die Veranda, wo ich den P. Rektor ganz aufgeregt antraf. Während er ruhig auf der Bank sitzend sein Brevier gebetet hatte, war eine sogenannte Spuckschlange, welche dem Angreifer ihr Gift in das Gesicht spuckt, wovon man erblindet, in die Veranda gekrochen. Der Pater erwischte einen Stock und schlug nach ihr, traf sie aber schlecht, sprang auf die Bank und schrie. Als ich ein paar Sekunden später erschien, war die Schlange verschwunden und nirgends zu finden. Da die Haustüre offen stand, vermuteten wir, sie sei ins Haus geflüchtet und so durchsuchten wir dasselbe sorgfältig, jedoch vergebens. Wir lebten in Aufregung bis endlich nach einigen Tagen die Schulbuben dieselbe Schlange auf dem Wege vor dem Pfarrhofe antrafen und erschlugen.

Auf einem meiner ersten Missionsritte wurde ich auf einem hohen Berge von einem Sandsturm überrascht und floh vor demselben hinter einen Felsen. Zu meinem nicht geringen Schrecken stieß ich dortselbst beinahe auf eine fast schwarze Schlange von der Größe einer Kreuzotter. Da sie sich nicht vom Fleck rührte, nahm ich ein paar Steine und warf nach ihr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Br. Jordan Hemmelmann CMM.
aus Himmelstadt, Ufr.
Photo: Sauerland, Riedegg

Zum Glück traf ich sie sofort und zerquetschte ihren Leib. Sie richtete sich trotzdem auf, blähte den Hals und züngelte springgiftig nach mir. Da sprang ein schwarzer Hirtenbub, der mich beobachtet hatte, herbei und zertrümmerte ihr mit einem wohlgezielten Schlag seines Knotenstockes den Kopf. Er sagte mir auch, daß der Biß dieser Schlange binnen 10 Minuten den Tod herbeiführe.

Ein andermal brachten unsere Hirten eine Bululu, d. h. eine afrikanische Puffotter, die sie auf der Weide erschlagen hatten. Sie war armdick und ungefähr einen Meter lang mit einem ganz kurzen Schwanz. Der Kopf glich dem eines Frosches und der Rachen war mit zwei langen Giftzähnen ausgerüstet. Wir zogen der Schlange die Haut ab, um sie für unsere Schule auszustopfen und öffneten ihr auch den dicken Leib, in welchem wir ein Dutzend Eier fanden, die ich einer schwarzen Arbeiterin anbot, die aber schreiend davonlief. Den Schlangenleib begruben wir im Garten. Am selben Abend bekamen wir einen gebratenen Aal auf den Tisch, der genau so aussah wie die Bululu und den niemand essen wollte. Ich opferte mich und aß ein Stück, welches ganz ausgezeichnet schmeckte, aber während des Abendgebetes wieder zurück und herauf wollte. Nachher grub ich in aller Stille im Garten nach und als ich den Schlangenleib noch an Ort und Stelle vorfand, beruhigten sich auch meine Magennerven wieder. Als nun der Aal am nächsten Tag wieder auf den Tisch kam, schob man die Schüssel von Einem zum Andern, ohne zuzugreifen. Mir aber mundete er ganz vorzüglich, dieser Schlangenfraß!

Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle anderen Berufe in sich.

P. J. Hättenschwiler SJ.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Regenmacher

Ein alter Missionar erzählt: Es war gegen Ende November. Das Gras war versengt und da man weder pflügen noch säen konnte, war keine Ernte zu erwarten. Die Eingeborenen waren der Verzweiflung nahe. — Ich saß nahe dem Eingang meiner Hütte, dem kühlsten Plätzchen, das ich finden konnte, als ich jäh aus meiner Beschauung gerissen wurde durch den Hufschlag herannahender Pferde. Ich schaute auf und sah die Reiter — zwei reinrassige Buschmänner.

Der erste war außergewöhnlich klein, mit feurig-funkelnden Augen, vorstehenden Backenknochen und Zähnen, während der andere körperlich sehr mißgestaltet war. Große schwarze Ziegenfelle bedeckten den Hals und hingen über Schulter und Brust. Den Kopfschmuck bildete eine große Straußenfeder, die im Haar befestigt aufrecht stand. Sie ritten die Pferde ohne Sattel und Zügel und meisterten dieselben mittels eines Gürtels, der um den Hals gebunden durch das Maul ging.

Nach längerer Beobachtung brachen die Männer in lautes Lachen aus, wahrscheinlich wegen meiner europäischen Kleidung, die ihnen unbekannt war. Ich redete mit ihnen, und im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß sie den sonderbaren Titel „Regenmacher" beanspruchten, und ihr Heim der Hauptkraal auf dem großen Platze war.

„Regenmacher", dieser sonderbare Titel erregte meine Neugierde, und ich lud sie freundlich ein, mit mir zu gehen. Meine Wohnung hatte keine Fenster, und wenn die Tür geschlossen war, herrschte Dunkelheit in dem Raum. Nach einer Weile nahm der Wortführer aus einem zusammengebundenen Tuch einen Kieselstein, der auf einer Seite leuchtend weiß war. Ich griff darnach, doch er entzog ihn mir mit der Bemerkung: „Du wirst ihn beschädigen und ihm die Leuchtkraft nehmen. Ich bekam ihn von meinem Vater unter dem Versprechen, ihn nie aus der Hand zu geben.

Ein Lichtstrahl fiel durch die Türspalte, und der Buschmann hielt den Stein so, daß er denselben zurückwarf. Nach einigen Bewegungen traf der Strahl mein Auge, da war ich für kurze Zeit ganz geblendet. Das erfreute das Männchen riesig. „Jetzt siehst du, daß dieser Stein auch Licht machen kann. Er weiß, daß du nicht glaubst, daß er Regen erzeugen kann. Und jetzt schaut er dich an, dich zu beschämen."

„Aber wo bleibt der Regen, den dein Stein uns geben kann?" fragte ich. Doch schnell verteidigte er sich: „Dieser Stein hier ist zu klein, um mit einem großen Sturm fechten zu können; aber ich bin im Besitze eines größeren und machtvolleren Steines, der wird Sturm und Trockenheit besiegen und Regen in Fülle bringen. Dieser mächtige Stein wird die Sonne anschauen, und beim Anblick des Steines wird sich die Sonne ihrer selbst schämen und in großer Furcht sich hinter den Wolken verbergen. Mein Stein wird jedoch den Blick nicht von ihr abwenden, so daß die Sonne sich nach dunklen schwarzen Wolken umsieht, um sich hinter ihnen zu verbergen. Es wird dann regnen und immer wieder regnen, und ich darf mich als Erzeuger dieser Regenflut vorstellen."

Ich war sehr interessiert und fragte den kleinen Kerl, wann er zurückkehren würde. Er sagte, am Morgen des vierten Tages und gleichzeitig wolle er den genannten Stein mitbringen, um mich von seiner Kraft zu überzeugen.

Ich gab ihnen ein kleines Geschenk, und die Pferde besteigend ritten beide im raschen Tempo davon.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vier Tage waren vergangen. Es war Sonntag, und ich befand mich gerade auf dem Kirchweg, als die beiden Reiter den nahen Hügel herabkamen. Meine beiden Buschmänner! Ich ließ ihnen Brot und Kaffee bringen und bei meiner Rückkehr lagen beide im Gras und badeten sich in der Sonne.

Sie erzählten mir nun, daß sie den Stein bei sich trügen, und so gingen wir drei in die Hütte, um die Kraft des Steines auszuforschen. Arnotes, so wurde der älteste der beiden Buschmänner genannt, entnahm nun seinem Sack einen Kieselstein, so dick wie eine Walnuß. Er war von schöner Form, achteckig und gab ein grünliches Licht von sich. Wieder bewegte Arnotes den Stein so, daß die Lichtstrahlen ihn trafen, und eine Fülle von Licht ging von ihm aus.

„Kann euer Gott solches Licht erschaffen?" schrie er. Dann erzählte er von den großen Mächten, die in seiner Zauberei verborgen sind.

Während er so sprach, schaute ich zu meinem Fernrohr, welches an der Wand hing. Mir kam ein glücklicher Gedanke. Ich nahm das Fernglas und schraubte leise das große Glas ab. „Nun", sagte ich zu dem Buschmann, „ich habe hier einen Stein, größer und mächtiger als der deine, und mit ihm kann ich auch Feuer machen.

Der Buschmann schaute beunruhigt drein und fühlte in seinen Beutel, ob er noch seinen Zauberstein habe. Dann drehte er sich zu mir, streckte seine Hand aus und sagte: „Zeig her!"

Ich legte das Fernglas in seine Hand. „Du wolltest nicht, daß ich deinen Stein berührte", sagte ich, „aber ich will meinen in deine Hand legen. Er schaute das Glas gespannt an, indem er es immer wieder umdrehte. „Aber er kann kein Feuer machen", sagte er. „Das kann er doch", antwortete ich.

Ich nahm seine rechte Hand in meine, hielt sie gegen die Oberschwelle des Türpfostens, und nach der Einstellung des Verfahrens waren die Sonnenstrahlen auf der Hand zu sehen. Er starrte noch auf das Glas; doch nach einer Weile fühlte ich, wie er versuchte, seine Hand aus der meinen zu befreien. Ich hielt sie fester, und er ertrug noch einige Minuten die Schmerzen. Dann, mit einem Geheul, riß er seine Hand aus der meinen und kreischte: „Ich brenne, ich brenne!" Sicherlich verspürte er ein ungemütliches Brennen, und er schaute mich einige Zeit durchbohrend an. Dann sagte ich zu ihm: „Du dachtest, mein Stein könne kein Feuer machen, aber was sagst du jetzt?" Er gab mir keine Antwort aber warf mir einen Blick zu, in dem deutlich Mord geschrieben war. Dann schlich er sich langsam aus der Hütte.

Der andere Buschmann brachte schnell die Pferde. Die zwei bestiegen sie und ritten davon. Ich rief ihnen noch „Gute Reise" nach, aber sie schauten sich nicht um. Es war augenscheinlich, daß beide böse und furchtsam waren ob des Vorfalles.

Es wurde immer heißer und heißer. Keine Wolke zeigte sich am Himmel und die Wasserquellen waren trocken. Die ganze Natur schien ausgedörrt. Ich wunderte mich und dachte, was wohl die Buschmänner tun würden.

Am Sonntag, als wir gerade bereit waren in die Kirche zu gehen, kam unser Diener gelaufen und erzählte uns, daß der Häuptling mit seinem Gefolge den Berg hinunterkommen würde. Ich ging hinaus und traf den Häuptling Umditschwa und mit ihm dreihundert Mann. Nach der Begrüßung erzählte er mir, daß die Buschmänner nicht fähig seien, Regen zu schaffen, daß aber er und sein Gefolge in einer schrecklichen Bedrängnis seien, und sie so zu den weißen Missionaren kämen um Hilfe zu erflehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gut", sagte ich, „wir können nichts tun als daß wir zu dem allmächtigen Gott beten, daß er uns Hilfe schickt in dieser großen Not. Wir sind gerade auf dem Wege zur Kirche und es wäre gut, wenn ihr mitkommen würdet." So gingen wir alle zur Kirche. Über hundert Menschen zwängten sich hinein und mehrere Hundert waren außerhalb des Gebäudes, wo sie sich doch recht ehrwürdig betrugen. Wir beteten um Regen, ich predigte den Versammelten und nachdem wir ein Lied gesungen hatten, beschlossen wir den Gottesdienst.

Die Sonne schien vom blauen, klaren, wolkenlosen Himmel auf uns nieder, als wir zur Hütte zurückkehrten. Der Kaffee war schon gerichtet für den Häuptling und seine auserwählten Ratsherren. Sie blieben einige Zeit bei uns und erzählten dieses und jenes. Plötzlich steckte einer den Kopf durch die Türe und rief mit erregter Stimme: „Häuptling, müssen wir nicht aufbrechen? Es fängt an zu regnen." Wir sprangen auf, liefen aus der Hütte und schauten nach dem Himmel. Zu unser aller Erstaunen war es im Westen recht schwarz und die Wolken kamen immer näher zu uns. Die Sonne war verschwunden und ein kalter Wind blies uns in das Gesicht, ein sicheres Zeichen des herannahenden Sturmes. Wir versuchten, den Häuptling zu überreden, daß er bleiben solle, aber er verweigerte es. „Euer Gott hat euren Gebeten geantwortet, indem er uns Regen schickt", sagte er, „und so müssen wir unseres Weg nach Hause nehmen, denn es ist keine Zeit zu verlieren.

Schnell machten sie sich bereit und gingen heimwärts, zehn Meilen weit. Doch es dauerte nicht lange, da kam der Regen schon in Strömen. Es war einfach unglaublich. Ein Ratsherr des Häuptlings, ein alter Mann, Gibema mit Namen, blieb zurück, da er nicht reiten konnte. Er erzählte mir, wie froh er sei, daß es regnen würde, denn die Buschmänner hatten zu den Eingeborenen gesagt, daß kein Regen fallen würde, solange die Missionare im Lande seien. „Aber", fügte er eindringlich hinzu, „sie haben gelogen und sind dem Schicksal begegnet, das sie verdienen." „Erzähle mir, was den Buschmännern zugestoßen ist", sagte ich; und so erzählte mir der alte Eingeborene diese Geschichte.

Nachdem die Buschmänner mich verlassen hatten, schlugen sie den Weg zur Hütte des Häuptlings ein. Letzterem versprachen sie, Regen zu schaffen, wenn er ihnen ein wertvolles Geschenk machen würde; aber der Regen würde erst am fünften Tag nach der Erhaltung des Geschenkes kommen. Der Häuptling gab ihnen einen großen Ochsen, welchen sie jedoch verweigerten und statt dessen des Häuptlings schwarzes Lieblingspferd verlangten. Erst wollte er ihr Gesuch zurückweisen, doch seine Ratsherren drängten ihn, es zu geben, da die Leute schon am Sterben seien. Zögernd gab der Häuptling das Pferd den Buschmännern, welche es töteten und aßen, aber es fiel kein Regen am fünften Tag. Da wurden die Eingeborenen zornig und nannten die Buschmänner Betrüger. Diese aber schoben die Schuld von sich ab, indem sie sagten, es würde kein Regen fallen, solange weiße Menschen im Lande seien.

Da hatten die Leute kein Vertrauen mehr zu den Regenmachern, obschon sie versuchten, die Geschichte glauben zu machen und sagten, sie würden die Missionare vertreiben. Man gab ihnen aber so viel Fleisch zu essen und Bier zu trinken, so daß die Buschmänner alsbald in einem tiefen Schlaf lagen. Dann verriegelten die Leute die Tür der Hütte, brachten Dachstroh herbei und zündeten es an. Es war den Regenmachern unmöglich, hinauszukommen, und so mußten sie elend zugrunde gehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lange dachte ich über diese Geschichte nach, die mir der alte Gibema erzählt hatte, und als ich abends in der Kapelle die Worte betete: „Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, o Herr", hatten sie eine tiefere Bedeutung für mich als sonst.

In bezug auf die Kieselsteine, welche mir die Buschmänner zeigten, bin ich fest überzeugt, daß es Diamanten in ihrer einfachen Art waren. Arnotes erzählte mir, sein Vater habe sie aus dem Lande Adam Koks. Doch soweit ich urteilen kann, waren sie aus der Gegend, wo jetzt die Stadt Kimberley steht.

Mota Saheb

Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Das Treiben der braunen Flieger wurde schließlich doch zu bunt. Es mußte etwas geschehen, um sie los zu werden. Man riet mir, Leute aus der Dschungel kommen zu lassen, die sich auf das Abnehmen von Bienennestern von den Bäumen verstehen. Das tat ich denn auch.

Es kamen also am Abend um acht Uhr, wo es schon finster war, vier Dschungelmänner. Ich versprach ihnen alles Wachs der Waben und noch einen guten Backschisch dazu. Sogleich wurde eine starke Leiter an den Baum angelegt, und einer der Männer, der sich Haupt und Hände gut verbunden hatte, stieg nun hinauf. Am ersten dicken Aste angelangt, kroch er denselben entlang bis dahin, wo er die unterste Wabe, die an einem Aste darüber hing, erreichen konnte. Wegen der Dunkelheit konnte ich ihn von meiner Terrasse aus kaum sehen. Er hatte seine Taschen voll Werg. Er nahm eine Handvoll heraus, zündete das Werg mit einem Streichholz an und hielt die allerdings schwache Flamme unter die Wabe. Aber nur zu bald erlosch die kleine Flamme. Dem Hornissenjäger aber war die Lust vergangen, die Wabe noch mehr zu sengen. Er fing an, mächtig zu stöhnen und zu wimmern, und kam rutschend den Ast herunter. Die Hornisse hatten ihn gehörig zerstochen, und er war in Gefahr, herunterzufallen. Einer seiner Begleiter stieg die Leiter hinauf, nahm den Unglücklichen oben in seine Arme und brachte ihn behutsam hinunter. Dieser aber ließ sich unten auf den Boden fallen und jammerte und stöhnte. Die drei Männer sagten entschlossen: „Saheb, diese Bienen sind uns zu gefährlich, — gegen die können wir nichts machen. Behalte alles Wachs und den Backschisch und laß uns gehen!" Damit hoben sie ihren Gefährten auf und trugen ihn heim. Hoffentlich ist er nicht infolge der Stiche gestorben!

Es war nun klar, daß mit dieser Methode zur Nachtzeit den Hornissen nicht beizukommen war. Hätte es in der Station eine Wasserleitung mit gutem Druck gegeben, dann wäre es mit Hilfe eines Feuerwehrschlauches ein leichtes gewesen, den Hornissen mit kräftigen Wasserstrahlen schnell den Garaus zu machen. Allein an diesem Hilfsmittel fehlte es ja gerade. Und bis zur Regenzeit durfte ich nicht warten. Die gefährlichen Stacheltiere mußten aber verschwinden um jeden Preis. Es war höchste Zeit. Da blieb nur das eine Radikalmittel übrig: den Baum umhauen! Dazu war die Zeit ja auch sehr günstig, denn die Maiferien hatten schon begonnen, und die Schule war geschlossen.

Drei Männer machten sich flott an die Arbeit. An einem Tage wurde ein breites, tiefes Loch um den Baum gegraben und die dicken Wurzeln durchgehauen. Am folgenden Tage wurde dem mächtigen Stamm mit schweren Äxten zu Leibe gerückt, so daß am Abend nur noch ein kleiner Teil des Innenholzes übrig war. Aber der Baum wankte noch nicht. Während der folgenden Nacht wurde ich auf einmal durch ein lautes Krachen und einen dröhnenden Fall aufgeweckt. Schnell sprang ich auf, und siehe da, — der herrliche Baum stand nicht mehr. Ziemlich diagonal war er in den geräumigen Hof gefallen und mit dem oberen Teil der Krone dicht neben die Zisternenmauer. Günstiger hätte er gar nicht fallen können. Bei genauer Besichtigung am Morgen zeigte es sich, daß die meisten Nester durch den Fall zerdrückt und alle Hornisse verschwunden waren. Sie haben sich auch nie mehr sehen lassen. Es tat mir zwar leid um den schönen Baum, aber er mußte unbedingt geopfert werden, um endgültig von der Plage der lästigen stechlustigen Sommergäste befreit zu werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Trommlerkorps unseres Missionsseminars Altdorf, Schweiz
Photo: P. Meinrad, Altdorf

17. Ein unerwartetes Krokodilerlebnis

Ungefähr eine Stunde Weges nördlich von meiner Station fließt der kleine Regenfluß Tapti vorbei. Während der Regenzeit ist er ein reißender Strom und an dieser Stelle breiter als der Rhein bei Köln. An sich ist er ein unbedeutender Fluß, der bei Betul in den Bergen von Behar entspringt und bei Surat an der Westküste in den Indischen Ozean mündet.

Solange er vom Regenwasser hochgeschwollen dahinrauscht, tummeln sich in seinen Wogen viele Krokodile. Da ist es nicht geraten, zu nahe an sein Ufer heranzukommen, weil man leicht von einem dieser Ungeheuer weggeschnappt werden kann. Ein Freund von mir, ein englischer Ingenieur, hatte einen großen Neufundländerhund, der ihn auf seinen Abendspaziergängen zu begleiten pflegte. An einem Abend während des Monsuns, wo es gerade nicht regnete, begegnete ich ihm und war erstaunt, ihn ohne seinen Hund zu sehen.

„Wo ist denn ihr Hund?" fragte ich ihn, „ist er krank?"

„Ach nein", erwiderte er mit bewegter Stimme, „den habe ich gestern abend verloren. Als ich drüben am Tapti mit ihm spazierenging und er bald vor mir, bald hinter mir herumsprang, hörte ich auf einmal hinter mir einen jähen Schrei. Schnell drehte ich mich um und sah gerade noch, wie ein Krokodil mit ihm im Wasser verschwand."

Sind einmal die gewaltigen Wassermassen der Regenzeit verronnen, so sieht man vom Tapti nur noch sein von Ufer zu Ufer weit ausgedehntes felsiges Flußbett und ihn selbst in der mittleren Vertiefung als kleines Flüßchen mit spärlichem Wasser zwischen den Felsen sich hinschlängeln.

In der Mitte des Flußbettes gewahrt man bald rechts bald links Ausbuchtungen, die wie kleine Teiche aussehen und vom Flüßchen gespeist werden. Das sind tiefe Tümpel, in denen sich die Krokodile während der trockenen Jahreszeit aufhalten. Über Tag kommen sie oft heraus, um sich auf den Felsen lang ausgestreckt zu sonnen. Sie lauern dabei aber auch auf Beute. Da sie ganz regungslos daliegen und wegen ihrer dunkelgrauen Farbe und des rauhen Rückens von den Felsen kaum zu unterscheiden sind, so werden sie Tieren und Menschen, die zum Tümpel kommen, um zu trinken oder Wasser zu schöpfen, sehr gefährlich. Sind diese nahe genug, dann gibt ihnen das Krokodil einen mächtigen Schlag mit dem Schwanze, daß sie ins Wasser taumeln, und hat sie dann im Nu gepackt.

Hat einmal ein solch breitschnauziges Krokodil Menschenfleisch genossen, dann sucht es immer solches wieder zu bekommen. Diese Krokodile nennt man Muggur (sprich mögger).

Weil das Krokodilleder so geschätzt ist, gehen manche Europäer darauf aus, sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein schönes Krokodil zu erlegen, um sich aus seiner Haut ein gutes Stück Leder gerben zu lassen.

So kam eines Sommertages mitten in der brütenden Mittagshitze der Adjutant des Kollektors von Khandesch, der vor der Stadt sein Visitationslager aufgeschlagen hatte, herangeritten und brachte mir einen Brief von dem hohen Herrn, worin dieser mich dringend bat, schnell hinüberzukommen und mit ihm an den Tapti zu fahren. Er habe den ganzen Morgen einen Subadar (-eingeborner Unteroffizier) am Flusse aufpassen lassen, ob sich ein Muggur auf den Felsen lege. Nun sei gerade einer herausgekommen und liege an der Sonne, und den wolle er sich schießen.

Ich sagte gleich zu, und bald war ich draußen beim Kollektor. Der zweispännige Ponnykarren stand schon bereit. Der Herr legte seine Flinten hinein, wir stiegen auf, und im Galopp ging's an den Fluß.

Der kleine Terrier, der vorn neben dem Fuhrmann saß, war außer sich vor Freude und bellte in einem fort. — „Den Muggur muß ich unbedingt haben", sagte der sonngebräunte Kollektor, der als guter Schikari (Schütze, Jäger) bekannt war, „denn ich will mir noch einige gute Krokodilledertaschen machen lassen, bevor ich Khandesch verlassen muß. Heute ist die Gelegenheit günstig. Und da ich dachte, es wäre für Sie als Naturwissenschaftler interessant, ein solches Biest in nächster Nähe in seinem Bereich zu sehen, so habe ich Sie rufen lassen. Das Betreten der Felsen im Flußbette ist zwar nicht ohne Gefahr, und wir müssen schon vorsichtig sein. Ich habe aber eine Anzahl Leute dorthin bestellt, die gut Bescheid wissen, und ich bin sicher, alles wird gut verlaufen."

Es war gut, daß wir bald am Flusse anlangten, denn da der Karren auf einem Flurwege zwischen den Baumwollfeldern dahinrollte, waren wir ständig in dicke Staubwolken gehüllt. Als wir abstiegen, wurden wir von einer Schar von dienstfertigen Eingeborenen begrüßt, die des Kollektors wegen einen ganz besonders tiefen Salaam machten.

„Wo liegt der Muggur?" fragte der Kollektor den Subadar, der zur Stelle war.

„Da drüben, Durchlaucht, auf dem langen Felsen hinter dem großen Tümpel", antwortete der Gefragte, indem er mit dem Finger auf die Mitte des Flußbettes wies.

„Und wo stelle ich mich am besten hin, um ihn gut treffen zu können?" forschte der Kollektor weiter.

„Da vor dem großen Tümpel auf den Felsen, auf dem jener dicke Block liegt, Huzur. Da steht Eure Hoheit sicher und kann aus nächster Nähe zielen."

„Gut. Sind auch die Felsen und die kleinen Tümpel auf dem Weg dahin frei von Krokodilen?"

„Ja, Huzur, da ist nichts zu fürchten."

Nun wählte der Kollektor die vier stärksten Männer aus, die uns beide hinübertragen sollten. Je zwei derselben faßten sich fest die Hände, auf die wir uns setzten, und mit den freien Händen hielten sie uns fest in der sitzenden Stellung und trugen so recht behutsam durch das seichte Uferwasser, über die Felsen und die kleinen Tümpel hindurch zum bezeichneten Standorte. Darauf zogen sie sich schweigend zurück. Der Kollektor lud seine Doppelflinte schwersten Kalibers, beäugte dann den gegenüberliegenden Felsen und sagte zu mir im Flüstertone: „Sehen Sie, da liegt er, — ein mächtiges Tier!" — Nur mit Mühe gelang es mir endlich, die Umrisse des Muggur zu erkennen, so sehr schien er ein Stück mit dem Felsen zu sein. Regungslos lag er da wie tot in seiner ganzen Länge. Durch den Block gut gedeckt, legte der Kollektor an, zielte eine Weile und drückte los. Der Schuß krachte gehörig und hatte an der richtigen Stelle eingeschlagen. Die Wirkung war großartig. Der Muggur regte sich nicht. Er war erledigt. Ein dicker Blutstrahl aus der Einschlagswunde hinter dem linken Ohr am Hals ströhmte in den Tümpel hinab. Der Sicherheit halber gab ihm der Kollektor noch einen zweiten Schuß, so daß noch mehr Blut floß. Der angriffslustige Terrier bellte und bellte vor unbändiger Freude, sprang in den Tümpel und schwamm zum toten Muggur hinüber, stellte sich vor ihn hin und kläffte ihn mörderisch an. Wir aber ließen uns nach einer Weile auf einem Umweg zum gegenüberliegenden Felsgrat tragen, um den Muggur näher zu untersuchen.

Es war ein breiter, schwerer Geselle und über vier Meter lang. Der Kollektor zog den Oberkiefer hoch, und aus dem Rachen des Muggur kam ein höchst widerlicher Gestank. Vor dem schauerlichen Gebiß, das sich da zeigte, konnte man schon Respekt haben. Am Oberkiefer starrte jederseits eine Reihe von 17 oder 18 kegelförmigen, etwa 4 Zentimeter langen Zähnen und ebenso am Unterkiefer. Die Zähne waren an der Wurzel dunkelgrün, und mein Freund meinte, der Muggur sei ein gar alter Sünder.

Nun hieß es, den Muggur aus dem Flußbett hinaus ans Ufer zu bringen. Es wurde ihm deshalb ein dickes Seil hinter den Vorderbeinen um den Leib gebunden, und eine Reihe von Männern zogen ihn so durchs spärliche Wasser und über die Felsen hin zur Verladungsstelle am Ufer,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

während wir zwei Sahebs wieder hinübergetragen wurden.

Mit großer Mühe wurde das schwere Tier auf einen langen Ochsenkarren gehoben und dann zum Lager des Herrn Kollektors gefahren. Beim Ausweiden dort fanden sich im Magen des Muggur zwei daumendicke silberne Armringe, ein sicherer Beweis dafür, daß derselbe eine unvorsichtige Hindufrau wahrscheinlich beim Wasserschöpfen oder Waschen weggeschnappt und verzehrt hatte. — Wer weiß, wie viele andere Menschenleben außer diesem einen der „alte Sünder" noch auf dem Gewissen hatte!

Meinem hohen Freunde aber war ich für seine freundliche Einladung zu dieser Krokodiljagd sehr dankbar, und die dabei gewonnene Erfahrung hat mich für meine späteren Gänge zum Tapti noch vorsichtiger gemacht.

18. Heil dir, Monsun!

Es gibt kaum etwas in der ganzen Welt, was Menschen und Tiere mit solch verzehrender Ungeduld ersehnen, mit solch fieberhafter Spannung erwarten und mit solch jauchzender Freude begrüßen, wie die Menschen und Tiere in Indien nach all den Schrecken der heißen Jahreszeit den Monsun ersehnen, erwarten und begrüßen: die Ankunft der kühlenden und erfrischenden Regenzeit.

Wer den indischen Tropensommer kennen gelernt hat, findet das auch ganz natürlich und erklärlich. Wenn die Sommerhitze, von Tag zu Tag zunehmend, die ganze Umgebung gleichsam in einen Backofen verwandelt und sich im letzten Monat vor dem Monsun geradezu zur Unerträglichkeit gesteigert hat, wenn das ständige Schwitzen, der quälende Durst und die schwülen schlaflosen Nächte die Nerven geschwächt und schier den letzten Rest von Energie und Lebensmut verzehrt haben, — dann steigt in jedem fast leidenschaftlich der große Wunsch auf: „Ach, käme doch endlich einmal der erlösende Monsun!"

Dann bildet überall der kommende Monsun den Hauptgegenstand des Tagesgespräches. Dann fragt man sich überall: „Wann wird er wohl in diesem Jahre losbrechen? Sind noch keine Zeichen von seinem Kommen bekannt geworden?" Dann läuft man viel mehr als sonst ans Barometer, ob es nicht schon ein wenig gefallen ist und den ersehnten Wetterwechsel meldet. Dann schaut man so oft nach dem Südwesten, ob sich noch keine Wolken am Horizonte zeigen. Dann sucht man in den Zeitungen am frühen Morgen mit größter Spannung nach der wichtigsten und allerbedeutendsten Nachricht, ob in Colombo oder in Cochin der Südwestwind noch nicht eingesetzt habe, der Monsun noch nicht losgebrochen sei. So steigert sich das ungeduldige Sehnen und Harren und Ausschauen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Und wenn endlich einmal die sichere Meldung kommt: „Der Regen hat in Colombo eingesetzt!" dann wird es allen leichter ums Herz, dann weiß man: in ein paar Tagen ist er auch bei uns!

Endlich fällt auch wirklich das Barometer ganz gewaltig. Der östliche Himmel färbt sich gelb und dunkelgelb. Es wird kühl und kühler. Ein starker Luftdruck setzt ein, der Vorläufer vom Sturm. Die himmelhohe gelbe Wand kommt näher. Es ist der massenhafte Staub, den der Sturmwind vor sich hertreibt. Jetzt heißt es alle Fenster und Türen fest verschließen. Ehe man sich's versieht, ist der Sturm auch schon da und verstärkt sich zum wütenden Orkan. Was nicht niet- und nagelfest ist, fegt er fort und reißt er mit sich. Man meint, er wolle an den Bäumen nichts mehr heil lassen, Blätter und Zweige wirbeln dahin, baumdicke Äste krachen unter seiner Wucht herunter, und schlanke Palmbäume biegen sich mit ihrer Krone bis auf den Boden. Der Himmel hat sich schwarz verdunkelt, Blitze zucken sonder Zahl, und rasselnde Donner krachen, daß es einem ordentlich bange wird. Es ist ein Getöse und ein schauerlicher Tumult, als ob die Welt unterginge. ein sündflutartiger Regen setzt ein, daß es nur so klatscht. Nach einer Stunde ungefähr hat der Orkan ausgerast, aber mächtig und energisch strömt fast seildick der Regen weiter.

Ha! Jetzt ist der Monsun wirklich da und im vollen Schwung. Gott sei Dank! Heil dir, Monsun! Ha, welch angenehme Kühlung! Welch wohltuende Erfrischung! Welch erquickender Regen- und Erdgeruch! Wie atmet man da erlöst, froh und zufrieden auf! Wie rege wird's jetzt in den Bäumen! Wie lebhaft schwätzen jetzt die vorher halbtoten Krähen miteinander! Wie toll vor Freude schwirren die Schwärme rotgeschnäbelter, grüner Papageien laut greischend von einer Baumkrone zur andern und verüben einen Mordsspektakel. Das letzthin in den heißen Tagen so bescheiden gewordene Volk der Spatzen treibt sich jetzt voll wilder Ausgelassenheit überall herum und gibt mit seinem endlosen Zwilch-Zwilch-Zwilch-Gezeter allen zu verstehen, daß es sich wieder lohnt, sich des Lebens zu freuen.

In der Nacht, wo die Vögel schweigen, übernehmen die Frösche tausendstimmig das Freudenkonzert. Sie alle übertönt aber mit seiner tiefen Stentorstimme der Ochsenfrosch, dessen Weise mehr ein regelrechtes Blöken als ein Quaken ist. In meinen ersten Jahren in Indien kannte ich diesen Sänger noch nicht. Als ich einmal noch um Mitternacht im Kolleg zu Bom-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bay an meinem Schreibtisch saß und dem prasselnden Regen draußen zulauschte, hörte ich plötzlich ein lautes, markantes Blöken. Ich meinte bestimmt, es würde eine Herde Kälber vorbeigeführt. Um darüber Aufschluß zu haben, klopfte ich meinem Zimmernachbarn, der auch noch auf war, an der Bretterwand: „Sagen Sie einmal, was ist das für ein Blöken? Werden wohl hier Kälber zur Nachtzeit ins Schlachthaus gebracht?"

„Ach was!" sagte mein Nachbar lachend, „das Blöken kommt nicht von Kälbern, sondern von den riesigen Ochsenfröschen, die jetzt aus allen ihren Verstecken herauskommen und sich am kühlen Naß erfreuen. Morgen früh können Sie deren genug im Grase drunten herumhopsen sehen."

Obschon nun, wie ich mich selber überzeugen konnte, die Ochsenfrösche gut sechs- bis achtmal größer sind als die größten der gewöhnlichen Frösche, so steht doch ihre mächtige Kälberstimme in keinem Verhältnis zu ihrer Größe. Immerhin ist es ergötzlich, ihrem imponierenden Baß-Solo zuzuhören, und ich habe noch oft vor dem Einschlafen darüber gelacht.

Wer aber mehr, unvergleichlich mehr als alle Vögel und Frösche die Ankunft des Monsuns würdigt und genießt, das ist der durch die lange und furchtbare Hitze fast zur Verzweiflung getriebene Mensch. Die mit dem mächtig einsetzenden Regenfall verbundene wohltuende Erfrischung kommt ihm vor wie eine glückselige Erlösung aus dem Fegfeuer. Ja, so ist es in aller Wahrheit und Wirklichkeit! Man war ja völlig erschöpft und zu nichts mehr aufgelegt, nicht einmal mehr zum Essen. Nichts wollte einem mehr schmecken. Alles warme und Fettige widerte einen an. Man wurde ganz schlapp und abgetan. — Und nun endlich, endlich diese unbeschreibliche Labung, die den ganzen Organismus unsäglich wohltuend durchdringt und den niedergeschlagenen Geist neu belebt und freudig umstimmt. Wie dankt man da aus Herzensgrund der gütigen Vorsehung, die allem, auch der Hitze und dem schweren Dulden, ein Ziel gesetzt hat!

Man lebt wieder auf und fühlt sich als Mensch. Man freut sich wie ein getröstetes und beschenktes Kind über den glücklichen Umschwung, und man wundert sich nur, wie man die anhaltende Qual der letzten Monate ausgehalten hat. Nun läßt sich's wieder leben. Nun kann man wieder erfrischt und froh an die Arbeit gehen. Jetzt kann man wieder die ganze Nacht hindurch eines erquickenden Schlafes sich freuen. Jetzt braucht man nicht mehr draußen zu kampieren, man hört kein Stöhnen und Seufzen mehr und braucht nicht mehr halb verzweifelt bis nach Mitternacht auf den ersehnten Schlaf zu warten. O selige Regenzeit!

Kein Wunder, daß sich die armen Menschenkinder wieder freuen und guter Dinge sind. Das merkt man besonders abends. Da herrscht in allen Bungalows (Wohnungen) ringsum reges, fröhliches Leben. Vorher lagen sie im tiefen Dunkel, — wer wollte denn auch im Hause sein? — Dazu hatte man das Gefühl, als ob alles Licht, selbst das Mondlicht, die Hitze vermehre. Nun aber sind alle licht und hell und freundlich. Vorher war es in den Häusern tot, — jetzt aber sind die Familien wieder vergnügt beieinander und vertreiben sich angenehm die Zeit, — Freunde und Bekannte kommen wieder zu Besuch, überall ertönt lebhaftes Geplauder, fröhliches Lachen, Musik und Gesang, Grammophonleierei und Klaviergeklimper. Zu lange jedoch dehnt man die lauten Abendfreuden nicht aus. Man begibt sich zeitig, wenigstens bald nach zehn Uhr, zur Ruhe und überläßt sich dem sehr geschätzten erquickenden Schlaf, während draußen der Regen unverdrossen weiterplätschert.

Nun muß man aber ja nicht meinen, die Regenzeit in Indien sei eine Zeit ungemischter Freude und ungetrübten Glükkes. Denn auch in Indien gilt die Wahrheit: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil!" Zwar fühlt man sich durch des Regens Kühlung und die ungestörte Nachtruhe wie neugeboren; — zwar freut man sich an dem ringsum neu erwachenden Leben in der Natur; — zwar schwelgt das entzückte Auge beim Anblick all des zarten, frischen Grüns, das sich wie ein Teppich überall ausdehnt, sowie des fabelhaft üppigen Wachstums und saftigen Glanzes, in dem die vielen Palmen- und Musengewächse, die baumartigen Gräser und überhaupt die ganze Welt der Tropenvegetation wie in paradiesischer Fülle und Verklärung dasteht: — und doch bringt eben diese herzerquickende Zeit auch vieles mit sich, was weniger erquicklich ist.

Oft genug nämlich kommt es vor, daß der Regen zu spärlich fällt und tagelang aussetzt, oder aber, daß er zu massig und ununterbrochen herniederströmt. — Im ersten Fall wird die wieder einsetzende Hitze durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre fast noch drückender und unerträglicher bei Tag und Nacht, als sie in der Sommerszeit war. Zudem schlüpft gerade zu der Zeit besonders die Brut der ganzen Insektenwelt aus, so daß tausenderlei Arten von Ungeziefer, Motten, Faltern, Schmetterlingen, Fliegen, Schnaken, Moskitos usw. die Luft durchschwirren, im Haus herumfliegen und den armen Menschen keine Ruhe lassen. — Wollte ich ein wenig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unbehelligter zu Mittag oder zu Abend speisen, dann mußten zuerst Fenster und Türe des Speisezimmers geschlossen werden. Und selbst so konnte ich mich der im Zimmer umhersausenden Motten, Fliegen und Heuschrecken kaum erwehren. Um nicht gleich den Teller voll Insekten zu haben, mußte ich ein dünnes Leintuch über mir und den Speisen über den Tisch hin ausbreiten. — Auch wenn ich abends spät am Schreibtisch arbeitete, war ich von allen möglichen Insekten umschwärmt, so daß ich die ganze Zeit um mich schlagen mußte und kaum vorwärts kommen konnte. Viele von ihnen indes begingen Selbstmord, indem sie sich verwegen auf die grelle Lampe stürzten und verbrannt auf den Tisch fielen. Ein großer Teil wurde auch von den Zimmer-Eidechsen, den sogenannten Fliegenfängern, weggeschnappt und verzehrt. Diese grauen Eidechsen sind ganz harmlose Tierchen, gut 20 Zentimeter lang, und halten sich hinter den Büchern, den Schränken und den Bildern an der Wand auf. Eine besonders zutrauliche Eidechse, die meinen Schreibtisch zum Heim erkoren hatte, kam mir beim Schreiben sogar bis an die Feder und schnappte Moskitos von den Fingern weg.

Diese Fliegenfänger hatten jetzt eine goldene Zeit und brauchten sich nicht wegen Futtermangel zu beklagen. Wo ich sie sah, hatten sie gut gespickte Bäuchlein. Eines Abends kam zu guter Letzt noch eine große, langbeinige Heuschrecke zum offenen Fenster hereingeschossen und setzte sich gerade vor mir auf den Rücken eines Buches und schaute sich die Umgegend an, warf auch mir einen verdächtigen Seitenblick zu. Da kam aber auch schon meine Eidechse aus ihrem Versteck heraus und postierte sich einige Bände vor der Heuschrecke. Sie war bereits trommelvoll, und ich war gespannt, ob sie den Fraß des grünen Besuchers auch noch unternehmen werde. Ja, wahrhaftig! Sie macht Ernst. Nachdem sie sich ein paar Mal mit dem Züglein ums Maul herumgefahren, macht sie einen energischen Frontangriff, schießt auf die verdutzte Heuschrecke los und reißt ihr wie nichts das rechte Vorderbein ab. Dann flugs wieder auf ihren Posten zurück. Empört reckt sich die Verstümmelte auf, als ob sie protestierend sagen wollte: „Was für eine Unverschämtheit das!" Gleich folgt ein zweiter Angriff, und auch das linke Heuschreckenbein fällt auf den Tisch. Wie gelähmt bleibt der grüne Springer sitzen und zittert. Wiederum macht sich die mutige Eidechse heran, beißt der Heuschrecke in den Kopf und bemüht sich, sie hinabzuwürgen. Allerdings eine ungeheure Arbeit, denn sie ist ein „schwerer Junge". Die Eidechse dreht und windet sich, um sie hinunterzukriegen. Aber es gelingt ihr. Immer mehr von ihrem langen Leib verschwindet, bis nur noch die Enden ihrer Hinterbeine aus der Schnauze der Eidechse herausragen. Endlich hat sie dieselben ganz binnen. Jetzt hat sie aber übergenug. Sie kann sich kaum mehr bewegen. Langsam schleicht sie wieder hinter die Bücher, um dort in aller Muße ihre reichlichen Einnahmen zu verdauen.

Glücklicherweise dauert diese Belästigung vonseiten der herumschwirrenden Insekten nicht lange, denn teils werden sie von den Vögeln, Fledermäusen und Eidechsen aufgezehrt, teils gehen sie im neu einsetzenden Regen zu Grunde.

Fällt aber, im zweiten Falle, der Regen zu massig und unausgesetzt, so hat das andere Übel zur Folge. Die Nässe und Feuchtigkeit dringt überall ein, so daß selbst das Bettzeug klammig und muffig wird. Schuhwerk und Kleider werden schimmelig und verderben leicht. Schreibpapier wird so feucht, daß die Tinte sich gleich verbreitet und man kaum etwas ordentlich schreiben kann. An den feuchten Wänden, besonders in den Ecken, bilden sich kleine gelbliche Pilze, die dem Zimmer ein unreines Aussehen verleihen. Da man wegen der Nässe kaum ausgehen kann und gezwungen ist, sich im feuchten Hause aufzuhalten, und weil es kaum mehr möglich ist, sich trocken und rein zu fühlen, so kommt es einem vor, als ob die Verhältnisse während der heißen Zeit und auch des aussetzenden Regens trotz allem dennoch günstiger wären.

So kommt man wegen der anhaltenden Nässe und deren Begleiterscheinungen und des schwer bewölkten Himmels auch die so gepriesene Monsunzeit satt, und man sehnt sich wieder nach der lieben Sonne.

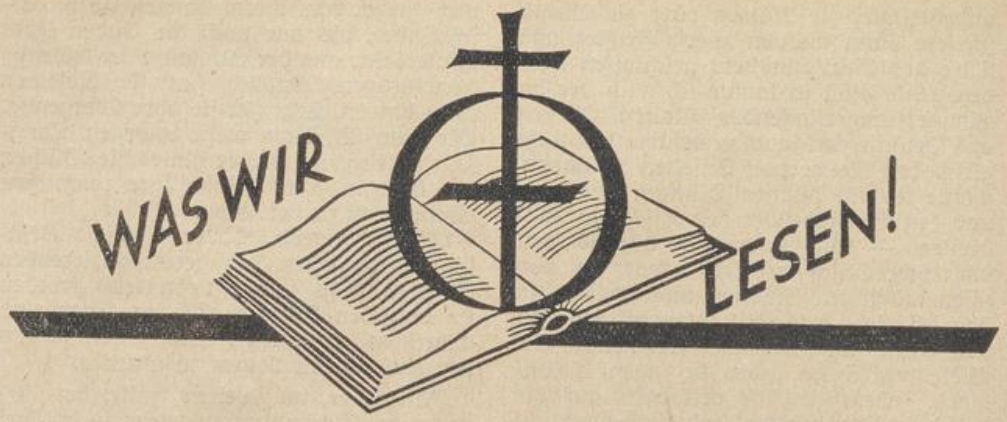
In den meisten Jahren jedoch hat man während des ganzen Monsuns kaum Anlaß zur Klage, und meist hinterläßt diese Jahreszeit nur die angenehmsten Erinnerungen.

19. Kleine Tierchen — große Plagen

Die Tropenländer, gleichviel ob in Asien, Afrika, Amerika oder Ozeanien, mit ihrer grandiosen, überwältigenden Vegetation und ihrer überreichen und eigenartigen, dem Menschen vielfach gefährlichen Tierwelt, sind nicht wie ein großer botanischer und zoologischer Garten, in welchem man ungeniert, sorglos und unbehelligt herumspazieren kann, um all die fremdartigen, aus weitester Ferne in die nächste Nähe gebrachten Tiere und Pflanzen genau zu sehen und zu bewundern, und dann wieder guter Dinge und höchst befriedigt von all dem Geschauten heimzugehen. Nein, durchaus nicht.

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag „Ars Sacra" Jos. Müller, München, Friedrichstraße 9:

Lasset euer Licht leuchten. Von Schwester Angela Ursuline. 32 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. RM. —.40.

Dieses neue Büchlein zeichnet sich inhaltlich durch große Zeitgemäßheit aus. Es zeigt den Katholiken ihre Pflichten gegenüber der jetzigen Menschheit und wie sie es an der Erfüllung — mein ohne sich dessen bewußt zu sein — fehlen ließen. Ermuntert aber auch wieder zu neuem Aufbau und wie „wir unser Licht leuchten" lassen können und müssen. P. Hermann

Verlag Kösel-Pustet, München:

„Die heilige Stunde" von Franz Nessel. 237 Seiten, in Leinen RM. 3,20

Die Übung der hl. Stunde verbreitet sich immer mehr. Das neue Buch mit seinen 52 Betrachtungen über das Ölbergleiden des Heilandes usw. bietet Stoff in Fülle und erleichtert so die fruchtbringende Übung. P. Aquilin

Jungfermannsche Verlagsbuchhandlung, Paderborn:

„Ein Lichtlein bist du!" Von Johannes Dierkes. 192 Seiten, 35—41 Tausend.

Besinnliche Lesungen in drei Hauptteilen: 1. Gott und du. 2. Du und dein Leben. 3. Du und die andern. Enthält herrliche Gedanken für die Meisterung des Lebens vom Christusbewußtsein her. Es gibt viel Licht und Kraft. P. Aquilin

Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer:

Der heilige Stephan von Johannes Lohmüller-Huber. 48 Seiten, RM. 0,40

Der heilige Wolfgang von Georg Rendl. 48 Seit., RM. 0,40

Sankt Notburga von H. Torthofer. 45 Seiten RM. 0,40

Die Schriftenreihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen" zeigt in kurz umrissenen Lebensbildern die Heiligen als Menschen von Fleisch und Blut, wie sie kämpfen und ringen mußten, aber diesen Kampf heldenhaft bestanden. P. Aquilin

Verl. Kanisiuswerk, Freiburg (Schweiz) Konstanz (Baden), Seeverlag Höchst, Vorarlberg:

„Peter Friedhofen" ein heiliger Schornsteinfeger. Von Ferdinand Conrath. 57 Seiten, kartoniert RM. 0,20

„Bruder Jordan Mai", ein sozialer Nothelfer unserer Zeit. Von Joh. Bapt. Berghammer. 64 Seiten, kartoniert RM. 0,20

„Christoph Bertschi". Nr. 113 Lebensbilder. Von P. Canisius Greber. 61 Seiten, kart. RM. 0,20

„Bruder Leonhard Zimmer", Apostel der Katharis. Von Heinrich Sierp SS. 64 Seiten, kart. RM. 0,20

Schon 114 solcher Lebensbilder hat das Canisiuswerk herausgegeben. Sie sind für unsere Zeit geschaffen, die keine Geduld mehr zum Lesen großer Werke aufbringen will. P. Aquilin

Kommissionsverlag Mayer & Co., Wien 1. Singerstraße 7:

„Ein Segenspriester des 20. Jahrhunderts" von P. Odo Staudinger OSB. 64 Seiten, kart. RM. 0,40

Das Wirken des Vikars Theodor Göbels von Langenstraße in Westfalen, will dieses schlichte Büchlein erzählen. Er ist im Rufe der Heiligkeit am 26. September gestorben. Durch den einfachen Priestersegen hat dieser heiligmäßige Priester viele Kranke geheilt und unzählige Wohltaten gespendet. P. Aquilin

Verlag Styria, Graz:

„Brücke zum Jenseits" von Arbogast Reiterer. 212 Seiten, 5 u. 6. Auflage, RM. 2,50

Der Spiritismus wird hier im Lichte des Glaubens und der Wissenschaft gesehen behandelt. Der Verfasser, ein Priester und Wissenschaftler, versucht eine Anzahl spiritistischer Phänomene und andere okkulte Vorgänge zu erklären. P. Aquilin

Verlag Herder &. Co., Freiburg i. Br.:

„Der Pfarrer zu Pferd" von Franz Herwig. 56 Seiten.

Eine spannende Missionsgeschichte ist es. Schildert den abenteuerlichen Lebenslauf eines kernigen Westfalen, beginnend mit seinen Jugendstreichen, seinem Drängen in die Ferne u. schließlich seine Erlebnisse in den Prärien des Wilden Westens als Missionar. P. Aquilin

Peter Maier, Insbruck-Hungerburg

Das heilige Haus in Loreto. Von Bruder Franziskus. RM. 0,80

Ein neues deutsches Pilgerbüchlein über Loreto, das in schlichter Herzlichkeit Nazareth und Loreto erleben läßt, und die Liebe zur hl. Familie fördert. P. Georg Anton

---

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 9 September 1938 56. Jahrgang

Mariä Geburt

Das Kindlein auf dem Linnen lag,
So schön wie ein junger Maientag,
Holdminnig anzuschauen.
War Freude groß im ganzen Haus
Und wundernd gingen ein und aus
Die nachbarlichen Frauen.

Wie war das Mägdlein lieblich zart,
Ein Kind und doch so eig'ner Art,
Ein seltsam englisch' Wesen.
Ein Mägdlein nur sann manche still —
Und doch, wenn Gott der Herr, es will,
Zu Großem auserlesen!

Es kamen noch der Frauen viel,
Und als des Abends Schattenspiel
Schon grau die Kammer hüllte,
Da war ein Glänzen wundersam,
Das von des Mägdleins Wiege kam
Und hell den Raum erfüllte.

Da schwieg der Frauen Wort geschwind.
Sie alle fühlten: Dieses Kind,
Gott selbst hat es erkoren.
Und riefen fromm-begeistert aus:
Gebenedeit sei dieses Haus,
Da diese Magd geboren!

Auch Mutter Anna sah den Schein,
Blickt innig auf ihr Kindelein,
Hat lang es angesehen;
Neigte dann sich demütig-still
Und sprach: Wie Gott, der Herr, es will,
Wird an der Magd geschehen!

Fr. C. Meyer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Fest Mariä Geburt

(8. September)

Die Kirche versagt es sich im allgemeinen, den Eintritt der Heiligen in diese Welt zu feiern, da sie mit der Erbsünde behaftet und den zahllosen Übeln ausgeliefert sind, die in deren Gefolge gehen. Sie gibt ihrer Freude nicht am Beginn ihrer Prüfungszeit Ausdruck, da es noch ungewiß ist, welches Ende sie nehmen wird, sondern behält sich dies für den Schluß vor, der das Werk krönt. In der Heiligung Johannes' des Täufers im Schoße seiner Mutter sah man früh einen genügenden Grund zu einer Ausnahme.



P. Alkuin Weiswurm CMM. am Tage seiner Primiz und der ersten hl. Kommunion seines kleinen Bruders in Mahlberg. Der Pater reiste am 8. Mai in die nordamerikanische Mission der Mariannhiller

Photo: Weiswurm, Mahlberg

Eine noch viel zwingendere Ursache rechtfertigte die Außerachtlassung einer Regel zugunsten derjenigen, deren Geburt war wie die Morgenröte, und die Sonne der göttlichen Herrlichkeit, Jesus Christus, ankündete.

Schon wenigstens im 7. Jahrhundert beging man im Morgen- und Abendland bereits das Fest Mariä Geburt. Die allgemeine Feier aber geht höchstens in das 10. oder den Anfang des 11. Jahrhunderts zurück. Seither ist es zu einem der beliebtesten Muttergottes-Feste geworden.

Im 13. Jahrhundert hatten die zur Wahl eines Nachfolgers Gregors IX. im Konklave versammelten Kardinäle gelobt, das Fest durch eine Oktav auszuzeichnen, wenn die Zwietracht und die Schwierigkeiten überwunden würden, die aus der Unzufrieden-

heit des Volkes entsprangen. Der neue Papst Cölestin lebte nur noch 18 Tage und das Versprechen konnte erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts durch seinen Nachfolger Innozenz IV. erfüllt werden.

Die Geburt gibt Maria der Erde, die Himmelfahrt dem Himmel. Mit welchem Jubel haben die Engel und Heiligen des Himmels ihre Königin empfangen: De cuius assumptione gaudent angeli, über deren Aufnahme im Himmel die Engel jubeln! Und wir Menschenkinder sollten bei ihrem Eintritt in die Welt gleichgültig bleiben? „Deine Geburt verkündete der ganzen Welt Freude" (Offizium des Festes).

„Multi in nativitate eius gaudebunt." — „Viele werden sich über seine Geburt freuen." (Worte des Engels, der dem Zacharias die Geburt des Johannes des Täufers verkündet).

Die Geburt Mariä ist eine Quelle der Freude

Unser Elend und die Schmerzen der Geburt hindern uns doch nicht, den Tag glücklich zu nennen, an dem ein Mensch geboren wird. Aber kann diese Freude für den denkenden Menschen ungetrübt sein?

Ist dieses Fünkchen Leben nicht der Gefahr ausgesetzt, im ersten Windhauch zu verlöschen und dadurch mehr Leid zu verursachen als es Freude gebracht hat?

Welches wird das Ziel dieser eben begonnenen Pilgerreise sein? Denn der Mensch ist ein Wanderer, der seinen Weg verfehlen und in den Abgrund stürzen kann. Das Kindlein kann einst sich selbst, aber auch andern verhängnisvoll werden. Es ist mit solcher Zärtlichkeit von Vater und Mutter aufgenommen worden; vielleicht wird es der große Kummer ihres Lebens. Sein unheilvoller Einfluß macht sich vielleicht weithin geltend, verdirbt Leib und Seele, Familien, Städte und Länder.

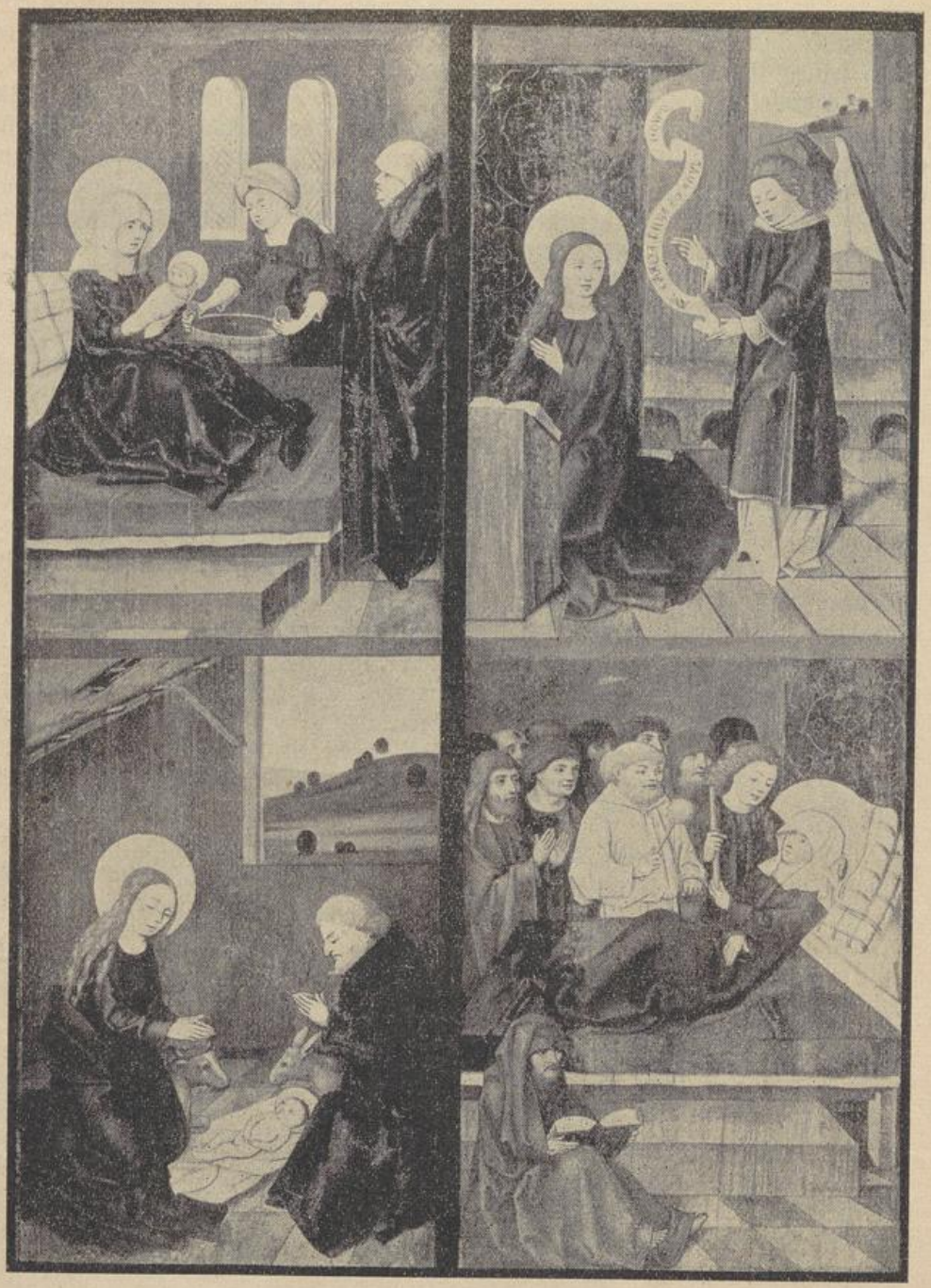
All die Gefahren und Schrecknisse, die im dunklen Schoß der Zukunft ruhen, sind tausend Ursachen zu Angst und Besorgnis. Sie mahnen selbst an ihren eigenen Ursprung, den Makel auf der jungen Seele, die ererbte Sünde.

Welch vollkommene Freude konnte dagegen den Tag durchsonnen, an dem dem frommen Paar Joachim und Anna das Töchterchen Maria geboren wurde. Die Seele dieses Kindes war frei von aller Schuld und erstrahlte im übernatürlichen Glanz der Gnade. Schon in der Wiege überstrahlte und überragte Maria die Seraphim an unendlicher Schönheit der Seele. Zur Mutter Gottes vorausbestimmt, wurde sie selbst vom zeitlichen Unglück verschont. Und die Vorsehung nahm sie besonders liebreich unter ihre Führung und geleitete sie von der Fülle der Gnaden zur Fülle der Glorie. Für die übrigen Menschen und die ganze Welt bedeutet die Geburt Mariä das Vorspiel zur Geburt der einzig wahren Freude der Welt, des Messias, der gekommen ist, um die Sünde, die Quelle alles Übels, zu vernichten.

Maria ist nicht nur die Morgenröte, die den Tag ankündigt. Ihre Liebe und ihre Macht werden die Menschen dazu führen, vom Lichte Gebrauch zu machen.

Die heiligen Eltern kannten zwar nicht die Einzelheiten des zukünftigen Lebens ihres Kindleins; aber sie freuten sich doch der Geburt ihrer geliebten Tochter, die Gott ihnen nach langjährigem und innigem Flehen geschenkt hatte und die von unendlichem Liebreiz war dem Abglanz ihrer gnadenvollen Seele. Ihr Glück überstrahlte vielleicht noch seine äußere Ursache.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aus dem Leben Mariens
Würzburger Meister um 1480

Vielleicht schenkte ihnen Gott noch süßere verborgene Freuden, die er niemandem offenbarte.

Die Welt in Unkenntnis der Freude

Die frommen Eltern des Kindleins Maria kannten nur unvollkommen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aus dem Leben Mariens
Würzburger Meister um 1480

die Ursachen ihrer Freude. Die Welt wußte überhaupt nichts davon. Sie feierte in lärmenden Festen, gar oft in grausamen Spielen, die Geburt eines Prinzen oder eines Großen dieser Erde, ging aber an der Wiege ihrer Herrin achtlos vorbei.

Arme Welt! Betrügerin und Betrogene! Ist sie es denn wirklich wert,



Mariannhiller Neupriester fahrtbereit nach Übersee
Abschied vom Priesterseminar
Photo: P. Willehad, Würzburg

daß man so viel Gewicht auf ihre Urteile legt, in die man sich oft verirrt?

In hundert Fällen wird dieselbe Sache, dieselbe Tat öffentlich gerühmt oder mit Stillschweigen übergangen, je nachdem die Person in Ansehen und Gunst steht, je nach dem Licht, in das die zufälligen Begleitumstände sie rücken. Das ist für unsere Eitelkeit immer ein Anlaß zu kleinen Sorgen, Berechnungen, Fehlschlüssen und Enttäuschungen. Seien wir nobel, frei und großherzig! Bewahren wir uns die Unabhängigkeit und Rechtlichkeit eines einfachen Herzens, das nicht vor der Gelegenheit sich geschäftig hervortut, nachher verärgert abseits steht.

Unser inniger Anteil an der Freude

Zu ihrem eigenen Unglück wußte die Welt nichts von der Geburt Mariä.

Wir wollen uns bewußt werden, daß Maria geistigerweise in den Herzen geboren wird, die durch zarte und aufrichtige Liebe und Verehrung ihre Güte in sich herniederziehen, und daß wir uns sehr zu Recht einer solchen Geburt freuen.

Sie wird zu einem glücklichen Ereignis durch das Gefühl, das sie in uns

erweckt; denn sie weitet das Herz und erfüllt es mit Trost, wahrer Freude und großem Vertrauen; durch die Frucht, die sie hervorbringt, die Frucht der Bekehrung und der Heiligkeit.

Maria verkündet und bringt den Erlöser Jesus Christus.

Seien wir darum sehr bedacht, eine kindliche Verehrung zur allerseligsten Jungfrau Maria zu hegen und zu pflegen. Diese Verehrung muß echt, das heißt auf ihren wahren Beweggrund aufgebaut sein. Halten wir uns darum diesen stets vor Augen und bemühen wir uns, immer tiefer in ihn einzudringen. Die Verehrung muß aber auch lebendig sein, das heißt, sich mit Eifer betätigen.

Dann werden wir einmal in glücklicheren Tagen, als die unseres irdischen Daseins es sind, wiederholen können, was wir hier auf Erden schon sagen: „Deine Geburt, o Maria, hat der Welt Freude verkündet." — d —

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Grundsteinlegung in Namaqualand

Im Land der Steine, Sandhügel und dürren Steppe war „aller Anfang schwerer" als irgendsonstwo in Südafrika. Namaqualand ist zwar reich an Mineralien und Edelgestein, doch mehr als arm an Lebensmöglichkeiten für Mensch und Tier. — In dieser Sandwüste versuchte Ende der Siebzigerjahre ein Pater Godel von der Lyoner Missionsgesellschaft den Beginn einer katholischen Niederlassung in der Nähe von Springbock. Seine Bemühungen hatten fast keinen Erfolg. 1881 riet ihm Mr. Hayes, ein Irländer, der sich im Buschmannslande ein Heim gegründet hatte, die Erwerbung des Landstriches Pella. Hier hatte bereits ein andersgläubiger Missionar sein Glück versucht, verzweifelte indessen an der unwirtlichen Gegend und verließ das Land. P. Godel sicherte den Ankauf und rang um seine Existenz bis 1882, wo auch er nach Frankreich zurückkehrte . . .

Nun verblieb die Missionsaufgabe des ungeheuren Gebietes dem Bischof von Kapstadt. Noch im gleichen Jahre (1882) reiste der seeleneifrige Bischof Leonard nach Europa und gewann zu Troyes in Frankreich die Oblaten des hl. Franz von Sales für das apostolische Werk in Namaqualand. Diese Genossenschaft entsandte drei junge Priester in die Neugründung von Pella. Die Strapazen und Schwierigkeiten waren jedoch so groß, daß zwei von ihnen den Mut verloren und den — heiligmäßigen Pionier und späteren Bischof — P. Simon allein in der Wildnis zurückließen.

Als Ersatz kamen nach einiger Zeit die PP. Becoulet und Wolf, die mit P. Simon unerschütterlich aushielten und den Grund zum jetzt blühenden Missionswerke legten. Diese Drei waren selbst ein Grundstein der katholischen Sache in Namaqualand. Sie erbauten die prächtige Kathedrale von Pella, ohne gelernte Bauleute gewesen zu sein. Jeder Besucher staunt über die Leistung in solchem Lande und unter den damaligen Verhältnissen. Dabei mußten die Kirchenerbauer ihren religiösen Verpflichtungen und der Seelsorge obliegen. Unglaubliches hatten sie in den ersten Jahren durchzumachen. P. Simon kochte ihre Mahlzeiten für eine ganze Woche im eisernen Kessel. Aus diesem entnahmen sie täglich ihre Portion Porridge,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der natürlich bald sauer wurde; denn unverderbliches Manna regnete es nicht auf die Auserwählten in dieser Wüste! Viele Entbehrungen bereitete auch der Wassermangel.

Als die Steinmauern der Kathedrale fertig dastanden, gab es nicht geringe Schwierigkeiten mit dem Aufstellen des Dachstuhles und Eindecken des Neubaues. Unser deutscher Landsmann, P. Wolf, sprang buchstäblich in die Bresche und mit erstaunlicher Behendigkeit und Sicherheit von Sparren zu Sparren, bis alles vollendet war. Die Untenstehenden waren oft genug in Angst und Bangen um sein Leben. Gewöhnlich arbeiteten die drei Priester-Handwerker von früh 3 Uhr ab bis gegen Mittag, wo die unerträgliche Hitze sie verscheuchte. Sie führten auch den Turm bis zur Spitze und sorgten für klangvolle Glocken und die gewichtige Turmuhr.

Bischof Leonhard besuchte mit Dr. Münkenberg 1884 die werdende Pella-Mission. Die Tour von Kapstadt im zweispännigen Spider, endlose Meilen durch weg- und wasserlose Sandsteppen, bedeutete keine Kleinigkeit. 1895 machte auch Bischof Reeney die gleiche Strecke, um die nach unglaublichen Mühen und Opfern fertiggestellte Kathedrale von Pella einzuweihen. Es war am hohen Festtage der Aufnahme Mariens. P. Wolf wurde 1897 von Bischof Reeney in der St. Mary's Kathedrale von Kapstadt zum Priester geweiht. Lange Jahrzehnte durfte er dem Missionswerke dienen.

P. Simon, der spätere Apostolische Vikar von Namaqualand, schuf mit der Zeit ein kleines Paradies in der Einöde. Er grub Brunnen, legte Gärten und Pflanzungen an. Es wurden Schulen und Konvente hergestellt und ringsum, materiell und geistig, „das Angesicht der Erde erneuert." Unweit Pella steht im Dorfe Pefadder eine schöne Kirche, welche ein geborener Südafrikaner, P. Thünemann, verwaltet. 50 Meilen nordwärts nach einer Wüstentour durch massige Felsen kommt man zur bedeutenden Mission Onseepkaans, welcher der Vikar-Delegat, P. Eich, vorsteht. Hier ist ein Brüdernoviziat für die Oblaten des hl. Franz von Sales eingerichtet. Die schönen Anlagen werden vom Orange-Fluß bewässert. Im prachtvollen Flußtale befindet sich auch ein Schwesternkonvent mit ausgezeichneter Schule. Nach langer Fahrt durch öde Flächen und Felsen, ist der Anblick dieser von der katholischen Mission geschaffenen blühenden Gegend eine doppelt erquickende Überraschung. Es ist der sichtbar gewordene Segen unserer Kirche und des unermüdlichen „Ora et labora!"

Von Onseepkaans gelangen wir in südlicher Richtung nach Kaimoes, der Residenz des jetzigen Bischofs im Orange-River-Vikariat, Exzellenz O. Fages. Wir passieren Upington, das an Bedeutung ständig wachsende „Tor von Südwestafrika." Wenige Meilen von dieser Stadt ragt auf mächgem Hügel ein großes Kreuz, das Wahrzeichen der katholischen Mission von Matjeskleef, im breiten Tale am Fuß des Berges. Hier wirken die PP. Giradet und Hudson, ehedem in Pella tätig. Wohleingerichtete Schulen und das Noviziat der Oblatenschwestern zählen zur blühenden Gründung.

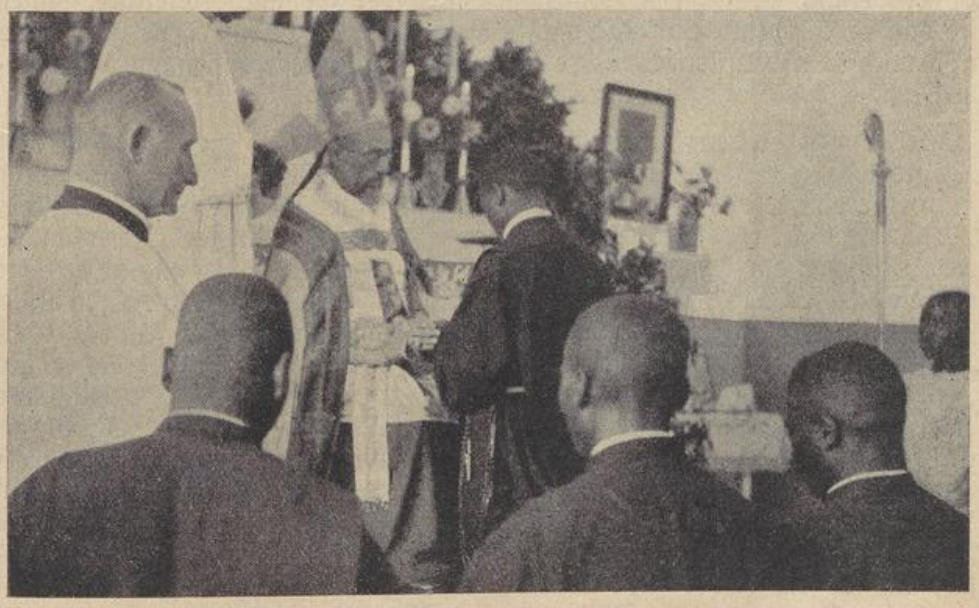
P. Giradet ist stets am Bauen, Erweitern und Verschönern dieser wichtigen Station. Sein Confrater aber ist mit seinem — Eselsgespann gewöhnlich auf Reisen, um seine weißen und farbigen Schäflein in ihren zerstreuten Pondokkies auf weitem Plan zu pastorieren. Father Hudson war ehedem protestantischer Magistrat von Springbock. Durch den Eifer der Missionare wurde er Katholik, Priester und Oblatenmissionar.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenige Meilen von dieser Gegend liegt das Städtchen Ookiep mit einst blühender katholischer Mission. Seit Lahmlegung der Kupferminen steht die Schule halb leer. Father Metendier hofft indessen auf Wiederbelebung der Minen und der Mission. In Rietpoort konnte Father Cornelius van't Westeinde auf Verlangen der ansässigen Katholiken eine Mission eröffnen und war seit 1913 dort tätig. Nach Fertigstellung der Schule und Kirche begann aber der Trubel. Die auf seinen Erfolg neidischen Predikanten wollten den eifrigen Missionar hinauswerfen und führten Klage beim Magistrat. Es konnte indessen nachgewiesen werden, daß der katholische Priester hier Taufen gespendet hatte, bevor die Predikanten auf dem Feld erschienen. Father Cornelius hatte bis heute guten Fortschritt zu verzeichnen und konnte seinen entfernten Außenposten durch eine Kette von Zwischenstationen mit Matjeskloof verbinden. In Bitterfontein, Steffkraal, Melsvlei, Geries und Kamieskroon stehen katholische Schulen und in allen wird regelmäßig von Zeit zu Zeit die hl. Messe gefeiert. In Rietpoort wird bald eine würdige Kirche den provisorischen Bau ersetzen. Noch eine Reihe anderer Gründungen sind im Werden und Wachsen.

Soweit der kurze Überblick über Katholisch-Namaqualand und die Missionsarbeit der Oblaten des hl. Franz von Sales. Seit ihrer Einführung durch Bischof Leonhard wirkten sie mit unermüdlichem Fleiß, angefeuert durch den Eifer und die unerschütterliche Ausdauer von Bischof Simon, einem der größten Missionare, die jemals an der südafrikanischen Küste landeten.

Nachdem Katholisch-Südafrika sich seit 1923 der einheitlichen Oberleitung eines Apostolischen Delegaten erfreut, wurden die Erfolge in den letzten 14 Jahren vervielfältigt. Die 24 Vikariate und Präfekturen zeigen ein wahrhaft katholisches Bild. Da wirken und arbeiten ebenso viele altehrwürdige Orden und neuere Kongregationen der Kirche in gesegneter Eintracht. Eine noch größere Zahl der verschiedensten Schwesterngenossenschaf-



Profeßablegung eingeborener Brüder
durch Exzellenz Bischof Adalbero Fleischer CMM.
Photo: Mariannhiller Mission



P. Bertram im Kreise seiner Angehörigen
am Tage seiner Primiz

Photo: P. B. Sirch

ten widmen sich in allen Teilen des Landes dem gleichen heiligen Werke. Nahezu 700 Priester, ebensoviele Brüder und gegen 4000 Schwestern teilen sich in der herrlichen Aufgabe der Ausbreitung des Reiches Christi im afrikanischen Süden. Von Kapstadt bis weit über den Sambesi hinaus erstreckt sich nun das angebaute Missionsfeld. Die halbe Million Katholiken bildet ziemlich genau den zwanzigsten Teil der Gesamtbevölkerung, soweit sie von der jüngsten Volkszählung festgestellt ist. Neunzehn Teile verbleiben also noch dem Missionseifer der Zukunft und die Einwohnerzahl des Landes wächst von Jahr zu Jahr bedeutend.

Seit einem halben Jahrhundert nahm auch der deutsche Anteil an der Missionierung Südafrikas beständig zu. Mariannhill machte den Anfang in mehreren Apostolischen Vikariaten, die heute mit Bischöfen deutscher Nationalität besetzt sind. Viele unserer Vergißmeinnichtleser haben mitgewirkt, daß es ein katholisches Südafrika im heutigen Ausmaße gibt. Ihre Gebete, Opfer und Almosen wurden reichlich gesegnet. Wie viele Familien gaben in edler Missionsbegeisterung ihre Söhne und Töchter für das apostolische Werk im deutschen Anteile hin. So wurden sie Mitbegründer des Reiches Christi im fernsten Afrika und feiern das Hundert-Jahr-Jubiläum aus ganzer Seele mit. Dank und Freude erfüllt das Herz der katholischen Südländer und ihre durch den heiligen Glauben verbundenen Wohltäter im Norden. Aus beiden Kontinenten, von mehreren Rassen, von vielen Nationalitäten und in eben so vielen Sprachen steigt das einstimmige Te Deum der diesjährigen Jubelfeier zum Himmel empor. Die Zungen Europas klingen mit den Lauten der Bantusprachen zusammen in Afrika:

„Lobet den Herrn alle Völker, preiset Ihn, alle Nationen, denn wir alle erfahren Seine Barmherzigkeit und die Wahrheit des Herrn besteht in alle Ewigkeit!" — Amen. (Fortsetzung folgt)

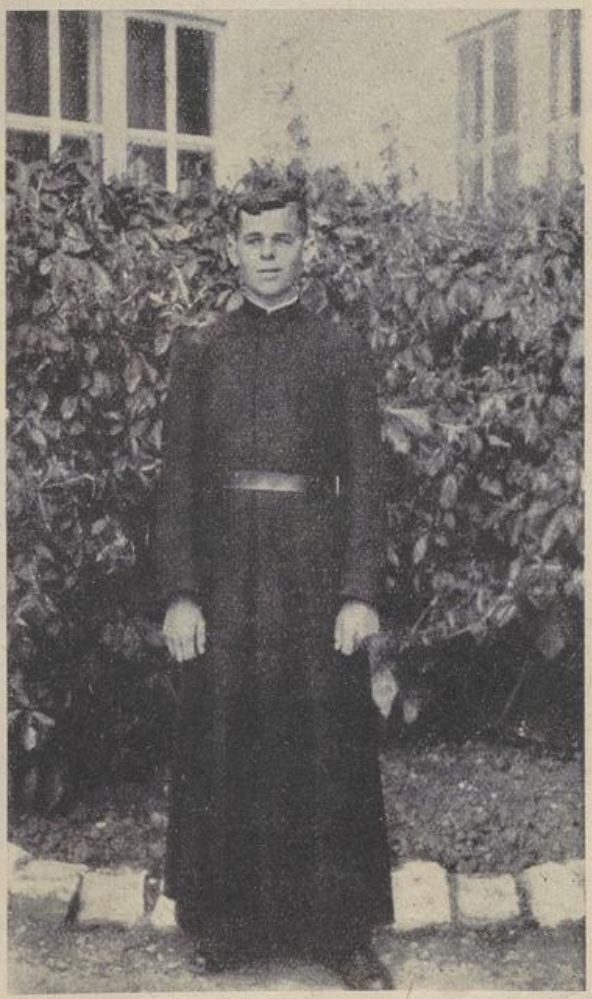
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein glückliches Leben und seliges Sterben für Christus und in Christus

Ehrw. Br. Roland Weidhofer C. M. M. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Vor mir liegt ein Brief. Er beginnt mit den Worten: München, den 30. Juni 1938. — Schon am 1. Juli hielt ich diesen Brief in meinen Händen. Die Schrift war mir sehr gut bekannt. Mit frohem Herzen erbrach ich das Schreiben und hatte meine helle Freude daran. Ein strammer Soldat schrieb mir. Und diesen Soldaten, Ludwig Weidhofer, gebürtig aus Monheim in Bayern, kannte ich sehr gut. Im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen (Schwaben) habe ich den idealen und gottbegeisterten jungen Mann kennen gelernt. Dort war ich zwei Jahre sein Novizenmeister und darauf sein Superior gewesen. Dort sah ich den musterhaften Missionsbruder beten und arbeiten und nach den schönsten und höchsten Tugenden streben. Dort war mir das große Glück beschieden, einer edlen und großmütigen Seele beizustehen, dem herrlichsten und erstrebsamsten Ideal — Christus — immer näher zu kommen und ähnlicher zu werden. Bruder Roland, so hieß der Soldat Ludwig Weidhofer mit seinem Klosternamen, war aber nicht nur ein musterhafter und treuer Ordensmann, sondern auch ein vorbildlicher und opfermutiger Soldat.



Br. Roland Weidhofer im Ordenskleid.
Lange Jahre hat er das Vergißmeinnicht gedruckt
Photo: Mariannhiller Mission

Am 5. November vorigen Jahres wurde er zum aktiven Wehrdienst nach München einberufen. Seiner Arbeitsdienstpflicht hatte er kurz vorher Genüge geleistet. — In München diente er nun als Funker freudig dem Vaterland. Seine Soldaten-Uniform trug er mit ebenso großer Freude und mit ebenso berechtigtem Stolze, womit er vorher das Ordenskleid der Mariannhiller Missionare getragen hatte. Der Missionsbruder hat sein Ordenskleid immer in Ehren getragen, er wollte auch im Dienste des Vaterlandes den Soldatenrock in Ehren tragen. Und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich bin stolz es schreiben zu dürfen: Bruder Roland war ein strammer und guter Soldat. — Auf Pfingsten hat er mir von München aus in der deutschen Ostmark noch einen Besuch abgestattet. Er wußte es nur zu gut, daß er mir, dem alten Feldsoldaten, damit eine große Freude bereiten konnte. Noch heute denke ich mit Freude an diesen Besuch. Wir verlebten kameradschaftlich viele schöne Stunden miteinander. Das Missionshaus Maria-Anna-Höhe bei Gallneukirchen in Oberösterreich, wohin ich inzwischen von Reimlingen aus versetzt worden bin, liegt ja auch in einer reizvollen und wunderbaren Gegend. Kein Wunder, daß der Besucher öfter zu mir sagte: „Ich komme bald wieder!" Doch — er kam nicht wieder! — Der Herr über Leben und Tod hat es anders gewollt. Am 1. Juli, an dem Tage also, an dem ich seinen am 30. Juni geschriebenen Brief erhielt, ist der brave Soldat infolge eines Dienstunfalles im Lazarett in München gestorben. Eine halbe Stunde vor dem Tode erlangte der Verunglückte noch einmal das schon entschwundene Bewußtsein und konnte in dieser Zeit die hl. Beicht, die hl. Wegzehrung und die letzte Ölung empfangen. Dann ging er heim zu seinem Gott, zu Christus seinem König, den er in seinem Leben so innig geliebt und dem er mit seiner ganzen jugendlichen Begeisterung in aller Treue gedient hat . . .



Br. Roland in Pfingsturlaub bei seinen Mitbrüdern
Photo: Mariannhiller Mission

Am 2. Juli wurde ich von Reimlingen aus durch ein Telegramm vom Tode des wahrhaft musterhaften Ordensmannes und guten Soldaten benachrichtigt. Das war eine schmerzliche Botschaft und ein trauriger Abschluß meines Namenstages, dessentwegen mir der teure Verstorbene am 30. Juni den Gratulationsbrief geschrieben hatte. Noch immer kommt mir alles so unglaublich vor. — Da liegt sein Brief vor mir. In diesen Zeilen tritt mir noch einmal der wahre Br. Roland entgegen, mit seinem edlen Idealismus, mit seiner glühenden Christusliebe, mit seiner tie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Letzte Ehre am 6. Juli 1938 auf dem Friedhof zu Monheim
Photo: Mariannhiller Mission

fen Berufsauffassung, mit seinem feurigen Apostelherzen. — Mit ehrfurchtsvoller Scheu nehme ich den Brief und lese mit feuchten Augen:

„Hochw. H. P. Otto!

Gott zum Gruß!

Zu ihrem hohen Namensfest sende ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche. Mögen Sie noch recht viele Jahre arbeiten und wirken für unsern Herrn und König Jesus Christus, auf daß in recht viele Seelen Glück und wahrer Frieden einkehre. Der Dienst unter Christi Banner ist ein herrlicher und ehrenvoller Dienst, wenn er auch von vielen verkannt wird. Ich erwarte mit Sehnsucht jenen Tag an dem ich wieder direkt arbeiten kann für das höchste und schönste Ideal — Christus . . ." — Nach diesen Worten, würdig eines guten Soldaten Jesu Christi und des Vaterlandes, plaudert der gute Erzähler noch ein wenig über München, spricht von einem 25 jährigen Priesterjubiläum von vier Priestern im Liebfrauen-Dom und der Priesterweihe in München-Freising und vergißt auch nicht den Tag der Deutschen Kunst, wo er sich unter anderem auch nicht den Genuß entgehen lassen will, die Regensburger Domspatzen anzuhören . . .

Mitten aus seinem jungen Leben, aus seinen Plänen und Zukunftshoffnungen hat der Soldatentod ihn herausgerissen. Der Tod hat den guten Br. Roland aber nicht unvorbereitet überrascht. Wie ein echter und treuer Soldat war er des Befehles des höchsten Kriegsherrn gewärtig und besiegelte sein ideales Leben als Ordensmann und Soldat mit einem ehrenvollen und schönen Tod. —

Die Beisetzung seines sterblichen Leibes in seiner Heimat Monheim nahm einen äußerst erhebenden Verlauf. Von München war eine ganze Kompagnie Soldaten mit dem Hauptmann und einem Oberleutnant eingetroffen, die ihrem Kameraden, und vom Missionshaus in Reimlingen eine große

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anzahl von Patres und Brüdern erschienen, die ihrem Mitbruder den letzten Ehrendienst erweisen wollten. Auch eine Abordnung alter Frontkämpfer mit ihrer Fahne aus Monheim selbst und vielen Bewohnern des Städtchens erwiesen dem teuren Verstorbenen die letzte Ehre. Der Hochw. Herr Stadtpfarrer von Monheim, der ehemalige Seelsorger des so früh Dahingeschiedenen, fand in seiner ergreifenden Grabrede wahrhaft erhebende und trostreiche Worte für die große und in ihrer Zusammensetzung einzigartigen Trauerversammlung. — Wie während des Weltkrieges mancher Theologe und Ordensmann als braver und tapferer Soldat irgendwo im Feindesland unter Trommelwirbel und letzter Ehrenbezeugung der anwesenden Kameraden ins Grab versenkt wurde, so geschah es auch bei der Beerdigung des guten Bruders Roland. — Das Kommando des Offiziers hallte über den Friedhof hin, die Soldaten präsentierten das Gewehr, die Degen der Offiziere und die Fahnen senkten sich, der Tambour rührte dumpf die Trommel und langsam wurde der Sarg, bedeckt mit der Reichskriegsflagge, ins Grab hinabgelassen. Und nach den letzten Gebeten des Priesters ertönte erneut ein scharfes Kommando. Die Soldaten rissen ihre Gewehre hoch und verabschiedeten sich von ihrem Kameraden mit drei exakten Salven. Die trauernden Mitbrüder des Verstorbenen und die teuren Angehörigen aber traten ans offene Grab und gaben ihm entweder den letzten priesterlichen Segen oder besprengten unter Gebet den Sarg mit Weihwasser. — Darauf fand in der Stadtpfarrkirche der feierliche Seelengottesdienst für den lieben Verstorbenen statt. —

Für die tieftrauernde, aber doch wieder starke Soldatenmutter und all die lieben Angehörigen war es ein großer Trost, als ich ihnen nach dem Seelengottesdienst im Trauerhause den letzten Brief des lieben Sohnes und Bruders vorlesen und einige Photographien von seinem Pfingsturlaub im Missionshaus Maria-Anna-Höhe in Oberösterreich überreichen konnte. —

Eine letzte Überraschung hatte der liebe verstorbene Mitbruder und treue Kamerad aber mir selbst noch zugedacht. Als ich am Tage nach der Beerdigung wieder gut im Missionshause Maria-Anna-Höhe eintraf, fand ich als allerletzten Gruß von ihm ein kleines Paketchen vor. Mit leise zitternden Fingern löste ich die Umhüllung und hatte dann ein zierliches Modell der Frauenkirche von München in Händen. Dieses letzte Namenstagsgeschenk aus der Hand des guten Mitbruders Roland werde ich mit seinem letzten Brief zeitlebens hoch in Ehren halten und alles wie eine Reliquie gut verwahren. Von meinem lieben Mitbruder, der in München gerne die Regensburger Domspatzen gehört hätte, glaube ich aber bestimmt, daß er schon bald im Himmelsdom mit einstimmen durfte in den unvergleichlichen Jubelgesang der Engel und Heiligen und daß er dort nun in seliger Wonne den schaut, den er auf Erden so innig geliebt und dem er so treu gedient hat — Jesus Christus, den König des Himmels und der Erde. —

„Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle anderen Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen."

P. J. Hättenschwiler SJ.

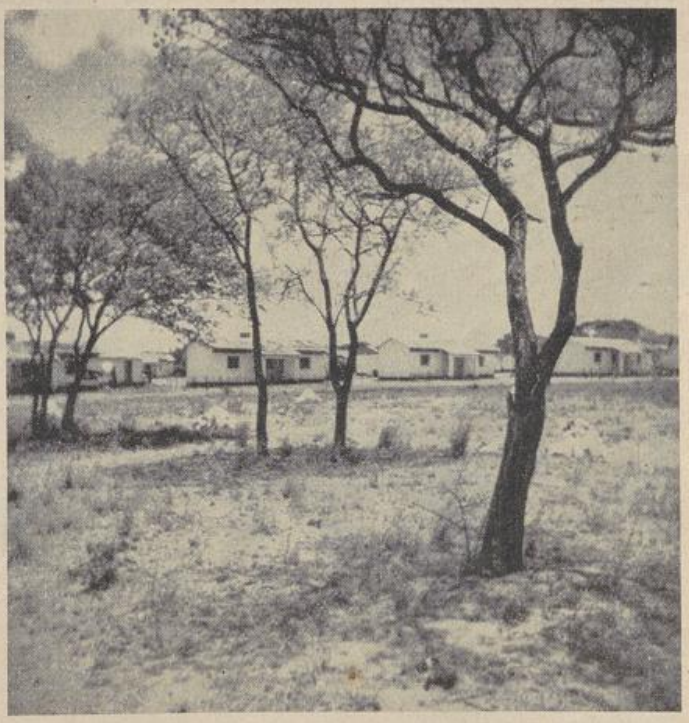
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das „schwarze Stadtviertel" von Bulawayo

Mit Bildern von P. Willehad CMM.

Bulawayo nennt sich die Hauptstadt von Südrhodesia mit dem Sitz des Missionsbischofs Dr. Ignatius Arnoz CMM. Eine schöne gotische Kathedrale nennt er sein eigen. Vom Turm aus übersiehst Du die Stadt mit den vielen Neubauten, den breiten, geteerten Straßen und schattigen Parkanlagen. Weit draußen aber hat die Kolonialverwaltung ein eigenes Viertel für die Eingeborenen gebaut.

Der freundliche Kaplan der Stadtpfarrei, P. Andreas Bausenwein CMM., lädt uns zur Besichtigung ein. Der Bürgermeister, ein weißer Polizeibeamter, heißt uns in seinem Büro willkommen. „Der ist luftiger gekleidet!" stellte ich mit einem Seufzer fest, als wir durch die Anlage schritten und die Sonne senkrecht auf unsere Häupter herniederbrannte. In geraden Zeilen stehen die blendend weiß getünchten Häuser da. Aus Beton sind sie gebaut und für eine oder zwei Familien bestimmt mit je zwei luftigen, hellen Zimmern und einer Küche. Die Wohnungseinrichtung bleibt dem freien Ermessen der Schwarzen selber überlassen. Die Regierung hat sogar eine Wasserleitung angelegt. Auf einem großen freien Platz in der Mitte der Reservation ist der öffentliche Brunnen. Dieses kühle, gesunde Wasser ist eine unbezahlbare Wohltat für die Schwarzen, die sonst gewohnt sind, das Wasser von irgend einem Fluß oder Bach in Tongefäßen auf dem Kopf herbeizuschleppen.



Blick auf das „schwarze Stadtviertel" von Bulawayo, Süd-Rhodesia
Photo: P. Willehad

Die ganze Anlage ist noch neu. Wir finden deshalb auch nur wenige Gärten und Bäume. Doch zeigt uns der Beamte mit berechtigtem Stolz außerhalb der Reservation ein paar armselige Lehmhütten. Sie stehen ungeordnet und verwahrlost im Gestrüpp umher und gehören Schwarzen, die sich nicht dazu verstehen können, ins neue Dorf zu ziehen.

„Wir wollen euch ermuntern, euern Eifer zum Heile der Heiden noch zu verdoppeln!" (Papst Pius XI.).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhiller Missions-Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Der Gouverneur von Süd-Rhodesia besucht Mariannhiller Missionsstationen: Se. Exzellenz, der Gouverneur von Süd-Rhodesia, Sir Herbert Stanley und seine Gemahlin statteten am Samstag, den 7. Mai dieses Jahres den beiden Mariannhiller Missionsstationen Embakwe und Empandeni im Apostolischen Vikariat Bulawayo einen offiziellen Besuch ab. Die beiden hohen Besucher und ihre Begleiter wurden vom Missionspersonal und den Eingeborenen-Christen aufs herzlichste empfangen. Die englische Zeitung „Bulawayo Chronicle" schreibt über diesen bemerkenswerten Besuch folgendermaßen: „Der Empfang und die Begrüßung, die dem Gouverneur von Süd-Rhodesia, Sr. Exzellenz Sir Herbert Stanley und Lady Stanley zuteil wurden, als ihr Wagen einige Minuten vor 12 Uhr mittags sich der Missionsstation Embakwe näherte und durch einen prächtigen Triumphbogen in die Missionsstation einfuhr, war ohne Zweifel von großer Wärme und Herzlichkeit. Die Exzellenzen wurden bei der Einfahrt zur Station von dem Hochwst. Herrn Bischof von Bulawayo, Dr. Ignatius Arnoz CMM. und dem Superior der Missionsstation, Hochw. P. Urban Staudacher CMM., begrüßt und von diesen zu ihren Sitzen unter einem mächtigen, schattenspendenden Baum, in dessen Nähe die Schulkinder Aufstellung genommen hatten, geleitet. Die Kinder machten in ihren sauberen, gleichmäßigen Kleidern einen sehr guten Eindruck. Sobald der Gouverneur und seine Gemahlin, sowie das Gefolge der hohen Besucher Platz genommen hatten, sangen die Kinder einen wirkungsvollen Willkommgruß, den eine der Missions-Schwestern komponiert hatte. Darauf traten zwei ältere Mädchen zur Begrüßung vor. Das eine Mädchen las eine schöne und herzlich gehaltene Begrüßungsadresse vor, die sie darauf dem Gouverneur darreichte; das andere Mädchen übergab Lady Stanley einen herrlichen Blumenstrauß. Die Begrüßungs-Adresse war sozusagen eine Erinnerung an die Pergament - Male-



Gang durch das Eingeborenendorf von Bulawayo, Süd-Rhodesia

Photo: P. Willehad

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reien der mittelalterlichen Mönche und war das Werk einer der Schwestern des Ordens in England. — Unter dem Gefolge der hohen Besucher befanden sich unter anderen Sir James G. McDonald, Mr. Posselt, der Eingeborenen-Kommissar von Plumtree mit seiner Frau Gemahlin und Mr. A. E. Boyton, der Zivil-Kommissar von Bulawayo. In der Begrüßungsadresse wurde Sir James G. McDonald, der Kurator der Beit-Eisenbahn-Gesellschaft, der durch sein großes Interesse an der Erziehung der Eingeborenen und sein Eintreten für sie am meisten dazu beigetragen hatte, daß die Eisenbahngesellschaft zum Bau eines größeren Unterkunftshauses für die Schulkinder eine ansehnliche Summe beisteuerte, besonders erwähnt und mit herzlichen Dankesworten bedacht. Auch Se. Exzellenz, der Hochwst. Herr Bischof Dr. Ignatius Arnoz, begrüßte den Gouverneur mit seiner Gemahlin und alle hohen Herren und Damen im Gefolge mit den herzlichsten Worten. Er wies darauf hin, daß es keine kleine Sache wäre, die weite und beschwerliche Reise von Salisbury bis nach Embakwe zu machen, um da zwei neue Gebäude dem Gebrauch zu übergeben. Um so mehr müsse er und das gesamte Missionspersonal samt den Schulkindern den hohen Besuchern für ihr Interesse an der Arbeit der Missionare von Herzen danken. Dann sprach der Hochwst. Herr Missionsbischof einige Worte über die Entwicklung und den Fortschritt der Missionsstation Embakwe. Im Jahre 1930 haben die Mariannhiller Missionare das Missionsgebiet von Bulawayo übernommen. Noch 1932 waren nur 32 Kinder in der Schule. 1933 wurden es dann 50 und 1934 schon 60. Im Jahre 1935 stieg die Schülerzahl auf 76, 1936 und 1937 auf 117. Im laufenden Schuljahr besuchen schon 133 Kinder die Schule. — Nach weiteren Ausführungen des Missionsbischofs und hoffnungsvollen Hinweisen auf eine fernere gute Fortentwicklung der Station, ersuchte dieser den Gouverneur, das neuerbaute Unterkunftshaus für die Schulkinder feierlich zu eröffnen. — Nach den Worten des Missionsbischofes ergriff der hohe Besucher zuerst das Wort zu einer kurzen Rede. Zunächst dankte er den Kindern und dem Missionspersonal für den herzlichen Empfang, der ihm zuteil geworden war. Dann wies er darauf hin, daß das Werk, das in Embakwe unter der Führung des Missionsbischofs von den Missionaren, von Priestern, Brüdern und Schwestern getan werde, ein Werk von allergrößter Wichtigkeit, sehr nötig und auch wert sei, getan zu werden. — Nachdem der Gouverneur die Schulkinder noch aufgefordert hatte, ihre Dankbarkeit dadurch zu zeigen, daß sie fleißig lernen, um einmal gute und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, erklärte er mit sichtlicher Freude das Gebäude für eröffnet. — Nach einer Besichtigung des Neubaues begab man sich zu dem ebenso erst kurz zuvor fertig gestellten Krankenhaus. Se. Exzellenz, der Hochwst. Herr Bischof von Bulawayo, bat nach einem von Schulkindern gesungenen Lied die Gemahlin des Gouverneurs, Lady Stanley, das Krankenhaus zu eröffnen. Nach dieser Zeremonie machten die hohen Besucher einen Rundgang auf der Missionsstation und besichtigten mit größtem Interesse vor allem eine Handarbeitsausstellung der Schulkinder. — Schließlich wurde den Gästen im festlich geschmückten Speisesaal ein schmackhaftes Mahl serviert. Beim Abschied schenkten die hohen Besucher der Missionsstation ihr eigenes Bildnis in schönem Rahmen. — Von Embakwe aus statteten die Exzellenzen auch noch der Nachbarmissionsstation Empandeni einen kurzen Besuch ab. Auch dort war der Empfang ein überaus herzlicher. Vor allem erregte eine Musikkapelle von strammen Schulbuben unter der Leitung eines Missionars die Bewun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derung der Gäste. Wie in Embakwe, so fand auch in Empandeni eine Begrüßung durch die Schulkinder statt. Ein kleiner Bub, ein Nachkomme des Königs Lobengula, las die Begrüßungsadresse und ein anderer Knabe erfreute Lady Stanley mit einem schönen Blumenstrauß. In seiner Erwiderungsansprache versicherte der Gouverneur seinen Zuhörern, daß der Gott der Weißen auch der Gott der Schwarzen ist, und weil er die Schwarzen ebenso liebe wie die Weißen, habe er ihnen die Missionare geschickt. Sie sollten nicht vergessen Gott für alles zu danken, was die Missionare und Schwestern von Empandeni für sie tun. Während auf der Veranda der Schule für die Besucher Tee serviert wurde, spielte die Musikkapelle flotte Weisen und die Schulkinder erfreuten die Gäste durch die Aufführung von Reigen und Volkstänzen. Vor der Abfahrt des Gouverneurs stellte sich noch der 107 Jahre alte Mkwelambile, ein Bruder des ehemaligen Königs vom Matabele-Land, des großen Herrschers Lobengula vor." —

Frisches Leben im Eingeborenen-Priesterseminar: Aus unserem Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal schrieb mir vor kurzem der Regens des Seminars, Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. unter anderem also: „Wir machen schon jetzt Vorbereitungen für unsere diesjährige Fronleichnamsprozession . . . Für dieses Jahr werden wir unsern Prozessionsweg verdoppeln. Unsere Studenten legen eine Allee an, die sich fast um unser ganzes Grundstück zieht. Sie glauben nicht, mit welcher Begeisterung die Kerle arbeiten, wenn man ihnen besondere Aufgaben gibt, wo sie ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit zeigen können. — Drei Studenten gab ich den Auftrag, für unsere liebe Frau ein Kapellchen zu bauen, und zwar ganz schlicht im Eingeborenen-Stil aus Lehm, Wattelstangen und Gras. Es ist eine Freude, die Burschen arbeiten zu sehen. Wir werden mit dem Kapellchen unsere Anlage verschönern . . . Solche Arbeiten sind für unsere Studenten sicher auch wichtige Erziehungsmittel . . . Vor kurzem erhielten wir von der Petrus-Claver-Sodalität einen schönen neuen Baldachin. Bisher hatten wir diesen immer leihen müssen. Unsere Kapelle konnten wir durch die Aufstellung einer würdigen Statue des heiligsten Herzens Jesu und der Mutter Gottes auch bedeutend verschönern. Die Maiandacht halten wir jeden Abend mit großer Feierlichkeit . . . In den nächsten Ferien werden wir in Melville (am Indischen Ozean) eine größere Baracke aufstellen. Sie soll als Ferienlager für unsere Studenten dienen und zugleich auch einem schon lange empfundenen Bedürfnis nach einem Raum für die dort immer zahlreicher werdenden schwarzen Christen abhelfen . . ."

Festliche Tage im Basutolande

Vor kurzem feierten die katholischen Missionare des Basutolandes das Jubiläum ihrer 75jährigen Wirksamkeit unter dem wackeren Basutovolke. Nun beging es — am 11. April 1938 — mit großer Freude und allgemeinen Jubel den Gedenktag der vollendeten 25 Regierungsjahre seines katholischen Oberhauptes, Oberhäuptling Nathanael Griffith Lerotholi. Die südafrikanische Presse berichtet u. a.:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In prachtvoller Naturumgebung war zu Matsieng, unweit der königlichen Residenz Griffith's ein Altar aufgeschlagen. Hier zelebrierte ein Missionar in Gegenwart von Bischof Bonhomme, Apostolischer Vikar von Basutoland, und einer riesigen Volksmenge ein Hochamt zur Feier des Tages. Auf der linken Seite des Festaltares befand sich der Thron des Jubilars und seiner katholischen Gemahlin, die beide während der Messe die hl. Kommunion empfingen. Der ganze Basutohofstaat umgab den Thron.



Marktplatz mit Brunnen
im Eingeborenendorf von Bulawayo, Süd-Rhodesia
Photo: P. Willehad

Der wohlgeschulte Chor der Seminaristen von Roma sang die Messe: „Te Deum laudamus!" Die Festpredigt von Father Laydemant OMI. feierte im schönsten Sesuto die Verdienste der ausgezeichneten Regierung des Jubilars, namentlich seitdem er den katholischen Glauben angenommen. Hervorgehoben wurde die große Liebe der ganzen Basutonation zu ihrem verehrten Oberhaupte. Ganz ähnlich klang auch die Ansprache des Bischofs nach den liturgischen Feierlichkeiten aus. Seine öffentliche, warme Gratulation namens aller Missionare und des Volkes erwiderte der Chief mit tiefbewegten Dankesworten, die seine aufrichtige, katholische Gesinnung voll bestätigten. Der Jubilar war elegant gekleidet und mit dem vom Papst verliehenen Ehrenabzeichen der St. Sylvester-Ritter geschmückt.

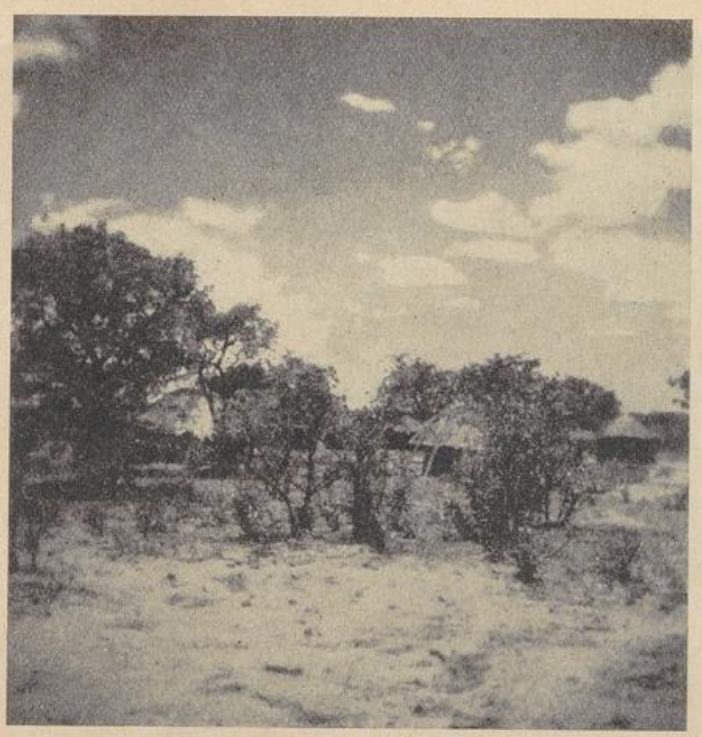
Beim Festmahl und im Laufe des großen Tages gaben die Musiker des Eingeborenen-Seminars ihre schönsten instrumentalen Leistungen zum Besten. Für die Mehrzahl des versammelten Bergvolkes bedeutete das Hauptsache und Glanzpunkt vom Ganzen.

Zum öffentlichen Empfang waren viele weiße und schwarze Gäste erschienen. Die vielen Ansprachen und Glückwünsche beantwortete der Oberchief mit herzlichen Dankesworten. Die ganze Jubiläumsfeier trug echt familiären Charakter und festigte offensichtlich das ideale Band und Verhältnis zwischen Volk und Regierung dieses glücklichen Landes.

Als Geschenk überreichte der Bischof dem Jubilar eine prächtige rote Plüschdecke. Die Maristenbrüder und andere Gruppen hatten ebenfalls eine Festgabe. Mr. Bartholomäus Fobo und Mr. A. Makara präsentierten eine meisterhafte Adresse und „Lithoko." Allgemein war Griffith als würdiger Regent und eifriger Katholik gefeiert.

Am folgenden Tage, 12. April, erwirkte ein persönlicher Freund des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Negerhütten außerhalb des Eingeborenendorfes in Bulawayo
Photo: P. Willehad

Seminars, Chief Suku, noch einen besonderen Empfang in der königlichen Residenz. Sie durften dem hohen Jubilar ein Extra-Konzert bieten und eröffneten es mit dem Gesang: „O Lesotho." Es folgten drei Stücke der Instrumentalmusik. Sodann intonierte der Cäzilien-Chor: „Marena a matholo a Lesotho" ein lebhaftes, historisches Gesangstück, worin die Vorfahren des Landesherrn gefeiert werden. Diese Leistung war von Rev. E. Mabathoana eigens für die Festtage verfaßt.

Es folgten sogar Gesänge in Latein und Französisch. Der Schluß war: „Es lebe unser Führer Nathanael! Die europäischen und afrikanischen Zuhörer staunten über die Fertigkeit der Basuto-Studenten in ihrer neuen gefälligen Tracht.

Lehrer Peter Lephoto trug dem Jubilar die guten Wünsche des Seminars vor und erhielt freundliche Dankesworte. Einige flotte Stücke der Blechmusik bildeten den Abschluß. Chief Sekhunyana drückte im Namen Griffiths dem wohldisziplinierten Chor besondere Anerkennung aus. Dieses Konzert sei ein schlagender Beweis vom Fortschritte der Schule und Volksentwicklung unter der wohltätigen Führung der Missionare.

Nochmals erhob sich der gefeierte Jubilar und konnte in 25 Minuten langer Aussprache nicht genug seine tiefempfundene Dankbarkeit zu erkennen geben für alles, was die katholische Kirche ihm, seinem Lande und Volke Gutes gebracht.

Ein Bericht über die festlichen Tage schließt trefflich: Während europäische und asiatische Völker endlose Kriege führen und die halbe Welt durch politische Mißgriffe und Eifersucht niemals zur Ruhe kommt, genießt das Basutovolk unter dem treu-katholischen Oberhaupte den schönsten Frieden, denn mit ihm betet es, fürchtet und dient es Gott im Paradiese der wahren, heiligen Religion!

„Kein Katholik, der mit Verständnis und gutem Willen das Gebet betet, das Christus uns gelehrt, darf und kann seine Missionspflicht ververnachlässigen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neugründung im Hochgebirge

Die südafrikanische Bergwelt und die Eigenart der Hügellandschaften mit ihren besonderen Eindrücken auf des Nordländers Gemüt, wurden in diesen schlichten Beiträgen zur Missionsliteratur wiederholt geschildert. Die bisher besuchten sieben „Missionsforts" liegen jedoch im Küstengebiete und Mittellande. Heute wollen wir einige Staffeln höher steigen bis ins eigentliche Hochgebirge.

Letzteres kann sich allerdings nicht mit den gewaltigen Bergriesen Ostafrikas messen oder sich neben den schneebedeckten Firn des Kilimandscharo stellen, aber die bis zu 10 000 und 12 000 Fuß aufragenden Höhen der Drakensberge bilden immerhin ein Hochgebirge. Eine wildzerklüftete Flanke desselben türmt sich als Grenze zwischen der kleinsten Provinz der South-Africa-Union und Basutoland auf. Hier, in der nordwestlichsten Ecke von Natal und dem Mariannhill-Vikariate liegt nun die Gegend unserer beiden neuen Außenposten, die wir besuchen. Nach dem achten und neunten Apostel mögen sie St. Bartholomäus und St. Simon benannt sein.

Im hochliegenden Quellengebiete des Umkomaziflusses, auf und zwischen den Ausläufern der eigentlichen Hochgebirgskette der Drakensberge wohnen mehrere Zweigstämme der Zulus und Basutos. Manche von ihnen waren durch die Basutomission der Oblaten schon mit dem Christentume in Berührung getreten. Eine Anzahl von Männern und Burschen suchten und fanden vor schon bald 50 Jahren Arbeit in der Mariannhiller Polelamission. Mehrere wurden getauft und zogen in ihre 7—12 Stunden entfernte Heimat zurück. Hier bildeten sich katholische Familien, die aber nur an Hauptfesten des Kirchenjahres die Mission besuchen konnten. Auch dem Missionar waren solch weite Touren selten möglich. In der Behausung eines braven Mosuto feierte er zuweilen die hl. Messe, spendete den Christen die heiligen Sakramente und gab Heiden und Andersgläubigen Katechese. So wuchs die kleine Herde heran und machte die Neugründung eines Außenpostens notwendig. Man errichtete aus Rasenschollen und Blech einige primitive Wohnungen für den Lehrer, Katecheten und einige Dutzend Schulkinder. Mit der Zeit kam sogar ein Kirchlein nach europäischer Bauart aus Holz und Blech mit einem Dachreiter als Türmchen hinzu. Der Missionar bewohnte ein enges Zimmerchen hinter dem kleinen Altar. Ein Bruder teilte seine Einsamkeit und besorgte die provisorische Küche, ein Gärtchen und sonstige Handarbeiten. Die Beiden fühlten sich bei aller Armut glücklich in ihrer entlegenen Mission unter den einfachen und gutmütigen Hochgebirglern.

Der Anfang von St. Bartel war also gemacht — wenn auch ohne Most denn im rauhen Klima brauchen Fruchtbäumchen viele Jahre, bis sie guten Stoff liefern. Manches andere aber fand sich allmählich ein. So spendierten liebe Missionsfreunde eine klangvolle Glocke, Kreuzwegstationen und ein schönes Altarbild. Sogar ein kleines Harmonium fand den Weg in die weltferne Neugründung und ein Schwarzer übte schon fleißig an den Tasten. Die Gemeinde war bis über 100 Köpfe gestiegen; bei größeren Feierlichkeiten waren es fast 200 und mehr. Eines aber fehlte immer noch: eine brauchbare Wohnung für das Missionspersonal. Endlich konnte das nötige Material hierzu beschafft werden zum „Ausbau des Bartelforts im Hochgebirge".

Bis dahin hatte ich den äußersten Vorpostenplatz des Vikariates noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nie gesehen. Mit dem ersten Frühlingssturme kam nun urplötzlich der Auftrag, den Missionar in sein Hochrevier zu begleiten — als Nothelfer der Obdachlosen! Es war in den ersten Septembertagen, wo die südafrikanische Landschaft im Aschenkleide der abgebrannten Weideflächen am unschönsten aussieht. Schwarz wie die Eingeborenen und buchstäblich greulich liegen die Schluchten und Täler vor dem Auge, starren die Berge und Hügel ringsum. Die Spätwintergarnitur Südafrikas bietet wirklich einen traurigen Anblick im rauhen Hochlande. Da ist der weiße Mantel des General Frost in Europa doch viel angenehmer. Und wenn er die Schneehülle abgelegt, hat Mutter Natur schon für ein prachtvolles Unterkleid gesorgt. Der rasche Wechsel vom blendenden Weiß zum jungen Grün macht ganz anderen Effekt. Hierzulande braucht der Frühlingseinzug viele Tage — und wenn es nicht regnet — Wochen und Monate. An der Sonne fehlt es nicht. Die ist gewöhnlich allzu freigebig mit ihrem Brennstoff. Hingegen flieht das nasse Element so oft das ganze Land südlich vom Sambesi und läßt namentlich die hochliegenden Partien verschmachten — nicht selten bis in den Oktober und November hinein. Bloß die Urwälder und Baumanlagen bilden dann in der Aschen- und Staubwüste einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge des Reisenden.

Die sieben Reitstunden von der Hauptmission zur Neugründung waren somit um diese Zeit kein Vergnügen. Bald ging die September-Morgenkühle in richtige Mittagsglut über. Auf der öden Landstraße wirbelte der Nordwind Staubmassen auf, mit schwarzer Asche von links und rechts vermischt. Die Hautfarbe der beiden Weißen unterschied sich bald nicht mehr viel vom Naturdunkel der Eingeborenen. Doch der Missionar und sein Nothelfer setzten ihren Weg durch Farmen, dürre Felder und kahlgebrannte Weidegründe fort. Auf und ab ging es über Hügel und Berge, Täler und Schluchten, Bäche und Flüsse. Dann in die Ausläufer des Hochgebirges, höher und höher hinauf. Im anfänglichen Farmergebiet mußten nicht wenige Stacheldrahtzäune passiert werden. Fast jedesmal heißt es da absteigen um das Gitter zu öffnen und zu schließen. Wer es offen stehen läßt, kann mit empfindlicher Geldbuße bestraft werden.

Im eigentlichen Hochrevier aber hörten damals die Farmen und Zäune auf. Voran in die unermeßliche Freiheit der Bergwelt! Da oben gab es auch kühlere Luft und frische Quellen. Nach 4stündigem Ritt setzten wir uns an ein klares Wässerchen und stärkten uns mit dem Inhalt der kleinen Provianttasche. Für die Pferde gab es freilich nur halbstündige Erleichterung vom Satteldruck, denn Mutter Grün hat um diese Jahreszeit noch kein Futter für sie bereit; sie müssen sich mit einigen spärlichen Grasspitzen und Amanzi (Wasser) begnügen. Darum geht der nachmittägliche Ritt freilich auch langsamer voran. Steil und steiler wird der Weg — aber auch die prächtige Fernsicht immer großartiger. Heute herrschen ja keine Nebel und Wolken, sondern nur die Sonne am südafrikanischen Himmel.

Nun geht es wieder eine Strecke abwärts und wir sind am rauschenden Gebirgsbache, der im Sommer reißende Fluten wälzt, jetzt aber gemütlich zu überqueren ist. Allerdings liegen in diesem Flußbette auffallend viele runde „bolders“ wie Köpfe und Kürbisse so groß in einer Menge, wie ich sie in keinem anderen Flusse jemals angetroffen. Das Pferd hat Mühe, ein Plätzchen für den Huf zu finden im niederen, klaren Wasserstand. Wie mag es bei schlammigen Hochwasser durchkommen? Dazu macht der große Bach in dieser Gegend so viele Windungen, daß man ihn mehreremal übersetzen muß. In gerader Linie reiten wir dem hohen Ziele entgegen. Vor uns steigt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die gewaltige Felsenmauer auf, die wir vor Stunden schon aus der Ferne gesehen und in deren Schatten unser Missionsfort liegt. Es geht wieder steil aufwärts; Pferd und Reiter sind ermüdet und bald neigt sich die Sonne zum Untergange. Da schwebt auf einmal ein — eisernes Kreuz in der blauen Luft, es verlängert sich zum Türmchen und darunter das Blechdach des St. Bartholomäuskirchleins. Wir sind zur Stelle! Br. Eremita, dem das Hochgebirge bereits eine liebe Heimat geworden, kommt uns grüßend entgegen. Nun werden wir einige Zeit zu Dreien die Schätze der köstlichen Höhenluft, der großartigen Rundsicht und der heiligen Armut teilen. Auf den eigentlichen Missionsstationen sorgen die hilfsbereiten Schwestern in hausmütterlicher Regsamkeit für alles Nötige. Hier aber sind Haus und Küche, Garten, Nadel, Scheere und Waschzuber dem Hilfsapostel überlassen. Es wird auch in absehbarer Zeit nicht anders werden und bis jetzt (Mitte 1938) sind noch keine Missionsschwestern so weit vorgedrungen und so hoch gestiegen in dieser Gegend. Einstweilen sind wir selbst noch drei Obdachlose. Denn der P. Missionar wohnt hinter dem Altar, der Bruder im Küchenwinkel und ich darf neben dem Piano das Haupt zur Nachtruhe legen. Darum bald an meine Aufgabe, den Armen ein Heim zu bereiten!

Das Material liegt glücklich zur Stelle und so soll unweit der Kapelle ein Haus mit drei Zimmern, einer Küche und Veranda daraus erstehen . . . Des andern Morgens also rüstig ins Zeug! Die Bauart soll zur Kapelle passen; also ein Kolonialhaus, auf Zementsockel, von Holz, Blech und Brettern. Das geht rasch und kann im Notfalle ein solches Bauwerk auch an andere Orte übertragen werden. Letzteres ist nach einiger Zeit tatsächlich unserem ganzen Fort Nr. 8 passiert. Kirchlein und Wohnhaus wanderten mehrere Stunden weit; doch St. Bartel ersteht in neuester Auflage zum zweitenmal am gleichen Ort. Ich erzähle hier nur von der ersten, und als Vorstufe zur benachbarten Nr. 9, St. Simon im Gebirge. Mariannhill



Hochw. P. Bertram Sirch CMM. im Kreise südafrikanischer Männer
Photo: P. B. Sirch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Bertram Sirch CMM. in der Mission beim Festschmaus
Photo: P. B. Sirch

hatte für uns drei Obdachlose gütig vorgearbeitet und das Baumaterial zum Teil schon präpariert. So ging die Sache nun flott voran. Am 14. September konnten wir bereits Kreuzerhöhung buchstäblich feiern. Auf dem errichteten Dachstuhl über dem neuen Haus-Skelett pflanzte ich nämlich ein mächtiges, mit Grün und buntem Schmuck verziertes Kreuz auf. Es war ein Samstag. Am Sonntag staunte die hundertköpfige St. Bartelsgemeinde nicht wenig über den unerwarteten Anblick. Es war eine freudige Überraschung für das zutrauliche Bergvölkchen.

Die hiesige Gemeinde kann mit den Jahren auf 500—700 Katholiken anwachsen, denn die Zulus und Basutos haben bei aller Armut meistens eine zahlreiche Familie. Ihrem Umfundisi sind sie aufrichtig zugetan, zumal wenn er sich ihre Sprachen gut angeeignet hat. Der jetzige praktiziert gern eine besondere Art von Predigt für seine Schwarzen. Außer feierlichem Gottesdienst mit Harmoniumbegleitung, Ansprache und Katechese hält er, so oft immer tunlich, an den Sonntagen Prozession mit kirchlichen Gewändern, Glockenklang und Fahnen in weitem Bogen rings um die Kapelle. Das macht Eindruck auf die Naturkinder und zieht die von der Ferne an, wenn sie von den Bergen den buntfarbigen Umzug sehen und ihre bekehrten Volksgenossen laut beten und singen hören. Diese Art Inshumayelo eignet sich vorzüglich in der Osterzeit. Hier aber wird sie noch öfter mit Erfolg angewendet. Der Missionar muß sich aller guten Mittel bedienen.

Nach Fertigstellung der Holzarbeiten gesellte sich noch ein vierter Nothelfer zum Kleeblatt in der Einsamkeit. Wände und Dach des neuen Hauses samt Veranda waren mit Blech zu bekleiden und damit die Obdachlosen rascher einziehen konnten, teilte ein willkommener Blechschmied die weitere Arbeit. So viele Europäer waren wohl noch nie gleichzeitig an diesem verlorenen Punkte Afrikas! St. Bartel wird auch sobald nicht wieder eine vierköpfige Ordensgemeinde sehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ort und Lage haben viele Vorteile — aber auch einen großen Mangel, nämlich an Wasser. Der muntere Bergbach ist ziemlich weit entfernt und bis zur nächsten, dünnen Quelle braucht es eine kleine Viertelstunde. Auf die Dauer ist es ein meilenlanger Weg mit dem Eimer in der Hand oder auf dem Kopf. Blechbauten werden darum in solchen Gegenden doppelt geschätzt, weil das Regenwasser in Tanks gesammelt werden kann, was bei den Strohdächern nicht der Fall ist. Wir beiden Nothelfer lösten also auch die Wasserfrage dieser Neugründung!

Wie schon erwähnt, türmt sich unweit der Station eine weithin sichtbare Felsenmauer auf. Am östlichen Abhang ragt ein wunderliches Steingebilde, ein Horn aus dem Massiv hervor wie ein sehr schief geneigter Turm. Von der stumpfen Spitze zur Tiefe sind es ungezählte Meter. Die merkwürdige Formation zieht jeden Bergsteiger an; nicht minder der Hochgrat auf der Felsenmauer, der in der Zulusprache das hohe „Gegenüber" heißt. Schon auf dem Herweg war mein Entschluß gefaßt: da hinauf klettern wir einmal! Zwei gute Sonntagnachmittagstunden schienen zu genügen. Freilich stimmte die Rechnung bei weitem nicht, wie ich mit meinem Begleiter, Br. Koch aus Ostdeutschland, bald erfahren sollte.

Nach vollständig geleisteter Feiertagspflicht und empfangenem hl. Segen im Haus des Herrn machten wir uns mit guten Bergstöcken versehen gegen 2 Uhr auf den Weg. Die Luft war so blau und das Tal nun auch grün im zarten Erstlingsschmucke der afrikanischen Frühlingsflur nach einigen feuchten Nebeltagen, die den Regen oft spärlich ersetzen. Um diese Zeit hat die Landschaft ein sehr „gemischtes Aussehen." Je nach dem früheren oder späteren Einäschern der Grasflächen sind sie entweder noch schwarz und grau oder sie zeigen spärliches oder saftiges Grün. Das Letztere sticht dann gegen die beiden ersten doppelt wohltuend ab. Solcher Kontrast kommt in Europa kaum je zum Vorschein. An den Abhängen des Hochgebirges tritt der Unterschied noch mehr zutage. Eine Wanderung im September und Oktober hat darum in dieser Gegend eigentümliche Reize.

Nach einer gemütlichen Stunde des Aufstieges begann das eigentliche Klettern an der Flanke des Felsenmassives. Bald sahen wir, daß diese Partie allein mehr als zwei Stunden beanspruchen würde. Die Sonne geht aber schon vor 6 Uhr unter und wir standen in der Neumondwoche. Unser hohes Ziel wollten wir indessen nicht auf halbem Wege preisgeben. Darum vorwärts auf Händen und Füßen von Staffel zu Staffel trotz Schweiß und sinkender Sonne! Meinem Begleiter ging der Atem aus; ich konnte eben noch die Spitze des Felsenhornes erreichen, die kaum 3 Meter Raum bietet, und im Glanze der letzten Tagesstrahlen die ganze Landschaft schauen. Der Rundblick war freilich gestört durch aufsteigenden Rauch verschiedener Grasbrände in der Ferne. Unter dem Turm gähnte die schwindelnde Tiefe, oben verklärte feierliche Stille den einzig schönen Sonntagabend. Nach kurzer Rast konnten wir noch den nahen Hochgrat erklimmen und da den Untergang der Sonne, Ukutshona kwelanga, beobachten. Unwillkürlich drängte es uns zu einem Gebet und Abegesang mit einer Strophe von „Großer Gott, wir loben Dich!" auf dieser Hochgebirgsstelle, die wir zum ersten und wohl auch zum letzten Male erklommen hatten. Schade, daß die hereinbrechende Nacht so bald zur Umkehr nötigte. Eine solche Bergtour sollte nicht am Nachmittag, sondern in früher Morgenstunde angetreten werden . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Forts.)

Wohl mag man von gesicherter Stellung aus beim Anblick der üppigen, farben- und formenreichen, paradiesischen Blumen- und Pflanzenwelt der Tropenländer in Ekstase geraten und, von der trunkenen Begeisterung auf den Pagasus gehoben, die herrlichsten Lobgedichte auf Palmenhaine und Orchideenpracht hervorzaubern, — gegen alles aber, was in der dortigen kleinen und großen Tierwelt kreucht und fleucht und herumschleicht, heißt es sich in acht nehmen, heißt es: Aufgepaßt!

Ach ja, es ist leider nur zu wahr, daß man im Tropenlande, also auch in Indien, immer auf der Hut sein und sich wehren muß gegen die verschiedensten Arten lästigen Tiergesindels. Dabei denke man aber nicht gleich an die großen Tiere, an Tiger, Panther und Schlangen. Mit diesen kommen ja die allerwenigsten Europäer jemals in nähere Berührung. Die allermeisten von ihnen, auch wenn sie viele Jahre in Indien verlebt haben, müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, bekennen, daß sie niemals eines dieser gefährlichen Tiere in der Freiheit draußen gesehen haben. Womit aber alle in Indien zu rechnen haben, das ist die fast ständige Plage vonseiten der kleinen und kleinsten Quälgeister aus dem Tierreiche.

Die kleinsten Unholde, mit denen jeder Ankömmling aus Europa von vornherein Bekanntschaft machen muß, und aus deren Gesellschaft er nie herauskommen wird, solange er in Indien weilt, sind die Moskitos.

Was sind das nun für Dinger, diese Moskitos? Eine Moskito ist mal sicher kein Buffalo, wie eine junge Dame meinte, die, als sie kurz nach ihrer Ankunft einer Herde dieser vorsündflutlichen, schwerfälligen, friedlichen Haustiere begegnete, bestürzt fragte, ob diese nicht die schrecklichen Moskitos seien, von denen sie so viel gehört habe. Das Wort „Moskito" ist die Verkleinerung des spanischen Wortes „moska", d. h. Fliege, und bedeutet daher: kleine Fliege. Sie ist nichts anderes als eine Stechmücke und gehört zur Ordnung der Zweiflügler. Außer den zwei Flügeln zum Fliegen hat sie sechs haardünne Beine, von denen sie vier zum Gehen braucht und die zwei langen Hinterbeine, die mit dem Saugapparat vorn am Kopfe verbunden sind, als Pumpenschwengel benützt.

Da nun die Moskitos mit Vorliebe frisches Blut zur Nahrung und eine weiche Haut zum Stechen suchen, so stellen sie ganz besonders dem Menschen nach, der daher auch fast stets von ihnen umgeben ist, besonders wenn er ruhig liegt oder sitzt. Bevor eine blutdürstige Moskito sich auf ihr Opfer niederläßt, umschwirrt sie es erst mit aufreizendem Gesumme, wählt sich ein weiches Plätzchen, Nase, Ohr oder Stirne, kommt näher, versichert sich, daß keine Gefahr in der Nähe ist, setzt sich dann leise und unbemerkt auf die Haut und senkt und bohrt ihren Saugrüssel wie eine Schusterahle in dieselbe hinein. Sobald man den Stich fühlt, ist der richtige Moment, sie totzuschlagen.

Leider gelingt das in den meisten Fällen nicht, weil man nicht schnell genug war. Sitzt man ruhig am Tisch, so machen sie sich besonders gerne über die Fußbeugen unter dem Tische her, wo es dunkel ist, und stechen durch die Socken, so daß man dort ständig ein prickelndes Jucken hat. Da kann man sich rein gar nicht helfen und erwehren. In einer ganz besonders verzweifelten Lage ist man am Altare beim heiligen Meßopfer, wo man sich am wenigsten wehren kann. Ungestört stechen die Plagegeister drauflos, und man muß all das lästige Brennen und Jucken an den gestochenen Stellen verbeißen. Wie schwer hält es daher oft, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen!

Nicht zufrieden mit der Verfolgung am Tage, rauben einem die Moskitos auch noch die so notwendige Nachtruhe. Im Schlafzimmer haben sie ja viele gute Plätzchen, sich ungestört aufzuhalten und sich zu verstecken, wie im Innern der Schuhe, in den Falten der aufgehängten Kleidungsstücke, unter dem Bette und dem Waschtische usw. Will man sich zu Bett begeben, so kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und warten auf ihre Gelegenheit. Wohl hat man ja vielfach zum Schutze gegen die Moskitoplage feine Netze um das Bett herumgespannt, aber viel nützen diese auch nicht. Beim Zurechtmachen des Bettes nämlich gelingt es doch noch mancher Moskito, hineinzuschlüpfen, und dann hat man trotz allem die Musik da drinnen wer weiß wie lang. Kaum hat man sich unter den Schutz des Netzes hingelegt, so hört man schon auch bald wie aus weiter Ferne den feinen, langgezogenen, summenden Sirenengesang einer nichtsnutzigen Moskito. Das dünne durchdringende Gesumme kommt näher. „Ha!" denkt man mit Genugtuung, „komm nur her, du Vermaledeite, du bist auf dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rechten Weg, komm nur her, ich will dir zeigen, was du verdienst!" Wirklich ihr schriller Pfiff ist jetzt am Ohr. Dort will sie sich niederlassen. Ha, jetzt kein Entrinnen mehr! Jetzt will ich dir dein Handwerk legen! Mach deine Rechnung mit dem Himmel, alte Hexe! Und, paff, saust mit schnellem Schlag die rechte Hand aufs Ohr. Ist sie getroffen? eine Leiche? — Nein, noch lange nicht. Es war Täuschung. Denn gleich hört man wieder munteres Gesumme, als ob die Perfide einen noch höhnisch auslachen wollte. Und wie oft hat man sich so selber eine derbe Ohrfeige gegeben!

Nicht genug damit, daß diese äußere Störung den Schlaf fernhält, jetzt wird sie auch Ursache, daß der Geist zu grübeln und zu rumoren anfängt und so den Schlaf noch länger hinhält. Man beginnt nämlich darüber nachzudenken, wozu denn eigentlich diese und ähnliche Geschöpfe da sind? Eine alte Erklärung meint, sie seien da, um uns in der Demut zu üben. — Gut, aber die volle Überzeugung von meiner Armseligkeit und Ohnmacht gegenüber diesen winzigen Kreaturen, und erst recht vor dem unendlichen Gott, habe ich schon nach einem einzigen Tage, einer einzigen Nacht solcher Quälereien. Warum denn fortwährend, Tag für Tag, Nacht für Nacht? Schweres Problem! Aber da fällt mir ein, welche Gründe der hl. Augustinus dafür angibt. Der große Kirchenlehrer sagt, diese lästigen und schädlichen Kreaturen hätten einen vierfachen Zweck: sie sollten nämlich

entweder zur Strafe schmerzen,
oder zum Heile belästigen,
oder zum Nutzen prüfen,
oder unbewußt belehren.

Das ist allerdings Stoff genug zum Nachdenken, aber auch genug, um lange wach zu liegen, bis endlich der Schlaf dem Grübeln ein Ende macht.

Aber selbst wenn keine Moskitos im Netze drinnen sind, gewährt dieses einem doch nicht vollen Schutz. Fallen einem nämlich im Schlafe die Hände zur Seite, so zerstechen einen die Moskitos von außen durch das Netz. Ich habe mir auch schon vor dem Schlafengehen Hände, Gesicht und Kopf mit Petroleum eingerieben, aber da war der Geruch zu lästig. Toilettenessig oder Kölnisch Wasser wären ebenfalls gut gewesen, aber wie kann ein armer Missionar sich solchen Luxus leisten? — Auf diese Erfahrungen hin gebrauchte ich das Netz bald gar nicht mehr und verzichtete schließlich aufs Bett überhaupt. So habe ich denn fortan viele Jahre im Rohr-Liegestuhl geschlafen, so gut es ging, und ließ die Moskitos stechen, soviel sie wollten. Obschon ich nun jeden Morgen sehen konnte, daß ich an den Armen und Händen und im Gesichte gehörig zerstochen war, so habe ich doch niemals fühlbare Folgen verspürt und auch niemals den leisesten Anflug von Malaria gehabt. Wahrscheinlich war ich durch die anhaltenden Injektionen der Moskitos bis zu einem gewissen Grade immunisiert, während gar manche meiner Mitbrüder von der Malaria heimgesucht wurden.

Es gibt indes verschiedene Arten von Moskitos, von denen die einen bösartiger sind als die andern. Jedenfalls solange man in der Nähe von Brutstätten der Moskitos, wie tiefliegende Flußgelände u. stillstehende, faulige Tümpel und Wasserbehälter wohnen muß, kann man sich ihrem lästigen und gefährlichen Treiben nicht entziehen.

In ihrem wenig ehrenvollen Berufe, die armen Menschen zu quälen und sie zu belästigen, werden die Moskitos noch eifrigst unterstützt von den massenhaft vertretenen Stubenfliegen.

Sind diese schon in unserem gemäßigten Klima zur Sommerzeit eine wahre Hausplage, so kann man sich hier kaum vorstellen, in welchem Ausmaße sie in der heißen Zone allen Hausbewohnern durch ihre Menge und Zudringlichkeit das Dasein verleiden. Zwar stechen sie nicht wie die Moskitos, aber wenn sie einem, solange man sich im Hause aufhält, fast fortwährend um die Augen herumfliegen und im Gesicht und auf der ehrwürdigen Glatze herumspazieren und sich durch keine Abwehr einschüchtern lassen, so ist das nichts weniger als angenehm. Und weil sie auch in der Küche in alles ihr lüsternes Näschen hineinstecken, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie vielfach als Zugabe in der Suppe aufgetischt werden und als kleine Rosinchen im Reis erscheinen. Und geht man im Basar die offenen Läden entlang, so sieht man ganze schwarze Schwärme von ihnen auf dem Backwerk, den Leckereien und Früchten herumhocken, wahrscheinlich, um sie dadurch appetitlicher zu machen. Wie begrüßt man da die dunkle Nacht, wo man wenigstens von diesem Geschmeiß in Ruhe gelassen wird.

Wenn es nun im „Benedicite" (Dan. 3, 81) heißt: „Preiset, alles Wild und Vieh, den Herrn", so mögen diese Menschenquäler, Moskitos und Fliegen — von Wanzen und Flöhen gar nicht zu reden, — selber sehen, wie sie mit ihren Missetaten den Herrn loben!

20. Bekanntschaft mit Schlangen

Bevor man in die Tropen, z. B. nach Indien, zieht, macht man sich vielfach Sorgen und hat so seine beklemmenden Gedanken wegen der vielen Schlangen, die es dort gibt. Ist man aber drüben einmal angekommen, so erkennt man bald zu seiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen Beruhigung, daß all diese bangen Sorgen unbegründet oder wenigstens sehr übertrieben waren.

In den volkreichen und geräuschvollen Städten wird man keine Schlange zu Gesicht bekommen. Da wagt sich eben keine Schlange hinein. Das Revier der Schlangen ist nur draußen in der freien Natur, in der Wildnis, in den Dschungeln, in den Feldern und Plantagen, überhaupt an Orten mit viel Vegetation, weil sie dort an dem zahlreichen kleinen Getier reichliche Nahrung finden.

Man wird also nur dann Gelegenheit haben, hie und da mit Schlangen in Berührung zu kommen, wenn man draußen einsam auf dem Lande oder mitten in Wald und Busch oder nahe bei Plantagen wohnt. Aber auch da kommt es verhältnismäßig selten vor, daß eine Schlange den Menschen in ihrer Wohnung einen Besuch abstattet. Sobald man einer Schlange ansichtig wird, so reize man sie nicht durch Bewegungen, sondern bleibe ruhig und bewegungslos stehen und gebe ihr Zeit zum Entkommen. Nach vielen Versuchen mit Schlangen bin ich zur Überzeugung gelangt, daß es kaum ein furchtsameres Tier gibt als eine Schlange. Jede Bewegung in ihrer Nähe macht sie nervös und reizt sie, und das einzige, was sie sucht, ist, mit heiler Haut zu entkommen. Gelingt ihr das nicht, so setzt sie sich zur Gegenwehr.

Es gibt in Indien zweifelsohne sehr viele Schlangen, aber die meisten Arten sind harmlos. Von den giftigen und daher gefährlichen Arten kommen hauptsächlich nur zwei Arten in Betracht, die in ganz Indien reichlich vertreten sind, nämlich die Brillenschlange oder Kobra und Phursa. Die Kobra wird eineinhalb bis zwei Meter lang und unterscheidet sich in zwei Arten: die braune und die schwarze Kobra. Letztere von den Eingeborenen „Kala Nag" genannt, ist wegen ihrer Giftigkeit ganz besonders gefürchtet. Die Phursa hingegen ist eine kleine, etwa zwei Fuß lange Viper. Diesen beiden Arten sind fast alle Todesfälle durch Schlangenbiß zuzuschreiben. Ihnen fallen jedes Jahr 21—25 000 Menschen zum Opfer. Das macht aber kaum einen Mann auf 10 000 der Gesamtbevölkerung aus. Man kann auch ruhig sagen, daß die allermeisten der Gebissenen durch eigene Unvorsichtigkeit zu Schaden gekommen sind.

Gingen die Hindus darauf aus, diese giftigen Schlangen, wo immer sie dieselben treffen, zu töten, so würden sie bald aufhören, eine Plage des ganzen Landes zu sein. Da ihre Religion ihnen es aber verbietet, irgendein Tier zu töten, und da in ihren Augen die Kobra ein besonders heiliges Tier ist, so vertilgen sie dieses furchtbare Reptil nicht nur nicht, sondern erweisen ihm sogar göttliche Verehrung. Gefällt es einer Kobra, sich einmal in eine Hinduhütte zu begeben, so bleiben die Bewohner derselben so lange draußen, bis ihr beliebt, wieder herauszukommen. Dann fallen sie vor ihr nieder, danken ihr für die hohe Ehre ihres Besuches und bitten sie, von einem ferneren Besuche absehen zu wollen, weil sie sich vor ihr fürchteten. So können sich die Schlangen schrankenlos vermehren und bleiben eine ständige Gefahr für die Einwohner.

Da meine Station rings von Baumwolle-, Zuckerrohr-, Bananen- und Maispflantagen umgeben war und um mein Haus herum ein großer Garten mit Bäumen und Sträuchern aller Art sich ausdehnte, so hatte ich Gelegenheit genug, mit Kobras und anderen Schlangen Bekanntschaft zu machen. Darüber will ich einiges berichten.

Neben meinem Blumen- und Gemüsegarten im Hof stand ein Aborthäuschen für die unteren Schulklassen. Als mir die Schüler berichteten, sie hätten schon öfters eine Kobra herauskommen sehen, schaute ich einmal selber nach. Gegen die hintere Seitenwand des Häuschens standen einige Wellblechstücke. Da gewahrte ich tatsächlich unter denselben das gefährliche Tier. Sie hatte gerade eine Taube umringelt und zerdrückt und war daran, ihr Opfer zu begeifern und zu verschlingen. Ich entfernte mich leise, holte meine kleine Winchesterflinte und machte der Kobra den Garaus.

Am Rande meiner Zisterne war ein kleiner, in den Boden gemauerter Wasserbehälter, aus dem der Mali das Wasser zum Begießen der Blumen und Zierpflanzen zu schöpfen hatte. Nun kam er einmal vor Aufregung gelaufen und sagte: „Saheb, ich kann kein Wasser schöpfen."

„So? das ist doch merkwürdig. Warum denn nicht?"

„Ach, Saheb, da ist ja eine Kobra im Behälter und badet."

„Na, das soll ihr teuer zu stehen kommen. Bleibe nur weg. Ich komme."

Schnell ging ich mit der kleinen Flinte in den Hof und näherte mich vorsichtig dem Behälter. Wirklich, da wand und rollte sich mit sichtlichem Wohlbehagen eine hellbraune Kobra im Wasser herum. Sobald sie ihren Kopf über Wasser zeigte, sandte ich ihr eine Ladung Schrot hinein, und sofort streckte sie sich. Sie war tot. Ich zog sie heraus und hatte eine ausgewachsene fast zwei Meter lange Kobra vor mir.

Hinter dem Chor der Kirche und meinem Hause lagen unter den schattigen Bäumen noch drei Haufen von Steinabfällen von der Zeit des Neubaues der Kirche her. Sie waren von wildem Unkraut über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Bonifatius, Schurgast: Unsere Neulinge
Photo: St. Bonifaz, Schurgast

wuchert. In einem dieser Haufen, so sagten mir die Leute der Nachbarschaft, müsse sich eine größere Schlange aufhalten, die sie schon öfters wahrgenommen hätten. Das war mir sehr interessant, und ich war gespannt, zu sehen, was das wohl für eine Schlange sein sollte. Ich ließ deshalb an einem schulfreien Tage einen Schlangenbeschwörer, der im Basar wohnte, herüberkommen. Dieser erschien sofort mit seiner Zauberflöte.

Wir begaben uns sofort zu dem Steinhaufen, welcher zunächst der Straße lag. „Hier, in diesem Haufen," sagte ich dem Beschwörer, „soll sich, wie man behauptet, eine größere Schlange befinden. Wenn dem so ist, kannst du dann mit deiner Zaubermusik die Schlange hervorlocken?"

„Ganz gewiß, Saheb! Sofern in diesem Haufen eine Schlange ist, werde ich sie bald heraus haben, denn dem Ton dieser Flöte kann keine Schlange widerstehen, selbst wenn sie eine Tagereise tief in der Erde wohnte."

„Das ist ja wunderbar", entgegnete ich, „so was habe ich noch nie erlebt. Fange also gleich mit deiner Musik an. Gelingt es dir, die Schlange herauszulocken, sollst du einen guten Backschisch haben; kommt sie aber nicht heraus, so erhältst du nichts."

„Einverstanden, Saheb!" sagte der Zauberer mit sieghafter Miene, und hockte sich vor den Haufen auf den Boden. Er setzte seine hölzerne Flöte an und blies mit vollen Backen hinein, während seine Finger auf den zwei, drei Flötenlöchern emsig auf und nieder gingen. Es war ein eintöniger, näselnder Klarinettenton, um den zwei andere Töne einen halben Ton höher und tiefer zitterten. Meine Diener, Sakristan, Koch und Mali, kamen auch voll Neugierde herbei, und auf der Straße blieben die Leute am Drahtzaun stehen, um den Ausgang der Zauberei abzuwarten. Unermüdlich blies der Zauberer seine Flöte und bewegte sie flötend über dem Haufen hin und her. Schon hatte er eine Viertelstunde mit Macht und Kunst geblasen, daß ihm die Augen beinahe vor dem Kopf standen, aber keine Schlange ließ sich sehen.

„Schon gut, sagte ich dem Zauberer, „setze dich einmal auf die andere Seite des Haufens, dort hört die Schlange es vielleicht besser!"

Der Zauberer kam kopfschüttelnd dieser Weisung nach. Aber auch hier hatte seine Zauberkunst keinen besseren Erfolg. Nach einer Viertelstunde vergeblicher Bemühung sagte ich ihm, er könne gehen, denn es habe keinen Sinn, noch länger unnütz die Zeit zu verlieren. Da reckte sich der Zauberer auf, warf sich in die Brust und beteuerte mit prophetischer Sicherheit: „Saheb, so wahr der Schaitan (Satan) ein Bösewicht ist, befindet sich in diesem Haufen keine Schlange, sonst hätte sie sich schon gezeigt. Da nützt selbst die stärkste Zauberei nichts!" Dann machte er einen tiefen Salaam und zog unter dem Hohngelächter der Zuschauer von dannen.

Als alle fort waren, sagte ich meinem Mali: „Jetzt wollen wir einmal den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Haufen gründlich untersuchen. Hole den langen Karst und bringe die Greifzange und die breite Flasche voll Spiritus, die ich bereitgestellt habe." Als diese Sachen zur Stelle waren, ließ ich den Mali mit dem Karst die Steinschalen auseinanderziehen. Kaum hatte er damit begonnen, so sah ich auch schon den Leib einer daumendicken dunkelgrünen Schlange, die sich tiefer in den Boden hinein verbergen wollte. Schnell packte ich sie mit der Greifzange und zog sie heraus. Es war eine ganz harmlose, etwa einen Meter lange Tropidonotus (eine Art Ringelnatter), ein schönes, unverletztes Exemplar. Wie ich sie in den Spiritus hinein versenken wollte, ging das nicht so ganz ohne Mühe, denn sie sträubte sich gewaltig dagegen. Schließlich hatte ich sie doch sicher unter dem breiten Korke, aber ich fühlte, wie mächtig sie mit dem Kopfe dagegen drückte. Nach einigen Minuten jedoch regte sie sich nicht mehr.

Weil ich gehört hatte, daß Schlangen immer in Pärchen zusammen leben, ließ ich den Mali noch mehr Steinschalen wegräumen. Wirklich zeigte sich auch bald etwas seitwärts von der ersten Fundstelle der andere Teil des Schlangenpaares. Diese Schlange barg ich in einer anderen Flasche mit Spiritus. So war das schöne Pärchen gut versorgt und aufgehoben.

Es sollte aber nicht lange dauern, da bekam ich die von den Leuten gesehene größere Schlange zu Gesicht. Nach dem ermüdenden Hochamt am Palmsonntag ging ich in der Veranda hinter meinem Hause auf und ab, um mich etwas von der ausgestandenen Hitze zu erholen. Als ich gerade einmal in den Garten hinunterschaute, sah ich, wie aus dem Steinhaufen dicht hinter dem Kirchenchor eine dunkle Schlange emporschoß und ebenso blitzschnell wieder im Haufen verschwand. „Hallo", dachte ich, „das ist ja sicher eine Kala Nag d. h. Brillenschlange! Die muß erlegt werden!"

Sofort nahm ich meine kleine Flinte u. rannte hinunter. Dem Mali rief ich zu: „Bringe schnell den Karst mit dem langen Stiel und komme hinter das Haus!" Wie er zur Stelle war, sagte ich ihm: „Stell dich dahin, vier Schritt vor diesen Steinhaufen, und ziehe langsam die Steinschalen auseinander.. Hier in diesem Haufen ist eine Kala Nag, — ich hab' sie gesehen, — die will ich jetzt totschießen!" — Der arme Mali fiel beinahe in Ohnmacht, als er das Wort Kala Nag hörte. Er zitterte wie Espenlaub.

„Saheb", rief er aus, „das ist ja ein furchtbar böses Tier. Diese Schlange kann man nicht töten, sie lebt immer wieder auf!"

„So? Meinst du? Warte nur du wirst gleich sehen, wie bald die tot, mausetot ist!" — Ich postierte mich drei Schritte vor die andere Seite des Haufens, hielt meine Flinte bereit und sagte dem Mali: „So, jetzt fange beherzt an!" Schon nach ein paar Zügen mit dem Karst schoß die Kobra hoch mit aufgeblähtem Halse, schaute wütend um sich und fauchte wie besessen. Der Mali ließ vor Schrecken den Karst fallen und wollte davonlaufen. Ich zielte auf ihren Kopf, traf sie aber in den Hals. Sofort duckte sie sich nieder und verschwand unter den Schalen. Dem Mali aber rief ich zu: „Hier bleiben! Hebe den Karst auf und ziehe die Steine wieder auseinander!"

„Aber, Saheb, habe Erbarmen und laß mich gehen. Die wütende Schlange wird auf mich losschießen und mich beißen. Ich kenne sie. Ich bin ein Mann des Todes. O Saheb, laß mich gehen!"

Ich lachte ihn aus und sagte beschwichtigend: „Sei doch kein Kind! Die Kobra wird dir gar nichts zuleid tun. Du bist ja zu weit von ihr weg. Wenn sie noch einmal Zeit zum Beißen hat, dann wird sie höchstens nach dem Karst schnappen. Ich werde ihr aber jetzt das Beißen für immer austreiben. So, nun zieh doch endlich!"

Zögernd setzte der Mali den Karst wieder in Tätigkeit. Schneller, als ich dachte, fuhr die Kobra wieder fauchend empor, aber nicht mehr so hoch wie das erste Mal. Schärfer als zuvor zielend, traf ich sie diesmal mit der vollen Ladung in den Kopf, und sofort sank sie tot zusammen und rührte sich nicht mehr. Der Mali atmete erleichtert auf und war froh, daß er am Leben war.

„Siehst du wohl", sagte ich ihm, „kann die noch mehr tot sein, als sie ist? — Jetzt wollen wir auch dafür sorgen, daß sie nicht mehr aufersteht. — Bringe etwas Reisig und Kleinholz aus dem Schuppen her und zünde es an!"

Sobald alles Brennmaterial da war, packte ich die schwarze Kobra hinter dem Kopfe und zog sie aus dem Steinschutt heraus und war beinahe selbst erschrocken, als ich ihre volle Körperlänge sah. Sie maß gut zwei Meter, war also vollständig ausgewachsen und wirklich sehr gefährlich. Dann öffnete ich ihr mit einem Holzstäbchen das Maul und besah mir die Giftzähne. Die waren schauerlich genug, und ich hätte sie wahrhaftig nicht gerne irgendwo im Fleische sitzen haben mögen! Als ich sie dann dem Mali zeigte, sagte dieser: „Welch ein Glück, Saheb, daß noch keiner von uns und den Leuten, die hier ganz in der Nähe wohnen, von ihr gebissen worden ist!"

„Da hast du recht, Mali, wir sind vor großem Unglück bewahrt geblieben. Damit sie auch in Zukunft keinen beißt, wollen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir sie jetzt verbrennen!" — Und damit warf ich sie auf das Brennholz. Und bald züngelte das Feuer hoch empor und verwandelte das giftige Ungeheuer in Asche.

„So, Mali, glaubst du auch jetzt doch, daß die Kala Nag wieder Leben bekommen wird?"

„Nein, Saheb, die ist zu tot!"

Nun hätte ich eigentlich auch nach dem anderen Teil des Kobrapaares im Steinhaufen stöbern sollen. Aber es war mir zu heiß, und nachher fiel es mir gar nicht mehr ein. Daß dieser andere Teil wirklich noch da war, sollte sich bald zeigen.

Nach ungefähr drei Wochen rief jemand eines Abends spät — es war schon nach zehn Uhr — von unten herauf: „Saheb, Saheb, komm schnell!"

„Nun, was ist denn los?"

„Hier ist soeben ein Nachbarsdiener von einer Schlange in den Fuß gebissen worden. Komm schnell, er stirbt."

„Wo ist er denn der Schlange begegnet?"

„Hier neben deinem Zaun."

„Was war es denn für eine Schlange? Wie sah sie aus?"

„Es war eine große schwarze Schlange, Saheb."

„Ja, ich komme sofort."

Nun wußte ich Bescheid. Es handelte sich sicher um den überlebenden Teil des Kobrapaares, der auf der Suche nach dem verschwundenen Teil war, den ich kürzlich getötet hatte. Ich nahm also ein Fläschchen mit homöopathischem Kobragift mit mir und eilte schleunigst hinunter. Vor der Dienerhütte im Hof meines Nachbarn war eine große Menge Volkes versammelt. Sie umstanden ein niedriges Bettgestell, auf dem der Gebissene ausgestreckt lag. Man machte mir Platz, und ich trat an den Unglücklichen heran. Er war schon ganz bewußtlos. Ich kniff ihn fest in Arme und Beine, aber er fühlte es nicht mehr. Seine Augen waren geschlossen. Hände und Füße waren kalt. Ich untersuchte den gebissenen Fuß und sah, daß die beiden Bißpunkte dem Abstand der Kobrafänge entsprachen. Dann ließ ich ein Waschbecken mit Wasser bringen, löste hypermangansaures Kali darin auf und stellte den Fuß hinein. Dann verlangte ich ein Glas reines Wasser und einen Eßlöffel, tropfte fünf Tropfen Kobragift in einen Eßlöffel Wasser und gab es dem Patienten ein, der glücklicherweise noch schlucken konnte. Dies tat ich eine Stunde lang alle fünf Minuten.

Um ein Viertel nach elf fing der gebissene Mann an, sich die Beine entlang zu kratzen, ein Zeichen, daß das Blut wieder zirkulierte. Dazu schnitt er allerlei Gesichter und Ströme von Tränen flossen über seine Wangen. Bald öffnete er die Augen, schaute verstört umher, wie aus einem tiefen Traum erwacht, und sagte verwundert: „Wo bin ich?" Wir beruhigten ihn und sagten ihm, er sei daheim, und zeigten ihm seine Frau, die er sogleich erkannte. Dieser trug ich auf, ihrem Manne jede Stunde bis zum Morgen eine Tasse heißer Milch zu verabreichen und hie und da dazwischen einen Eßlöffel voll der Medizin, die ich bereitmachte und zurückließ.

Am folgenden Morgen kam der mit knapper Not dem Tode entrissene Mann in mein Arbeitszimmer hineingestürmt, warf sich der Länge nach vor mir auf den Boden und sagte: „Saheb, du bist mein Gott! Du hast mich vom Tode errettet, ohne dich wäre ich gestorben und jetzt eine Leiche!"

„Ja, ja", erwiderte ich, „rede jetzt keinen Unsinn, sondern danke dem einen großen, guten Gott im Himmel, der die Medizin geschaffen und dich geheilt hat. Dem allein danke, und werde zum Dank ein Christ!"

„Ja, Saheb", sagte er, „das will ich mir auch überlegen!"

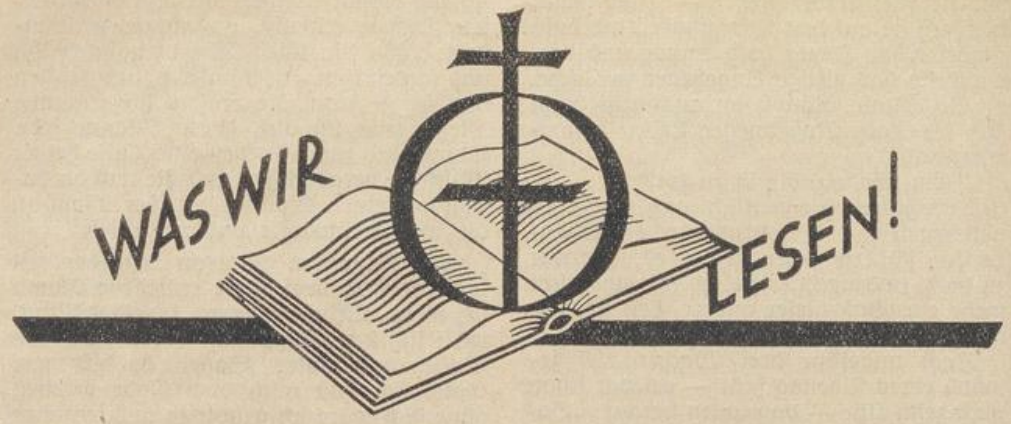
Und dabei ist es geblieben.

Über Tag wird man kaum jemals draußen einer Giftschlange begegnen und so in Gefahr kommen, denn alle Landgiftschlangen sind Nachttiere, die nachts auf Raub ausgehen. Deshalb soll man nachts nie ohne Laterne ausgehen und dabei gut zusehen, wo man hintritt.

Harmlosen, also nicht-giftigen Schlangen bin ich bei Tag oft draußen begegnet. Diese sind meist bedeutend größer und von schönerer Farbenzeichnung als die giftigen. — Als ich einmal eines Morgens zwischen acht und neun Uhr aus einem Busche heimkehrte und am Ende eines Gehölzes einer niedrigen Böschung entlang ging, sah ich etwa zwei Schritt über der Böschung eine schöne Damanschlange durch das dürre Gras aus den Sträuchern herauskommen. Sie war ungefähr vier Meter lang. Sie erhob ein wenig ihren ovalen Kopf und schaute mich ruhig an. Ich blieb stehen und betrachtete sie genau und konnte mich an den schönen, tiefsatten Farben ihrer Haut gar nicht satt sehen. Nachdem ich ihr eine kleine Weile in die matt gelblich-grünlichen Augen geschaut hatte, merkte ich, wie ich schwindelig wurde. Da trat ich einige Schritte langsam rückwärts und ging meiner Wege. — Es muß also eine hypnotische Kraft von den Augen der Schlangen ausgehen. Daher auch die Tatsache, daß kleinere Tiere, die in die Nähe einer Schlange kommen und sie anschauen, wie gebannt auf der Stelle bleiben und nicht mehr wegkönnen, so daß sie der Schlange zum Opfer fallen.

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn

Die katholische Missionsschule im ehemaligen Deutsch-Ostafrika von Dr. theol. P. Franz Solan Schäppi O. M. Cap.
Dr. theol. P. Franz Solan Schäppi zeigt in objektiver Schau die Schulverhältnisse im ehemaligen Deutsch-Ostafrika. In der deutschen Epoche läßt er schauen das Arbeiten der verschiedenen Missionare im Schulwesen, sowie ihre Schwierigkeiten. Jede Gesellschaft hatte ein anderes System in ihrer Schultätigkeit. Die Spiritaner erstrebten die Hebung der Massen, die Weißen Väter die Bildung von Klassen und die Benediktiner von St. Ottilien die Konkurrenz mit den Regierungsschulen. Aber trotz der Verschiedenheit in ihrer Art arbeiteten sie alle segensreich zum Wohle des Volkes und der Kolonialregierung. Nach dem Weltkriege trat eine Änderung ein. Unsere ehemalige Kolonie, die zu herrlichen Blüten berechtigte, wurde englisches Mandatsgebiet. Ein anderes Schulsystem sehen wir: das der Kooperation. Viel Schwierigkeiten gab's für die Missionen. Jedoch Fr. Schäppi beleuchtet geschickt beide Perioden und gibt so eine reiche Fundgrube über die Entwicklung des Schulwesens vom ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Als Quellenwerk ist es einzig.
P. Hermann

„Der Diener Gottes Karl Dominikus Albini" von P. Aloys Weber O. M. I. 32 Seiten, RM 0,20
Lebensbild eines Apostels und Wundertäters aus neuerer Zeit. Er starb im Alter von 49 Jahren als Apostel von Korsika. P. Aquilin

„Der Diener Gottes Eugen von Mazenod" von P. Aloys Weber. 32 Seiten, RM 0,20
Sein charaktervolles Leben und Streben nach Heiligkeit ist ein herrliches Beispiel christlicher Tugend. P. Aquilin

„Der Diener Gottes Bischof Vital Grandin" von P. Aloys Weber. 40 Seiten, RM 0,25
Ein Arbeiter im Weinberge Gottes wie selten ein zweiter. Sein ganzes Leben widmet er der Heidenmission. Opfern und leiden brachte ihm die unverwelkliche Krone. P. Aquilin

Verlag Laumann, Dülmen:

„Vater" von Josef Kuckhoff. 2. Auflage, 144 Seit., kart. RM 1,30, in Leinw. RM 1,90.
Vater sein ein hohes Glück, aber auch eine heilige Verpflichtung, das wollen diese schlichten Blätter dir sagen. Eine von christlicher Liebe und Verantwortung erfüllte Vaterschaft wird Großes wirken in der Erziehung der Kinder, wird Familien glücklich machen. P. Aquilin

„Ein Leben der Liebe" von einer Unbeschuhten Karmelitin. 224 Seiten, kart. RM 3.—, in Leinwand RM 3,80.
Maria Antoinettes Seelengeschichte ist ein Hauch göttlicher freier Gnade. Sie vertieft sich in das gewaltige Geheimnis des Dreifaltigen mit einer solchen Liebe und Tiefe, daß sie den Mystikern des Mittelalters nur zu vergleichen ist. Ein lehrreiches Schriftchen für jeden. P. Aquilin

„Jungen am Altar" von Hans Steffens. 100 Seit., kart. RM 1,70, in Leinwand RM 2,40.
Wie fein ist es, wenn Meßbuben den Altardienst würdig und gut verrichten. Doch das will geübt, verstanden und erklärt sein. Hier hast du eine Anleitung dazu. P. Aquilin

„Der christliche Vater" von einem katholischen Vater. 160 Seiten, Leinwand RM 1.10, Leder RM 1.50, Goldschnitt RM 2.—.
Ein Büchlein der Überlegung und des Gebetes will es sein. Jedem jungen Vater sollte es in die Hand gegeben werden, damit er an seine Vateraufgaben denke und für seine Familie bete.
P. Aquilin

Verlag L. Schwann, Düsseldorf:

„Der Meister ruft" von F. Tillmann. 408 Seiten Ballonleinen RM 6,80.
Unsere Zeit steht vielfach skeptisch den Anforderungen des katholischen Sittengesetzes gegenüber. Der Ruf des Meisters zu seiner Nachfolge verhallt ins Leere. Zum Teil geht dies zurück auf Unkenntnis der Sache. Wie dankbar müssen wir dem Verfasser der „Laienmoral" sein, in leicht verständlicher Weise den Weg der Nachfolge Christi gezeichnet zu haben. „Nimm und lies" sollte man jedem christgläubigen Menschen sagen. Ja, selbst derjenige hochgesinnte Mensch, der Christus und seiner Sittenlehre fernesteht, dürfte überzeugt werden, daß das wahre Ideal in der Verwirklichung der dargestellten Nachfolge Christi liegt. P. Hugo

Selbstverlag des Missionsärztlichen Instituts Würzburg:

„15. Jahresbericht 1938 der katholischen missionsärztlichen Fürsorge." Herausgegeben von Direktor K. M. Boßlet O. P.
Wiederum liegt der Jahresbericht der katholischen missionsärztlichen Fürsorge vor. Immer stattlicher wird sein Umfang. Meisterhaft führt er ein in den großen weltverzweigten Aufgabenkreis der katholischen missionsärztlichen Tätigkeit. Ärzte und Ärztinnen, die aus dem Institut Würzburg hervorgegangen, wissen aus ihren Tätigkeitsgebieten in der Mission interessant zu erzählen, Erfahrungen auszutauschen und über die neuesten Forschungen und Entdeckungen zu berichten. Großes wird geleistet durch die kath. missionsärztliche Fürsorge, das bezeugen die Berichte.
P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 10 Oktober 1938 56. Jahrgang

Gegrüßet seist du, Königin des hl. Rosenkranzes

Frohlockend, selig, hochbeglückt,
Von Schmerz zerrissen, leidbedrückt,
Glorreich gekrönt: so singen wir,
O Jungfrau, Gottesmutter, dir.

Gegrüßt, da du in Freuden warst,
Den Sohn empfingst, ihn trugst, gebarst,
Geopfert ihn, zurückgewannst:
Welch Mutterglück, das du empfandst!

Gegrüßt in deinem Mutterleid
Um deines Sohnes bittern Streit,
Um Geißel, Dorn und Kreuzesnot. —
War je ein Mensch so schmerzumloht!

Gegrüßt in deines Sohnes Sieg,
Der auferstand, gen Himmel stieg,
Den Geist gesandt, der dich erhob,
Ums Haupt den Sternenreif dir wob.

Ihr Völker, pflücket Rosen euch
Aus diesem Kranze wunderreich,
Zu flechten sie der Mutter hold
In ihrer Krone strahlend Gold.

Dir, Jesu, aus der Jungfrau Schoß
Geborener, sei Lob allzeit,
Dem Vater gleich und Heil'gen Geist
In Ewigkeit der Ewigkeit. Amen.

(Hymnus aus der 2. Vesper des Rosenkranzfestes)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christkönigs-Werbung

Von Dr. P. Rhabanus CMM.

Sequere me . . .
Leiste mir Gefolgschaft! (Joh. 1, 43)

Zwei gewaltige Kräfte durchströmen die Geschicke der Völker. Sie heißen Sehnsucht und Liebe, bergen der Menschen höchstes Glück, wenn sie ganz auf Gott gerichtet sind, bergen der Menschen erschütterndste Tragik, wenn sie nur auf Dinge gerichtet sind, die nicht Gott sind.

Eine ergreifende Weihe wird diesen Kräften dadurch zuteil, daß sie von Ewigkeit her auch im weiten Herzen Gottes wurzeln. Und nur weil Gott das Verlangen in sich trug, seine eigene Herrlichkeit und Schönheit auch anderen Wesen mitzuteilen, schuf er sich das Heer der seligen Geister, schuf er diese schöne Welt, schuf er auch uns Menschen nach seinem Bild und Gleichnis — in göttlicher Liebe.

Die schöne Harmonie, die am Morgen der Schöpfung zwischen Gott und seinen Kreaturen, namentlich zwischen Gott und Mensch herrschte, ging verloren durch den Stolz, der einen Teil der Engel zu Teufeln erniedrigte, der unsere Stammeltern aus dem Paradiese vertrieb. Sie hatten begehrt, Gott nicht nur ähnlich, sondern gleich zu sein. Darum mußte sie der Zorn Gottes treffen.

Seitdem aber herrschen in der Welt Elend und Sünde. Die Menschen haben die traurige Möglichkeit, alle Sehnsucht und Liebe, deren sie fähig sind, den Gütern und Freuden dieser Welt zuzuwenden und darüber ihren Schöpfer und die Güter und Freuden seines Himmelreiches zu vergessen.

Da setzte ein geheimnisvolles Ringen ein; ein Ringen zwischen Gott und Mensch; ein Ringen zwischen der werbenden Liebe Gottes und der suchenden Sehnsucht der Menschen. Das aber ist das Größte und Schönste an diesem Geheimnis, daß die werbende Liebe Gottes immer der suchenden Sehnsucht der Menschen zuvorkommt, ihr immer wieder die Bahn weist, die allein zum Glück des Einzelnen und der Völker führt.

Ergreifendes Geheimnis! Gott wirbt um die Liebe seiner Geschöpfe!

Im Buche Deuteronomium, dem fünften, das Moses geschrieben hat, lesen wir im 30. Kapitel 19. Vers: „Himmel und Erde rufe ich zum Zeugen an, daß ich dir vorgelegt habe Leben und Tod, Segen und Fluch. Wähle also das Leben . . ., daß du liebest den Herrn deinen Gott und gehorchest seiner Stimme und ihm treu bleibst; denn er ist dein Leben."

Gott ist also dein Leben! Wievielmehr gilt dieses Wort uns, die wir durch Jesus Christus den König wieder in das göttliche Leben hineingefunden haben. Dazu kam er ja in die Welt, daß wir das Leben haben und es in immer reicherer Fülle besitzen. (Joh. 10, 10). Durch Christus Jesus haben wir wieder Teil am Leben Gottes. In ihm findet die Seele die Erfüllung ihrer letzten Sehnsucht; denn er ist die Wurzel einer neuen Menschheit geworden, als er uns zu Gliedern seines Leibes machte, dessen Haupt er selber ist. Darum sagt der hl. Augustinus: „Das Haupt und die Glieder, das ist der ganze Christus." Nur die in ihm leben, erlangen das ewige Leben. Tragen wir also Sorge, daß wir lebendige Glieder am Leibe Christi sind und beten wir um die Gnade, daß alle Menschen zur Wahrheit dieser Einsicht gelangen und in ihrer Auswertung selig werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christus, der König, erhob einst am Laubhüttenfest seine Stimme und sprach das schöne Wort: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern er wird das Licht des Lebens haben." (Joh. 2, 12). Dieser König hat für alle Menschen denselben Heerruf: „Leistet mir Gefolgschaft!"

Diese Worte des Alten und Neuen Testamentes seien der Granitblock, auf den wir die Waage des gerechten Urteils stellen, die den Ernst unserer Darlegung gegen das leichtsinnige Urteil der Welt abwägen soll.

Sequere me . . . Leiste mir Gefolgschaft!

Wollen wir erwägen, wie dieser werbende Königsruf
hallte durch die Jahrhunderte der Sehnsucht,
hallte in der Fülle der Zeit,
hallen wird bis ans Ende der Zeiten.

I.

Die Tage von dem ersten Adam, durch den Tod und Sünde in die Welt gekommen sind, bis auf Christus, den zweiten Adam, der die Macht der Sünde brach und den Tod bezwang, waren Tage der Erwartung des verheißenen Messias, des Königs der Herrlichkeit, des Erlösers.

Schon im Paradiese rief Gott der Vater unsere Stammeltern nach dem Sündenfall auf zum Glauben an die Stunde, in der Maria, das starke Weib, dem König der Ewigkeiten das Leben geben werde, der die Macht und den Willen in sich tragen sollte, das Reich des Bösen zu bezwingen, alle Welt wieder siegreich in die Arme des Vaters zu führen.

Jahrtausende hielt diese Uroffenbarung die harrenden Menschen im Banne der Erwartung. Immer klarer und deutlicher hob sich das Bild des kommenden Erretters vom dunklen Hintergrund der Offenbarung ab. Ein Volk ward das auserwählte, aufgerufen in Abraham, Isaak und Jakob, das Stammvolk des Messiaskönigs zu sein. Isaak wurde das Vorbild seiner priesterlichen Opferbereitschaft. Aus Melchisedech sprach des verheißenen Königs neues Priestertum. In Moses schritt er als starker Führer und weiser Lehrer seinem Volke voran. Manna gab er ihm vom Himmel, das Symbol wurde für des ewigen Königs hl. Gottesmahl. Wasser schlug er aus dem sonnedurchglühten Felsen der Wüste. St. Paulus sagt: „Alle tranken denselben Trank aus dem geistigen Felsen, der ihnen folgte. Der Felsen aber war Christus." (1 Kor. 10, 4).

Heidnisch war die Umgebung, in der das auserwählte Volk wohnte. Das Volk begann zu irren. Doch die gewaltige Messiashoffnung ging ihm nicht verloren und mit ihr nicht der Glaube an den einen wahren Gott und den Gesalbten, der von ihm kommen sollte. Propheten traten auf und riefen ihn dem Volke immer wieder vor die Seele:

Jetzt höre Israel, mein Volk, hab acht und lausche!
Nicht sei bei dir ein neuer Gott.
Zu fremden Göttern wolle nimmer beten.
Denn Er, nur Er allein ist Gott,
ist Heiland dir und dein Erretter,
der jüngst herauf dich führte nach Jerusalem:
Nah ist der Herr und seine Wahrheit ist uns Licht!

So aber sprach der Herr:

Ich gebe deinen Feinden hin ihr eigen Fleisch zum Fraß,
das eig'ne Blut soll sein ihr letzter Trank,



damit die Welt erfahre, daß ich
dein Licht bin,
dein Heiland und Erlöser, Israels starker Gott.
Zum Himmel aber rief der Menschen Sehnsucht:
Entsprosse, Reis, der Wurzel Jesse,
erblühe, Knospe, zu duftender Pracht!
Des Herrn Geist erfüll' deine Seele
mit Weisheit und Stärke und Kraft und Rat.
O nimm der Herrschaft heil'ges Zepter,
zertritt der Schlange gift'ges Haupt,
daß Gnad' und Friede wieder herrsche,
in Freude jauchze Davids Haus.

II.

Der verheißene Friedenskönig kam. „Das Wort ward Fleisch, Mariens Sohn." Ein zartes Kinderlallen war sein erster Ruf — der Ausdruck eines starken Opferwillens: „Schlacht- und Brandopfer hast du nicht gewollt, an Sünd- und Speiseopfer hast du kein Gefallen." Da sprach ich: „Siehe, ich bin da. In der Buchrolle steht von mir geschrieben, daß ich komme, deinen Willen zu erfüllen, o Gott.. und dein Gesetz — die Liebe — ist meines Herzens Mitte." (Ps. 39, 7—9).

Der König rief: und Engel kamen aus des Himmels Höh'n hernieder und sangen jenes wunderbare Lied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind." (Lk. 2, 14).

Der König rief: und Hirten, die in der Nähe Feldwacht hiel-

Christus, der König
von H. Schiestl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten bei den Herden und Weise aus dem fernen Morgenland kamen und beteten an den König, in Windeln eingewickelt in der harten Krippe. (Lk. 2, 16 ff., Mt. 2, 1 ff). Der König warb: und in Maria, seiner Mutter, stellte er uns das Sinnbild seines Heiligungswillens und seiner Königsabsichten vor die Seele. So sollst du werden, krankes Menschengeschlecht, wie diese königliche Frau: lebend in meinem Leben durch die Gnade — rein von Sünde in meiner Reinheit durch das Bad der Wiedergeburt und die Kraft meiner erlösenden Liebe — tugendreich wie sie, die meine Mutter ist, die zweite Eva, die Ahnfrau einer neuen Menschheit, die geworden ist durch meinen Heilandstod am Kreuz und geheimnisvolle Lebensgemeinschaft mit meiner Braut, die deine Kirche ist. Sei mir durch sie ein liebes Königskind!

Der König warb: und Heiligkeit und Recht auf Himmelsehre bietet er uns an, wenn wir den Mut haben, einen Lebensweg zu schreiten, wie er ihn ging von seiner Wiege bis zum Grabe.

Der König warb: und alle Welt und alle Menschenherzen hallten wieder von dem kühnen Anspruch: Mein Wort ist Wahrheit — heiligt euch in meiner Wahrheit! Ein Leuchten kam ins dunkle Herz hinein. In diesem Lichte schritten mutig Tausende den dunklen Pfad des Glaubens, der sicher führt zu klarer Gottesschau.

Der König warb: und aus dem Herzen brach ein Flammenmeer, das Feuer einer heißen Liebe. Und hell wie Harfenton klangs durch die neugeweckten Herzen:



Rosenkranzkönigin
von H. Schiestl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Gerwald Janssen CMM. von Walbeck (Rhld.)
mit Angehörigen, Verwandten und Mitbrüdern am Primiztage
Photo: Mariannhiller Mission

„Mein Leben soll die Liebe sein zu dir, o Vater. Ihr aber, die ihr an mich glaubt und auf mich hofft, o bleibet doch in meiner Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in mir und ich in ihm."

Der König warb: Auf Golgotha da stand ein Kreuz und ausgespannt an seinen harten Balken verblutete das Opfer einer großen Liebe, bis seine Stimme sterbend sprach: „Es ist vollbracht — die Welt erlöst — der Himmel wieder offen. Gestiftet ist der neue Bund. O laßt von meiner Liebe euch bezwingen. Bleibet Glieder meiner Kirche, die aus der Seite mir hervorging als des Soldaten harte Lanze mir das Herz durchstach. Hier strömt im siebenfachen Strom der Sakramente die Fülle meiner Gnaden. Hier hast du Teil an meines Kreuzes heiliger Opferfrucht in jeder heiligen Messe, die ja die Wiederholung meines Kreuzesopfers ist, unblutig und immerfort an allen Orten dieser Welt durch meine Priester dargebracht. Hier lade ich dich ein, an meinem Königstisch mit mir zu speisen und sage dir: ‚Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und auferwecken will ich ihn am jüngsten Tage'."

Der König warb: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt wird leben, wenn er auch gestorben ist. Ich bin erhöht durch meine Himmelfahrt, genieße auch als Mensch die Herrlichkeit, die mir zu eigen war, bevor zur Erde ich herniederstieg. Auch du sollst auferstehen und ewig mit mir leben in meines Himmels Herrlichkeit, wenn deinen Lebensweg — vielleicht ist es ein harter Kreuzweg — in meiner Gnade du zu End' gegangen bist und in Geduld mit mir dein Kreuz und Leid getragen hast. Ach, herrlich wird das Sterben sein; denn keiner, keiner, der im Glauben an mich lebt und stirbt, geht je verloren. Denn auch für dich, für jeden einzelnen aus euch hab' ich gebetet: Vater, ich will, daß sie, die du mir gegeben hast, bei mir seien an dem Ort, wo ich bin, damit sie schauen die Herrlichkeit, die du mir gabst. Laß alle, die an mich glauben eins sein in mir, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der König warb: Im Brausen kam der Heilige Geist hernieder auf die junge Kirche. Nichts neues sprach er aus; denn Christi Lehre griff er auf und grub sie tief ins Herz der jungen Kirche. Apostel standen auf und wurden kühne Zeugen seiner Wahrheit — Künder seines Lebens — Boten seiner Liebe — Streiter für das Wachstum seines neuen Reiches, seiner Kirche. Durch diese Kirche, die nichts anderes ist als der fortlebende Christus: das Haupt mit den lebendigen Gliedern, die wir Christen sind kraft heiliger Auserwählung, ruft bis ans Ende aller Zeiten Christus jeden auf zu mutiger Gefolgschaft.

III.

Es sprach der Herr zu den Aposteln: „Ihr sollt mir Zeugen sein in aller Welt." Mit diesem Wort rief Christus nicht nur die Apostel auf, sondern auch ihre Nachfolger, die Bischöfe und die Priester, dafür zu sorgen, daß sein werbender Königsruf auf Erden nie verhalle, solange noch die Erde Menschen trägt, die ihn nicht kennen und noch ihr Knie nicht beugten vor diesem Könige der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe, der gesagt hat: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren." (Joh. 14, 21).

Wie der Vater Christus, seinen Sohn, in die Welt gesandt hat, damit die Welt durch ihn das Leben wieder habe, so gab auch Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern eine heilige Sendung an die Menschen: Wie Christus, der König der Wahrheit ist, so sollen sie Künder seiner Wahrheit sein, damit alle Welt im Lichte seiner Wahrheit leuchte. Wie Christus das Leben in sich hat, so sollen sie Spender und Erhalter seines göttlichen Lebens in den Seelen der Menschen sein, durch die Übermittlung seiner Gnaden in den hl. Sakramenten. Wie Christus sich opferte am Stamm des Kreuzes, um alle an sich ziehen zu können in Liebe, so sollen sie die hl. Messe feiern hin durch alle Zeiten und Rufer für die ewige Liebe sein, die sich selbst im Tode opferte, weil niemand den Seinen eine größere Liebe schenken kann als der, der selbst sein Leben hingibt für die Brüder. Wie Christus die Macht in sich trug und gebrauchte, die Sünden zu vergeben, so sollen sie die Menschen aufrufen, der erbarmenden Liebe ihres Gottkönigs zu gedenken, wenn schwere Sündenschuld auf ihren Seelen lastet. — O daß wir diese werbende Königsliebe doch begreifen und genießen wollten, die zu uns spricht: „Gedanken des Friedens denke ich und nicht des Unheils!

Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.
Selig die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, sie sollen gesättigt werden.
Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.
Selig die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen.
Selig die Friedfertigen, sie sollen Kinder Gottes heißen.
Selig die Verfolgung leiden um meiner Gerechtigkeit willen: ihrer ist das Himmelreich." (Mt. 5, 3 ff).

1900 lange Jahre haben die Wahrheit des Herrenwortes bestätigen müssen: „Siehe, ich bin bei euch bis an das Ende der Zeit." (Mt. 28, 20). Jedes neue Jahrhundert wird ein Gleiches erleben. In Wahrheit: Gottes Reich hat sich in Christus, dem König, genaht. Wurzeln will es schlagen in den Herzen der Menschen. Mag auch der Hölle Haß und Menschentorheit sich Christi Königsabsicht widersetzen . . . Stat Crux dum volvitur

orbis! Es ragt das Kreuz solange die Welt sich dreht. Der König lebt und ewig gelten wird sein Werberuf: „Sequere me . . . Leiste mir Gefolgschaft!" (Joh. 1, 43).

Auf unseren Lippen aber ersterbe nimmer das Gebet: „Adveniat regnum tuum!" (Mt. 6, 10). Zu uns komme dein Reich. Jenes Reich, das nicht besteht in Speise und Trank, das vielmehr ist: Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geiste . . . (Röm. 14, 17).

IV.

Etwas Geheimnisvolles rührt an unsere Seele, wenn wir über den werbenden Ruf Christi unseres Königs nachsinnen. So steht es also um Gott den Vater und Christus, unseren König: sie sind und waren das Ziel einer unstillbaren Sehnsucht, die im Menschenherzen lebendig ist. — Vater und Sohn aber kennen selbst wiederum keine größere Sehnsucht als die: bei den Menschenkindern zu sein. — Es ist also gar nicht so, wie einige uns heute glauben machen wollen, daß der Mensch ohne den Glauben an einen persönlichen Gott, ohne den Glauben an Christus den Erlöser, zufrieden leben könne, oder daß er sich gar einen neuen Gott und einen anderen Erlöser suchen müsse. Wo soll der Mensch denn einen neuen Gott suchen? Haben nicht die Jünger, auf die Frage ihres Meisters: „Wollt auch ihr gehen?" schon antworten müssen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." (Joh. 6, 67 f). Wo soll der Mensch einen mächtigeren Gott finden, wo einen, der mehr Sorge und Liebe um ihn trägt als der gewaltige Gott, der das Leben seines Lebens ist und der aus Liebe zu ihm Christus, seinen eingeborenen Sohn, in den Tod dahingab, damit er der König einer neuen Menschheit werde durch sein Blut. Denn das ist doch die Liebe, nicht daß wir Gott, sondern daß Gott uns zuerst geliebt hat. (1 Joh. 4, 10).

Der ewige Vater ist unser Gott und Christus ist der König unserer Seelen. Die ganze Menschheitsgeschichte hat ihnen eine Liebe bezeugt, die nicht Maß und Ziel kannte. Lieben wir diesen Gott und diesen König wieder. Christus selbst ruft uns zur Gefolgschaft auf. Am Königswort, da gibt es nichts zu deuteln. Das nimmt man an, oder verwirft man. Muß dann aber auch den Mut haben, die Konsequenzen zu tragen. Der König schreitet uns zur Seite, will das Geschlecht, dem er in seinem Tod das neue, das göttliche Leben wiedergab, zu Gott, zu unserem Vater, führen.

So wollen wir denn diesem Könige treue Gefolgschaft leisten. Lassen wir seine werbende Liebe nicht betteln gehen. Nein! Unsere Liebe dem König!

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Aus den Gründungstagen der Rhodesia-Mission

Spannende Einzelheiten aus der ersten Periode der Mission in Rhodesien berichtet uns hier ein Jesuitenpater.

Am 25. Juli 1880 überschritten die ersten Missionare, P. Law, P. Wehl, Br. Hedley und Br. De Sadeleer den Sabifluß und fanden sich in feindlicher Umgebung. Gruppen von Maschonas zeigten sich auf mehreren Seiten und schienen vereinte Angriffe auf den riesigen Ochsenwagen zu pla-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen. P. Wehl war allein zu weit vorausgegangen, verirrte sich in der Wildnis und wurde drei Tage vergeblich gesucht.

Da die feindlichen Haufen anwuchsen, beschlossen die Reisenden, das Fuhrwerk im Dunkel der Nacht zu verlassen, denn einem Überfall so vieler Maschonas konnten sie nicht standhalten. Mit zwei treuen Matabele und drei anderen Eingeborenen retteten sie nur den Tragaltar und die notwendigsten sonstigen Dinge. Nach dreiwöchentlichem aufreibendem Marsch gelangten sie zur Residenz des Oberhäuptlings Umzila, am 31. August. Sie wurden gastfreundlich aufgenommen und Umzila sandte sogar eine bewaffnete Eskorte, dreißig Soldaten mit vier Indunas und Br. De Sadeleer, um den Wagen in Sicherheit zu bringen.

P. Law und Br. Hedley litten stark an Fieber und mußten zurückbleiben. Der König wies ihnen eine Hütte und die nötige Bedienung an. Sie erhielten anfangs gute Kost, später nur Kaffernkorn in unsauberem Wasser gekocht. Die Hütte war schlecht gedeckt und ventiliert und oft von Neugierigen besucht. Eine Anzahl Schlangen vertrieben des Nachts die Ratten . .

Am 15. Oktober konnte P. Law mit Hilfe eines Grasstrickes eben noch seine letzte hl. Messe feiern und Br. Hedley die hl. Kommunion reichen. Am 25. November ging er zur wohlverdienten Belohnung ins Jenseits. Es schien ein Wunder, daß sein Leidensgenosse durchkam. Weitere drei Wochen schleppte er sich krank umher und verlangte dann von Umzila zum verlassenen Fuhrwerke gebracht zu werden. Vier Träger transportierten den Todkranken auf höchst unbequemen Tragstangen durch die Berge und Büsche, über Flüsse und Sümpfe, die zwischen des Häuptlings Residenz und Br. De Sadeleer's Wagenburg lagen. Diese wurde nach 25 martervollen Reisetagen am 11. Januar 1881 erreicht. „Bei diesem Anblick", schreibt der Missionsbruder, „konnte ich mich der Tränen kaum erwehren. Nie in



Höhere Regierungsbeamte bei einem Schulkurs der Landwirtschaftsschule auf der Missionsstation Reichenau. Hintere Reihe stehend Patres und Brüder

Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinem Leben sah ich einen gleich ausgemergelten Kranken! Sein ganzer Körper war mit Geschwülsten, Wunden und Geschwüren bedeckt, worin das Ungeziefer wimmelte. Seine Gebeine schienen verbogen und alle körperlichen und geistigen Kräfte erschöpft." — Und doch, wer sollte es glauben, dieser selbe arme Br. Hedley lebte weiter bis 1933 und starb erst mit 88 Jahren! —

Die Wagenburg bewegte sich nun weiter und gelangte nach vierwöchentlicher Tour zum Kraal des Unterhäuptlings der Maschonas, Amalanga. Dieser hatte mit seinem Kollegen Hambabusuku den Überfall des Wagens geplant. Nun waren die Helden nicht wenig erschrocken, strengen Befehl von Umzila zu erhalten, nicht bloß alles herauszugeben, sondern auch noch erhebliche Strafe zu zahlen . . . P. Wehl befand sich nun in guter Gesundheit und übernahm die Leitung der Expedition. Nahezu einen Monat war der Apostel in der Wildnis allein umhergeirrt, halbverhungert und mit zerrissenen Kleidern gab ihm schließlich ein Maschonachief auf 18 Tage den nötigsten Unterhalt. Hier fand ihn der englische Forschungsreisende Mr. Roxly, der unseren Missionar fünf Wochen unentgeltlich verpflegte und mit neuem Anzug ausstattete.

Das Fuhrwerk erreichte am 2. Dezember Umgan, das erste Dorf unter Umzila's Herrschaft. Infolge der Regenzeit und unpassierbaren Wegen mußten sie hier langen Halt machen. Fieberanfälle machten P. Wehl viel zu schaffen. Br. Hedley hatte vom verstorbenen P. Law eine kleine Geldsumme übernommen. Trotz großer Schwäche entschloß sich jetzt P. Wehl zu einer Fußreise mit Br. De Sadeleer nach Sofala, um dort die nötigsten Einkäufe zu machen. Am 9. Mai trafen sie in der Residenz des Kommandanten Manoel d'Almeida ein und wurden „von ihm und der Bevölkerung wie Engel vom Himmel aufgenommen . . ." P. Wehl indessen erlag schon nach drei Tagen dem Fieber und wurde mit öffentlicher Begräbnisfeier und militärischen Ehren bestattet.

Br. De Sadeleer kehrte mit Trägern und Gepäck zum Lager in Umgan zurück und setzte im Juli die Reise nach Gubulawaye fort, wo die nunmehr nur noch kleine Expedition am 1. Oktober 1881 ankam.

Aus den „Urtagen" in der Kapkolonie . . .

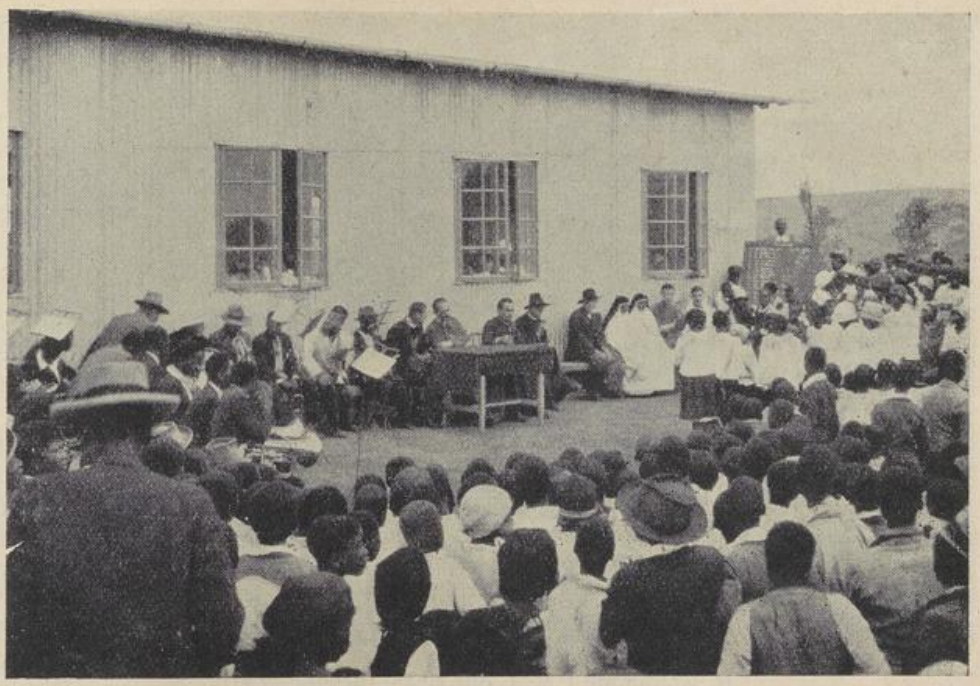
„Zwei Tausend Meilen im Sattel und Ochsenwagen" sind die folgenden Mitteilungen aus der südafrikanischen Chronik von Father McCann überschrieben. Hier nur eine Auslese der wichtigeren Daten und Taten.

Heutzutage sind weite Reisen hierzulande für viele ein großes Vergnügen. Ganz anders vor hundert Jahren, wo es noch keine Eisenbahn und nicht einmal Straßen gab. Das erste Dampfschiff war kaum 12 Jahre vorher in den Hafen von Kapstadt eingelaufen . . .

Hören wir einiges aus den persönlichen Aufzeichnungen des ersten Apostolischen Vikars von Südafrika über seine erste Visitationsreise im Lande. Bischof Griffith war noch keine zwei Monate in Capetown, als er auch schon seine Reisetouren zu Boot und Pferd, im Ochsenwagen und Karren antrat. Er besuchte Port Elisabeth, Uitenhage, Grahamstown, Bathurst, Fort Beaufort, Somerset-East, Graaff-Reinet und Beaufort-West und auf der Rückreise die entlegene Villa Tullbagh. Simonstown und Stellenbosch hatte er bereits vorher besucht, zusammen gegen 2000 Meilen.

Der seeleneifrige Oberhirte fand auf seiner dreimonatlichen Tour im Jahre 1838 ziemlich viele Katholiken über die ganze Kolonie zerstreut. Er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unterhaltungsfeierlichkeiten bei einem Bischofsbesuch
Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

wollte sie und ihre Lage und Bedürfnisse kennenlernen, verlorene Schafe heimführen und geordnete Seelsorge einrichten im Lande ringsum. Eine gute Anzahl lebte im Grahamstown-Bezirke unter den Einwanderern von 1820. Im Februar 1837 hatten sie durch Sir Benjamin D'urban einen Priester verlangt. Father Scully hatte zwar schon vor 1826 und sein Nachfolger, Father Wagenaar bis 1832 die Gegend pastoriert, doch keiner von beiden konnte es damals auf die Dauer.

Nun begann Bischof Griffith seine Tätigkeit und Mission anno 1838, den Ausgangspunkt unserer gegenwärtigen Hundert Jahr-Feier. Der Bischöfliche Missionar bestieg mit Dr. Burke OFM. zu Kapstadt, wo Father Corcoran OP. als Pfarrer zurückblieb, das 200 Tonnenboot „Lord of Jersey." Sie hatten einen ungeübten Kapitän und ungünstiges Wetter. Nach drei Tagen der Seefahrt erblickten sie sich immer noch dem Table Mountain gegenüber. Auf diesem ersten Wege nach Port Elisabeth trieben sie oft auf den Wellen, ohne daß der Kapitän wußte, wo er war. Endlich ankerten sie doch am 2. Juli 1839 in der Algoa-Bay.

Dem Städtchen Port Elisabeth mit damals nur kaum 2000 Einwohnern, einer langen und wenigen kurzen Straßen, widmete der Bischof vier Tage. Hier traf er auch den berühmten (protestantischen) Missionar Owen, der nach Ermordung von Pieter Retief durch die Schwarzen sich von Natal geflüchtet hatte. Der Oberhirte versammelte gegen 30 Katholiken im Hause eines Schneiders, Mr. Scallan und feierte daselbst die hl. Messe. Er taufte sieben und firmte drei Personen und die Zahl der hiesigen ersten Kommunikanten war sechs, wie die persönlichen Aufzeichnungen des Bischofs besagen.

Von hier ging die Reise im zehnspännigen Ochsenwagen nach Uitenhage und Grahamstown. In ersterem Städtchen fand er zwei deutsche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



P. Ferdinand CMM. auf einem Missionsritt
Photo: Mariannhiller Mission

Protestanten mit ihren Familien und erhielt auch den Besuch eines wahren Israeliten, eines armen Schuhmachers aus Straßburg, namens Kirchhofer. Von diesem erfuhr Bischof Griffith die Anwesenheit einiger Katholiken. Außer einigen Franzosen und Belgiern, die nur wenig Englisch sprachen, stellte sich ein Pole vor. Er konnte sich nur mit Tränen verständlich machen und empfing den großen Trost der hl. Kommunion. Unter den rund 1000 Einwohnern von Uitenhage fanden sich 30 Katholiken zur hl. Messe in der Behausung eines Mr. Hitge ein und nur zwei kommunizierten. Des andern Tages gab es 9 Kommunikanten, 3 Firmlinge und 1 Täufling. Unter sämtlichen Katholiken war bloß eine Frau. Die guten Leute waren schon fast daran verzweifelt, jemals einen Priester oder hl. Messe zu haben.

Man zeigte auch die „Öffentliche Leihbibliothek" von Uitenhage (20 Meilen von Port Elisabeth) als unvergeßliche Sehenswürdigkeit. Nämlich ein — Schilderhäuschen, in welches man die Bücher einquartiert hatte!

Die Weiterreise nach Grahamstown dauerte im zehnspännigen Ochsenwagen 4 Tage und 3 Nächte. Der Bischof notierte: „wie malerisch schön auch vieles auf einer solchen Reise sein möge, habe er doch genug von der Ochsenwagenfahrt!" — Unterwegs sah der Reisende auch Buschmänner, Hottentotten und Fingos. Aber sie machten auf ihn den Eindruck, daß die Zeit ihrer Christianisierung noch nicht gekommen sei. Er machte in dieser Gegend Bekanntschaft mit einem „Afrikaner-Pfarrer", geborener Schotte aus Amerika, Schreiner von Geschäft und Prediger von Profession . . .

Die Buren waren eben erst mit den Eingeborenen aneinandergeraten und der Ausgang des Streites sollte in wenigen Monaten durch das Gefecht am Blood River entschieden werden. Der größte Teil der Grenzkriege zwischen den östlichen Bantustämmen und weißen Siedlern stand noch zu erwarten.

Der erste Besuch des Bischofs in Grahamstown dauerte vom 13. Juli bis 6. August 1838. Er organisierte die erste Pfarrgemeinde und übergab

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie seinem Begleiter Dr. Burke. Ein Grundstück für die St. Patrickskapelle war bereits erworben und der Oberhirte fand die Lage prächtig. Aus der Umgegend erhielt er viele Einladungen zur Visitation. Die Beamten der Stadt stellten sich ihm vor und er selbst stattete dem Gouverneur sowie dem — geschichtlich wohlbekannten — Kapitän Stockenstrom seinen Besuch ab. Einige hervorragende Katholiken, darunter der reichste Mann von Grahamstown, ein Farmer und Weinhändler, waren die geistige Triebfeder der damaligen katholischen Bewegung. Das 72. Regiment hatte hier seine Garnison und die Offiziere erwiesen dem katholischen Bischof alle Ehre. Die Sonntagsruhe machte auffallenden Eindruck: „die Stadt ist still wie ausgestorben; keine Seele ist auswärts zu sehen, nicht einmal Hottentotten und Fingos; sogar den Hunden ist das Bellen nicht erlaubt . . ."

Bei der ersten Meßfeier am 15. Juli 1838 waren 60 Personen anwesend. Vierzig von diesen hatten noch nie einen Priester und einen Gottesdienst mit hl. Messe gesehen. Bei der Versammlung der neuerrichteten Kirchengemeinde am 29. Juli zeichneten 24 Katholiken £ 200 zum Bau des künftigen Gotteshauses. Der Bischof unternahm Erkundigungstouren ringsum und bis an die Mündung des großen Fisch River.

Von Grahamstown ging es in zweitägigem Ritt nach Fort Beaufort, wo drei Viertel des dort stehenden 75. Regimentes Katholiken waren. Für die 300 katholischen Soldaten und 50 sonstigen Katholiken beantragte er von der Regierung einen Militärkaplan.

In Beaufort traf der Bischof auch den intelligenten und berühmten Chief „Macomo." — Mitte August wurde die Reise im Sattel nach Somerset East fortgesetzt. Am späten Abend klopfte der Apostel bei einem Engländer um Nachtherberge an, doch es war „kein Platz für ihn" und er mußte in der Finsternis noch eine Stunde weiter reiten, bis er bei einem Mr. Ford zwar ärmliche, aber freundlich-entgegenkommende Unterkunft fand. In den 70 Häusern von Somerset lebten drei Katholiken und viele „Halbkatholiken." Der Bischof taufte hier drei Kinder. Am nächsten Tage saß er von morgens 6 Uhr bis nachmittags 4 Uhr wieder im Sattel. Am neuen Ort hörte er die Beicht eines alten Franzosen, de Flammand. Drei Katholiken und zwei Protestanten fanden sich ein. Dann ging es zu Pferd weiter nach George, um auch da die Zahl der Katholiken festzustellen. Am Samstag nahm er eine Mrs. Issoin in die Kirche auf. Am Sonntag firmte er die Konvertitin, spendete drei Personen die hl. Kommunion und traute ein Ehepaar.

Weitere zwei Tage im Sattel brachten den Oberhirten nach Graaff Reinet, wo er am 24. August (1838) für 8 Katholiken die hl. Messe feierte. Dem Sonntagsgottesdienst wohnten 7 Katholiken und 8 Protestanten bei. Am nächsten Morgen ging es wieder zu Pferd 51 Meilen und am zweiten Tage nochmals 54 Meilen auf der langen Tour nach Beaufort West. Er übernachtete bei einem Farmer, dem es an einer Uhr fehlte und dem Bischof £ 11 anbot für die seinige! Nach einem dritten schweren Reisetage im Sattel waren die 156 Meilen zurückgelegt. In Beaufort West ruhte der ermüdete Apostel einige Tage. Es fanden sich nur 3 Katholiken; aber hier wurde die erste farbige Frau in die Kirche aufgenommen. „Lia Arms" war der Anfang der heutigen Seelenernte unter den Farbigen Südafrikas.

Am 5. September ging die Reise im Karren zurück nach Kapstadt. Auf dieser neuntägigen Tour sah der Bischof wenige menschliche Wohnungen. Mehreremal mußte er auf offener Steppe übernachten und hatte die Bokke-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

veld-Berge zu überklimmen. Jenseits derselben war die Gegend gemütlicher, aber die neun Tage bedeuteten, im sechsspännigen Pferdekarren hin und her geschleudert, sicher kein Vergnügen!

Seine Reisebegleiter waren: ein gewisser Kuhler, der Eigentümer des Fuhrwerks und drei Hottentotten, Hendrich, Job und Saul, welche die Pferde und das Kochen besorgten. Die Reisenden mußten ihren Proviantbedarf mitführen, denn auf die zerstreuten Gehöfte konnte man sich nicht verlassen. Bischof Griffith lobte das von Hendrich „a la Hottentot" zubereitete Fleisch als ausgezeichnet. Am 16. September war er von der fast dreimonatlichen Visitation wieder daheim in der Roeland-Street. Später machte er noch viele Touren durch sein weites Gebiet und der Erfolg muß sehr tröstlich für den seeleneifrigen Oberhirten gewesen sein. Es wuchs die Liebe zu dem Lande, welches Gottes Vorsehung ihm anvertraut hatte!

Die Reisenden von heute, die im bequemen Auto auf glatter Straße durch diese Gegenden fliegen, haben wohl keine Vorstellung von den aufreibenden Strapazen jener südafrikanischen „Urzeit" . . . (Schluß f.)

Nicht in der Mission und doch Apostel

Von P. Otto Heberling CMM.

„Das Göttlichste des Göttlichen ist mitzuwirken am Heil der Seelen!" — Dieses herrliche Wort des heiligen Dionysius Areopagita gilt heute noch ebenso gut wie zur Zeit, da es von dem großen und edlen Paulusschüler gesprochen und niedergeschrieben wurde. — Glücklich die Menschen, denen die große Gnade zuteil wird, Apostel Jesu Christi in der vordersten Missionsfront sein zu können, die als Missionspriester, als Missionsbrüder, als Missionsschwestern oder auch als Missionsärzte in den Heidenländern mitwirken dürfen an der Ausbreitung des Reiches und Königtums Jesu Christi. — Doch nicht alle Menschen können von Gott berufen sein, an der vordersten Missionsfront zu kämpfen. Nein, in der Armee zur Eroberung der Welt für Christus muß es auch Soldaten geben, die im Hinterland, in der Heimat, die Kämpfer der ersten Linie mit allem Notwendigen versehen und nach Kräften unterstützen. Hinter der kämpfenden und blutenden Armee der Apostel in den fernen Heidenländern muß eine nicht minder edelmütige und opferbereite Unterstützungsarmee von Aposteln in der Heimat stehen. Beide Armeen zusammen formen das große Heer der Apostel und Missionare. Alle verfolgen das gleiche Ziel: Die Welt für Christus zu erobern! — Deshalb ergibt sich die unumstößliche Wahrheit: ein Apostel und Missionar ist nicht bloß derjenige, der direkt im Heidenland tätig ist, sondern jeder, der das Missionswerk auf irgendeine Art nach Kräften unterstützt. Um das große Werk der Glaubensverbreitung und der Eroberung der Welt für Christus kann sich auch derjenige verdient machen, der nie ein Missionsland gesehen oder betreten hat. Auf diese Tatsache soll hier etwas näher eingegangen werden. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung des Gesagten dienen:

Der hl. Ignatius von Loyola, dieser liebeglühende Apostel Jesu Christi und geistliche Vater unzähliger großer und heiliger Apostel und Missionare, hat seinen Fuß nie auf ein ausgesprochenes Heidenland gesetzt, ist nie Apostel an der vordersten Missionsfront gewesen und hat sich als Stifter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des größten Missionsordens und als geistlicher Vater und Lehrer zahlreicher und großer Missionare doch um die Missionierung der Welt die größten Verdienste erworben. Während der weise und weitschauende Mann in Rom die Ordenssatzungen schrieb, sich der gründlichen Ausbildung der jungen Mitglieder des Ordens, der Heranbildung von Obern und der straffen und klugen Leitung seines Ordens befliß, wirkten seine ersten Jünger von seinem Feuergeiste für die größere Ehre Gottes beseelt, schon als Apostel und Missionare in aller Welt. Und hätte der hl. Ignatius zu seinen Lebzeiten nur den hl. Franz Xaver — nach dem hl. Apostel Paulus der größte Missionar aller Zeiten — nach Indien geschickt, müßte man ihm schon deswegen große Verdienste um die Ausbreitung des Reiches Christi zuerkennen. Er hat aber nicht bloß diesen einen großen Heidenmissionar nach Indien geschickt, sondern eine große Zahl seiner Söhne in die Länder von drei Erdteilen gesandt. Der hl. Ignatius wollte von den Seinen nicht übermäßiges Gebet, nicht besondere Strengheit in der äußeren Lebensart, „dafür aber Arbeit, allseitige, unermüdliche Arbeit, Arbeit bis zur Selbsterschöpfung und bis zum Tode." — „Gehet, setzt alles in Flammen der Liebe zu Gott und zu den Seelen!" war das Wort und der Befehl, womit er seine Jünger in alle Welt hinausschickte und auch heute noch durch seine Nachfolger im Amte hinaussendet. Wahrlich, der hl. Ignatius von Loyola hat sich durch die Stiftung seines Ordens um die Mission hoch verdient gemacht, obwohl er selbst nie ein Missionsland betrat. — —



Primizfeier des Hochw. P. Rupert Wiedemann in Oberndorf

Photo: Mariannhiller Mission

Fast dasselbe wie vom hl. Ignatius kann man wohl auch vom Stifter der Steyler Missionskongregation, dem hochseligen P. Arnold Janssen, sagen. Von der Liebe zu den unsterblichen Seelen, besonders zu den armen Heiden getrieben, rief er unter unsäglichen Schwierigkeiten die „Gesellschaft vom

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

göttlichen Wort" ins Leben, widmete sich in unermüdlicher Arbeit dem Aufbau und der Ausgestaltung der Missionsgesellschaft, der Ausbildung ihrer Mitglieder und sandte dann bald die ersten Missionare in die Heidenländer. Heute wirken die Steyler Missionare mit großem Erfolg in den Missionen aller Erdteile. Auch P. Arnold Janssen erwarb sich durch die Gründung der Genossenschaft der Steyler Missionare und der Steyler Missions- und Anbetungsschwestern um das Missionswerk große Verdienste, obgleich auch er in der Mission nie tätig war. — —

Und was soll man erst schreiben von dem jetzt glorreich regierenden Papst Pius XI. Die ganze kath. Welt kennt ihn unter dem Ehrentitel „Missionspapst." — Kein Papst der Vergangenheit hat mehr Liebe und Hirtensorge für die Ärmsten der Armen, die unglücklichen Heiden, im Herzen getragen als er. Immer und immer wieder läßt Papst Pius XI. deutlich erkennen, daß die uneingeschränkte Missionierung der Welt seine Herzensangelegenheit ist. Er unterstützt und fördert das Missionswerk mit der ganzen Kraft und Autorität seines obersten Hirtenamtes. Er schrieb die unvergleichlich wertvolle Missionsenzyklika, er fordert für das Missionswerk das Interesse und die Unterstützung aller Gläubigen, er ermahnt zum immerwährenden Gebet und Opfer für die Missionen, er verlangt die Errichtung von kleinen und großen Seminarien für einheimische Priesteramtskandidaten in den Missionsländern, er ruft unzählige neue Apostolische Präfekturen und Vikariate ins Leben, er weihte in Rom höchstpersönlich die ersten einheimischen chinesischen und japanischen Bischöfe. Papst Pius XI. verdient in der Tat den Ehrennamen „Missionspapst"; denn er hat sich während seines glorreichen Pontifikates um die Ausbreitung des Reiches Christi in aller Welt die allergrößten Verdienste erworben. — — —

Doch nicht bloß die kurz erwähnten und noch viele andere edle Männer aus dem geistlichen Stande haben sich, ohne in den Missionsländern direkt gewirkt zu haben, um die Missionen höchst verdient gemacht, nein, auch viele Frauen stehen in dieser Beziehung den großen Männern in nichts nach.

So war die hl. Theresia vom Kinde Jesu ohne Zweifel eine große Missionarin, und hat als solche sicher an der Bekehrung vieler Heiden mitgewirkt, besonders durch ihre glühenden Gebete und ihre für die Mission gerne gebrachten Opfer. Gott, der Herr, hat gewiß ihr heißes Verlangen und Wünschen, Missionar sein zu dürfen, für die Tat angenommen und ihrer Opferliebe wegen, vielen armen Heiden in den Missionsländern die Gnade der Bekehrung geschenkt. Ihre apostolische Gesinnung wird uns so recht offenbar in folgenden Worten: „Es verlangt mich, die Seelen zu belehren und zu erleuchten gleich den Propheten und Kirchenlehrern. Ich möchte die Welt durcheilen, um Deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen Dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufpflanzen. Aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen, ich möchte an allen Orten der Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den fernsten Inseln des Ozeans. Ich wünsche Missionar zu sein nicht nur für einige Jahre, sondern es wäre mein heißestes Verlangen, es gewesen zu sein vom Anfange der Welt an durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende bis zur Vollendung der Zeiten." (Geschichte einer Seele, 11. Kap.). Diesem heißen Wünschen und Verlangen ließ die kleine hl. Theresia aber auch die opfermutige Tat folgen. An einen ins Heidenland abreisenden Missionar schrieb sie: „Ich bin wirklich glücklich, mit Ihnen am Heile der Seelen arbeiten zu dürfen. In dieser Absicht bin ich Karmeliterin geworden. Da ich kein Missionar der Tat sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kann, will ich durch Liebe und Buße einer sein . . ." Wie viele Heidenseelen wird wohl die kleine hl. Theresia durch ihr Gebet, durch ihre Opfer und durch ihre Liebe für den Himmel gerettet haben? — Das weiß nur Gott allein. Sie war in der Tat und Wahrheit eine Missionarin, hat apostolisch gewirkt im wahrsten Sinne des Wortes, nicht in der Sonnenglut Afrikas, oder in den Eisgefilden Alaskas, sondern in der Stille und im Gottesfrieden des Karmel.



Hochw. P. Antonin Kirschner CMM.
mit seinen kleinen Neffen und Nichtchen,
die er zur Kinderschule führt
Photo: P. Kirschner

Sehr große Verdienste um die Missionierung der Welt erwarb sich auch die Dienerin Gottes Pauline Jaricot, die geniale und edle Gründerin des „Werkes der hl. Glaubensverbreitung." Sich selbst ganz vergessend, rief diese gottbegeisterte und opferstarke Seele unter den größten Schwierigkeiten ein Sammelwerk ins Leben, das für das gesamte Missionswesen der kath. Kirche von größter Bedeutung werden u. reichsten Segen und Hilfe für die Missionen bringen sollte. Ohne die tatkräftige Unterstützung des „Werkes der hl. Glaubensverbreitung" hätten schon viele Missionsstationen nicht gegründet oder nicht aufrechterhalten werden können, hätten unzählige Schulen nicht errichtet, ein Heer von Katecheten und Lehrern nicht bezahlt, viele Kranken- und Waisenhäuser nicht gebaut und wenig Armenapotheken eingerichtet werden können. Erst im Himmel werden wir einmal erfahren, was diese edle, opferstarke Seele mit ihrem großen Werk für die Missionen gewirkt hat. Sie hat sicher von ihrem Herrn und König eine herrliche Apostelkrone dafür erhalten.

Was das „Werk der hl. Glaubensverbreitung" für die ganze Weltmission ist, das wurde die „St. Petrus Claver-Sodalität" für die Missionen des ganzen Erdteils Afrika. Sie wurde bekanntlich von der im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Gräfin Maria Theresia Ledochowska ins Leben gerufen. Was Kardinal Lavigerie in seinen Londoner Konferenzen in zündender Rede den englischen Frauen schildert — die Greuel der Sklavenjagden, das Elend der Sklaverei und der armen Bewohner Afrikas, erschütterte das edle Herz der jungen Gräfin. Sie entsagte entschlossen dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



P. Otto Grimm (rechts) besuchte im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen einen alten Freund

Photo: Br. Lothar, Reimlingen

Hofdienst und wählt von nun an den Missionsdienst, und das trotz aller Opfer, trotz Widerspruch, Verkennung und Spott. Das glänzende Hofleben als Hofdame bei der Großherzogin von Toskana in Salzburg vertauscht sie mit einem armen, aber äußerst tätigen und segensreichen Leben im Dienste der afrikanischen Missionen. Bald wurde die Arbeit für die Frau zu groß. Sie fing deshalb an, „Helferinnen" um sich zu scharen, großmütige Seelen, die wie sie ihr alles zum Opfer bringen wollten, um die Missionen in Afrika durch unermüdliche Arbeit und Opfer zu unterstützen. Papst Leo XIII., dem Gräfin Ledochowska am 29. 4. 1894 ihren großen Plan der Gründung der St. Petrus Claver-Sodalität unterbreitete, gab seine Gutheißung. Die St. Petrus Claver-Sodalität will nach dem Willen der hochseligen Gründerin alle Katholiken zur Missionshilfe herbeiziehen. Sie zählt Tausende von Förderern und Teilnehmern, die das Missionswerk in Afrika durch einen bestimmten Beitrag fördern. Ihr Kern aber ist das religiöse Institut der Hilfsmissionarinnen oder Sodalinnen des hl. Petrus Claver. Sie weihen sich Gott im Ordensstand und erfassen den Missionsberuf als Lebensberuf. Sie sind nicht Missionsschwestern, sondern Hilfsmissionarinnen. Sie ziehen nach dem Vorbild der edlen Gründerin nicht selbst nach Afrika, sondern sind Helferinnen aller in Afrika wirkenden kath. Missionsgesellschaften. Durch ihre Zeitschriften, Kalender und Flugschriften wecken sie Missionsinteresse in weiten Kreisen, regen zu Missionsspenden an und versenden sie nach Afrika. Sie verfertigen Paramente und Kirchenwäsche und versenden sie neben vielen anderen nützlichen und notwendigen Gegenständen in die Mission. Sie drucken und binden Bücher in den Negersprachen. So wirkte die Gräfin Maria Theresia Ledochowska mit ihren Gefährtinnen in der Heimat still und verborgen für die Missionen. Sie hat mit diesem opfervollen Hilfswerk dem Missionswerk

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vielleicht mehr genützt als viele ihrer Zeitgenossen durch die unmittelbare Tätigkeit im Missionsland. Und was sie begonnen, wird seit ihrem Tode mit gleich großem Eifer und opferbereiter Begeisterung fortgesetzt. Auch heute macht sich die „St. Petrus Claver-Sodalität", diese gottgesegnete Stiftung einer großen Apostelseele, um die Missionierung Afrikas sehr verdient. — —

Das sind nur einige Beispiele dafür, daß auch solche Männer und Frauen, die nicht unmittelbar in den Heidenländern wirken, doch Apostel und Missionare sind, wenn sie in der Heimat nach Gottes Willen ihre Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst der Missionen stellen. Wir wollen uns immer daran erinnern, daß es „das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heil der Seelen." Deshalb wollen auch wir uns freudig einreihen in die Schar derer, die in der Heimat für das Missionswerk der hl. kath. Kirche viel beten, unermüdlich arbeiten und edelmütig opfern. Dann wird auch uns eine strahlende Apostelkrone zuteil werden.

Mariannhill im Urteil eines modernen Afrikaforschers

Ende November war ich im berühmten Mariannhill, um dort katholische Sozialarbeit zu studieren. Eine Darstellung dieser einzigartigen Missionszentrale auf monastischer Grundlage mit klösterlichen Lebensformen kann ich mir ersparen. Sie ist schon oft beschrieben worden, und eine lebenswahre Darstellung ist doch kaum möglich. —

Die Seele der sozialen Arbeit im Apostol. Vikariat Mariannhill wie in ganz Südafrika ist P. Bernard Huß und P. Baptist Sauter. Ein amerikanischer Schriftsteller schrieb einmal: „Der Wohlstand und das Glück eines Volkes hängt ab von der Zahl der Menschen, die eine eigene Heimstatt haben." Auf dieser Grundlage ist die soziale Landpolitik aufgebaut. Man teilte den großen Landbesitz der Mission unter viele Kleinpächter auf. So glaubte man am besten der furchtbaren Landnot des schwarzen Mannes abzuhelfen. Dabei ließ man es nicht bewenden. Eine Berufsorganisation dieser Kleinbauern wurde gegründet, um die landwirtschaftlichen Methoden zu verbessern, das Land besser auszunützen. Für diesen Farmerverband wie auch die anderen Berufsvereinigungen existiert eine Spar- und Darlehenskasse auf kooperativer Grundlage. Heimarbeit soll der Landflucht vorbeugen. Von den jährlichen sozialen Kursen, die der Erhaltung und Förderung der Sozialarbeit dienen, geht reicher Segen aus übers ganze Land. Ihr Motto ist: Bessere Heime, bessere Felder, bessere Herzen! Sozialwirtschaftliche und religiös-geistige Umwandlungsarbeit vereint haben heute in Südafrika allein Aussicht auf Erfolg.

(Aus dem Buch: „Vom neuen Afrika" von P. Berthold Kromer C. S. Sp. Verlag L. Schwann, Düsseldorf).

Begeistere auch du junge Menschen für das Missionsapostolat!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Missionswanderungen

Von Schw. Thadildis CPS., Ufiomi

Die eigenartigen Verhältnisse unserer Mission Ufiomi mit ihren zerstreut liegenden kleinen und größeren Außenposten bringen es mit sich, daß wir Schwestern von Zeit zu Zeit hinausgehen müssen, um den armen Kranken Hilfe zu bringen. Letzte Woche wanderte ich mit Schwester Philippine nach „Bolsai", das ungefähr acht Stunden von Ufiomi entfernt ganz in den Bergen liegt. Männer und Frauen sind dort beschäftigt, Steine herbeizutragen für ein Kirchlein; denn das primitive Strohhäuschen steht vor dem Zerfall. Es diente zugleich als zeitweilige Wohnung des Missionars und auch noch als Schulraum. Nun ist es höchste Zeit, zuerst eine kleine, würdige Gottesstätte zu errichten. Ein hochbetagtes Mütterlein sandte schon ein Scherflein für diesen Zweck. Ihrem Wunsche gemäß soll da oben die ritterliche Heilige „Johanna von Arc" zu Ehren kommen. Wir freuen uns über das Gotteshaus in den bergigen Höhen, denn ärmer als hier konnte der liebe Heiland in Bethlehem nicht wohnen.

Es war ein schöner Maientag, als wir beide diesen Bergstieg unternahmen. Das Klima ist fast europäisch; es war sehr kühl, und wir froren förmlich in diesen ungewohnten Höhen. Oft mußte ich staunen über die Bahnbrecher, die diese herrlichen Wege bearbeitet haben, so daß sie selbst schon für Autos befahrbar sind. Wir begegneten vielen Eingeborenen, die festlich geschmückt, behangen mit den verschiedenartigsten Ketten, Korallen und anderem Zierrat, geschniegelt und geputzt sind nach ihrer Art. Der Grund dieses Aufwandes war: „Es ist Gomazeit" (Tanzzeit). Eine schlimmere Zeit, auch für die Christen, kann es nicht geben. Mit aller Gewalt muß man auf der Mission die Mädchen zurückhalten. Die heidnischen Eltern tun alles, damit sie für diese Zeit ihre Kinder der Mission entreißen und dann für immer verschwinden lassen können, was für unsere Tätigkeit ein großes Hemmnis ist. Oft sind es sehr schlechte Tänze, die bis zum frühen Morgen dauern. Gewöhnlich enden sie dann mit einem Trinkgelage von einheimischem Bier und den Schlägereien, deren sich unser Waofiomistamm rühmt.

Nun folgt die Beschneidungszeit, während welcher die Mädchen für einen ganzen Monat eingesperrt werden und jeden Tag Unterricht in den heidnischen Sitten und Gebräuchen erhalten. Ist diese Zeit vorbei, so wird eine Ziege geschlachtet und das Mädchen erhält von den Eltern ein Buch. Ist eine Familie ärmer und kann sie dieses alles nicht gleich beschaffen, so muß das Kind solange im Hause sitzen bleiben, bis diese Vorschriften erfüllt sind. Manche lieben diese Tage sehr; denn sie sind während derselben von jeglicher Arbeit dispensiert.

Einige Leute gesellten sich zu uns, als wir den Berg hinaufwallten. Bereits hatten wir die letzte Hügelkette hinter uns, als schon das wohlbekannte Glöcklein von der Mission rief.

„Über die Berge schallt, lieblich durch Flur und Wald,
Glöcklein, dein Klang!!!!!"

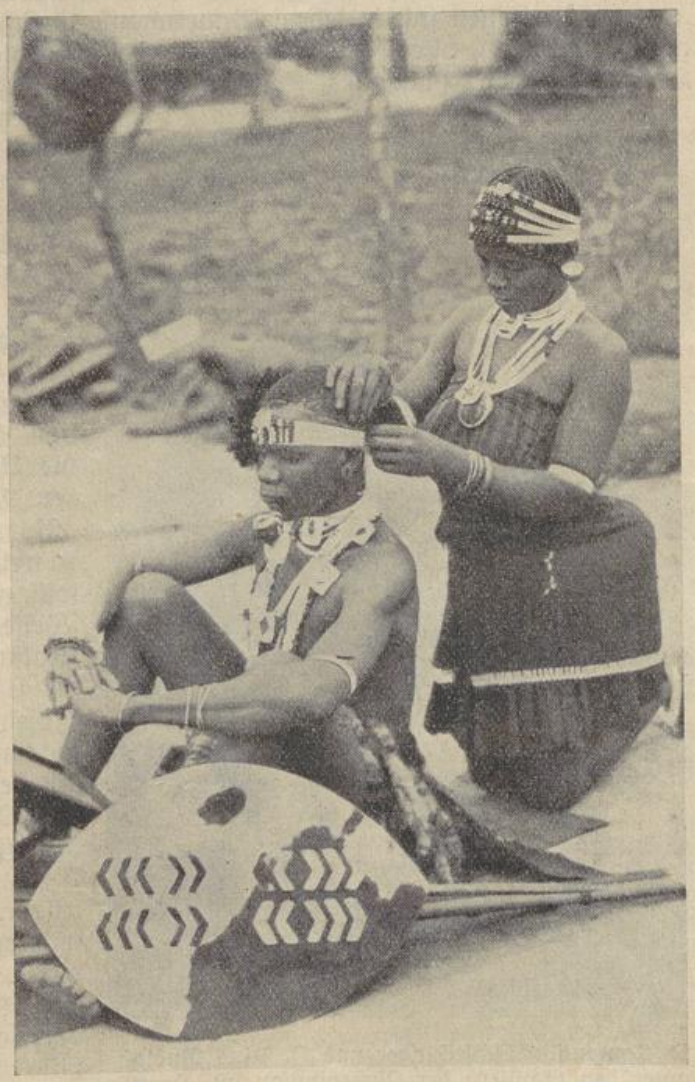
Nun galt es, den Feldaltar zu richten für die hl. Messe. Während dieser Arbeit krochen schon dunkle, in Decken gehüllte Gestalten durch den niedrigen Hütteneingang und füllten rasch und schweigend den Raum, um dem eucharistischen Heiland bei der hl. Messe ihre Liebe zu beweisen. Wohl war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es kalt und unfreundlich in der Kapelle; zwei dünne Kerzlein erhellten ein wenig das Dunkel des Raumes, so daß gerade genug Licht war, um die hl. Messe zu lesen. Bei der hl. Wandlung betete ich innig und bat den lieben Heiland, der die Geschicke der Menschen wie Wasserbäche lenkt, er möge Mitleid haben mit diesem Ufiomivolk und diesen Stamm der wahren Kirche zuführen. Nach dem Gottesdienst brachte man uns die Kranken von nah und fern. Da hieß es, die schwache Menschennatur zu überwinden und sich dieser Jammergestalten anzunehmen, von denen viele halb zerfressen sind. Mitunter laufen auch Aussätzige dazwischen, welche wir dann an die Regierung befördern. Es ist eine schöne Arbeit, andern zu helfen, Schmerzen zu lindern, Wunden zu heilen, allen betrübten und armen Menschen beizustehen. Um alles in der Welt möchte ich diese Erlebnisse nicht missen. Alle Mühen und Arbeiten werden von Gott königlich belohnt. Ihm sei inniger Dank gesagt, daß er mich würdigt, an seinem Apostolate teilzunehmen!

Während wir uns mit den leiblich Kranken beschäftigen, arbeitet der Hochw. P. Missionar an den Seelen seiner Katechumenen. Die Ehegeschichten der Eingeborenen grenzen oft ans Unglaubliche. Die Unauflöslichkeit der Ehe scheint vielen kein unauflöslicher Knoten zu sein; da muß der Missionar unterrichten, ermahnen und tadeln, ja sogar scharf vorgehen, trennen was schwache Menschen zusammengefügt haben, aber vor Gott getrennt sein muß; und zusammenfügen, was von und vor Gott zusammengefügt war und von Menschen getrennt wurde. Kommt der Missionar nur selten auf die Stationen, so findet er so viele Mißbräuche, besonders in Ehesachen.

Nach getaner Arbeit und kurzem Imbiß schickten wir uns nun an nach Hause



Nobel geht die Welt zugrunde —
Photo: Mariannhiller Mission

zu gehen; denn die Zeit war schon weit vorgerückt. Leise zirpen die Grillen. Die letzten Glutstrahlen zogen am Horizont hinab, der untergegangenen Sonne nach wie verlorene Schäflein, die ihren Hirten suchen. Schon tauchte der Abendstern am Himmel auf, als von unserem Kirchlein das Abendgeläute ertönte, das der lieben Gottesmutter sein Avelied sang und in leisem Schalle und wundersamem Echo hinter den Bergen verklang. Wer mag wohl von diesen unwissenden Heiden der lieben Himmelsmutter den Gruß erwidert haben?

Der Rosenkranz und die Heidenmission

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Das Beten des Rosenkranzes war in meiner altbayrischen Heimat in den guten alten Zeiten fast in jedem Bauernhause tägliche Übung, und das gehörte zum guten, alten, echt katholischen Geist des biederen, kernkatholischen Landvolkes des Chimgaues. Daß es heutzutage nicht mehr überall so gehalten wir auf den Bauernhöfen dieser Gegend, ist nur ein untrügliches Zeichen für den Rückgang katholischen Glaubenslebens auch in dieser Gegend. Ja, der Rosenkranz kennzeichnet eben den Katholiken als treuen Sohn der Gottesmutter Maria, deshalb kennt eben auch nur das katholische Bekenntnis die Übung des Rosenkranzes. Wenn nun der Heidenmissionar seine Schwarzen zu treuen Katholiken erziehen will, muß er sie notwendiger Weise auch zu treuen Marienkindern machen. So ist die Übung des Betens des Rosenkranzes auch etwas, was notwendig verbunden ist mit dem Glaubensleben unserer Neuchristen in der Heidenmission. So wird der Rosenkranz auch zum untrüglichen Erkennungszeichen unserer Christen unter den vielen Andersgläubigen in den Missionen, denn es sind dort ja leider alle Bekenntnisse vertreten, aber eben nur der Katholik kennt die Mutter Gottes-Verehrung



P. Laurentius Schleißinger und P. Pius Rudloff unter den Schülern der Außenstation St. Henry, Südafrika

Photo: Mariannhiller Mission

unter all den Christen der verschiedensten Bekenntnisse, und diese Marienverehrung findet eben ihren Ausdruck im Leben des Christen durch das Rosenkranzgebet.

So kommt es bei uns in Bulawayo oft vor, daß es die einzige Möglichkeit ist, einen Katholiken zu erkennen, wenn er halb bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert wird, wenn er einen Rosenkranz bei sich hat. Man weiß sonst oft nicht, was man mit ihnen anfangen soll, weil auch meistens auf ihrer Krankenkarte und auf ihrer Fiebertafel an der Stelle, wo die Religion stehen sollte, nur der Arbeitgeber des betreffenden Schwarzen geschrieben steht. So weiß man nicht, hat man es mit einem Heiden oder mit einem Katechumenen oder mit einem Protestanten zu tun. Wenn er aber einen Rosenkranz um den Hals trägt, so weiß man dann sofort: hier handelt es sich um einen Katholiken.

So ist es mir einmal passiert, daß ein neuer Kranker im Krankenhaus lag, der so halb und halb bewußtlos war. Ich konnte mich mit ihm so viel wie garnicht verständigen. Da er wohl nicht unmittelbar in Todesgefahr war, wenn auch allem Anschein nach ein Todeskandidat, so wollte ich vorläufig noch nichts tun, da ich ja garnicht wußte, mit wem ich es zu tun hatte. Da aber sagte mir einer von den Wärtern, daß er einen Rosenkranz bei dem Kranken gesehen habe als man ihn einlieferte. Als ich dann selber seinen Rosenkranz unter dem Kopfkissen fand, da wußte ich, daß ich es mit einem Katholiken zu tun hatte. Obwohl der Kranke fast nicht mehr sprechen konnte, empfing er doch noch die hl. Sakramente. Und wer hat ihm dazu verholfen? Sein Rosenkranz.

Ein anderer Fall. Ein neuer Kranker war eingeliefert worden. Ich versuchte, mich mit ihm zu verständigen. Er redete allerhand wirres Zeug daher und man konnte nicht recht aus ihm klug werden. Ich wußte nicht recht, ob ich es nicht am Ende mit einem Anglikaner zu tun hatte. Er nannte zwar eine katholische Missionsstation, wo er unterrichtet worden sein wollte, aber seine sonstigen Angaben waren durchaus unklar. Da aber brachte er mir einen Beweis, der allen Zweifel zerstörte: der Mann hatte einen Rosenkranz. Er wurde dann natürlich auch mit den hl. Sakramenten versehen und starb dann auch schon nach einigen Tagen. So läßt die Gottesmutter ihre Verehrer nicht ohne die hl. Sakramente sterben. Es ist bei uns in Bulawayo nun interessant, daß auch der Rosenkranz je nach dem Stamm, einer gewissen Mode unterworfen ist. Wenn da eine Sendung von Rosenkränzen kommt, so könnte man nach dem materiellen Wert derselben, auch noch nach dem Geschmack der Stämme eine Einteilung machen. Da sind einmal die vier verschiedenen Stämme des Makalangastammes aus dem Mashonalande, diese wollen ganz kleine Rosenkränze haben, Kinderrosenkränze, die man kaum sieht. Dann folgen die Mabembas, die recht große Rosenkränze haben wollen, weil sie meinen, am Rosenkranz sehe man in erster Linie den guten Christen. Dann sind wieder viele da, die einen recht starken Rosenkranz haben wollen. Dazu zählen ganz besonders die Mütter, weil eben der Sprößling, den sie ständig auf dem Rücken tragen, nur zu gerne am Rosenkranz, den die Mama ja um den Hals trägt, seine Kraftproben macht. Geht dann der Rosenkranz in Stücke, so kommen sie zum Missionar und beschweren sich, daß der Rosenkranz nicht stark genug gewesen sei und erwarten, daß man diesen vergewaltigten Rosenkranz für einen neuen umtausche. Manche kommen auch und wollen ihren alten Rosenkranz gegen einen neuen umtauschen, obwohl sie sich über die Güte des alten durchaus nicht beschweren können. Ja, es braucht schon gute Rosen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kränze, wenn man bedenkt, wie schon angedeutet, daß der Rosenkranz ständig um den Hals getragen wird, da vielfach ihren Kleidern die Taschen fehlen. Umgekehrt aber ist gerade das auch wieder ein schönes Bekenntnis ihrer katholischen Religion, da sie durch dieses offene Tragen ihrer Rosenkränze sich sofort als Katholiken erkenntlich machen.

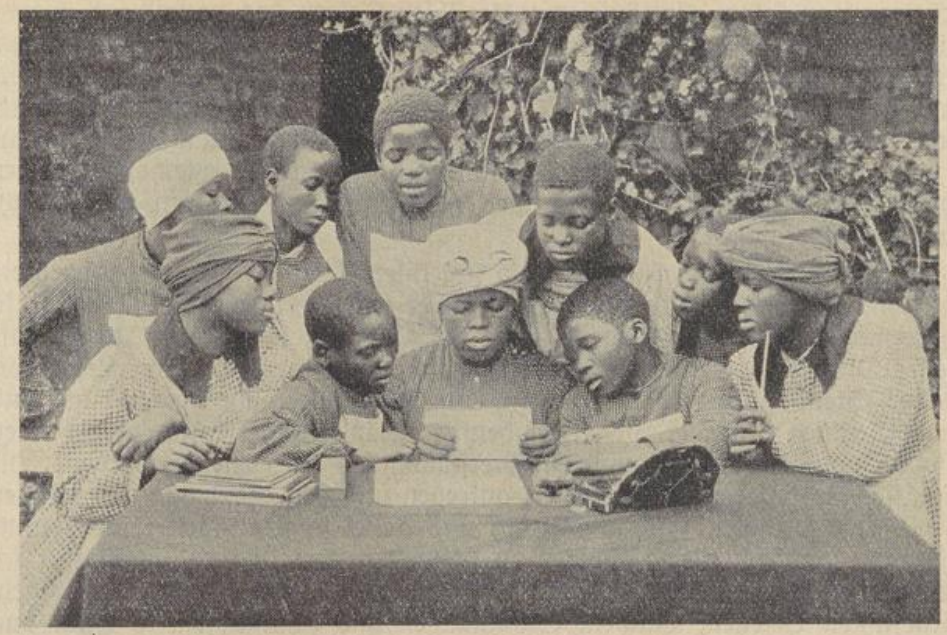
So wollen wir nur beten, daß dieser Mariendienst unserer schwarzen Christen nicht nur äußerer Mariendienst bleibt, sondern daß sie durch ihre Marienverehrung auch zum wahren, eigentlichen Mariendienst kommen, zur Bewahrung der christlichen Keuschheit in und außer der Ehe. Um das wollen wir recht fleißig beten zu Maria, der Königin der Jungfrauen.

Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutvergießen

Von P. Odo Ripp CMM.

Es gibt wohl kein Volk auf Gottes Erdboden, das nicht seine bitteren Erfahrungen, die meistens gemacht werden wegen Mangel an Belehrung, in irgendeiner sprichwörtlichen Form zum Ausdruck brächte. Die Bantuleute kleiden diese derbe Wahrheit in folgenden Spruch: „Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutvergießen." Ein Mensch, der sich nicht raten lassen will, heißt ein isalakutshelwa oder ihlongandlebe. Diese zusammengesetzten Worte bedeuten: „Einer, der sich weigert, beraten zu werden, oder einer, dem es an Ohren gebricht." Nun, solche Leute gibt es überall in jedem Alter und Stande. Für jeden so gearteten Menschen hat dieser sein Fehler viel Schaden im Gefolge. Ratenlassen muß sich jeder Mensch, weil es so der geoffenbarte Wille Gottes ist, der durch viele Schriftstellen bestätigt wird. Alle bedürfen des Rates, weil niemand ein Monopol des Hl. Geistes für sich allein in Anspruch nehmen kann. „Frage gern und höre schweigend, was die Heiligen sagen und habe dein Gefallen an den Aussprüchen der Alten, denn sie werden nicht ohne Ursache vorgetragen", heißt es in der Nachfolge Christi, Buch I, Kap. 5. Vorab sind diese geistig Schwerhörigen zahlreich in den Reihen der unerfahrenen Jugend, die stolz auf ihre Kraft, ihre Bildung usw. vertrauend, glauben, jeder Belehrung von Seiten der Eltern und lebenserfahrenen Mitmenschen entraten zu können. Was ist oft der tiefere Grund dieser ablehnenden Einstellung? Vielfach ist es neben anderen Ursachen die Besorgnis, daß der gute Rat so manchen Wunsch und Willen des zu Beratenden durchkreuzt. Wie der Lateiner sagt, wird jeder Mensch von seiner eigenen Begierde gezogen, jeder versteift sich auf seine eigene Einsicht. Doch oft ist diese Begierde allzu naturhaft, die Einsicht recht blöde und irreführend. Diese Weigerung, sich etwas sagen zu lassen, ist übrigens ein Erbübel der ganzen Menschheit. Dort im Paradiese sehen wir die Stammeltern, die sich nichts sagen ließen von Gott, dem besten Ratgeber. Die dafür über sie verhängte Strafe des Verlustes so mancher herrlichen Gaben ist das traurige Erbe, das sie ihren Nachkommen hinterlassen konnten. Seitdem unterliegt jede Seele ganz bedenklich dem Gesetze der Trägheit, folgt gern der Linie des geringeren Widerstandes. Jedes einzelne Lebensschifflein beschwert ein Gewicht, das es leicht zum Kentern bringt. Die Behauptung des eigenen Willens findet sich schon beim Kinde, in weit ausgesprochener

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein Brief an die Eltern — eine Angelegenheit, die alle interessiert
Photo: Mariannhiller Mission

Weise aber bei der Jugend während der Sturm- und Drangperiode ihres Lebens. Da erscheinen wenig gute Schwimmer im ungeheuren Strudel. Gar viele gehen in die Irre, gehen zu Grunde, getrieben von dieser oder jener Leidenschaft. Guten Rat will man nicht, die angepriesenen, vom himmlischen Arzt verschriebenen Heilmittel läßt man unbenützt. Was Wunder, wenn man ins Verderben treibt und fürs Leben unglücklich wird.

Solche betrübende Erfahrungen werden unter allen Himmelsstrichen gemacht und finden sich nicht weniger in der heißen Zone. Rat lehnt man am meisten ab gerade in einer der wichtigsten Lebensfragen, wenn es eben sich darum handelt, mit wem der junge Mensch ein glückliches christliches Familienheim gründen soll. Ist doch die Familie die Keimzelle für Kirche und Staat, denen sie ihre besten Nutzen entnehmen soll. Ist diese lebenspendende Quelle irgendwie getrübt, ist es für die Betreffenden ein Unglück und ein großer Schaden für das Reich Gottes hinieden. Welch Kummer und Herzbrechen da manche junge Leute ihren Eltern machen, geht hervor aus manchen Klagen und Drohungen, die besorgte Mütter gegen ihre allzu heiratssüchtigen Töchter vorbringen: „Nur langsam, mein Kind, die Ehe ist ein Bezähmer der Ausgelassenen." „Die Ehe ist ein Kündiger der Freiheit." „Gib wohl acht beim Fällen des Baumes, d. h. sei vorsichtig in deiner Wahl." Läßt sich das Mütchen nicht kühlen, so werden andere wenig Gutes verheißende Perspektiven aufgerollt. „Du wirst sehen, du kommst zum Schinder, da wirst du den Gurt deines Lederrockes schon enger schnüren." Doch hier wie anderwärts sind solch gutgemeinte Beratungen in den Wind gesprochen. Die blinde Liebe will es auf die Probe ankommen lassen. Auf Gedeih und Verderb segelt man leichten Herzens in den ersehnten Ehehafen. Sollten da auch nicht lauter Rosen blühen, der Vorsatz steht fest, alles, was da kommen wird, heldenmütig mit seinem Gespan zu tragen. Denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Allein dem fehlt die Verheißung dauernden Glückes. Tritt die Ernüchterung ein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sieht man zu seiner Enttäuschung die üblen Folgen des verbohrten Eigenwillens eintreten, dann erbettelt man sich Trost bei vermeinten Freunden. Doch ist es zu spät. Heimlich denken und sagen sich die Leute: „So wie man sich bettet, so liegt man." „Was man gepflügt und gesät, das erntet man." Jetzt heißt es aus der Not eine Tugend machen und am Ehejoche so gut ziehen als es eben geht." „Isalakutshelwa sabona ngomopo", sagten unsere Väter. „Einer, der sich weigert, beraten zu werden, kam zur Einsicht durch Blutvergießen."

Jedwelche Leidenschaft ist nun ein schlechter Berater, und in wessen Herz steckt nicht irgendein Quantum dieser oder jener Leidenschaft? Wer ist so vollkommen, daß seine Tugend nicht da oder dort eine kleine Kerbe aufweist? Diese Frage möge jeder Leser aufmerksam erwägen beim Lesen folgender Stelle: „Wer weis es nicht, daß selbst anerkannt hochgesinnte und gottesfürchtige Männer, deren Andenken heilig geachtet wird, in einzelnen Dingen von Vorurteilen und Mißverständnissen irre geleitet werden? Die Anlässe, die unsere Leidenschaften aufregen und den Geist aus der ruhigen Verfassung bringen, sind so vielfach und dabei so unerwartet; die Kenntnisse, die wir von vielen Dingen zu besitzen meinen, haben so oft nur im Hörensagen ihren seichten Grund, und wir lassen von leeren Meinungen, vorgefaßten Urteilen, Launen, Stimmungen und Antipathien so leicht uns zur Übereilung hinreißen, daß wir darüber nur allzu oft der evangelischen Vorschriften vergessen und selbst in den klarsten und anschaulichsten Verhältnissen des guten Rates von außen nicht wohl entbehren können. Wer ist besonnen und fest genug, sich ihn selber zu geben oder einige Augenblicke zu warten, bis das Rechte seinem Geiste sich darstellen werde?

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Forts.)

Daß größere Schlangen auch auf Menschen einen ähnlichen hypnotischen Einfluß haben können, ersah ich einige Wochen nach meiner obigen Erfahrung aus einem Zeitungsbericht von einem Forscher am Amazonenstrom, dessen drei eingeborene Begleiter durch den Blick einer zusammengeringelten Riesenschlange hypnotisiert wurden und wie gelähmt vor ihr stehen blieben, bis der hinzukommende Forscher die Schlange erschoß und die drei wieder aufweckte.

Was aber schon auch ein ganz dünnes Schlängelchen zu leisten vermag, hatte ich ein anderes Mal zu beobachten die Gelegenheit. In der brüllend-heißen Mittagszeit im Monat Mai, wenn ringsum unablässig nur der schrille, betäubende Zirpgesang der Zikaden ertönt, glaubte ich einmal, eine besonders laut singende Zikade in meiner nächsten Nähe zu haben. Der scharfe, durchdringende Ton schien mir von einem dicht bei meiner Hinterveranda stehenden Tamarindenbaume zu kommen. Ich besah mir genau den Stamm und die unteren Äste, von einer Zikade war jedoch nichts zu sehen. Wohl sah ich da etwas anderes, was meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das war ein knallrotes Chamäleon, das auf dem untersten Aste nahe beim Stamme saß und am ganzen Leibe zitterte. Es war ungefähr zwei Fuß lang. Die Chamäleon haben die Fähigkeit, ihre Farbe zu verändern. Sie werden ganz rot, wenn sie in großer Angst oder Wut sind. Daher fragte ich mich: „Was ist denn mit dem armen Schelm los, daß er sich in den feuerroten Anzug geworfen hat und so zittert? Es ist doch gar nichts, weder Mensch, noch Katze oder Hund hier herum, das ihn so aufregen könnte!" Ich war natürlich auf eine Erklärung sehr gespannt und paßte auf. Ich brauchte nicht lange warten, da kam hinter dem Stamme ein ganz dünnes und spitzes Köpfchen eines grasgrünen, ganz dünnen Schlängelchens zum Vorschein, das sich langsam dem Chamäleon näherte. Der

Blick dieser kleinen Schlange war also die Ursache, daß das Chamäleon so rot wurde und zitterte und vom Schrecken so gelähmt war, daß es nicht mehr von der Stelle konnte. Armes Tier, nun bist du verloren!

Wie das Schlängelchen mit seiner Schnauze dicht vor dem Chamäleon war, blähte es seinen Hals auf, wie man ein dünnes Gummibläschen aufbläst, und biß in den Kopf seines Opfers hinein. Aber, um des Himmels willen, dachte ich, wie will das dünne Ding diese schwere Eidechse mit dem besonders dicken und gedrungenen Vorderkörper in sich hineinkriegen? Es schien mir unglaublich. Und doch! Bei der fabelhaften Dehnbarkeit des Mundwerkes und des Halses gelang es dem Schlängelchen, das vielmal dickere Chamäleon zu verschlingen. Mit seinen nach innen gekehrten Zähnchen zog es unter vielem Hin-und-her-winden-und-drehen-und-würgen Linie um Linie den ganzen schweren Leib des Chamäleons in sich hinein. Der Kopf verschwand, der Rumpf verschwand, und endlich, nach langem Würgen, war auch der lange Schwanz verschwunden. Dann leckte es sich ein paar Mal in sichtbarer Zufriedenheit mit seinem Züngelchen die spitze Schnauze und ließ sich hinunterfallen. Die Umrisse des verschlungenen Chamäleons waren in dem dünnen Schlängelchen deutlich sichtbar. — Das war wahrhaftig eine volle Mahlzeit! Nun brauchte es keine andere mehr. Ich hob das satte Tierlein auf und ließ ihm in einem Glaskasten einige Wochen lang Zeit zur gesegneten Verdauung. Dann wurde es in Spiritus getan und unserer Schlangensammlung im Museum des Kollegs in Bombay beigesellt.

Nicht weniger interessant als das unglaubliche Schlingvermögen der Schlangen ist auch ihr großes Atmungsvermögen. Dies konnte ich früher einmal zu Khandalla im westlichen Hochgebirge feststellen. Es war gerade in den ersten Tagen nach der Regenzeit, anfangs Oktober, wenn die ganze grandiose Gebirgswelt in frischer Frühlingsherrlichkeit dasteht und ringsum die Wasserfälle von den Felsen rauschen. Wir Professoren von Bombay brachten die erste Oktoberwoche zur Erholung da droben auf unserem Landhause zu. — Als ich eines Abends beim Schein der Lampe an meinem Tische saß und zufällig zur offenen Türe hinausschaute, sah ich etwas Glänzendes unten an meiner Türe vorbeiziehen. Rasch erfaßte ich meine Lampe und lief hin, um zu sehen, was das war. Es war eine lange Schlange, die am Hause entlang lief und am Ende der Vorderwand um die Ecke unter einem Haufen von Dachziegeln, der gegen die Giebelwand aufgebaut war, hineinbog. Ich rief meinen Zimmernachbarn und sagte ihm:

„Bringen Sie schnell Ihre Lampe und stellen Sie sich gütigst auf die andere Seite des Ziegelhaufens. Hier ist gerade eine Schlange hineingekrochen. Die möchte ich haben. Passen Sie auf, daß sie drüben nicht herauskommt!" — Ich stellte meine Lampe auf die Verandamauer, holte mir eine Kordel und rief dem Koche in der anstoßenden Küche zu, rasch einen Eimer heißen Wassers zu bringen. Dieser kam sogleich herbei. Sowie ich mich an die Kante von Giebel- und Vorderwand postiert hatte, sagte ich dem Koch: „Jetzt gieße das heiße Wasser oben über die Mitte des Haufens an der Wand!" Nun wurde es der Schlange da unten sehr ungemütlich, und gleich erschien auch schon ihr Kopf unten an der Kante. Schnell fuhr ich mit der rechten Hand dieser entlang, packte die Schlange fest hinter dem Kopfe und suchte sie herauszuziehen. Aber es ging nicht. Die Schlange klemmte sich mit ihren Rippen gegen Wand und Ziegel. Da setzte ich meine linke Hand hinter die rechte, stemmte meinen Fuß gegen die Wand und zog aus Leibeskräften. Die Schlange aber hielt stand, so daß ich beinahe fürchtete, ihr den Kopf abzureißen. Endlich gab sie dem überstarken Zug nach, und bald hatte ich sie ganz draußen. Es war eine gewöhnliche Felsenschlange von beinahe vier Meter Länge. Während ich die Schlange hielt, band mein Konfrater die Kordel um ihren Hals dicht hinter dem Kopfe so fest, daß sie das Maul weit aufsperrte und die Zunge herunterhängen ließ. Dann legte ich sie in eine leere blecherne Petroleumkiste und stellte diese in ein leeres Zimmerchen in der Studentenbaracke.

Nach zwei Tagen sagte ich meinem Nachbarn: „Mein lieber Schorsch, wir wollen jetzt einmal sehen, ob die Schlange noch lebt." Der aber lachte mich aus und sagte:

„Was? Die noch leben? Was fällt Ihnen ein? Die hatte ja absolut keine Luft mehr und war am Abend vor zwei Tagen schon tot und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Wenn unsereinem der Hals auch nur halb so fest zugezogen würde, dann wäre er erledigt. Sie werden sehen, die ist eher schon in Verwesung als lebendig!"

Ich nahm also die Kiste heraus und schüttete die Schlange auf die Steinplatten der Veranda. Vollständig regungslos lag sie da und war ganz naß. Die Augen standen wie zwei weiße Körnchen vor den Sockeln. Die Kordel war ganz verschwunden und saß tief im Fleische. Den Kopf der Schlange emporhebend, versuchte ich mit einem scharfen Federmesser die Kordel aufzuritzen. Endlich konnte ich dieselbe aus ihrer tiefen Lage herausziehen, und da ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solut keine Spur von Leben an der Schlange sichtbar war, ließ ich sie als tote Masse auf den Boden fallen.

„Sie haben recht", gestand ich meinem Mitbruder, „die Schlange ist maustot. Die konnte unmöglich so lange leben. Ihr Hals war viel zu fest eingeschnürt. Da mußte ja alle Atmung aufhören. Aber das eine Gute hat das Experiment doch gehabt: es ist eine Schlange weniger in der Welt!"

Noch kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da sah ich zu meinem allergrößten Staunen, daß die Schlangen„leiche" neben mir auf dem Boden verschwunden war. Über die niedrige Mauer der Veranda schauend, sah ich sie draußen davonlaufen. Mein Mitbruder lief ihr mit einer am nächsten Baume stehenden Stange nach, und es gelang ihm noch, sie totzuschlagen. Nun wußte auch er vor Staunen kaum mehr, was er sagen sollte.

„Wer hätte das gedacht", bemerkte er, „daß in dieser regungslosen Masse auch nur ein Fünkchen Leben gewesen wäre? Nach zwei Tagen und drei Nächten mit solcher Einschnürung noch zu leben, — wer hätte das für möglich gehalten? Und dann, kaum zwei Minuten nach der Lösung unserer Kordel schon davonkriechen, als ob nichts geschehen wäre, — ja, das ist fabelhaft!"

„Allerdings", entgegnete ich, „wenn mir das einer erzählt hätte, würde ich ihn für einen Aufschneider gehalten haben. Aber aus dem eben Erlebten geht klar hervor, wie enorm das Atmungsvermögen der Schlangen ist."

Schon öfters hatte ich von Eingeborenen gehört, daß es in Indien ein ganz wunderbares Tier gebe, nämlich eine Schlange mit zwei Köpfen. Auf die Frage, ob sie selbst mit eigenen Augen jemals eine solche gesehen hätten, erhielt ich immer zur Antwort: „Nein, Saheb, das nicht, — aber es gibt eine solche, und sie ist sehr selten." Es gibt eben nichts so Ungereimtes und Unmögliches, was der Indier nicht glaubt, ja, je ungereimter und unmöglicher etwas ist, desto fester glaubt er daran.

Nun war ich aber doch begierig, einmal eine zweiköpfig scheinende Schlange — denn nur um eine solche konnte es sich handeln — zu sehen zu bekommen. In der Tat traf ich eines Tages eine solche auf freiem Felde. Sie war von erdbrauner Farbe, ungefähr eineinviertel Meter lang, so dick wie das Ärmchen eines Kindes, und lag zwischen ein paar Erdschollen. Sie sah aus wie ein dicker brauner Stock, der an beiden Enden schräg abgehauen ist, und es war wahrhaftig schwer zu sagen, welches Ende der Kopf war. So konnte ein Indier wirklich auf den Gedanken kommen, diese Schlange habe zwei Köpfe. Es sollte sich jedoch bald zeigen, an welchem Ende der Kopf der Schlange war, und auch daß sie nur einen Kopf hatte. Sobald ich nämlich mit meinem dicken Spazierstock dem einen Ende der Schlange nahe kam, verbarg sie es blitzschnell unter ihrem Leibe, und so sehr ich mich auch anstrengte, mit meinem Stock den Kopf aus seiner Lage unter dem Leibe herauszudrängen, gelang es mir doch nicht. So krampfhaft preßte die Schlange ihren Leib auf den Kopf, um ihn zu schützen.

Da fiel mir das Wort des Herrn ein: „Seid klug wie die Schlangen" (Matth. 10, 16), denn hier sah ich mit eigenen Augen, wie die Schlange lieber den ganzen Leib als den Hauptteil des Leibes, den Kopf, der Gefahr aussetzt. — Darauf besah ich mir genau das andere Ende der Schlange. Aber da war absolut kein Merkmal eines Kopfes zu sehen, und selbst gegen direkte Berührung war es indifferent. Somit wußte ich Bescheid, was es mit der zweiköpfigen Schlange für eine Bewandtnis habe.

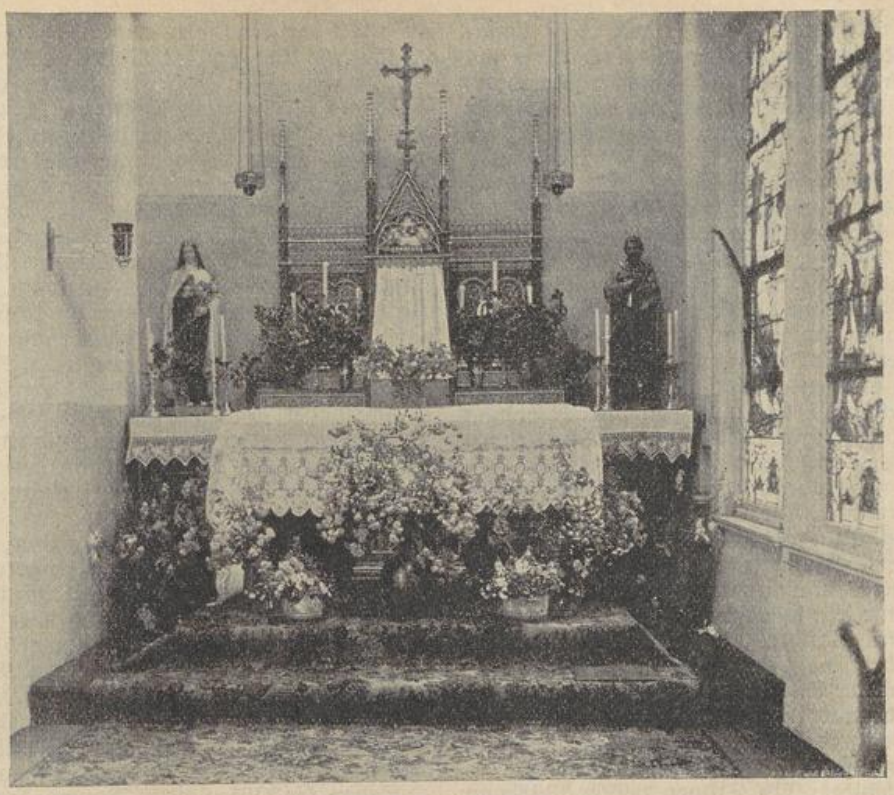
Wenn auch die Schlangen, giftige wie harmlose, manch Ungeziefer wegfressen, so scheint doch dieser Nutzen nicht so bedeutend im Vergleich mit der Gefahr und dem Unbehagen, das sie für die Menschen bedeuten. Es wäre daher eine wahre Wohltat für das ganze Land, wenn jede Schlange, wo immer sie sich zeigt, mit Schußwaffe oder Stock getötet würde.

In diesem Punkte sind die Affen viel radikaler als die Menschen. So hilflos sie im ganzen gegen die Schlangen sind, so machen sie ihnen doch den Garaus, wo sie nur können. Und wie raffiniert tun sie das!

Da die Schlangen besonders den jungen zarten Äffchen nachstellen und sie mit Vorliebe verspeisen, so hegen die älteren Affen einen grimmigen, tödlichen Haß gegen die Schlangen und sinnen Tod und Verderben gegen sie.

Wenn daher ein Affe, meinetwegen von einem Baume, beobachtet, wie eine Schlange sich im Schatten eines Baumes oder Strauches zusammenringelt, um ein Schläfchen zu machen, dann paßt er genau auf. Langsam klettert er vom Baume herunter, läßt die Schlange nicht mehr aus seinen Augen und wartet, bis sie sich nicht mehr regt. Dann macht er einen kühnen Satz, und mit sicherem Griff packt er die Schlange hinter dem Kopf, — und was der Affe einmal gepackt hat, das läßt er nicht mehr los, — hält sie von sich und trägt sie triumphierend zu einem Stein oder einer Stelle, wo der Boden hart oder steinig ist. Dort setzt er sich hin, dreht den Kopf der Schlange nach unten und reibt ihn mächtig auf dem Stein oder dem harten Boden, denn er will den ganzen Kopf abreiben. Alles nämlich, was der Affe mit den Zähnen nicht bewältigen kann,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hauskapelle in Köln a. Rh.

Photo: Br. Desiderius, Köln

zerreibt oder zerkleinert er bekanntermaßen auf hartem Boden. Von Zeit zu Zeit besieht er sich den Kopf der Schlange. Solange noch etwas von ihm da ist, dreht er ihn wieder nach unten und reibt mutig und unverdrossen weiter, bis rein nichts mehr von ihm da ist, dann wirft er den Leib mit einem Blick der Verachtung weit von sich. Jetzt ist er sicher: diese Schlange frißt kein liebes Äffchen mehr!

Dem stärkeren Menschen aber möchte er zurufen: „Siehe, so macht man das! Gehe hin und tue desgleichen!" — Der aber wird das schön bleiben lassen!

21. Im Bann der „heiligen" Affen

Diese Tiere sind zwar nicht gefährlich, aber wegen ihrer Zudringlichkeit und Frechheit können sie doch sehr lästig werden und sind eine wahre Plage für die Bevölkerung. In den Augen der Hindus sind nämlich die Affen die heiligsten Tiere, eine Art Halbgötter. Sie verehren dieselben deshalb auch als solche, füttern sie, stören sie in ihrem tollen Treiben nicht und lassen sie machen, was sie wollen. Diese abgöttische Affenverehrung ist seit undenklichen Zeiten über ganz Indien verbreitet. Besonders bei den Verehrern des Gottes Wischnu spielt sie eine große Rolle. Dieser Gott ließ sich nach der Sage in der Welt als Sohn des Königs Daschâratha unter den Namen Rama gebären und wurde ein großer Held und Abenteurer, dessen Heldentaten in dem berühmten Epos Ramâyana gefeiert werden. Nun ließ sich auch die Gemahlin Wischnus, die Göttin Lakschmi, in der Welt als Königstochter Sita wiedergebären. Auf seinen Heldenzügen trifft Rama in einer Königsstadt diese Prinzessin Sita, gewinnt ihre Liebe und erhält sie zur Gemahlin. Unglücklicherweise aber wurde Sita von Râwana, dem König der bösen Geister (Rakschas), geraubt und nach dessen Reiche Lanka oder Ceylon entführt und gefangen gehalten. Rama war darob sehr betrübt und in hellster Verlegenheit. Um jeden Preis wollte er seine Sita wieder haben. Aber wie sollte er sie dem gewaltigen Riesen Râwana entreißen? Er wandte sich an alle Götter um Hilfe. Diese aber waren für ein so gefährliches Unternehmen nicht zu haben. Rama durchstreifte die Wälder Indiens, um Hanuman, den König der Affen, für die Befreiung Sitas zu gewinnen. Nachdem er ihn gefunden, klagt er ihm sein Leid und bittet ihn, mit seinem Affenheere nach Lanka zu ziehen und Sita

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Rakschasas zu entreißen. Zum Lohne für diese Rettungstat werde er dann mit allen Affen unter die Götter erhoben werden. Hanuman ließ sich das nicht zweimal sagen und entgegnete entschlossen: „Machen wir!"

Sofort trommelte er überall die Affen zusammen und eröffnete ihnen seinen Plan und den herrlichen Lohn. Darob grenzenlose Begeisterung im Affenheer. Nun zog er mit ihnen nach Süden gegen Lanka. An der Südspitze Indiens angekommen, sieht er aber zu seinem Schrecken, daß eine Meerstraße Indien von Lanka trennt. Was nun machen? Schwimmen können ja die Affen nicht. Da muß eine Brücke gebaut werden. Schleunigst holen die Affen einige Berge vom Himalaya herunter und werfen sie bis nach Ceylon hinüber in die Meerenge. Die Felsenbrücke war somit fertig. Nun ging's los. Das ganze unübersehbare geschwänzte Affenheer, mit seinem Führer Hanuman und Rama an der Spitze, stürmte jetzt wie ein entfesselter Orkan nach Lanka hinüber. In siegreicher Schlacht wurden die Rakschasas aufs Haupt geschlagen. Sita aber, die arme Dulderin, wurde aus ihrer Haft befreit und an der Seite ihres glücklichen Gemahls Rama im Triumph nach ihrer Heimat Indien zurückgeführt. Mit Tränen tiefster Rührung im Auge trat Rama zum siegreichen Affenkönig hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm: Hanuman, Prachtkerl, das hast du gut gemacht! Dafür bist du auch von nun an mit all den Deinen unter die Götter versetzt!" — Und seitdem werden alle Affen in Indien als Götter verehrt.

Hanuman ist der Lieblingsgott des ganzen Volkes geworden. Zahllose Tempel wurden ihm erbaut. Sein Bildnis prangt in allen Heiligtümern und an vielen öffentlichen Plätzen. Mit hohem Stolze tragen viele Jungens seinen Namen. Die Hindubücher sind voll von den wunderbarsten Affengeschichten, und jedes Hinduherz schlägt höher, wenn es von all den Heldentaten der Affen hört. Daher sind die Affen auch in ganz Indien gern gesehen und werden verehrt, beschützt und reichlich mit Speiseopfern bedacht, so daß wohl kaum auf der ganzen Welt ein Wesen so sorgenlos und glücklich lebt wie der Affe in Indien!

Durch diese grenzenlose Duldung und abgöttische Behandlung und Pflege konnten sich die Affen ungestört vermehren und sind nun wegen ihrer Menge, die sich trotz ihrer unersättlichen Freß- und Raublust und Zerstörungswut ungestraft alles erlauben darf, zu einer wahren Landplage geworden.

Dreist kommen die geschwänzten Gäste in die Basare der Städte und Dörfer und besuchen dort die Läden mit Früchten und Backwerk. Und da die Läden nach der Straße hin offen und die Waren ganz vorn auf Tischen und Brettern frei ausgestellt sind, so können sie gleich zugreifen, nehmen sich, was ihnen schmeckt, fressen sich satt und stopfen sich dazu noch die Kehltaschen voll und hopsen dann davon. Kein Hinduverkäufer denkt daran, sie in ihrer Nascherei zu stören; und ist der Verkäufer ein Mohammedaner, so wagt dieser der Hindu wegen es nicht, die heiligen Freßsäcke und Räuber wegzutreiben.

Geht eine Frau mit einem offenen Korb voll Früchten oder Backwerk auf dem Kopfe daher, und hat ein Affe Appetit nach ihren Waren, so betrachtet sie es als eine Ehre, wenn dieser Schwanzgott mit einem Satze auf den Korb springt und sich nimmt, was ihm beliebt.

Ganz gefährlich werden die Affen den Frucht- und Obstgärten. Haben sie herausgefunden, daß ein Baum reifes Obst trägt, so fallen sie gemeinschaftlich drüber her und ersparen dem Eigentümer sowohl das Abpflücken als auch das Verzehren. Deshalb sieht man sich genötigt, große Netze über die Bäume und Sträucher zu spannen, um so die Früchte gegen die Affen wie gegen die Fledermäuse zu schützen.

Sehen die Affen vom Baume her irgendwo ein offenes Zimmer, in dem sich gerade niemand aufhält, so dauert es nicht lange, so sind sie auch schon drin und mustern alles aus, ob etwas Eßbares da ist. Finden sie solches nicht, dann verderben sie alles, was ihnen in die Hände kommt. Steht da etwa ein loser Handspiegel auf einem Waschtische, so geht es dem besonders schlecht. Da er glänzt, nehmen sie ihn gleich in die Hände. Nun sehen sie ihr eigenes Affenbild in demselben, und, in der Meinung, es sei ein anderer Affe, suchen sie ihm beizukommen. Weil ihnen aber das nicht gelingt werfen sie den Spiegel schließlich auf den Boden, so daß dieser mit Spiegelscherben bedeckt ist, aus denen ihnen ebensoviele Affen entgegengrinsen, als es Scherben sind. Da wird es ihnen zu unheimlich, und sie machen sich schleunigst davon.

Als ich einmal im Kolleg zu Bombay eines Sonntagmorgens nach dem Frühstück auf mein Zimmer im obersten Stock ging, hopste gerade ein Affe zum Fenster hinaus, blieb einen Augenblick in der breiten Dachrinne sitzen und sprang, als ich auf ihn zukam, auf den nächsten Baum hinunter. Auf der Suche nach Eßwaren hatte er alles durcheinander geworfen. Ich war nur froh, daß er mit meinem Tintenfaß keinen Unfug getrieben hatte. Um so mehr hatte er sich mit einer alten Brille, die auf dem Tische lag, beschäftigt. Sie hatte in seinen Händen aufgehört, Brille

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu sein. Sie war ganz verbogen und zerbrochen, und ein Augenglas fehlte. Das hatte er wahrscheinlich mitgenommen, um auch einmal mit Monokel aufzutreten.

Worauf die Affen ganz besonders versessen sind, sind Maiskörner. Wo sie die nur wittern, sind sie gleich bei der Hand. Diese Leidenschaft nützen feindselige Hindus manchmal aus, um ihrem Nachbarn einen Schabernack zu spielen, besonders kurz vor der Regenzeit. Sind zur Mittagszeit, wo alles in der Nähe sich dem Mittagsschlaf hingibt, Affen auf den benachbarten Bäumen herum, dann wirft der Schadenstifter eine Handvoll Maiskörner auf das Ziegeldach seines Nachbarn. Sobald die Affen das Prasseln der Körner hören, sind sie im Nu auf dem Ziegeldache und suchen nach den Körnern zwischen den Ziegeln. Dabei reißen sie alle Ziegel auf, bis sie jedes Körnchen gefunden haben. Der betrübte Nachbar muß nun das aufgerissene Dach neu decken lassen. Und weil es zu dieser Zeit sehr schwer ist, Dachdecker zu bekommen, die gerade jetzt mehr als genug Arbeit haben, so kann es passieren, daß ihm der Regen ins Haus hinein kommt und ihm vieles beschädigt. Dazu muß er auch noch die Kosten des Dachdeckens tragen.

Wegen des vielfachen Schadens, den die Affen verursachen, und auch wegen ihrer Frechheit und Lästigkeit könnte man leicht versucht sein, sie unschädlich zu machen und zu töten. Allein das hat seine Schwierigkeiten. Schießt man nämlich ein so heiliges Tier, eine Hindu-Gottheit, über den Haufen, so läßt sich das schwer geheimhalten. Sobald es aber den Hindus zu Ohren kommt, ist der Kuckuck los. Dann ruhen sie nicht, bis das Verbrechen gesühnt ist. Jedenfalls ist ein Verbleiben in ihrer Nähe unmöglich. — Aber auch, wenn ein Bekanntwerden der Tötung ganz ausgeschlossen ist, kann man es nicht leicht über sich bringen, einen Affen zu erschießen, weil er sich so menschlich rührend benimmt. Ein alter Engländer sagte mir einmal: „Sie mögen vielleicht einen Affen in Ihrem Leben schießen, aber keinen zweiten!" Dann erzählte er mir, wie er einmal einen Affen angeschossen habe und wie der seine Hand auf die blutende Wunde gelegt und ihm kläglich jammernd das mit derselben aufgefangene Blut gezeigt habe. „Dieser Anblick", sagte er, „hat mir das Herz im Leib herumgedreht, ich konnte es nicht mehr ansehen und habe das arme Tier schnell mit einem Todesschuß von seinen Leiden befreit. Das Bild verfolgt mich noch bis heute."

Etwas Ähnliches habe ich selbst erfahren. Mir waren die Affen ja auch manchmal lästig, und ich hegte oft einen Ingrimm gegen sie. Als ich eines Morgens meine Zimmertüre öffnete, saß wieder ein schwerer Affe auf dem hölzernen Gitterwerk meiner Terrasse. Er blieb ganz ungeniert sitzen. Da kam mit Gewalt die Versuchung über mich, ihn niederzuknallen. Eiligst ergriff ich meine Flinte und trat wieder zur Türe. Wie ich aber die Flinte anlegen wollte, schaute mich der Affe so unaussprechlich eigentümlich an, daß mir alle Lust verging, ihm ein Leid anzutun. Rasch stellte ich die Flinte wieder weg. Wie ich auf die Terrasse zurückkam, war der Affe fort. Er saß schon hoch auf dem Dache der Kirche. Nun war ich froh und dankte Gott, daß es nicht zum Schießen gekommen war, und daß mir so viele Unannehmlichkeiten erspart blieben.

Versuche, Affen zu vergiften, mißglükken fast immer, denn der Affe ist ungemein vorsichtig mit allem, was er frißt. Es wurde mir von einem Landwirt in den Nordprovinzen, in dessen Garten und Feldern die Affen großen Schaden angerichtet hatten, erzählt, er sei entschlossen gewesen, diese gefährlichen Räuber ein für allemal aus dem Wege zu räumen, und zwar durch Gift. Erst stellte er darum täglich große flache Schüsseln mit gekochtem Reis in seinem Garten herum. Die Affen kamen rudelweise herbei und fraßen gierig den Reis auf. Nachdem sich dieselben an die regelmäßige Speisung gewöhnt hatten und in großer Zahl erschienen, stellte der Landwirt eines Tages vergifteten Reis hin, der mit einem geschmacklosen Pflanzengift durchsetzt war. Er war auf die Wirkung desselben gespannt und paßte auf. Bald hörte er um die verhängnisvollen Schüsseln herum lebhaftes Geplapper und Gewinsel und sah, wie die Affen um den unberührten Reis zu Gericht saßen und mißtrauisch dreinschauten. Auf einmal erhoben sich alle und zogen sich in den Busch zurück. Bald aber kamen sie wieder zum Vorschein und hatten Zweiglein und Blätter einer Pflanze in den Händen, die ihnen ihr Instinkt als ein Gegengift bezeichnete. Mit diesen durchwühlten und vermischten sie den Reis und verzehrten ihn dann mit dem gewohnten Appetit. Am folgenden Morgen kamen die Gauner ganz unbeschädigt und munter wie immer zurück. — Es ist also nicht ganz unbegründet, wenn die Indier und überhaupt die Orientalen fest davon überzeugt sind, daß es absolut unmöglich ist, Affen zu vergiften. In diesem Sinne schrieb ja auch schon im 10. Jahrhundert der arabische Schriftsteller Al Masudi, die meisten chinesischen Könige und indischen Prinzen hielten sich Affen, um ihre Speisen zu prüfen, und verließen sich mit unbedingtem Vertrauen auf deren Befund, welche Speisen gut und welche vergiftet seien.

Will man dem Affen mit einem Stocke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu Leibe rücken, so kann das gefährlich werden, denn er hat als Waffe ein scharfes Gebiß, und wenn er wütend ist, beißt er schrecklich. Bißwunden aber von Affen, merkwürdig aber wahr, heilen schwer und äußerst langsam. Selbst Bisse von kleinen Affchen sind zu fürchten. Ein Engländer, den ich sehr gut kannte, wurde einmal von einem Affchen in den Arm gebissen und hat sich zehn Jahre lang mit der Wunde herumschlagen müssen. — Es wird mir deshalb jetzt noch gruselig, wenn ich darandenke, wie ich mich einmal zu Khandalla in meiner Unwissenheit und Verwegenheit der Gefahr ausgesetzt habe, von einem großen Affen gebissen zu werden. Es hat jedoch, Gott sei Dank, gut gegangen, und ich bin einem mörderischen Kampfe mit dem Affen, der sicher mit meiner blutigen Niederlage geendet hätte, heil entronnen. Kurz vor dem Mittagessen sah ich dort eines Tages in den Maiferien von der Anhöhe unseres Landhauses aus auf dem spitzwinkligen Plateau drunten, an dessen beiden Längsseiten es tief in zwei Rabinen hinunterging, ein großes Tier im hohen Grase sitzen. Ich hielt es für einen großen Neufundländerhund. „Was will denn der da unten?" dachte ich nahm eine lange Stange und ging hinunter auf die Grasfläche. Langsam durch das dürre Gras schreitend, näherte ich mich dem Tiere. Ungefähr zehn Schritte vor demselben blieb ich stehen und gewahrte zu meinem Schrecken, daß es einer von den großen Rabinenaffen mit den langen, aufgerichteten und oben henkelförmig gebogenen Schwänzen war. Wie der mich mit der Stange bewaffnet vor sich sah, zeigte er mir sein furchtbares Gebiß. Da wurde es mir aber unheimlich, und ich dachte und wünschte bloß: „Wenn der Kerl nur nicht Ernst macht, auf mich losstürzt und mich angreift!" Ruhig blieb ich auf meinem Flecke stehen und wartete ab. Der Affe aber stand nach einer Weile auf, zeigte sich in seiner ganzen Größe — und es war der größte, den ich bis dahin gesehen — und sprang in wuchtigen Sätzen hinüber zum andern Rande des Plateaus. Ich schlich ihm langsam nach. Wie er das sah, verschwand er von der Kante. „Herrschaft!" dachte ich, „der wird doch nicht den schauerlichen Sprung in die Tiefe gewagt haben!" Drüben an der Kante angekommen, sah ich ihn ungefähr fünf Meter tief auf dem Aste eines Strauches sitzen, der aus der Ritze der Felswand herausgewachsen war. Sobald er mich oben über sich gewahrte, sprang er jäh die 40—50 Meter hinunter in einen Baum hinein, schwang sich an einem Aste hängend, ein paar Mal hin und her und verschwand dann in der mächtigen Krone. Das war wahrhaftig eine Rekord-Sportleistung ersten Ranges, wie sie ihm kein Mensch nachmachen kann. Ich mußte staunen über den Mut, die Springtüchtigkeit und Griffsicherheit dieses Affen, war auch meinem guten Schutzengel dankbar, daß er mir diesen gefährlichen Gesellen vom Leibe gehalten hatte! Jetzt, natürlich, würde mir nicht einmal im Traume einfallen, einem solchen Affen in freier Natur selbst auf hundert Schritte nahezurücken.

Da man nun den aufsässigen Affen als heiligen Persönlichkeiten nicht mit verletzender Gewalt entgegentreten darf — sie besitzen ja das Recht der „persönlichen Immunität" —, wie soll man sich ihrer erwehren?

In neuerer Zeit haben tonangebende Kaufleute, die zu ihrem großen Verdrusse erfahren mußten, daß allzu viele Hanumänner sich wild herumtreiben, den Stadträten eine Maßnahme gegen dieselben vorgeschlagen, die in Zeiten brahminischer Hochblüte undenkbar gewesen wäre. Und diese Maßnahme heißt — Verbannung! — Tatsächlich wurden unzählige der geschwänzten Plünderer eingefangen, in Käfige gesteckt und auf Ochsenkarren nach viele Meilen entfernte Einöden transportiert. Dort wurden sie dann losgelassen. Als aber die leeren Karren heimkehrten, hopsten die Verbannten, die schlau genug waren, den Plan ihrer Feinde zu durchschauen und zu vereiteln, lustig neben denselben her und zogen truppweise so fröhlich in die eben verlassenen Ortschaften wieder ein wie Ausflügler, die von einem Picknick heimkehren.

Von den Städten auf der einen Seite des Ganges wurden ganze Boote voll von lästigen Affen über den Strom hinübergebracht und auf der anderen Seite ausgesetzt. Allein eine solch ehrlose Aussetzung an fremder Küste gefiel ihnen durchaus nicht, und da sie auf den heimkehrenden Booten nicht zugelassen wurden, fanden sie doch andere Boote, die sie wieder zurückbrachten.

Auch die Eisenbahnen, die so viel für den Fortschritt und die Wohlfahrt Indiens getan haben, erwiesen sich als ein herrliches Mittel, Scharen von Affen aus den geplagten Ortschaften fortzuschaffen.

(Schluß folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 11 November 1938 56. Jahrgang

Allerheiligen

O schönes Fest! Wohl kann ich deinen Sinn erfassen;
Wir wollen heute unsern Dank erschallen lassen
Für alle, die ihr prophezeit in Wort und Bild,
Für alle, welche eines Weinstocks erste Reben
Und die ihr Leben blutend für ihn hingegeben;
Und die der Kirche Gottes Lehrer, Säulen sind,
Und die in harter Buße einsam ihm gedient;
Und die der Herr als seine Bräute sich erkoren,
Die in der Reinheit ew'ge Treue ihm geschworen;
Sie alle waren einst dem sel'gen Heil verloren,
Und alle hat in seinem Blut er neu geboren;
Und was sie waren, sind, das können wir auch sein,
Doch nur durch ihn, durch Jesu Christ allein!

Marianne, Freiin von Dreihann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerheiligen – Allerseelen

Die Gemeinschaft der Heiligen unser Trost

Nach Trost verlangt das hienieden so oft gedrückte Menschenherz. Nach Trostgründen sucht nicht minder der Menschenverstand. Und doch scheint in der Welt nichts weniger zu Hause zu sein als Trost. Was aber die Welt nicht bieten kann, das bietet in reichlicher Fülle unser heiliger katholischer Glaube. Auch am Doppelfeste Allerheiligen-Allerseelen dringen an das gläubige Christenohr Klänge, die geeignet sind, unser aller Herzen mit süßem Troste zu erfüllen. Die frohen Jubelklänge und Jubelgesänge der Heiligen im Himmel, wie die bitteren Klagerufe der Seelen des Fegfeuers frischen in unserem Geiste das Gedächtnis an jene beseligende Gemeinschaft auf, die wir so oftmals bekennen, wenn wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse beten: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen."

Welch eine Flut tröstlicher Gedanken und Gefühle löst schon das bloße Wort „Gemeinschaft" in unseren Seelen aus! Wir stehen also nicht vereinsamt auf dieser Welt; wir alle, die wir durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen wurden, bilden eine einzige große Gottesfamilie, ein alle Völker umspannendes Gottesreich, einen einzigen Leib in Christo Jesu unserm Herrn; wir alle wallen gemeinsam dem einen großen Endziele zu, zur ewigen Gottesstadt, zu unserer wahren Heimat. Und diese Gemeinschaft ist nicht etwa beschränkt auf unsere kleine Erde, sie hört nicht auf mit dem Tode jedes Einzelnen; die Grenzen der Welt fallen keineswegs zusammen mit den Grenzen dieses großen Gottesreiches. Die Kirche ragt hinüber in die Ewigkeit, Himmel und Erde und Fegfeuer verbindend. In der Tat, erheben wir unser Auge hinauf, so erblicken wir in lichten Himmelshöhen unsere verklärten Brüder, die verherrlichten Glieder desselben Leibes, dessen streitende Glieder wir sind; und schauen wir hinab in die Tiefe, so sehen wir andere, leidende Glieder eben dieses Leibes. Denn ein einziges Band umschlingt sie alle. Ein Herr und Gott aller, ein Haupt, ein Endziel!

Eine großartige Gemeinschaft fürwahr, diese Gemeinschaft der Heiligen, voll des Trostes für unsere armen Erdenpilger! Denn nicht als eine tote, unfruchtbare, sondern als eine lebensfrische, lebenerweckende Gemeinschaft müssen wir sie uns vorstellen, in der ein ewiges gegenseitiges Empfangen und Mitteilen, Nehmen und Geben stattfindet. Gerade das macht diese Gemeinschaft so trostreich für uns, daß sie eine wahre Interessengemeinschaft, eine Gütergemeinschaft im wahrsten Sinne des Wortes ist.

Ein trostvoller Gedanke, als Christ, sich als empfangendes Glied dieser Gemeinschaft betrachten zu dürfen. Der Christ, der als lebendiges Glied der Kirche angehört, ist auch mit Christus verbunden und nimmt teil an allen Gütern und Schätzen des Hauptes. Alles, was Christus durch seine Menschwerdung, seine Leiden, seinen Tod verdient hat, ist Gemeingut aller geworden, die ihm angehören. Wie sämtliche Reben aus dem einen Weinstock ihren Lebenssaft saugen, so strömt aus dem einen Jesuherzen Leben und Kraft und Gnade in alle Herzen über, die in Liebe ihm anhangen. Sein kostbares Blut durchrieselt mittels des vielarmigen Kanals der Sakramente alle Glieder; seine Lehre, sein Opfer, seine Segnungen, seine Liebe gehören allen. Mit ein und demselben Brote gespeist, durch ein und dasselbe Opfer beständig erlöst und erneuert, durch ein und dieselbe Milch der Lehre genährt, leben und atmen wir in dem einen Erlöser Christo Jesu,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Allerseelen H. Kocher

stehen alle mit ihm, unserm Haupte, in heiliger Lebens- und Gütergemeinschaft. Und wie mit dem Haupte, so stehen auch untereinander alle Glieder in Verbindung; auch unter ihnen findet ein ewig reger Austausch der Güter statt. Wie könnte es auch anders sein? Zieht doch das Glied Leben und Kraft nicht nur aus dem Haupte, sondern aus allen übrigen Gliedern. „Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit, wird ein Glied verherrlicht, so freuen sich alle Glieder mit." (1. Kor. 12, 26). Alles, was in der Kirche Gottes Großes, Gutes, Verdienstliches geschieht, fließt in den gemeinsamen Schatz, aus welchem jeder schöpfen kann, der als Glied dem geheimnisvollen Leibe des Herrn angehört. Also alles Beten, alles Kämpfen, alles

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Primiz des Hochw. P. Liebwin Weber CMM.
in Lalling, Niederbayern
Photo: Mariannhiller Mission

Opfern, alles Leiden, das irgendwo auf dem weiten Erdenrund, zu irgendeiner Erdenzeit in Vereinigung mit Christus Gott dem Herrn dargebracht wird, ist nicht verloren für die Gesamtheit, es wird aller Eigentum.

Aber erweitert sich auch schon unser Blick, zumal am Feste Allerheiligen, wenn wir unserer verklärten Brüder da droben gedenken. Unserer Brüder! Das Band, das sie einstmals auf Erden mit uns verband, ist nicht zerrissen, auch jetzt noch dauert unsere Gemeinschaft mit ihnen unter dem einen gemeinsamen Haupte, Christus, fort, nunmehr in noch vollkommenerem Sinne die Gemeinschaft der Heiligen. Die Heiligen sprechen zu uns, fordern uns auf zu Vertrauen und Mut. Seid getrost, Brüder, so sprechen sie, laßt euch ermuntern durch unser Beispiel! Was ihr nun seid, das waren einstens auf Erden auch wir, Pilger zur ewigen Heimat, Kämpfer um die himmlische Krone. Wir haben das Ziel erreicht, die Krone in Empfang genommen. Was wir konnten, das könnt auch ihr. Tretet ein in unsere Fußstapfen, wirket mit der euch gebotenen Gnade mit, wie wir mit ihr gewirkt haben. Fühlt ihr euch aber schwach, wohlan, so stützet euch auf unsere Hilfe. Wir im Himmel haben das große Gebot der Liebe nicht vergessen. Eingetaucht in das Feuer der göttlichen Liebe selber flammt unsere Liebe zu euch, unsern streitenden Brüdern, in hellen Flammen auf, und wenn auf Erden schon die Liebe uns drängte, so noch viel mehr jetzt. Haben wir doch erkannt und erfahren, was es heißt, Gott schauen, Gott lieben, Gott besitzen und euch gleichen Glückes teilhaftig zu sehen, ist unser sehnlichster Wunsch und unser flehentliches Gebet für euch. Wollet auch nicht verzagen angesichts eurer eigenen Sündenschuld und eurer Armut an Verdiensten! Seht, wir sind reich und teilen euch gerne von unserm Überflusse mit. Was wir einstmals auf Erden gesammelt haben an genugtuenden und verdienstlichen Werken, das haben wir zum großen Teil euch hinterlassen; es ist niedergelegt in der großen Schatzkammer der einen, heiligen, katholischen Kirche, allen zum Nutzen.

Für uns als Empfänger ist die Gemeinschaft der Heiligen ein großer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trost. Aber auch als Geber enthält die Gemeinschaft der Heiligen etwas überaus Tröstliches und in Wahrheit ist Geben seliger als Nehmen. Wir sind in der Gemeinschaft der Heiligen nicht nur Empfänger, wir sind auch Ausspender. Und nähmest du, lieber Christ, in der Welt auch eine noch so geringe Stelle ein, vermöge jenes geheimnisvollen geistigen Bandes, das dich mit Christus und durch ihn mit allen Gliedern der Kirche verbindet, kommen alle deine im Stande der heiligmachenden Gnade verrichteten guten Werke nicht nur dir selber, sondern auch der Gesamtheit zugute, deinen streitenden Brüdern auf Erden. Durch deine Gebete, deine Opfer, deine in Geduld ertragenen Leiden kannst auch du den geistigen Güterschatz der Kirche vergrößern, kannst auch du mitschaffen an der Ausbreitung und Erhöhung des Reiches Gottes hier auf Erden, kannst auch du das Deinige tun, daß der Himmel mehr bevölkert werde. Und wenn du auch unscheinbar und wenig beachtet, bist du doch ein lebendiges Glied an dem Leibe der Kirche und strömest als solches Kraft und Leben aus in alle übrigen Glieder. Dieser Gedanke gibt Trost und Lebensmut.

Noch größeren Trost aber birgt der Glaubenssatz von der Gemeinschaft der Heiligen für uns in sich. Schauen wir hinab in die Tiefe. Dort leiden die armen Seelen Pein und Qual; herzzerreißend dringt ihr Klageruf zu uns herauf: „Erbarmet euch, erbarmet euch wenigstens ihr, meine Freunde!“ Wer sind sie denn, die so rufen? Es sind auch unsere Brüder, es sind vermöge der Gemeinschaft der Heiligen auch Glieder, aber leidende Glieder am Leibe der Kirche. Welch starker Trost muß es nun für ein edelmütiges, mitleidiges Herz sein, sich bewußt zu sein, die Möglichkeit zu haben, diesen armen Seelen helfen zu können. Und in der Tat; der Christ ist imstande, diesen armen Seelen zu helfen; er kann als lebendiges Glied der streitenden Kirche wie ein wahrer Trostesengel hinabsteigen in das Fegfeuer mittels seiner Fürbitten, mittels des hl. Meßopfers, das er darbringen läßt, mittels der hl. Kommunion, die er aufopfert, mittels der Ablässe, die er den armen Seelen zuwendet, kann er die Flammen löschen, die Not lindern, die Fesseln lösen, die Himmelstür ihnen öffnen.



Afrikamissionar P. Irenäus Fiedler CMM. nimmt Abschied von seiner Schwester

Photo: Mariannhiller Mission

Wie reichhaltig ist doch der Trostesquell, der uns entgegensprudelt in den Wahrheiten unserer heiligen Religion! Das sollten wir am Allerheiligen-Allerseelenfest wieder tief empfinden und überhaupt für unser ganzes Leben auf Erden, indem wir uns den neunten Glaubensartikel: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen“ wieder klarzumachen suchen. Glauben wir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber nicht nur mit dem Munde, lassen wir auch das Herz teilnehmen an diesem Glauben. Seien wir vor allem lebendige Glieder am großen Leibe der Kirche, führen wir ein der Gemeinschaft der Heiligen würdiges Leben hier auf Erden schon. Dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, dereinst auch aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der Heiligen. -d-

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Schluß)

Fast ebenso ungünstig wie diese erste Missionsreise nach Gazaland verlief P. Depelchin's Unternehmen. Am 17. Mai 1880 hatte er 50 Meilen südlich von den Viktoriafällen des Sambesi die Station Panda-Ma-Tenka gegründet. Am 13. Juli erlebten sie zum erstenmale das Schauspiel der berühmten Fälle und am folgenden Tage wurde hier die erste hl. Messe gefeiert. Dann ging es flußabwärts, von Panda-Ma-Tenka dreiwöchentliche Tour entfernt, zum Batonga-Potentaten Moemba. Hier wollte P. Depelchin eine zweite Station beginnen und P. Terörde mit Br. Berenne übergeben. Der König nahm sie am 10. August sehr gnädig auf, wies ihnen ein Grundstück an und machte so verlockende Versprechen, daß der Gründer schon nach fünf Tagen den Rückweg zur ersten Station antrat.

Unterwegs befiel ihn starkes Fieber und überdies kam bald Nachricht von den beiden auf der zweiten Station, daß auch sie schwer am Fieber darnieder lagen. Unfähig zur Weiterreise berief P. Depelchin durch Boten P. Weißkopf und Br. Nigg von Panda-Ma-Tenka zu Hilfe. In Moemba's Residenz konnten sie eben noch Br. Berenne retten gegen Mitte September — doch P. Terörde war bereits drei Tage tot.

Zwei Jahre später machten P. Engels und Br. Nigg einen neuen Versuch an dem fieberschwangeren Ort. Nach Genuß von „königlichem Bier" wurden beide sterbenskrank. P. Engels erholte sich ganz, aber Br. Nigg litt in der Folge 9 Jahre an chronischer Dysenterie.

P. Depelchin unternahm nach einiger Zeit eine dritte Gründung. Diesmal flußaufwärts zu Lia-lui, der Hauptstadt des Barotsekönigs Lewanika. Dieser schwarze Potentat zeigte sich ebenfalls sehr entgegenkommend und lud die Missionare in sein Land. Doch erst zwei Jahre später konnten P. Berghegge mit Br. Simonis und Br. De Bylder dem Rufe folgen. Der Letztere ertrank indessen auf der Reise in den Stromschnellen und Erstere fanden die Stimmung des Königs und der Barotse sehr ungünstig verändert. Sie wurden von allen Seiten gehindert und fast all ihrer Sachen beraubt und mußten schließlich den französischen Protestanten das Feld überlassen. Doch hatten nicht diese König und Volk der katholischen Mission abwendig und feindlich gemacht, sondern ein „freundlicher" Händler, dem P. Depelchin Dank zu schulden glaubte. Als dieser Mann später in schwerer Krankheit von denselben katholischen Missionaren liebevoll verpflegt wurde, gestand er reuevoll sein großes Unrecht.

Im Verlauf der ersten sechs Gründungsjahre opferten nicht weniger als 18 Missionare ihr Leben in den Gebieten der heutigen Rhodesiamission. Darum hatte Baron von Hübner nicht ganz unrecht, der um jene Zeit in Südafrika lebte: „er würde für dieses Unternehmen keinen Schilling ausgeben!" Zwei Brüder ertranken in den Flüssen und P. Weißkopf, der sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsbrüder bei fleißiger Arbeit
Photo: Mariannhiller Mission

besonders den Burenjägern unweit der Viktoriafälle widmete, erlag dem Klima bereits 1883.

Von 1882 ab lag die Residenz Gubulawayo ziemlich verlassen. Der König verlegte seine Hauptstadt um 11 Meilen an den Platz des heutigen Bulawayo. Die Patres konnten nur noch die spärlichen Zurückgebliebenen missionieren. Die Gebäulichkeiten wurden abgebrochen und Teile davon zum späteren Aufbau der Missionsstation Empandeni, 70 Meilen südwestlich von Bulawayo, verwendet. Hier hatte Lo Bengula den Jesuiten einen Platz geschenkt und es wurde der erste, dauernde Anfang der Mission in seinem Lande. Panda-Ma-Tenka und Tati waren schon 1885 aufgegeben. Im November 1889 mußte auch Empandani zeitweilig verlassen werden. Mit 1890 schließt die Pionierperiode in Maschonaland. Um jene Zeit überließ die Chartered Company den Jesuitenmissionaren eine Farm von 12 000 acres. Es ist die nun blühende Station Chishawasha, 14 Meilen von Salisbury. 1896 wurde Empandeni wieder besetzt und diesen beiden Missionen folgten nach 1905 viele andere im südlichen Rhodesien.

Der Mariannhiller Anteil im heutigen Vikariat Salisbury und im Mariannhiller Vikariat Bulawayo möge ein anderesmal behandelt werden. Hier nun die Namen einiger Hauptplätze, wo auch unsere Patres, Brüder und Missionsschwestern viele Jahre Pionierarbeiten leisten konnten und wo ebenfalls eine ganze Reihe ihr Leben der katholischen Sache zum Opfer brachten. Monte Casino, Triashill, St. Barbara und St. Benedikt im Salisbury-Vikariate. St. Patrick, Embakwe, Empandeni, Semokwe und Wankie im Bulawayo-Vikariate.

Eine gedrängte Übersicht vom ganzen südafrikanischen Missionsgebiet und dem gesegneten Fortschritt der katholischen Religion überhaupt gehört sicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur geziemenden Feier der jetzt vollendeten 100 Jahre. Auch unser „Vergißmeinnicht" erfüllt damit eine Pflicht des Dankes gegen Gott und die Vielen im Jenseits und Diesseits, die am katholischen Werke mitbauen durften seit 50 Jahren.

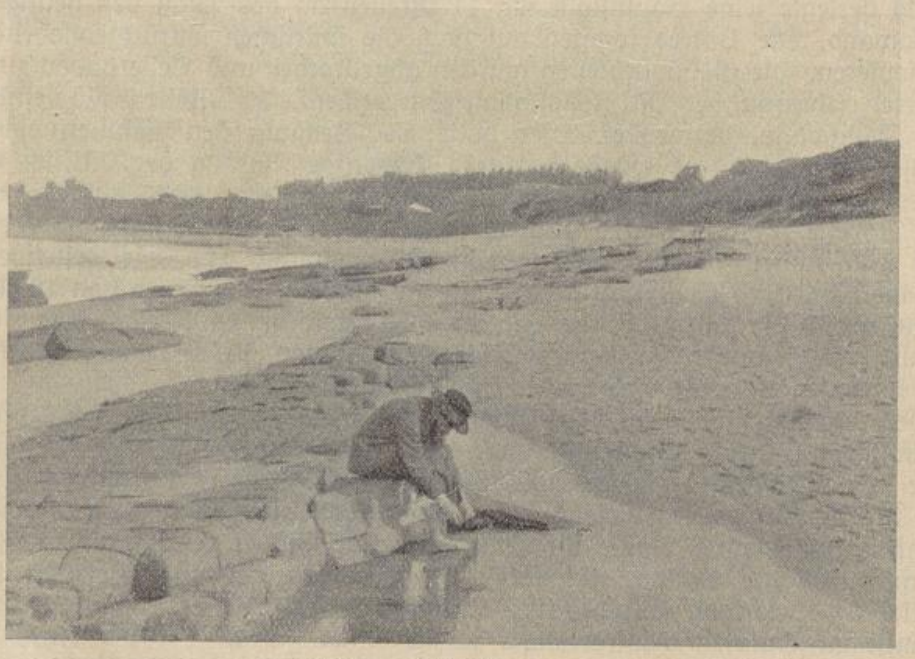
Mission der Priester vom Heiligsten Herzen

Die ehemalige Gariep-Präfektur in der Kapkolonie wurde 1936 Vikariat und nach dem Bischofssitz Aliwal North benannt. Msgr. Franz Wolfgang Demont SCJ. hatte durch 12 Jahre die Präfektur verwaltet und wurde im März 1936 in seiner Vaterstadt Aachen zum Bischof geweiht.

Das heutige Missionsfeld der Priester vom Heiligsten Herzen zählt bereits 16 Hauptstationen und über 80 Außenplätze. In Aliwal North ist das Provinzial-Mutterhaus der Menzinger Schwestern vom Hl. Kreuz seit Jahrzehnten ein Ausgangspunkt katholischen Lebens, besonders durch Schulen und Bildungsanstalten für die weiße Jugend. Hier hat nun auch der Hochwürdigste Bischof seine Residenz und ein kleines und großes Seminar für südafrikanische Priesterkandidaten errichtet. Ferner einen Konvent für farbige Missionsschwestern vom Hl. Herzen.

Hauptplätze mit Kirchen, Schulen und anderen Instituten in der Kapkolonie sind De Aar, Indwe, Umlamli, St. Theresia-Mission, Umhlanga u. a. Die Kirche von Middleburg ist Christus, dem König, geweiht. Jagersfontein und Zastron liegen im Orange-Freistaat.

Die Katholiken zählten bei Ankunft der Herz Jesu-Missionare rund 300. Heute sind es weit über 5000. Die Kommunionziffer des letzten Jahres war 130 000. Ein Hauptarbeitsgebiet ist der Herschel-Distrikt mit seinen 60 000 Eingeborenen, die bis auf 50 Meilen Entfernung von Umlamli in schwer zugänglichen Bergen wohnen. Besondere Sorgfalt verwendet das Vikariat auf die Krankenpflege der Weißen und Schwarzen. Hospitäler und Heil-



Küste am Indischen Ozean
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anstalten sind an mehreren Orten eingerichtet. Der Missionsarzt von Alliwal North machte Krankenbesuchs-Touren bis zu 12 000 Meilen im Jahr! 1927 wurde regelrechter Krankendienst begonnen und von Dr. Anna Neukamp aus dem missionsärztlichen Institut Würzburg übernommen. Im neuen Hospital der St. Franz Xaver-Mission werden auch farbige Krankenpflegerinnen ausgebildet. Über 4000 Patienten fanden hier bereits Aufnahme und über 50 000 ärztliche Behandlungen wurden geleistet. Ein schwerer Verlust für dieses Missionsgebiet war der allzufrühe Tod von Dr. John Pattis und Dorothea Losebh. Bekanntlich spendete auch die „Miva" ein Flugzeug für den Krankendienst im Vikariat und seine weitzerstreuten, schwerzugänglichen Plätze. Das erste Junkerflugzeug verunglückte leider beim Probestart in East London, wobei der eifrige Missionshelfer und Pilot, Hans Marty, sein Leben opferte . . . Die deutsche „Miva" sorgte für einen Ersatz, aber die Betriebskosten des neuen „St. Peter"-Flugzeuges hat die Mission allein zu tragen.

Vor der Gründung der Präfektur bestanden außer Alliwal North katholische Ansiedlungen und Kapellen in Smithfield, Barkly East, Naauwpoort und Middleburg. Solange letzterer Ort Militärkamp war, hatten die Katholiken daselbst ein primitives Kirchlein, das jedoch gegen Anfang des Weltkrieges abgetragen wurde. Seit Ankunft der Priester vom Hlst. Herzen erfreute sich die katholische Sache beständigen Fortschrittes. Bischof Demont widmet sich mit seinen über 20 Priestern eifrig der Mission unter den Eingeborenen und Farbigen. Nach fast 20jähriger praktischer Seelsorge in Europa und Südamerika, sowie als Militärkaplan im Weltkrieg, verfügt der Apostolische Vikar über eine reiche Erfahrung. Insbesondere nimmt er sich der vielen Mischlinge dieser Gegenden an. So gründete er bereits 1927 für farbige Jungfrauen die Kongregation der „Missionsschwestern vom Hl. Herzen", deren Mitglieder in den Schulen, Haushaltungsanstalten und im Krankendienste nun sehr geschätzte Dienste leisten. Die Hl. Kreuz-Schwestern aus der Schweiz nehmen auch eingeborene Mädchen in ihre Kongregation auf.

Im Herschel-Distrikt machte die längst bestehende protestantische Mission bedeutende Konkurrenz. Hier suchte der Bischof vorzüglich durch Einrichtung von Handwerkerschulen Boden zu gewinnen. Ein guter Erfolg ist die St. Theresia-Station, nur 8 Meilen vom Orangefluß, der Grenze des Basutolandes. Das Missionskirchlein von Zastron im Freistaate ist ebenfalls der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweiht.

Aus dem Priesterseminar für weiße Südafrikaner zu Alliwal North gingen bereits die ersten Neugeweihten hervor. Die Beiden entstammen dem Städtchen Indwe im Vikariate, erhielten ihre vollständige Ausbildung im Lande und wurden vom Apostolischen Delegaten im November 1934 als erste Voll-Südafrikaner zur Priesterwürde erhoben.

Wir schließen hier diesen Auszug aus dem Jubiläumsjahr-Berichte im „Southern Cross", gleichlautend wie beide, mit: Deo gratias!

Lieber Leser! Gib das Vergißmeinnicht auch weiter an andere, deinen Freunden und Bekannten!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhiller Missions-Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, CMM.

Eingeborenen-Christen helfen opferfreudig an ihrem Kirchen-Neubau: Schon vor einiger Zeit wurde berichtet, daß die Missionsstation Kevelaer im Apostolischen Vikariat Mariannhill eine neue größere Missionskirche erhalten soll. Die weitausgedehnte Mission von Kevelaer besitzt nur ein kleines Blechkirchlein, das schon an gewöhnlichen Sonntagen die vielen Kirchenbesucher nicht fassen kann. Aufgemuntert vom ehemaligen Rektor der Missionsstation, dem Hochw. P. Vitalis Fux CMM. begannen die Eingeborenen-Christen unentgeltlich die Steine für das Fundament herzurichten und auf den Bauplatz zu schaffen. In der Folgezeit wurde P. Vitalis nach Europa versetzt. Er vergaß aber in der Schweiz, seiner schönen Heimat, keineswegs seine ehemaligen schwarzen Schäflein. Immer wieder bat er großmütige, missionsbegeisterte Seelen um ein Scherflein für den Kirchen-Neubau in seiner ehemaligen Pfarrei in Südafrika. Durch die von P. Vitalis nach Südafrika überwiesenen Spenden wurde es möglich, auch die zum Bau nötigen Ziegelsteine zu brennen und anderes Baumaterial zu erwerben. Den Transport der Steine vom Ziegelofen zum Bauplatz besorgen nun auch wieder die glaubenseifrigen und opferwilligen Eingeborenen-Christen ganz unentgeltlich. Jeder Erwachsene hat versprochen 500 Bausteine von dem entlegenen Brennofen zur Baustelle zu tragen. Sogar die Schulkinder lassen es sich nicht nehmen, ihren Teil zum Kirchenbau beizutragen. In freien Augenblicken schleppen auch sie Ziegelsteine herbei, oder verrichten sonstige kleinere Arbeiten, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Helfer beim Kirchenbau sind vor allem die in der Nähe der Missionsstation wohnenden Christen. Doch auch die weit entfernten Christen der Außenstationen eilen, vom neuen Missionar der Station, dem Hochw. P. Felix Seger CMM. dazu begeistert, gerne herbei und bieten ihre Hilfe an. Wer selbst nicht helfen kann mit der Kraft der Arme, gibt trotz der Armut sein Scherflein zur Entlohnung einiger angestellter Facharbeiter. — Aber die Eingeborenen wollen nicht bloß eine große, sondern auch eine schöne Kirche haben. Farbige, wenn auch einfache Glasfenster soll die neue Kirche erhalten. Deshalb veranstalteten sie unter sich eine Sammlung zur Beschaffung der Fenster aus den Werkstätten in Mariannhill. Drei Fenster wurden gestiftet von dem St. Anna-Verein für die christlichen Mütter, zwei von der katholischen Lehrer-Vereinigung und je eines von der Marianischen Kongregation, dem Sokela- und Memela-Stamm, und den zwei dort ansässigen katholischen Häuptlingen. — Wenn immer die braven und opferwilligen Christen auf die Missionsstation kommen, betrachten sie sorgfältig ihren Kirchen-Neubau und freuen sich kindlich über jeden neuen Fortschritt. Die Opferwilligkeit der Wohltäter in der Schweiz, die unermüdliche Arbeit ihrer Missionare und nicht zuletzt ihre eigene opferfreudige Mithilfe bauen diese neue Missionskirche, die ja das Gezelt Gottes unter den Menschen, unter ihnen, den armen und oft so verachteten Schwarzen werden soll. Sie haben meist nur einfache, rauchgeschwärzte Hütten. Gott aber, Unkulunkulu, der große Große, soll ein schönes Haus haben, das seiner würdig ist und ihm samt seinen Kindern zur immerwährenden Freude gereicht. — — —

50 jähriges Jubiläum der Missionsstation Centocow: Am 11. September 1888 wurde von unserem hochseligen Stifter, Abt Franz Pfanner, zwi-

schen den Flüssen Umzimkulu und Ingwangwane die Farm Trinity erworben u. dadurch von ihm die 9. Missions-Station gegründet. Die Neugründung erhielt den Namen Centocow. — Die Missionsstation Centocow, so benannt nach dem großen polnischen Wallfahrtsort Czestochowa, kann also dieses Jahr auf 50 Jahre ihres Bestehens zurückblicken.



Mariannhiller Neupriester, Hochw. P. Elmar Schmid CMM., erteilt den Primizsegen
Photo: Mariannhiller Mission

Die Station kann das mit Stolz u. Freude tun; denn sie ist ja auch in den fünfzig zurückliegenden Jahren zu einer der schönsten Mariannhiller Missions-Stationen emporgeblüht. Abt Franz Pfanner hat die Station gegründet, der spätere, heute noch lebende Abt Gerard Wolpert, wurde der erste eifrige Missionar von Centocow und konnte dort die ersten Missionserfolge erringen, andere Mariannhiller Missionare wurden seine Nachfolger in der mühsamen Arbeit und den Erfolgen bis auf den heutigen Tag, zu allem aber, zur Gründung und zur Arbeit, hat Gott der Herr seinen Segen gegeben. Ihm wollten die Mariannhiller Missionare auch in erster Linie die Ehre geben und den Dank abstatten, als sie im Juli dieses Jahres das goldene Jubiläum dieser alten schönen Missionsstation in Südafrika recht feierlich und würdig begingen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen bei Linz a. D.
Photo: P. Hubert Drossard CMM.

Mit einer Missionswoche wurden die Festlichkeiten eingeleitet. Die Männer, Frauen und Kinder lauschten je 2 Tage den ewigen Wahrheiten, die ihnen beredte Missionare vortrugen. Vollzähliger Empfang der heiligen Sakramente aller Christen der Station war die reife Frucht dieser Gnadenwoche. Dann folgte am Sonntag das pontifikale Jubiläums-Dankamt, das Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer CMM. von Mariannhill zelebrierte.

Über 5000 Eingeborenen-Christen aus der Umgegend hatten sich zur Festfeier auf der Station eingefunden. Centocow hat in den 50 Jahren seines Bestehens schon manchen schönen Tag gesehen und große Feste gefeiert, aber das goldene Jubiläumsfest hat doch alles Vergangene in den Schatten gestellt. Die Freude der Eingeborenen war deshalb auch so überströmend, weil ihr erster Missionar, der alte fast erblindete Abt Gerard Wolpert auch noch einmal zu ihnen gekommen war, um diesen Jubeltag mit ihnen, seinen Kindern, zu begehen. — Auch der Provinzial der Mariannhiller Missionare in Südafrika, der Hochw. P. Salesius Esser CMM. war von Mariannhill nach Centocow geeilt, um an dem Feste teilzunehmen, ebenso die Generaloberin und die Provinzialin der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die seit den ersten Jahren der Gründung der Station opferfreudig mitgearbeitet haben. Neben den vielen Mariannhiller Missionaren und Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die von anderen Stationen zum Feste erschienen waren, seien vor allem noch die Ehrengäste, Mr. D. Mc Malcolm, der Oberschulinspektor der Provinz Natal, ferner Mr. S. R. Dent, der Distriktsschulinspektor und die Häuptlinge Zulu Dhlamini, Nyongwana Zulu und Morris waseSingapanzi genannt. — Nach dem Jubiläumsgottesdienst fand ein großes Volksfest statt. Spiele, Tänze und Gesänge folgten einander in schöner Abwechslung. Auch das Essen und Trinken wurde selbstverständlich nicht vergessen. Jede Außenstation brachte ihren Festochsen mit. So wurden 15 Ochsen geschlachtet und natürlich auch vollständig verzehrt. Nun, für die mehr als 5000 Eingeborenen war diese Fleischmenge nicht zu groß, hoffentlich auch nicht zu klein. — Sie essen ja nach solchen Festtagen wieder mehrere Monate oder gar ein Jahr lang überhaupt kein Fleisch. — Vielleicht sind sie deshalb im allgemeinen auch viel gesünder als so manche Europäer. — Zum Abschluß des denkwürdi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen Tages wurde beim Anbruch der Dunkelheit noch eine Lichterprozession auf den nahen Friedhof veranstaltet. Es nahmen daran noch immer über 4000 Eingeborene teil. Nur die ganz weit entfernt wohnenden Christen waren am Nachmittag nach Hause gegangen. Alle Prozessionsteilnehmer trugen ihr Licht. Vor dem Grab des Hochw. P. Apollinaris machten die Abteilungen der verschiedenen Außenstationen ein wenig Halt und sprachen ein dankbares Gebet für dessen Seelenruhe. Auch für alle auf dem Gottesacker ruhenden Christen wurde in dieser Abendfeier gemeinsam gebetet. — Tief beeindruckt traten dann die glücklichen Festteilnehmer den Heimweg an. Sie werden diese Gnadentage nicht so schnell vergessen. —

Feierliche Eröffnung eines neuen Missionskrankenhauses: Eine würdige Krönung der 50 jährigen rastlosen Tätigkeit der Mariannhiller Missionare auf der Missionsstation Centocow kann die feierliche Eröffnung eines neuerbauten Missionskrankenhauses dortselbst genannt werden. Damit hat einer der letzten Pläne und Wünsche des seeleneifrigen 1936 verstorbenen Missionars, Hochw. P. Apollinaris Schwamberger CMM., seine Erfüllung gefunden. Er hatte noch die ersten Arbeiten dazu in Angriff nehmen können. Zur dankbaren Erinnerung an ihn erhielt das Krankenhaus deshalb auch den Namen: St. Apollinaris-Hospital. — P. Willibrord Binder CMM., der würdige Nachfolger des Verstorbenen, konnte mit Hilfe guter Missionsbrüder und eingeborener Arbeiter das schöne Caritaswerk vollenden.

Der 27. Juli war vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer CMM. als Tag der feierlichen Eröffnung festgesetzt worden. Da die Regierung auch einen Beitrag zum Bau des Krankenhauses gegeben hatte und durch einen jährlichen Zuschuß das gute Werk unterstützen will, war die Regierung auch zur Eröffnung des Krankenhauses eingeladen worden. Am oben genannten Tag nahm dann auch ein Mitglied der Provinz Natal, Mr. Lidgett, als Vertreter des Administrators von Natal, die Eröffnungszeremonie vor. In seiner Ansprache lobte der hohe Herr die katholischen Missionare besonders wegen ihren großen Anstrengungen, den Eingeborenen in allen ihren Nöten, sowohl leiblicher als auch geistiger Art, zu helfen. Er betonte auch, es sei eine Eigenart der Katholiken in der Missionierung der Völker besonders die ärztliche Heilkunst als wirksames Mittel zu benützen und neben diesem aber noch mehr auf die Wirksamkeit des Gebetes für die Kranken zu vertrauen. — Bei der Eröffnungsfeierlichkeit waren außer dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Mariannhill, dem Missionspersonal von Centocow und einigen auswärtigen Missionaren noch zwei Regierungsärzte, der Missionsarzt Dr. McMurtrie von Mariannhill und eine große Anzahl interessierter Weißer zugegen. Die Eingeborenen, für die das Krankenhaus ja in erster Linie erbaut wurde, waren durch drei Häuptlinge mit einem ungeheuren Gefolge ihrer Stammesleute vertreten.

Das neue Krankenhaus, das zweite im Apostolischen Vikariat Mariannhill, ist ganz das Werk des wackeren Missionspersonals und schwarzer Hilfsarbeiter. Alle Ziegelsteine wurden auf der Missionsstation gebrannt und alle Maurer- und Zimmererarbeiten von Missionsbrüdern und ihren schwarzen Gehilfen ausgeführt. Die ganze Inneneinrichtung wurde in den Schreinerwerkstätten der nahen Missionsstation Lourdes hergestellt. — Gott sei Dank für die glückliche Vollendung dieses neuen Hauses der christlichen Nächstenliebe! Die Werke der Barmherzigkeit und Liebe an den armen Eingeborenen wirken mächtiger als viele Worte. Sie werden mithelfen, viele kranke unsterbliche Seelen für Gott und den Himmel zu gewinnen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlichte Gräber in drei Weltteilen

Von P. Otto Heberling CMM.

Am Allerseelentag und im Allerseelenmonat gedenken wir in pietätvoller Weise unserer lieben Verstorbenen. Wir wandern schweigend und mit heimwehschwerem Herzen hinaus auf den Friedhof, schmücken die stillen Gräber der teuren Verstorbenen mit den letzten Blütengaben der ersterbenden Natur, legen mit leise zitternden Händen grüne Kränze auf die kleinen Hügel, die die sterbliche Hülle unserer Lieben bergen, zünden vielleicht auch ein flackerndes Lichtlein vor dem Grabkreuz an, besprengen die Grabhügel mit Weihwasser und sprechen mit heißem Herzen und feuchten Augen in Andacht das Gebet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen — lasse sie ruhen im Frieden!" — Es gibt auf Erden keine Familie, die keine Toten zu beklagen und keine Grabhügel zu schmücken hätte. Auch die große Familie der Mariannhiller Missionare hat ihre Toten, nennt stille Gräber ihr eigen. Die Kongregation der Mariannhiller Missionare hat seit ihrem Bestehen bereits 278 Familienmitglieder durch den Tod verloren. 278 Gräber werden auf Allerheiligen und Allerseelen in schlichter Weise von liebenden Händen geschmückt. 278 Gräber werden an dem Gedächtnistag der Toten von 650 lebenden Familienmitgliedern der Mariannhiller Missionare in Wirklichkeit oder im Geiste besucht. Die Lebenden gedenken in treuer Liebe ihrer verstorbenen Mitbrüder und beten an ihren Gräbern: „Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!" — Die 278 Grabhügel verstorbener Mariannhiller Missionare erheben sich aber nicht auf einem einzigen Friedhof, nein, sie sind zu finden auf rund 35 Friedhöfen in drei Erdteilen. Mariannhiller Missionare, die ihren Lauf vollendet, schlummern in Europa, in Afrika und in Amerika der einstigen Auferstehung entgegen. Mariannhiller Missionare, die ihr Leben im Dienste Gottes zur Rettung unsterblicher Seelen fern der Heimat opfermutig und großherzig hingaben, wurden überall von ihren Mitbrüdern mit gleicher Liebe zur letzten Ruhe gebettet, und über die 278 Gräber in aller Welt, in Großdeutschland, in der Schweiz, in Holland, in Frankreich, in Natal, in der Kapprovinz, in Rhodesia, in der früheren deutschen Kolonie Ostafrika und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wacht sorgsam die nie erkaltende Liebe und die nie wankende Treue der lebenden Mitglieder der Kongregation der Mariannhiller Missionare. Ja, auch die fünf Gräber im früheren Deutsch-Ostafrika, wo die Mariannhiller nur kurze Zeit wirken konnten, sind nicht vergessen. Ihre dortigen Nachfolger rechnen es sich zur Ehre an, diese einsamen Gräber zu betreuen und auf Allerseelen mit frischen Blumen zu schmücken. —

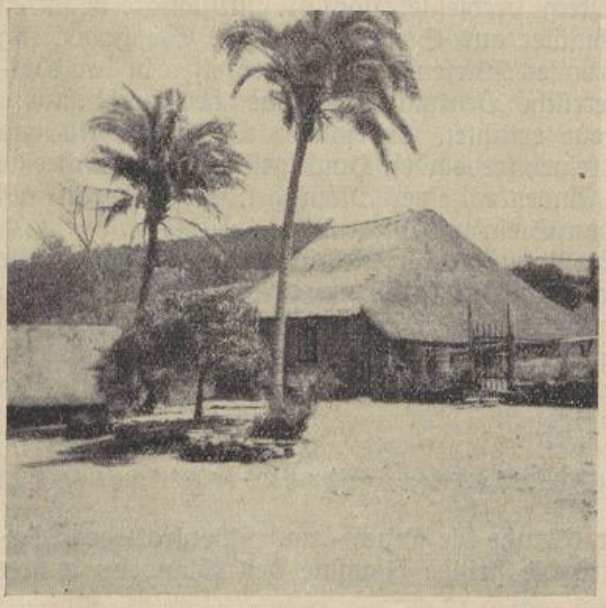
Für die verstorbenen Mariannhiller Missionare beten auf Allerseelen aber nicht bloß treue Mitbrüder, sondern auch dankbare Eingeborene. 100 000 Eingeborene-Christen, die Frucht ihrer müh- und opfervollen Aussaat, besuchen den größten Teil der 278 Gräber, beten für ihre Seelenruhe und gedenken ihrer in dankbarer Liebe. Die schwarzen Christen sind wenigstens ebenso dankbar wie ihre weißen Glaubensgenossen, oft sogar viel dankbarer. Sie lassen für die Seelenruhe der Missionare, der Missionsbrüder und Missionsschwestern immer wieder hl. Messen lesen und danken ihnen übers Grab hinaus durch viel Gebet für die Vermittlung des großen Glückes des wahren Glaubens. Die Eingeborenen-Christen bewahren ihren Seelsorgern ein allzeit treues und ehrendes Andenken und erzählen ihren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Demosthenes in Afrika

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Für jeden, der das Gymnasium oder sonst eine höhere Schule besucht hat, ist dieser Name nichts neues, aber es mag ihn interessieren was dieser alte Grieche, der schon lange vor Christi Geburt gelebt hat, in Afrika zu tun hat. Vielleicht daß er irgendwie bei unseren Schwarzen herumspuke. Nun alle, die auf der Schule von diesem berühmten griechischen Redner gehört haben, wissen wohl noch, was es mit ihm für eine Bewandtnis hatte. Demosthenes hatte eine schwere Zunge d. h. er stotterte und das ist nun gerade kein Vorteil für einen Redner. Ein Redner der stottert, tut sich schwer einen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Durch diesen Sprachfehler kann selbst eine durch ihren Aufbau gewaltige Rede ohne Eindruck bleiben. Da aber Demosthenes ein geborener Redner war, hinderte ihn dieser Sprachfehler gar sehr in seinem Berufe und er ging daran durch eiserne Willenskraft diesen Sprachfehler zu verbessern. Man erzählt sich von ihm, daß er einen Kieselstein unter seine Zunge legte und so Sprachübungen machte. Sein Erfolg war ein so durchschlagender, daß er seinen Sprachfehler ganz verlor und der größte und gewaltigste Redner Griechenlands wurde. Davon mag wohl das lateinische Sprichwort gekommen sein: Orator fit poeta nascitur. Ich aber denke auch, der Redner muß geboren werden, der wirkliche Redner, das wird wohl mancher Priester fühlen, der sich schwer tut mit dem Predigtamt. Wenn sich die Redekunst erlernen ließe, müßte mancher längst ein viel besserer Prediger sein, als sein Nachbar, der sich bedeutend weniger plagt und doch ein ganz anderer Prediger ist als er. Also das nur nebenbei. Auch Demosthenes hat durch seine eiserne Willenskraft nicht erst die Redekunst erlernt, sondern nur seinen Sprachfehler beseitigt, der ihm dabei sehr hinderlich war. Ich habe mir als kleiner Student nie recht vorstellen können, wie seine Methode zur Bekämpfung des Sprachfehlers mit dem Kieselstein Erfolg haben konnte. Allerdings habe ich es auch nie probiert, wie so ein Kieselstein unter der Zunge wirken würde; denn man hat mir gesagt, daß ich eher eine zu gewandte Zunge habe und ich vielleicht den Kieselstein für das Gegenteil hätte anwenden können. Da mußte ich also erst nach Afrika kommen, um die Methode des Demosthenes als richtig kennen zu lernen. Also lebt der alte Demosthenes immer noch in seiner Kieselsteinmethode. Ich war schon mehrere Jahre in der afrikanischen Mission tätig und hatte immer noch keine Ahnung davon, daß ich hier in Afrika einmal



Hütte eines fortschrittlich gesinnten Eingeborenen
Photo: P. Willehad Krause CMM.



Schwarze Kinder beten am Kirchhofkreuz in Kevelaer für verstorbene Wohltäter
Photo: Mariannhiller Mission

Kindern und Kindeskindern oft von dem selbstlosen Wirken verstorbener Missionare. Und das umso mehr, wenn die Verstorbenen gar als Opfer ihres Berufes eines allzu frühen Todes starben. Viele tote Mariannhiller Missionare kann man ohne Übertreibung Helden der Nächstenliebe nennen. An Stelle der schlichten Kreuze, die die meisten Grabhügel überragen, dürfte oft ein schönes Denkmal errichtet werden, das der unter dem Hügel Schlummernde mit Fug und Recht verdiente. Doch die Missionare bedürfen nach ihrem Tode keiner Grabmäler aus Stein oder Eisen. Sie haben sich durch ihr selbstloses und opfervolles Wirken schon zu Lebzeiten in den Herzen der Eingeborenen das herrliche Denkmal der Liebe, der Hochachtung, der Dankbarkeit und der Treue errichtet. Ein solches Denkmal wird von keinem Unwetter zernagt und keiner frevelnden Hand geschändet. Durch eine solche Gesinnung wird das Andenken eines Menschen mehr geehrt als durch das schönste Denkmal von Stein und Marmor. — — —

Wenn ich die Freunde und Wohltäter der Mariannhiller Mission heute um etwas bitten darf, möchte ich alle einladen, im Geiste mit mir die 278 Gräber unserer lieben verstorbenen Familienmitglieder in drei Weltteilen zu besuchen und an jedem Grab das kurze Gebet zu sprechen: „O Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm, laß ihn ruhen im Frieden! Amen." —

„Solange unser katholischer Glaube die Leucht- und Triebkraft des Missionseifers besitzt, solange wird die heilige Flamme des Glaubens in uns nicht erlöschen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die Demosthenesmethode stoßen sollte. Erst als ich einen der interessantesten Stämme der großen afrikanischen Bantufamilie hier kennen lernte, nämlich die Babembas, machte ich eine Beobachtung, die ich mir nicht recht erklären konnte. Ich habe drei Babembafrauen öfters beobachtet, daß sie etwas unter der Zunge hatten. Man merkte das ganz deutlich, wenn man ihnen beim Sprechen auf den Mund sah, was schließlich für einen, der in der Sprache dieser Leutchen, in Chibemba, nicht ganz fest ist, nur natürlich ist. Ich dachte da an Kautabak oder dergleichen und es ist mir nie in den Sinn gekommen, zu fragen, was sie denn da unter der Zunge haben. Erst neulich, als ich das wieder bei einer Frau bemerkte, die zum Taufunterricht kam, machte ich meinen Kaplan darauf aufmerksam und er meinte dann ich soll sie einmal fragen. Da kam die verblüffende Antwort: das wären Steine. Auf meine Frage was denn diese Steine unter der Zunge bezwecken würden, sagte sie: es wäre ein Mittel gegen Stottern. Nun hatten wir es, die Methode des Demosthenes war also noch immer in Anwendung. Nun waren wir neugierig geworden und wollten sehen, wie denn diese Steine aussehen würden. Da beförderte sie nicht weniger als 18 (achtzehn) Steine zu Tage. Die hatte sie alle unter ihrer Zunge und zwar sagte sie, daß sie diese Steine nie herausnehme, selbst nicht nachts beim Schlafen und auch nicht beim Essen. Die Steine aber hatten ungefähr die Größe von Schussern. Wir waren einfach sprachlos. Einige Steine waren gelb, die meisten aber weiß. Das Eigentümliche aber ist, daß nur die Frauen diese Methode anwenden. Also nur die Frau ist darum besorgt, daß sie nicht stottert, sondern eine gute fließende Rede loslassen kann. Und doch möchte man nach allgemeinem Urteil, auch auf Afrika und die Bantuvölker trifft das zu, eher dem Mann wünschen, daß er beim Redekampf mit der Frau an Zungenfertigkeit es mit seiner besseren Hälfte möchte aufnehmen können. Jedenfalls werden die meisten Ehemänner in der Heimat überzeugt sein, daß es für ihre Dame des Hauses durchaus nicht mehr notwendig ist 18 Schusser unter ihre Zunge zu legen, damit die Rede noch ungehinderter fließen könne. Vielleicht aber denken manche Männer es könnte auch bei ihnen einem bedeutenden Mangel abhelfen, wenn sie die alte Demosthenes-Methode, die sich hier bei den Babembaweibern auch heute noch so glänzend bewährt, annehmen würden; obwohl ich zweifle, daß es zur Förderung des ehelichen Friedens viel beitragen würde, bestände doch die Gefahr, daß der erzürnte Ehemann auf den Gedanken käme, die Steine würden noch eine viel bessere Wirkung haben, wenn er sie seiner besseren Hälfte an den Kopf würfe, als sie unter seine Zunge zu legen. — Es lebe Demosthenes und seine Nachahmerinnen in Afrika.

Gewitter über Empandeni

Mit Bildern von P. Willehad CMM.

Dem hl. Franziskus Xaverius ist die Missionsstation Empandeni des Apostolischen Vikariates Bulawayo geweiht. Sie besteht schon seit 1887 und besitzt eine große, schöne Kirche mit einer Schule, die allen Anforderungen neuzeitlicher Missionserziehung entspricht und weit und breit ihresgleichen sucht. Drei Patres und drei Brüder arbeiten auf der Station, zu der im Umkreis noch 10 Außenstationen gehören. Eine stattliche Schar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

menschen. Das alles erregt nun im neidischen Menschen Mißbehagen, Gram und Scheelsucht. Trauer umfaßt die Seele bei der Wahrnehmung, daß so viel Vortreffliches, das im Mitmenschen aufleuchtet, das eigene Selbst so sehr im Schatten beläßt. Darüber kann der gelbe Neid nicht froh werden, denn die Lorbeeren, die sich auf dem Haupte des Andern häufen, lassen die Neidischen nicht schlafen, ein Wettbewerb, nicht immer ehrlich, setzt ein. Man sinnt auf Mittel und Wege den Glanz und den Ruhm des Gegners anzuschwärzen, zu veringern oder ihm das Gute nach Möglichkeit zu entwenden.

Der Neid äußert sich nun im menschlichem Wesen schon sehr früh als Brotneid. Angestachelt vom Kampfe ums Dasein, wehrt sich der kleine Weltbürger gegen Teilnehmer an seiner Ration. Mit seinen kleinen Armen baut er nun Bastionen um sein Gericht, sieht es nur ungern, wenn seinesgleichen in dieselbe Schüssel reichen. Doch auch die schwarze Mutter sieht dies Gebahren ihres Schützlings als etwas Unschickliches an, und sucht ihm bessere Gewohnheiten anzuerziehen. Selbstsüchtige Gier beim Essen wird streng gerügt, und man lehrt die Kinder redlich alles zu teilen mit den andern Gespielen, deren Magen eben auch hungrig ist. So findet sich im sozialen Leben des schwarzen Volkes der schöne Zug, jedem Mitmenschen einen Bissen oder einen Schluck vom Gerichte oder dem Getränke zukommen zu lassen. Ein Verstoß gegen diese Sitte wird als ein Kapitalverbrechen geahndet, das man nicht leicht vergißt.

Je mehr nun der Mensch ins Leben hineinwächst, an Kenntnissen und Begierden zunimmt, um so mehr hat er sich zu hüten vor den in ihm schlummernden Regungen des Neides, die durch alles Begehrenswerte angefacht werden, was er in seiner Umwelt wahrnimmt. Ist ihm die höhere Welt mit ihren wahren und ewigen Gütern verschlossen, üben diese keine Anziehung auf ihn aus, so ist es nicht zu verwundern, daß er sich mit aller Gier auf die Scheingüter dieser Welt wirft und jedem neidisch ist, der davon einen größeren Anteil besitzt. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß der Neid und die Eifersucht sich nicht auch in bessere Seelen schleichen u. dort viel Unheil anrichten, je edler die Güter sind, um deren man seine Mitmenschen beneidet. Nicht alle bringen die Kraft auf, die persönlichen Regungen des Neid-s zu meistern und sich herzlich zu freuen an dem Guten, das Gott in seinen Dienern wirkt. Hauptsache ist es, daß Gottes Ehre u. das Wohl der Brüder gefördert wird. Wer das tut, kommt weniger in Betracht, zumal jeder, der von wohlwollender Stimmung beseelt ist, daran seinen Anteil und seine geistige Freude haben kann. Was nützt der Neid den Neidharten?



Schule der Missionsstation Empandeni
Photo: P. Willehad Krause CMM.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kirche der Missionsstation Empandeni unter Wetterwolken
Photo: P. Willehad Krause CMM.

von Missions-Schwestern vom kostbaren Blut sorgt für eine gute Erziehung der schwarzen Mädchen und betreut das Krankenhaus für die Eingeborenen.

Es war ein drückend heißer Tag, als wir die Station besuchten. Schon lange war kein Tropfen Regen mehr gefallen. Erde, Vieh und Menschen lechzen nach dem Segen, der aus den Wolken quillt. Und er kam schneller, als wir vermuteten. Kaum hatten wir einen ersten Rundgang beendet, da zogen Wetterwolken auf. So finster und unheilschwanger bedrohten sie Kirche und Schule, daß ich mit der Kamera noch schnell hinauslief, um dieses grandiose Schauspiel im Bilde festzuhalten. Gerade hatte ich das schützende Dach wieder erreicht, da prasselte es los. In das Rauschen des tropischen Regens rollte der Donner und vom pechschwarzen Himmel zuckten die Blitze. In einem Augenblick war der große Platz vor der Kirche in einen weiten See verwandelt. Der Sturm peitschte die Regenschauer unter die Veranda, trieb das Wasser zwischen die Fugen des Blechdaches hindurch. Wir mußten uns ins Innere des Hauses flüchten.

Schnell, wie es gekommen war, verschwand das Unwetter. Es hatte keinen Schaden angerichtet. Menschen und Vieh atmeten froh die frische, gereinigte Luft.

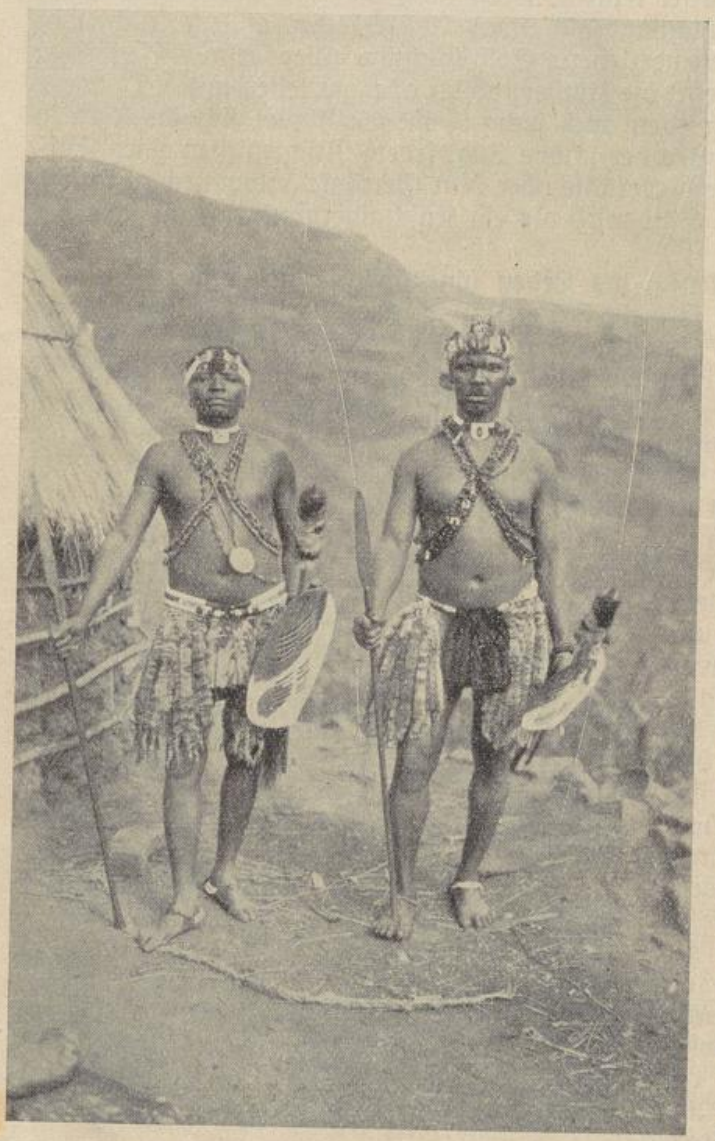
„Der Neid entspringt dem Auge und hat seinen Sitz im Herzen"

Von P. Odo Ripp CMM.

Alle unsere Verstandeserkenntnis wird vermittelt durch die Wahrnehmungen der Sinne. Der Volkssinn des schwarzen Volkes urteilt also richtig, wenn er den Neid vorab dem Auge entspringen läßt, und dann seinen Sitz im Herzen nimmt. Natürlich sind auch andere Sinne die Erreger des Neides. Soeben stellte ich an eine blinde Person die Frage: „Du, kannst du auch neidisch sein, da die Leute sagen, der Neid entspringt dem Auge, du aber nichts siehst?" „O ja, auch ich verspüre den Neid, wenn es sich um begehrenswerte Dinge handelt, von denen ich die Leute reden höre." Somit können auch die Ohren und die anderen Sinne neidische Gedanken in der Seele des Menschen wachrufen. Man sieht und hört von den Vorzügen, von der Kenntnis, der Stellung, dem Ansehen, dem Amte, der Würde des Neben-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Selbstqual und zehrender Kummer malen sich auf seinem gehärmten Angesichte. Für die Besten und Edelsten wurde er oft zum Fallstrick. Schon in die erste Familie trug er das Leid und den Kummer, als man die Leiche des gottwohlgefälligen Abel tot vom Felde heimtrug. Welch' ein Verbrechen der Neid ist, und wozu er fähig sein kann, ersieht man aus dem schuldlosesten Opfer, das am Kreuze verblutete. So setzt sich sein unheilvolles Werk durch alle Jahrhunderte fort, betätigt sich in allen Volksschichten, läßt niemand unverschont, sei es, daß er diesen zu seinem Werkzeuge dingt, sei es, daß er an jenem seine Henkerarbeit vollzieht. Nirgends aber ist der Neid ungestümer, als wenn er sich mit Eifersucht paart in Liebeshändeln. Hierzu eine tragische Episode aus der Zulugeschichte. Der Zulukönig uMpande hatte unter seinen vielen Weibern eine Favoritin, die er allen andern vorzog. Es war nicht sein Großweib, sondern eine der zahlreichen Kebsweiber aus dem Harem. Diesen beschickten die Großen des Reiches mit ihren edelsten Töchtern, um sich so des Königs Gunst zu erwerben. Darunter befand sich auch die uNomantshali, die Tochter des uSigulana aus dem Amabele - Stamm. Ihr Aussehen wird also beschrieben: Sie war von einem hohen Wuchse, eine stattliche Erscheinung, von einer ehrfurchtgebietenden Schönheit. Ihre Hautfarbe war glänzend und kastanienbraun. Am Halse trug sie leuchtende Kupferringe wie die Königinnen, sowie Armspangen von seltenem Material. Alles dies verriet, daß sie des Königs Liebling war. Diese seine Vorliebe zeigte sich auch in der besonderen Sorge, die er für sie und ihre Kinder hegte. Bei jedem Wetter sah man die Diener des Königs auf dem Wege, der nach ihrem weiter östlich gelegenen Gehöfte Umdumezulu führ-



Schwarze Krieger
Photo: Mariannhiller Mission

te. In Körben geborgen, damit es die andern Weiber des Königs nicht sehen sollten, brachten sie dorthin auserlesene Speisen. Auch Schlachtvieh ließ er auf Schleichwegen dorthin schaffen. Natürlich konnte dies Getue den neidischen Augen der anderen Frauen nicht verborgen bleiben. Die bösen Zungen verschrien die uNomantshali als eine Zauberin, die mit Liebestränken das Herz des Königs betört habe. Auch hätte sie die Mutter des uCetshwayo verhext, so daß ihr über dem rechten Auge ein Haarbüschel gewachsen sei, ein übler Schönheitsfehler. uCetshwayo war ein Sohn uMpandes und damals schon als König und Nachfolger eingesetzt. Inzwischen ließ der alte König bei den Leuten verlauten, daß er gern den Sohn der uNomantshali zum König machen wollte, indem er sagte: „Sein König d. h. sein Nachfolger findet sich im Dornbusch" d. h. der kleine uMtongo, der noch die Kälber im Dorngebüsche hütete, soll einst König werden. Alle diese Gerüchte kamen nun zu den Ohren des Cetshwayo und er faßte den Mordplan, die uNomantshali mit ihren drei Kindern zu töten. Er schickte eine Truppe nach em-Dumazulu ihrer Wohnung, doch sie war schon auf der Flucht. Alsdann zogen die Häscher zum Königskraal, herrschten den König mit der Forderung an: „Gib sie heraus." Allein auch hier kam man ihr nicht auf die Spur. Den König erfaßte die Verzweiflung und er verlangte von seinem Diener eine Lanze: „Gib mir einen Speer, auf daß ich mich töte." Dann drohte er den Eindringlingen mit seinen Kriegern. „Da ihr es mir so macht, wird es ein blutiges Gefecht geben." Der Anführer der Rotte zog nun ab, um weiter nach den Todgeweihten zu fahnden. Es fand sich ein Verräter, der ihm auf ihre Fährte verhalf. Sie verbarg sich nämlich im Esibeni-Kraal, der ältesten Königsresidenz der Zulu. Nach Ermordung ihres jüngsten Kindes uMpoyiyana brach der uNomantshali das Herz, ging den Häschern entgegen und schrie: „Möchte mich erdrücken der Berg, denn schon ist dahin mein Liebstes auf Erden." Dann sank sie nieder, durchbohrt von den Speeren der Krieger. Als uMpande die Trauerkunde hörte, verwünschte er den Anführer der Mordbande und sagte: „Auch dir wird es nicht wohl gehen, Mnyakanya." Wirklich nach einiger Zeit, brach sich der Held einen Fuß und das Volk sagte: „Er ist zu Schaden gekommen nach dem Worte des Königs, der da sagte: „Auch dir wird es nicht wohl gehen."

Durchblättert man die spärlichen Annalen der Zulugeschichte und liest von so vielen blutigen Tragödien, die sich da abgespielt haben, so erfaßt die Seele ein herzliches Mitleid mit so vielen oft schuldlosen Opfern menschlicher Leidenschaften. Unwillkürlich fragt man sich: „Wo mögen ihre Seelen sein?" Waren sie auch Heiden, außerhalb stehend des direkten Weges, der zum Leben führt, so waren sie doch Menschen, Geschöpfe Gottes, denen sein Bild und seine Ähnlichkeit aufgedrückt waren. Sie gehörten zur großen Familie Adams, für deren Schuld Christi Blut geflossen. Gerne möchte man glauben, daß dessen unendliche Verdienste noch so mancher Seele im letzten Augenblick das Heil verschafft haben. Und da Gott die Liebe ist und seine Barmherzigkeit über alle seine Werke ragt, darf man hoffen, daß der Heilige Geist im entscheidenden Augenblick noch einen Strahl seines Lichtes in den Herzen dieser Naturkinder aufleuchten ließ, um sie als Gnadenkinder und Trophäen des Blutes Christi seinem ewigen Reiche einzuverleiben.

Werbe auch du für deine Missionszeitschrift!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine tapfere Zulumutter

Vor kurzem stand in der katholischen Zulu-Zeitung Umafrika (Mariannhill) folgender Bericht.

Eine Zulu-Mutter ging mit ihrem Kind auf das Feld zum Jäten. Das Kind spielte am Rande des Ackers stillvergnügt. Die Mutter entfernte sich während der Arbeit etwas von dem Platze, an dem das Kind spielte. Plötzlich hörte sie das Kind entsetzlich schreien. Sofort aber wurde es wieder still. Von Angst gejagt rannte die Mutter zum Kinde. Als sie seiner ansichtig wurde, blieb sie einen Augenblick erstarrt stehen. Das Kind war von einer Riesenschlange umstrickt. Sein Kopf befand sich schon im Rachen der Schlange. Das Kind war bereits erstickt und tot.

Die Mutter warf sich sofort auf den lebendigen Knäuel. Es gelang ihr, das Kind der Schlange zu entreißen. Nun aber erfaßte die Riesenschlange die Mutter selbst. Die Frau kam nun selbst in höchste Lebensgefahr. Wenn eine Riesenschlange ein lebendes Wesen umschlingt, dann krachen die Rippen. Der Frau gelang es, der Schlange mit dem rechten Arm ins Maul und in den Hals zu fahren. Mit der freien Hand faßte sie blitzschnell die untere Hälfte des Maules. Mit Arm und Hand zerrend schlitzte sie der Schlange Maul und Hals auf. Die Umschnürung ließ nach und die Frau konnte sich entwinden. Die Mutter nahm ihr totes Kind zitternd vom Boden auf und schwankte dem heimatlichen Kraale zu.

Ein paar Männer rannten sogleich zur Unglücksstätte, um an der Schlange Rache zu nehmen. Sie war aber bereits verendet. — Unsere Anerkennung gehört der tapferen Frau, unser Mitleid der schwergeprüften Mutter.

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Schluß)

So erhielt der Stationsvorsteher von Saharanpore bei Umballa zu seinem Verdrusse ein Telegramm mit der Meldung, es treffe ein Zug voll Affen ein, die er nach einer Station an den nahen Sewalik-Bergen weiterbefördern möge, wo sie losgelassen werden sollten. Der Affenzug lief bald ein. Beim Umladen gingen jedoch die Käfige auseinander, und die so befreiten Deportierten flohen jubelnd und schwanzhoch davon. Ein Teil derselben schwärmte in eine große Eisenbahnwerkstätte hinein, lief überall herum, packte alles an, staunte die schnurrenden Riemen, die schwirrenden Räder und die rasselnden Maschinen an und war kaum mehr hinauszukriegen. Der größere Teil aber flutete in die Geschäftsstraßen und in die reichen Gärten, wo deren mohammedanische Besitzer ohne Rücksicht auf Hanuman ihre eigenen Maßnahmen gegen sie ergriffen.

Solange der verknöcherte Brahmanismus und Hinduismus die armen, belogenen und betrogenen Volksmassen im Banne der lächerlichen und jeder gesunden Vernunft hohnsprechenden Götterfabeln und des Hanumanschwindels hält, werden die Affen, das Rindvieh und alle Tierarten es tausendmal besser haben, nicht nur als alle Parias, sondern auch als alle Bürger des großen Hindureiches und werden die geschwänzten Hanumänner weiter das Land lachend drangsalieren und in Wahrheit singen können: „O selig, o selig, ein Affe zu sein!“

Wenn aber einmal der Hinduismus zerbröckelt, und diese Zeit scheint zu kommen, dann werden auch die Völker Indiens, von dem ganzen Götterwahn wie von einem bösen, beängstigenden Traume befreit, zu einem neuen, menschenwürdigeren Leben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Afrikamissionar Hochw. P. Elmar Schmid CMM. im Kreise seiner Angehörigen
Photo: Mariannhiller Mission

aufatmen, und es werden die Tage der Affenherrlichkeit gezählt sein!

22. Maharadscha Tiger

Zwar sind die Bewohner der Städte und größeren Ortschaften Indiens der Notwendigkeit, vor dem Tiger auf der Hut zu sein, vollständig enthoben, denn vom Städtelärm und Menschengewühl hält sich der Tiger gänzlich fern. Aber draußen in den entlegenen Flecken und Dörfchen und Stationen auf einsamen Lande, von Fruchtfeldern, Plantagen und Dschungeln umgeben, da muß man sich schon vor dem Tiger in acht nehmen, denn dort ist sein Revier.

Da zittert alles in Furcht und Schrecken nur vor einem: dem Tiger.

Da rechnet man weitaus mehr als mit allen Radschas und Maharadschas mit dem einen: dem Tiger.

Da besitzt die unbestrittene Alleinherrschaft nur der eine: der Tiger. Ja, Dschungelkönig ist der Tiger!

Wie viele von den Hunderttausenden jährlich zerrissener größerer Haustiere und von den 35 000—40 000 von reißenden Raubtieren vernichteten Menschenleben in einem Jahre kommen auf das Konto des Tigers!

Der Tiger beschränkt sich keineswegs auf die Waldungen, den Dschungel, nein, er streift auch gerne in den Plantagen und Feldern herum und versteckt sich im hohen Zuckerrohr, im Mais und in anderen Getreidearten und lauert dort katzenartig auf seine Beute.

Um meine Station herum gab es früher sehr viele Tiger und gibt es deren auch heute noch genug. Auf dem Friedhof dieser Station stand seinerzeit noch ein Grabstein über dem Grab eines Engländers mit der Inschrift, er habe in der Umgebung der Station 99 Tiger erlegt und der hundertste habe ihn getötet. Und zu Dharangaon im benachbarten Bezirk hat um die Mitte des letzten Jahrhunderts der Befehlshaber des dortigen Bhil-Polizeikorps, der kaltblütige und todesmutige Offizier James Outram, mit der Lanze in der Hand 188 Tiger erlegt. Die Akten darüber habe ich selber zu Jalgaon gesehen. — Man braucht sich also gar nicht zu wundern, wenn in solch tigerreichen Gegenden einmal ein Mensch oder ein Stück Vieh von einem Tiger überfallen und zerrissen wird.

In der einsamen Gebirgswelt von Khandalla mußten wir es einmal erleben, wie ein Tiger eines Nachts dicht neben unserer Baracke eine Kuh zerriß. Wie leicht hätte da auch einer von uns, so er hätte hinausgehen müssen, von ihm gepackt werden können! Uns Europäern ganz besonders kann das Sicherheitsgefühl, das wir von der Heimat her gewohnt sind, wo es in Wald und Flur keine solche Gefahr gibt, sehr leicht verhängnisvoll werden. Wir haben selber die gefährlichsten Partien der Ravinen durchstreift, ohne im geringsten an eine Gefahr zu denken. „Wie konnten Sie da hingehen, Saheb", sagte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mir einst ein Dschungelmann in Khandalla über eine gewisse Stelle der Ravine, „da hält sich ja zwischen den Felsblöcken neben dem Tümpel gewöhnlich ein Tiger auf!"

In der Station indes, wo ich als Missionspfarrer tätig war, gab es in der nächsten Umgebung des geräuschvollen, polternden Eisenbahnbetriebes wegen keine Tiger- oder Panthergefahr. Aber weiter draußen in den einsamen Feldern und Plantagen, wo die wilden Bestien nichts zu fürchten hatten und wo es Vieh und Wild genug gab, da war die Sache eine andere, da konnte einem doch gar leicht etwas passieren, namentlich zur Nachtzeit.

An eine solche Möglichkeit habe ich denn auch recht lebhaft gedacht, und es wurde mir dabei unheimlich zu Mute, wenn ich nachts ganz allein einen Versehgang dorthin machen mußte. Ich stellte mich unter den Schutz Gottes, empfahl mich meinem Schutzengel und zog dann mit meiner grell leuchtenden Laterne in die Nacht hinaus. Wenn ich so auf dem schmalen Flurwege zwischen den Zuckerrohr- und Maisfeldern dahinschritt, war dies immer meine geheime Sorge: „Wenn doch nur alles gut geht! Wenn doch ja kein Tiger oder Panther rechts oder links herausspringt und über mich herfällt!" Ich machte mir aber wieder Mut mit dem Gedanken: „Der Heiland ist doch bei dir, — was hast du da zu fürchten?" Und ich sagte mir: „Ich fürchte kein Unheil, weil Du bei mir bist!" (Ps. 22, 4.) Einmal wurde ich ganz gehörig erschreckt und bekam eine Gänsehaut, als neben mir im Mais sich etwas regte. „Um Gottes willen!" dachte ich „jetzt ist es aus! — ein Tiger!" Aber gemach! So gelassen kommt kein Tiger. Was war es? Zwischen den Maisschäften zeigte sich das friedliche und beruhigende Antlitz eines Esels, der langsam und bedächtig hervortrat und mit aller Gemütsruhe die Maisblätter kaute, die er eben abgerissen hatte. Ein köstliches Bild völliger Unbesorgtheit!

Einem Tiger bei hellem Tage in seinem Revier draußen zu begegnen, wird sich wohl kein vernünftiger Mensch wünschen, dem noch etwas an seinem Leben gelegen ist. Was muß es dann sein, diesem furchtbaren Raubtiere auf einmal unvermutet in seiner ganzen Größe, Pracht und unheimlichen Majestät gegenüber zu stehen! Und das mußte ich bei Nagpur erleben.

Die Feierlichkeit, bei der ich auf Einladung die Festpredigt gehalten hatte, war vorbei. Da wurde ich von einem Konfrater gebeten, am Nachmittag mit ihm einen Ausflug zu machen. Wir ließen uns eine gute Strecke vor die Stadt hinausfahren und spazierten dann gemütlich an einem Wald entlang, der sich weit hinzog. Die Zeitung hatte an diesem Tage gerade die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Deutschland gebracht, und wir besprachen die verschiedenen Möglichkeiten der Kriegsentwicklung. Als wir in diesen Gesprächen einen Augenblick stehen blieben und ich zufällig aufs Gebüsch hinüberschaute, da sah ich — o Schrecken — in einer kleinen Lichtung einen Königstiger aufrecht auf seinen Gliedmaßen sitzen und uns beobachten. „Hochwürden, ein Tiger!" flüsterte ich meinem Begleiter zu. Ein lähmender Schreck fuhr uns in alle Glieder. Fortzulaufen wäre gefährlich gewesen, und wir fixierten ihn so scharf, wie wir nur konnten. Welch eine Situation! Was für innere Anmutungen wir machten, kann man sich denken. Welche Angst und Beklemmung bemächtigte sich unser, und welch bange Gedanken durchstürmten uns! Was wird er tun? Wird er einen Sprung auf uns wagen? Welchen wird er sich packen? Daß er eher den dicken als den Dünnen anfallen werde, war mir klar. Minuten unheimlichster Spannung! Da saß der Dschungelkönig in seiner ganzen Großartigkeit und unnahbaren Majestät dreißig Schritte seitwärts vor uns und leckte sich seinen langen Schnauzbart. Welch ein grandioses, überwältigendes, unvergeßliches Bild! Wie funkelten die grausamen, katzengrauen Augen in seinem mächtigen, runden Kopfe! Wie strotzten sein sehniger, geschmeidiger, herrlicher Leib und seine gewaltigen Tatzen von unbändiger Kraft! Und wie schön erschien im Vollglanz der Nachmittagssonne sein prächtiges gelbes Fell mit den tiefschwarzen Streifen die Flanken hinunter! Ja, das war Majestät!

Und da stand, absolut ohnmächtig, zitternd und bebend und gleichsam um Gnade und Erbarmen flehend, vor ihr der kleine Erdenwurm Mensch! Vor dieser unvergleichlichen Majestät fühlt er seine ganze vermeintliche Herrlichkeit in eitel Nichts zusammenschrumpfen und wird unsäglich klein, winzig klein, — nichts! — Nachdem wir die Bestie einige Minuten in banger Erwartung angeschaut hatten, fing der Tiger an, mit seinem Schweif zu wedeln, wie eine Katze, bevor sie auf die Maus springt. Das war ein schlimmes Zeichen. Wird er jetzt den todbringenden Sprung tun? Banges, vernichtendes Gefühl! — Nein, Gott sei Dank, nein, er tut es nicht! Siehe da, er erhebt sich in seiner ganzen Größe, gewährt uns nochmals einen unbeschreiblich eindrucksvollen Anblick seiner königlichen Gestalt, läßt einen tiefen näselnden, fast ärgerlichen Grunzer ertönen, macht kehrt und schreitet gravitätisch weiter ins Gebüsch hinein. — Gewöhnlich greift der Tiger den Menschen nicht an, wenn dieser in Begleitung ist, besonders dann nicht, wenn er gerade vorher seinen Hunger ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stillt hat. Ob nun dieser Umstand oder der grelle Glanz unserer weißen Talare, auf denen die volle Sonne brannte, unsern Tiger von einem Angriffe abhielt, wer weiß das? Jedenfalls hat die gütige, allmächtige Hand Gottes ihn davon abgehalten! Wir beide aber atmeten erleichtert auf und begaben uns schleunigst auf den Heimweg, schauten auch hie und da nochmals um, ob der Kerl uns nicht nachfolge. Aber er kam nicht. Wir waren gesichert und hatten das beglückende Bewußtsein: Es hat wieder einmal gut gegangen!

Gefährlicher noch als der Tiger ist der Panther, weil er leichter und gelenkiger ist, gut klettern kann und keinen Pardon gibt. In seiner Frechheit und Unerschrockenheit nimmt er sich auch aus einer Gesellschaft blitzschnell einen heraus. — Das mußte auch einmal mein guter Freund, der Kollektor von Ost-Khandesch, erfahren. Auf einer Jagd in seinem Bezirk von Jalgaon hatte er, umgeben von einem stark bewaffneten Gefolge, einen Panther aufgespürt. Dieser aber versteckte sich in einem dichten Busch. Als seine Verfolger nahe genug kamen, sprang er plötzlich aus seinem Versteck hervor, stürzte sich auf den vordersten Schützen des Trupps, den Kollektor, riß ihm von der Schulter an das Fleisch der linken Körperseite herunter und würde ihn erwürgt haben, wenn der kleine begleitende Terrier ihn nicht beständig in die Beine gebissen hätte. So ließ er los und erhielt sofort von einem Unteroffizier eine wohlgezielte tödliche Kugel in den Kopf. Der Schwerverwundete wurde schnell ins nächste Hospital geschafft, und erst nach vielen Monaten war er wieder hergestellt.

Auf einer Versehfahrt nach Rajmane bei Dhulia wurde auch ich einmal von einem Panther verfolgt. Bis zur Station Chalisgaon fuhr ich mit einem Güterzug. Es war schon spät am Abend und stockfinster. Da gerade kein Zug nach Dhulia fuhr, mußte ich einen Ponykarren benützen. Der Fuhrmann hatte vorne eine gute Laterne, und ich auf dem Karren ließ auch eine scharfe Laterne nach hinten leuchten. Die Ponies trabten gut, obschon es ein aufsteigendes Gelände hinanging. Bald hinter der Station Jamdha sah ich auf einmal etwas entfernt hinter dem Karren zwei hellfunkelnde Punkte auf- und niedergehen und näherkommen. Ich hielt meine Laterne höher und sah zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ein großer Panther an den Karren herankommen wollte. Sobald ich die Laterne hochhielt, so daß ihr Licht auf ihn fiel, blieb die Bestie stehen und zeigte mir ihr furchtbares Gebiß. Vor Licht und Feuer fürchten sich nämlich diese Raubtiere. Hie und da wagte sich der Panther wieder heran und blieb dann wieder stehen. Glücklicherweise kamen nun schon die ersten Häuschen von Rajmane. Der Panther aber blieb immer weiter zurück, und bald sah ich ihn nicht mehr. Der Fuhrmann wollte um keinen Preis mehr in der Nacht zurückfahren und entschloß sich, in der Station zu übernachten und am folgenden Morgen heimzukehren. Nachdem ich meine Pflicht erfüllt hatte, kehrte ich mit dem letzten Zug nach Chalisgaon zurück, wo ich bald Anschluß hatte und gegen Mitternacht glücklich nach Hause gelangte. In einem sehr aufregenden Traume sah ich immer noch die schreckliche Gestalt des Panthers hinter dem Karren herspringen. Ohne die Laterne wäre es aber mir oder einem Pony schlecht gegangen.

Das sind so einige Erlebnisse, wie sie wohl jedem Missionar ab und zu einmal in seinem Missionsleben begegnen. Solange man mit heiler Haut und dem bloßen Schrecken davonkommt, haben sie weiter nichts zu bedeuten und sind spannende Zwischenspiele im Leben des Missionars.

„Die starke Gebetshilfe ist eine große Missionstat. Vom Weltheilande müssen wir sie lernen, der nach den anstrengenden Wanderungen durch die Gaue des Judenlandes am müden Abend sich zurückgezogen hat, um in der Stille allein zu beten. Am Gebete hängt die ganze Missionsarbeit. Es erschließt uns die Schatzkammern Gottes; es ist der goldene Schlüssel, mit dem wir in den Himmel hineinkommen können, um dann mit offenen Händen hineinzugreifen in die unerschöpflichen Himmelsschätze, übervoll an ungemessenen Erlösergnaden und Heilandsliebe, und um dann auszuteilen in reichstem Maße an Tausende und Millionen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott

1. Kapitel

Vor etwa einer Stunde waren Fabrikbesitzer Gessert und seine Frau in das Auto gestiegen, um heimzufahren. Noch war kein Wort zwischen beiden gewechselt worden, stumm lehnten sie in den Polstern. Und doch kreisten ihre Gedanken um denselben Pol, um Ludwig, den einzigen Sohn.

Müde sank der Kopf des Mannes zur Seite. Mit leiser, mütterlicher Zärtlichkeit tastete die Hand der Gattin zu ihm hin.

„Nimm es nicht so schwer, Karl."

Um die Lippen des Mannes zuckte es. „Du hast den Ausspruch des Professors gehört, er nahm uns damit die letzte Hoffnung."

„Man darf die Hoffnung nicht verlieren, Karl, sonst wäre alles verloren. Wir wollen einen anderen Spezialisten befragen."

Weiter ging die Fahrt. Das Schweigen zwischen den Eheleuten wurde immer drückender. Schließlich unterbrach Frau Gessert erneut die quälende Stille.

„Wir wollen nichts unversucht lassen, Karl."

Der Gatte antwortete nicht. Nur nach einer Weile murmelte er undeutlich: „Vier Kinder und keines, — keines —" Er sah, wie seine Frau zusammenzuckte und er schwieg.

„Noch haben wir Ludwig, noch haben wir Monika", zittert es leise von den Lippen der Frau.

Der Gatte drückte ihr die Hand. „Ich wollte dir nicht wehetun, Alberta, verzeihe mir. Aber noch klingt mir der Ausspruch des Professors in den Ohren. — Wie wird es Ludwig tragen, wenn er erfährt, daß keine Besserung zu erhoffen ist. — Blind werden! — Alberta, ich glaube, ich zöge diesem Leben den Tod vor. — Dreiundzwanzig Jahre und immer in Nacht leben müssen."

„Der Professor nahm uns nicht jede Hoffnung, er will die Operation wagen."

„Er glaubt jedoch nicht an einen Erfolg, Alberta. Sein Tonfall verriet mir mehr als seine Worte. Wozu also die Operation? Meine ganze Hoffnung habe ich auf den Jungen gesetzt; mein Unternehmen vergrößert sich von Jahr zu Jahr. — Wofür arbeite ich? Der Sohn erblindet, — die Tochter verfällt mehr und mehr in Schwermut. — Warum straft uns Gott so hart?"

„Wir werden Monika in ein Sanatorium schicken, damit sie ihre Lebensfreudigkeit wieder bekommt. Es ist selbstverständlich, Karl, daß sie durch das schwere Leiden des Bruders bedrückt wird."

Fabrikbesitzer Gessert lehnte sich in die Wagenecke zurück und schloß die Augen. „Mitunter wünscht man", murmelte er vor sich hin, „daß ein schnelles Ende käme, uns alle von der Erde hinwegfegte. — Wozu leben wir noch, — wofür arbeite ich? Zwei Knaben habe ich schon begraben, der letzte, der mir verblieb, erblin-



Missionshaus St. Georgen am Längsee: Kirchturm und Teilansicht des Innenhofes

Photo: P. Otto Heberling CMM.

det mit seinen dreiundzwanzig Jahren. Und Monika — —"

Ein Ruck, ein kurzer Aufschrei — für Sekunden wußte weder Fabrikbesitzer Gessert noch seine Frau was geschehen war. Erst nach Augenblicken kamen sie wieder zur Besinnung. Glassplitter lagen umher, Gessert fühlte einen schmerzlichen Druck am Kopf.

Der Chauffeur erklärte, daß die Steuerung des Wagens plötzlich versagt habe. Er sei an einen Baum gefahren. Glücklicherweise sei kein großes Unheil geschehen. So stand man auf der Landstraße und betrachtete den eingebeulten Kühler und die zerbrochenen Scheiben.

Frau Gessert senkte den Kopf tief. Die letzten Worte ihres Gatten klangen noch in ihren Ohren. Er wünschte sich, daß man von der Erde hinweggefegt werde. Wie leicht hätte das soeben ihnen beiden geschehen können. War das die Strafe für seine vermessene Äußerung?

„Was wird nun?" fragte Gessert.

„Mit dem Wagen können wir nicht weiterfahren", erwiderte der Chauffeur. „Wir müssen die Autohilfe in Anspruch nehmen. Die Beseitigung des Schadens wird längere Zeit in Anspruch nehmen."

„Wo befinden wir uns?"

„In einer halben Stunde haben wir Glatz erreicht."

Gessert schaute um sich, ein Dorf war in der Nähe.

„Bleiben Sie hier", sagte der Fabrikbesitzer, „ich will mit meiner Frau Ausschau halten, ob man uns dort drüben helfen kann. Ich schicke Ihnen jemanden heraus."

„Ich werde mir den Schaden einstweilen genau ansehen, Herr Gessert."

So machten sich die Eheleute auf den Weg. Nach kurzer Wanderung sahen sie rechts und links von der Landstraße verstreut einige Häuser stehen. Den ersten Knaben, den sie begegneten, fragten sie aus.

„Das hier ist Albendorf. Gibt es hier eine Reparaturwerstätte für Autos?"

„Aber freilich", erwiderte der Knabe.

„Wie weit ist es bis dahin?"

„Nur um jene Wegbiegung, Herr, dann durch das Tor. Dicht neben der Kirche finden sie das Gewünschte."

„Albendorf", wiederholte Gessert, „ich habe noch nie etwas von diesem Ort gehört. Wird wohl ein jämmerliches Dorf sein."

Hinter der Wegbiegung blieben beide stehen. Ein großer Torbogen zeigte sich ihren Blicken und hinter ihm eine hohe Säule.

„Monika wird sich ängstigen, wenn wir heute abend nicht heimkommen", sagte Frau Gessert leise zu ihrem Gatten. „Vielleicht ist es möglich mit der Bahn heimzufahren, falls das Auto nicht so rasch zu reparieren ist."

Man hatte das Tor erreicht, schritt hindurch. Die Beiden blieben wie gebannt stehen. Rechter Hand zeigte sich ein gewaltiger Bau im Spätrenaissance-Stil, der einem orientalischen Tempel glich. Mächtige breite Treppen führten zu ihm empor.

„Welch prachtvolle Kirche in diesem kleinen Dorf", staunte Frau Gessert.

Bewundernd standen die Eheleute in Anschauung versunken. Die Kirche machte einen überwältigenden Eindruck, auch die Steinpalustraden, die mit den Standbildern der Apostel geziert waren, verfehlten ihren Eindruck nicht.

Auf dem Platz vor der Kirche waren Buden aufgeschlagen, die Andenken zum Kaufe darboten. An eine dieser Buden trat Fabrikbesitzer Gessert heran.

„Ist das die Kirche von Albendorf? Wie kommt der Prachtbau in diesen kleinen Ort?"

„Das ist die Wallfahrtskirche, die das Gnadenbild der heiligen Jungfrau beherbergt! Weiß der Herr nichts von den vielen Wundern, die die heilige Jungfrau wirkte? Der Herr sollte einmal hinaufsteigen und die Kirche besichtigen."

Gessert begab sich zunächst nach der Reparaturwerkstatt und bat, man möge einen Monteur hinaussenden und, falls notwendig, den Wagen abschleppen, um ihn eiligst zu reparieren. Dann stieg er mit seiner Frau die breite Treppe empor, um die Kirche von innen anzusehen.

Die eigenartige Anlage interessierte ihn. Die eigentliche Kirche war von einem Gang mit zahlreichen Kapellen umgeben, in denen das Leben Christi dargestellt wurde. An den Wänden dieses Ganges hingen aus verschiedenen Jahrhunderten, von Pilgern und Gläubigen gestiftete Danktafeln. Immer wieder las Gessert die Worte: Maria hilft, Maria hat geholfen, — Maria wird weiter helfen! Oder es stand zu lesen: Der lieben Gottesmutter Dank für Rettung aus großer Gefahr. — Der heiligen Jungfrau sei Dank für die gelungene Operation.

Diese Tafel las Gessert mehrmals. Er machte seine Gattin darauf aufmerksam.

„Ich möchte das Gnadenbild einmal sehen", sagte Frau Gessert leise.

Beide betraten die kleine Kirche, die eigentliche Gnadenkapelle. Im stummen Schweigen schauten die Eheleute zum Hochaltar auf, vor dem eine silberne Ampel mit dem ewigen Licht brannte. Rechts und links waren zwei große Engel, die hin zu dem Gnadenbilde der Mutter Gottes wiesen. Auf kostbarem Silberschrein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ruhte das siebenhundertjährige Gnadenbild, das die Madonna von Albendorf als Königin des Himmels und der Erde zeigte. Die linke Hand hielt den Reichsapfel, auf dem rechten Arm trug sie das Jesuskind, das als Sohn Gottes und Herr der Welt, mit dem Ärmchen nach dem Apfel griff, dem Zeichen seiner Königsherrschaft. Auf der rechten Hand des Knäbleins saß eine Taube, als Sinnbild des Friedens, den Jesus durch Maria der Welt brachte.

In diesem Augenblick erinnerte sich Frau Gessert daran, daß sie früher oftmals in der Kirche gekniet hatte, daß manches Gebet über ihre Lippen kam. Unwillkürlich beugte sie in diesem Augenblick wieder die Knie.

Ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau, von dem man sagte, daß sich an dieser Stelle schon manches Wunder ereignet habe. Wieviel hatte sie zu erflehen! Würde sie die Jungfrau hören? Da war Ludwig, ihr Sohn, dessen Augenleiden sich mehr und mehr verschlimmerte, der von Klinik zu Klinik reiste, dem kein Arzt helfen konnte. Ludwig, der fröhliche Student, der einmal seines Vaters Fabrik übernehmen sollte. Und da war Monika, das junge zwanzigjährige Mädchen, das, obwohl ihm die Eltern jeden Wunsch erfüllten, mehr und mehr in Schwermut verfiel. Monika zog sich ängstlich von den Menschen zurück und fand an nichts Freude.

„Jungfrau Maria", murmelten Frau Gesserts Lippen, „wenn du Wunder vollbringen kannst, erinnere dich meines Sohnes und meiner unglücklichen Tochter."

Ein wenig abseits stand ihr Gatte. Auch er hatte für Sekunden die Regung empfunden, an dieser heiligen Stätte niederzuknien. Was würden die Leute denken, die dort drüben in den Bänken saßen oder als Beschauer durch die Kirche schritten? Es war lange her, seit er das letzte Gebet zur heiligen Jungfrau gesandt hatte.

Während Frau Gessert in der Anschauung des Gnadenbildes versunken war, entfernte sich Fabrikbesitzer Gessert leise aus der Gnadenkapelle, um den Kapellengang weiter zu besichtigen. Dabei traf er auf eine Führung. Ein Trupp Fremder ließ sich von dem Glöckner durch die Kapellen geleiten. Gessert horchte hinüber.

„Den Anlaß zur Entstehung des Wallfahrtsortes Albendorf gab ein Wunder, das sich hier an dieser Stelle ereignete", berichtete der Küster. „Der damals hier wohnende Gutsherr von Rathen hatte eine Erscheinung der heiligen Jungfrau gehabt und ließ danach das Gnadenbild schnitzen. Es wurde in einer alten Linde aufgestellt, die an der Straße stand. Dorthin ließ sich alltäglich ein Blinder namens Jan führen. Des abends holte ihn seine Tochter wieder ab. Einmal wollte der Blinde allein den Heimweg vorzeitig antreten; dabei stieß er an die Linde und fiel zu Boden. Er richtete die erblindeten Augen zur Höhe und flehte die Gottesmutter um Hilfe an. Plötzlich erblickte er das in die ausgehöhlte Linde gestellte Mutter-Gottes-Bild. Ein wunderbarer Schein, vom Gnadenbilde ausgehend, blendete seine nunmehr gesundeten Augen. Als seine Tochter kam, um ihren Vater abzuholen, vernahm sie das Wunder."

Gessert hörte diesen Bericht an, holte mehrmals tief Atem. Wie glücklich waren jene Menschen, die noch an Wunder glauben konnten. Aber dort drüben hingen Danktafeln in Massen, auf allen stand zu lesen, daß Maria geholfen habe.

Jäh wandte er sich an den Küster: „Haben sich auch noch in letzter Zeit derartige Wunder zugetragen?"

„Viele Tausende rufen die Mutter Gottes um Hilfe und Beistand an", erwiderte der Gefragte. „Jenen, die so recht von Herzen bitten, hilft sie und steht ihnen in der Not bei."

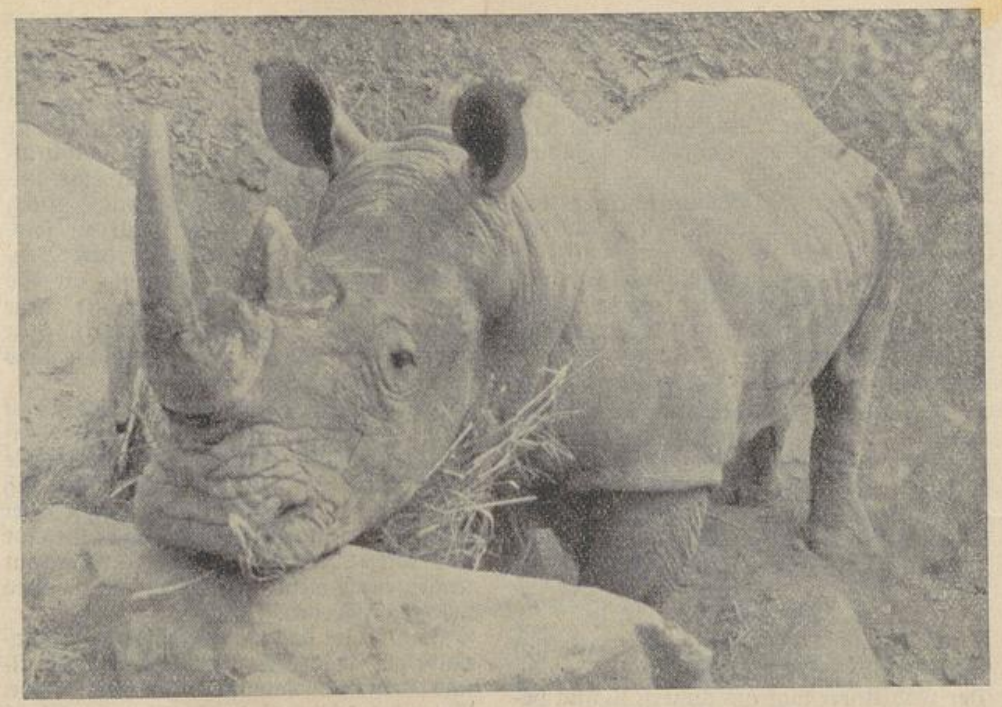
Gessert ließ die Führung an sich vorübergehen. Die Worte des Küsters brausten ihm in den Ohren. Denen, die so recht mit dem Herzen beten und bitten, hilft die heilige Jungfrau. Er hatte vor wenigen Minuten vor dem Gnadenbilde gestanden und nicht einmal zu beten gewagt. Wie konnte er also erwarten, daß ihm die Jungfrau Maria in seiner Not Beistand leiste? Zu Tausenden und Abertausenden kamen die Wallfahrer hierher; man sprach, daß es alljährlich über Hunderttausend sein sollten, die aus Österreich, aus Ungarn, aus Polen und der Tschechoslowakei hier zusammenströmten. An dieser heiligen Stätte erhielten sie Hilfe und Rettung aus ihren vielgestaltigen Nöten.

Wo nur Alberta blieb? Schaute sie noch immer andächtig zu dem Gnadenbilde empor? Glaubte sie wirklich, daß auch ihrem Sohne Heilung werden könne? Heilung wie dem blinden Jan, der alltäglich zu dem Muttergottesbilde geführt worden war? Jan konnte vielleicht mit dem Herzen beten, wie es die heilige Jungfrau verlangte.

„Wenn du Wunder tun kannst, Jungfrau Maria, so tue eines an meinem Sohne! Laß Ludwig nicht völlig erblinden, schenke ihm die Sehkraft wieder! — Wozu habe ich mein ganzes Leben lang emsig gearbeitet? Meine Fabrik steht in voller Blüte, laß mir diesen Sohn heil und gesund werden, und schenke auch Monika deine Gnade."

Gessert hielt im Beten inne. Wozu sprach er diese Worte? Es geschah doch kein Wunder. Die Gottesmutter konnte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Ein liebenswürdiger Zeitgenosse!"
Südafrikanisches Nashorn-Rhinozeros!
Photo: Mariannhiller Mission

nicht jedem helfen, der sie anrief.

Doch die vielen Tafeln im Rundgang? Überall von den kleinen Kapellen die knienden Andächtigen, die inbrünstig Gebete murmelten. Alle trugen ihre Anliegen der Gottesmutter vor, hofften auf Erhörung. — Warum sollte sie ihm nicht auch zuteil werden?

Im Kapellengang traf er seine Frau. Sie stand vor der großen Bildtafel, die Bilder aus den letzten Jahrhunderten zeigte. Mitunter waren es naive Darstellungen, wie Gebete erhört worden. Trotzdem konnte Gessert, der so leicht zum Spott neigte, darüber nicht lächeln. Hier das Bild mit durchgehenden Pferden, dort ein brennendes Haus, darunter eine Sterbende im Bett liegend. An ihrem Lager knieende Kinder, die Hände zum Himmel erhoben.

„Maria hilft!" — Maria wird weiterhelfen", murmelten die Lippen Frau Gesserts. Ach, daß sie den Kinderglauben nicht verloren hätte! „Wir wollen von nun an, wie früher, regelmäßig den Gottesdienst besuchen, Karl, vielleicht hilft uns Maria."

„Laß uns gehen, Alberta." Gessert drängte zum Ausgang, er wußte nicht, warum ihm plötzlich das Atmen schwer wurde. Er, der Abtrünnige, fühlte sich in dem heiligen Hause gedrückt, und hatte nicht den Mut den Weg der Reumütigen einzuschlagen. An die Wunder, die man dem Albendorfer Gnadenbilde nachsagte, glaubte er nicht.

Nochmals trafen die Eheleute auf die Gruppe, die vom Küster geführt wurde. Sie stand vor einem Muttergottesbild, das von zwei Kugeln durchlöchert war.

„Auch hier haben wir ein verbrieftes Wunder der heiligen Gottesmutter", erklärte der Küster soeben. „Im Dreißigjährigem Kriege hausten die Schweden furchtbar in dieser Gegend. Dieses Bild hing damals im sogenannten Fleischerbusch. Einer der schwedischen Soldaten, der es dort erblickte, griff zum Gewehr und schoß auf das Bild. Er traf es nicht. Er schoß erneut und wiederholte seine gottlose Handlung sechsmal; immer ging die Kugel fehl. Erst als er dicht an das Bild herantrat und sagte, daß er jetzt die Gottesmutter mit drei Kugeln durchlöchern werde, gelang es ihm das Bild zweimal zu treffen. Die dritte Kugel prallte ab und traf den ruchlosen Schweden mitten ins Herz."

„Komm weiter, Alberta", sagte Gessert energisch zu seiner Frau. „Wir wollen uns nach unserem Auto erkundigen. Ist die Heimfahrt ausgeschlossen, werden wir die Bahn benutzen oder bis Glatz einen anderen Wagen mieten, der uns weiterbringt. Monika würde sich ängstigen, wenn wir nicht zurückkehren."

Schweigend folgte Frau Gessert ihrem Gatten. Er ging die breite Treppe hinab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vor der großen Marienfäule, die vor dem Tempeltor aufgestellt war, blieb Alberta stehen.

„Wie merkwürdig", sagte sie leise, „überall sieht man Tore. Albendorf ist ein seltsamer Ort, den ich nochmals besuchen möchte."

Dann gingen sie hinab, schritten die Straße entlang und trafen den Chauffeur und einen Schlosser.

„Für heute ist es unmöglich das Auto in Ordnung zu bringen, Herr Gessert", berichtete der Chauffeur, „die Reparatur beansprucht längere Zeit."

So entschlossen sich die Eheleute einen anderen Wagen bis nach Glatz zu nehmen und von dort mit der Eisenbahn heimzufahren. — Als sie wieder durch Albendorf schritten, warf Frau Gessert nochmals einen langen Blick hinauf zu der wundervollen Kirche und wieder sagte sie leise: „Maria hilft! — Maria hat geholfen!"

2. Kapitel

Die chemische Fabrik Gesserts hatte sich in den letzten zehn Jahren recht vergrößert. Der Fabrikherr war als äußerst tüchtig bekannt, besaß auch genügend Mittel, um Vergrößerungen ohne Schwierigkeiten auszuführen. Seine Familie war weit und breit angesehen und geschätzt. Frau Gessert galt als eine gutherzige und wohltätige Frau und hatte zahlreiche Freunde. Man nahm daher an ihrem Leid den größten Anteil. Die beiden ältesten Söhne Gesserts starben im Alter von acht und zehn Jahren, der jetzt dreiundzwanzig Jahre zählende Sohn Ludwig war der Stolz der Eltern. Schon von klein an zeichnete er sich durch hohe Intelligenz und großen Fleiß aus. Es war daher selbstverständlich, daß sich Ludwig dem Studium der Chemie zuwandte, um dem Vater später zu helfen und einmal die schöne Fabrik zu übernehmen.

Da stellte sich bei dem eben Zwanzigjährigen plötzlich ein böses Augenleiden ein. Die verschiedensten Ärzte behandelten den Studenten. Man schickte ihn in Kliniken, ohne daß Besserung erzielt wurde. Gessert scheute kein Geldopfer; die berühmtesten Spezialisten wurden herangezogen, aus aller Munde hörten die unglücklichen Eltern die traurige Kunde, daß mit Heilung kaum zu rechnen sei.

Ludwig Gessert, den man vor kurzem zu einem der berühmtesten Augenärzte gebracht hatte, konnte sich nur schwer in sein Schicksal finden. Jetzt hoffte man von einer Operation das Letzte, doch der Professor erklärte selbst, daß nur zu einem Teil die Möglichkeit bestehe, die Sehkraft zu erhalten.

Nicht nur die Erkrankung Ludwigs lastete auf Gesserts. Niemand wußte, woran die zwanzigjährige Tochter Monika litt. Das junge Mädchen, das von jeher still gewesen war, schien mehr und mehr in Schwermut zu verfallen. Vergeblich suchte die besorgte Mutter in die Tochter zu dringen. Sie glaubte, daß Monika eine unglückliche Liebe im Herzen trage. Doch auch das schien nicht der Fall zu sein. Vielleicht lastete die Krankheit des Bruders so schwer auf ihr, daß sie für die Freuden des Lebens kein Interesse mehr fand. Ein reicher Hotelbesitzer, der sich für Monika interessierte, war ohne weiteres von ihr abgewiesen worden.

Im vorigen Jahr hatten die Eltern mit ihrer Tochter eine schöne Reise unternommen, doch völlig interesselos hatte sie die Schönheiten der fremden Länder an sich vorübergehen lassen. Auf die Fragen der Mutter, was ihr fehle, kam immer dieselbe Antwort: „Mir fehlt nichts, mir ist nur traurig und elend zu Mute, am liebsten möchte ich sterben."

Im Winter gab man Monika in ein Sanatorium, in der Hoffnung, daß die seelische Depression langsam schwinden werde. Der achtwöchige Aufenthalt brachte jedoch auch keine Besserung. Nun war sie wieder daheim, betätigte sich ein wenig in der Wirtschaft, stickte oder starrte schweigend ins Leere.

Das Einzige, was ihr Interesse fand, war das Befinden des Bruders. Gessert und seine Frau wagten kaum Monika die Wahrheit zu sagen. „Der Professor meinte", sagte die Mutter nach der Heimkehr, „die Operation werde Erfolg haben."

Auf diese Aussage hin schlug Monika ihre großen, schwermütigen Augen auf, blickte der Mutter lange ins Gesicht und sagte mit müder Stimme: „Ich fühle, liebe Mutter, daß auch du an eine Heilung nicht mehr glauben kannst."

„O doch, Monika, ich fange wieder an zu hoffen. Es ist mir, als stände uns jemand in unserer Not bei." Und leise setzte sie hinzu: „Jan war vollkommen blind, Jan wurde wieder sehend."

„Wer ist denn Jan?"

Frau Gessert erzählte von der Autopanne, von dem unfreiwilligen Aufenthalt in Albendorf und von der eigenartigen Kirche, die einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe. Monika sagte kein Wort dazu. Einstmals war auch sie gern zur Kirche gegangen, doch in den letzten Jahren hatte sie kein Gotteshaus mehr betreten.

Die Mutter erzählte von den Tafeln, die in Menge in dem Kapellengang aufgehängt waren, sprach von den Wundern, die in Albendorf geschehen waren.

„Vielleicht bittest du einmal die Gottesmutter um Gnade. Ich habe mir fest vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genommen, von nun an täglich zu ihr zu beten. Ich will auch wieder zur Kirche gehen. — Wir haben es lange versäumt. Vielleicht zürnt uns Gott."

Am nächsten Tage rüstete Monika zum Ausgehen. Das war in den letzten Wochen nicht mehr der Fall gewesen.

„Willst du Bekannte besuchen?" fragte die Mutter erfreut.

„Wohnt Kaplan Rogge noch immer im Ort?"

„Jawohl, mein Kind."

„So will ich ihn aufsuchen und ihn etwas fragen."

Sorgenvoll schaute Frau Gessert ihre Tochter an. Monika trug nie Verlangen nach einem Geistlichen. Warum gerade heute? Vielleicht konnte ihr der Kaplan tröstende Worte sagen. — Wie kam Monika jedoch zu diesem Wunsch?

Auch Kaplan Rogge war erstaunt, als man ihm die Tochter des Fabrikbesitzers Gessert meldete. Er war in den letzten Jahren mehrfach vergeblich in dessen Hause gewesen. Gessert gab wohl reichlich Geld für kirchliche Zwecke, ließ sich aber mit seinen Angehörigen nur selten in der Kirche sehen.

Der Kaplan empfing das junge Mädchen freundlich. Ihm war es bekannt, daß Monika an Schwermut litt, doch es war ihm unmöglich gewesen, sich ihr zu nähern.

Nach kurzen einleitenden Worten fragte Monika, ob Kaplan Rogge schon von der Wallfahrtskirche in Albendorf gehört habe.

„Natürlich, ich kenne sie sogar genau, Fräulein Gessert. Als junger Student bin ich mehrmals dort gewesen, habe an mehreren Wallfahrten teilgenommen."

„Und haben ein Wunder erlebt?"

„Das, was Sie ein Wunder nennen, habe ich nicht erlebt, aber wenn man sieht, wie alle die Unglücklichen getröstet und frohgemut Albendorf wieder verlassen, wenn man erlebt, daß alle die, die schwere Bürde zu tragen haben, ihrer Last ledig wurden, kann man das wohl auch Wunder nennen."

„So will ich die heilige Jungfrau bitten, daß sie meinen Bruder heilt. — Und wenn sie es tut, wenn Ludwig nach Wochen gesund zu uns zurückkehrt, werde ich wieder eine gute Tochter der katholischen Kirche sein."

„Sie fordern die Genesung!" sagte Kaplan Rogge ernst, „wollen ihr Anliegen der heiligen Jungfrau vortragen und verlangen Hilfe? Nein, Fräulein Gessert, so dürfen Sie nicht bitten, das wäre kein Gebet, das durch die Wolken dringt. An einem einfachen Vergleich kann ich Ihnen das beweisen. — Ein Kindchen sieht etwas Schönes, streckt die Ärmchen darnach aus und sagt zur Mutter: das will ich haben. Doch die Mutter gibt es ihm nicht. Genau so wäre es, wenn Sie heute oder morgen die Forderung an die heilige Jungfrau stellten. — Um etwas zu erbitten, Fräulein Gessert, müssen Herz und Seele dabei sein. Wenn Sie sich in Ihr Gebet versenken, wenn Sie sich in ernster Andacht dem Heiland oder der Gottesmutter hingeben, könnte Ihr Gebet Erhörung finden."

Monika erhob sich. „Verzeihen Sie mir, Herr Kaplan, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nahm."

„Bitte bleiben Sie ein Weilchen hier, ich möchte noch weiter mit Ihnen reden."

„Nein, ich muß heim."

„Vielleicht wollen Sie mir antworten, daß Sie verlernt haben, in dieser Weise zu beten. — Wie wäre es, Fräulein Gessert, wenn Sie einmal nach Albendorf fahren würden? Gehen Sie in die Kirche, schauen Sie hinauf zum Gnadenbild, und es wird Ihnen möglich sein, so recht von Herzen zu beten. Werfen Sie einen Blick auf alle jene, die die Kirche gläubig betreten, dann werden Sie lernen, was es heißt, inbrünstig zu beten, der heiligen Jungfrau Ihr Anliegen vorzutragen."

Monika ließ sich nicht länger zurückhalten. Die Worte des Kaplans vermochten sie nicht zu trösten. Im Gegenteil! Er hatte ihr zu verstehen gegeben, daß ihre Bitte, die sie zum Himmel senden wollte, keine Erhörung finden würde, weil sie nicht zu beten verstand. Hatte sie es überhaupt jemals gekonnt? Vielleicht als ein ganz junges Mädchen. Dann waren ihr Zweifel gekommen, das große Leid des Bruders.

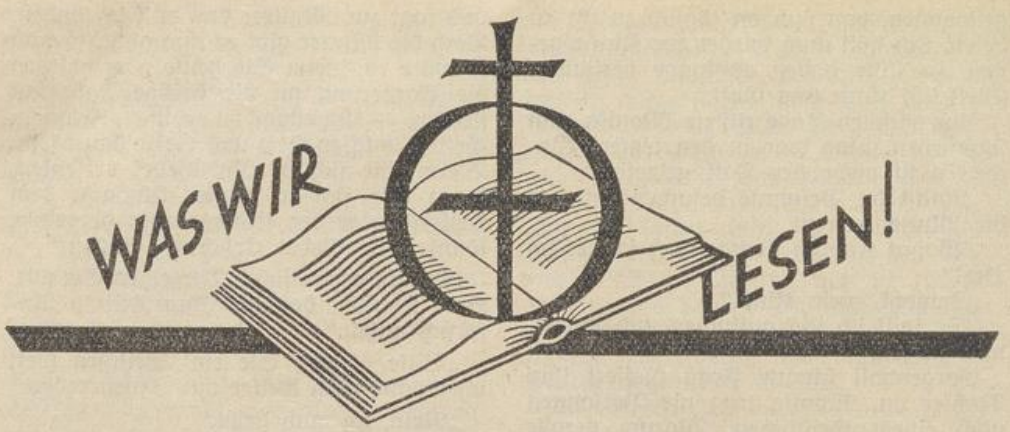
Warum erschien ihr das Leben nicht lebenswert? Warum freute sie nichts mehr, was die Natur in schier überreicher Fülle schenkte? Auch der irdische Besitz lockte sie nicht. Was stand ihr für ein Leben bevor, da sie sich an nichts mehr erfreuen konnte? Wenn sie andere junge Mädchen ihres Alters ansah, kamen ihr Tränen in die Augen. Sie floh vor ihnen. Das Scherzen und Lachen tat ihr weh. Sie konnte es nicht.

Kaplan Rogge hatte ihr geraten nach Albendorf zu fahren. — Was sollte sie dort? — Die Kirche hatte auf die Mutter einen tiefen Eindruck gemacht.

In dieser Nacht sah sie im Traum eine Kapelle, eine Taube schwebte hernieder, setzte sich ihr auf die Schulter. Da konnte sie wieder lächeln. Dann war die Kapelle mit goldenem Schein erfüllt. Sie sah die Gottesmutter, die die Hand erhob und ihr zu winken schien. — Was bedeutete dieser Traum? Sollte sie nach Albendorf fahren?

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kalt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament). 16 Bände. Band VIII: Das Buch der Weisheit — Das Buch Isaias. Übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt. (XII und 430 Seiten). Bei Abnahme des Gesamtbibelwerkes: Geheftet: RM. 8.— Leinen: RM. 10,40; Halbleder: RM. 12,20. Bei Einzelbezug: Geheftet: RM. 9,40; Leinen: RM. 12,40; Halbleder: RM. 14,60.

In der Einleitung zeigt der Verfasser, daß unser Weisheitsbuch nicht vom König Salomon herstammt, sondern erst im letzten vorchristlichen Jahrhundert in der jüdischen Diaspora, wohl in Alexandrien, entstanden sein kann, um Juden und Heiden die geoffenbarte Weisheit vor Augen zu stellen. Die Übersetzung zeichnet sich aus durch gute, verständliche Sprache und klare Gliederung. Im Kommentar gelang es dem Verfasser trotz aller Kürze die bildlichen Ausdrücke und geschichtlichen Andeutungen zu erklären und außerdem zum Verständnis des hl. Textes noch wertvolle Ausführungen zu machen. Besonders hervorzuheben ist die häufige Verwendung von alt- und neutestamentlichen Stellen. Jeder Bibelfreund wird es freudig begrüßen, auf diese Weise mit den entsprechenden Stellen der Heiligen Schrift vertraut zu werden. —

Einführend in das grandiose Werk des Propheten Isaias charakterisiert der Verfasser erst die „aristokratische Natur" dieses Propheten und sein Werk, dessen Einheit er getreu der katholischen Tradition verteidigt. In der Erklärung ist wieder eine ausgiebige Verwertung von Schriftzitaten und kurze aber sachkundige Angaben des Verfassers vorherrschend. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Betonung der aszetischen Gedanken. Jedem Seelsorger und Bibelfreund wird dieses Isaiasbuch zu einer Fundgrube von Anregungen werden. Nach Möglichkeit wurde die wissenschaftliche Exegese verarbeitet, und wo nötig, auf die neueste Fachliteratur verwiesen. Zur Erleichterung des Nachschlagens wurde das Buch außer den entsprechenden Registern auch mit einem meßliturgischen Verzeichnis versehen. Das Buch wird dem hochw. Seelsorgsklerus und dem katholischen Volk empfohlen.

Band IX, 1: Das Buch Jeremias. Übersetzt und erklärt von Willibald Lauck. (XII und 344 Seiten.) 1938. Bei Abnahme des Gesamtbibelwerkes: Geheftet: RM. 5,40; Leinen: RM. 7,40; Halbleder: RM. 9,20. Bei Einzelbezug: Geheftet: RM. 6,40; Leinen: RM. 8,80; Halbleder: RM. 10,60.

Vertraut mit Form und Inhalt des Buches Jeremias bietet der Verfasser eine gute Übersetzung und an textkritisch unsicheren Stellen brauchbare Verbesserungen. Trotz beschränkten Raumes weiß er in der Erklärung die Behandlung der wesentlichsten zeitgeschichtlichen Fragen und aufschlußreiche Angaben über Person und Werk unseres Propheten unterzubringen. In gediegener Sprache werden im Kommentar die gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und Exegese verwertet. Vor allem aber hat der Verfasser sein Hauptaugenmerk auf die Herausarbeitung der aszetisch sittlichen Lebenswerte gerichtet, was ihm auch vollkommen gelang. Aus diesen Gründen ist auch dieser Band eine Bereicherung und Vervollkommnung der „Herder-Bibel" und dessen weiteste Verbreitung zu wünschen. Dem Seelsorger erleichtert die übersichtliche Gliederung, sowie das beigefügte Personen- und Sachverzeichnis die Arbeit.

Verlag & Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth:

„Sonntag in der Krankenstube". Von Georg Lutz, Spiritual der Barmherzigen Schwestern in Augsburg. 199 Seiten, mit einem Titelbild und 6 Kupferstichen. Halbleinwand 1,90.

Krankentage — Gnadentage! Der Verfasser will aus eigener Erfahrung und Miterleben mit vielen anderen Kranken den leidenden Brüdern und Schwestern Weg und Anleitung geben, aus dem Kreuz der Krankenstube eine Heilsquelle der Gnaden zu machen im Anschluß an das Sonn- und Festtagsevangelium. Es verdient weiteste Verbreitung, zum Troste vieler Kranken.

Verlag der Oblaten, Hünfeld, Hessen-Nassau:

„25 Jahre bei den Wadiriku am Okawango". Von P. August Bierfert OMI. Preis: RM. 1,25.

Ein alter Missionar erzählt schlicht und einfach und doch packend und lehrreich das Werden und Wachsen der Mission bei den Wadiriku. Das Buch ist allen Missionsfreunden bestens zu empfehlen.

Verlag Laumann, Dülmen:

„Fromm und froh" von Pfarrer Melchior Grosek. 72 Seiten, Leinwand RM 1,50.

Ein Meßbüchlein für Kinder. Viele Bilder, Erklärungen und Gebete versuchen dem Kinde die hl. Messe zu erklären und ihr aufmerksam beizuwohnen. Besonders für die Kinder der ersten Schuljahre geeignet. P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 12 Dezember 1938 56. Jahrgang

Advent

Ich klopfe an!

Ich klopfe an! Da draußen ist's so kalt
In dieser Winterszeit;
Vom Eise starrt der finst're Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit.
Auch Menschenherzen sind gefroren,
Ich stehe vor verschlossenen Toren;
Wo ist dein Herz, den Heiland zu empfahn?
Ich klopfe an!

Ich klopfe an! Sprich nicht: Es ist der Wind,
Es rauscht im dürren Laub!
Dein Heiland ist's, dein Herr, dein Gott, mein Kind,
O stelle dich nicht taub!
Jetzt komm' ich noch in sanftem Sausen.
Doch bald vielleicht im Sturmesbrausen,
O glaub', es ist kein eitler Kinderwahn:
Ich klopfe an!

Karl Gerok

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Advent

„Siehe, ich stehe vor der Türe und klopfe an."
(Geh. Offb. 3, 20)

„Bereitet den Weg des Herrn" — allen Christen gilt dies Wort. Des Heilands Erlösungsgnade muß jeder Mensch sich noch aneignen. Das Weihnachtsfest ist nicht nur Erinnerungsfest, sondern neues Erleben der Geburt in unseren Herzen. Wie in Bethlehem an die Türen, klopft er auch an unser Herz.

Hörst du das Klopfen?

Wieviele feiern Weihnachten ohne den hl. Christ! Ohne Glauben, ohne Liebe! Er klopft, und sie kennen ihn nicht.

Christen feiern Weihnachten und hören ihn nicht. Arbeit betäubt sie in geschäftiger Hast. Zerstreuungen, Vergnügen, lachen und schwatzen; Sorgen verwirren. Wie oft ein Advent ohne innere Einkehr!

Der Heiland pocht. Glocken rufen zur Roratemesse, die alten schönen Adventslieder erklingen voll Sehnsucht, selbst die Vorbereitungen der Bescherung weisen hin auf den, der da kommen soll. Denkst du daran?

Der Heiland pocht durch die Vorwürfe des Gewissens wegen unserer Sünden, Glaubenskälte und Leidenschaften. Brauchst du denn keinen Erlöser, Mann, Jüngling? keinen Retter, Jungfrau? keinen Tröster, Gattin und Mutter? Könnt ihr wirklich Weihnachten feiern ohne den Heiland?

Er klopft durch den Glauben. Stärker noch als einst bei den Hirten auf nächtlicher Flur. Bei uns ist es der Glaube der großen Christenheit an den sich so mächtig offenbarenden Gott.

Hörst du das Klopfen? Als Kind hast du es gehört in so eifriger Vorbereitung. War damals Weihnachten nicht schöner?

Öffne, lieber Christ, dein Ohr und vernimm das Klopfen der Gnade.

Nimmst du ihn auf?

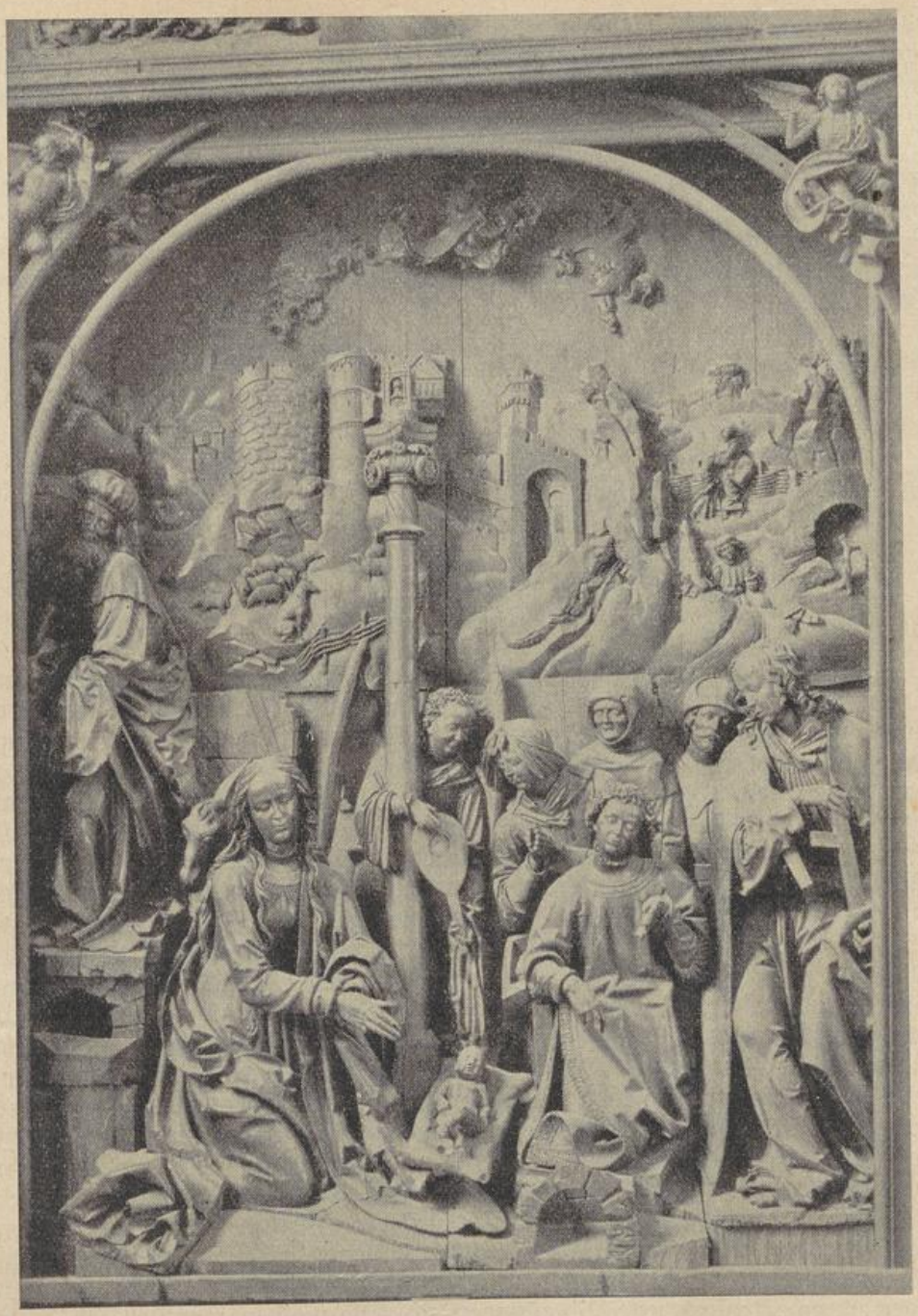
Es ist keine überflüssige Frage. „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf." (Joh. 1, 11). Sein Eigentum ist dein Herz. Nimmst du ihn auf? Wie einst in Bethlehem geht er von Herz zu Herz, und so oft ist kein Platz, weil Sünde und Weltsinn da wohnen. In seinem Eigentum wohnt das Ungute! Was würdest du sagen, wenn es dir so ginge in deinem Haus? Welcher Zorn, welche Klagen über solche Gewalttätigkeit. Wir müssen ihn aufnehmen.

Sei froh, daß er überhaupt kommt. „Denen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden" (Joh. 1, 12). Du sollst ihm aufmachen aus Liebe, damit er in dir lebe. Das ist die Weihnachtsgnade, daß er in dir geboren wird durch die heiligmachende Gnade, und du in ihm lebst, d. h. denkst, redest, handelst, wie er. Bei so vielen hat er es so gemacht, Stolze hat er demütig gemacht, Arme reich durch Nächstenliebe, Sklaven zu Gotteskindern. So soll's auch bei dir werden.

Nimm ihn auf, statt so vielen Tandes, so armseliger irdischer Interessen, so oft sündiger Freundschaft . . . wie viel größer ist doch der Herr!

Vergiß aber nicht, daß du mitwirken mußt: Er gab nur die Macht, die Möglichkeit, Kinder Gottes zu werden. Du mußt sie ausnützen, besonders jetzt im Advent, durch eifriges Verlangen, Gebet und gute Beichte. Besonders durch gute Werke: Was ihr dem Geringsten getan, . . . Wer eines

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Anbetung der Hirten

von Veit Stoß 1523

von diesen Kleinen aufnimmt, . . . So kehrt er durch die Gnade ein und will wachsen in deinem Herzen, bis zum vollen Maße des Alters Christi. (Eph. 4, 13—14).

Wo soll er wohnen?

In deinem Herzen! Aber nicht in einem Herzen, wie in einem Stall, wo

es so schmutzig ist — wo Leidenschaften, läßliche Sünden herrschen, — wo es so kalt ist — Mangel an Liebe herrscht . . . so eng — durch Weltlust und Selbstsucht. Er verließ sein großes, schönes mit Jubel erfülltes Himmelshaus, um in dir zu wohnen.

Dein Herz mußt du ihm bereiten: mache es warm durch die Liebe . . . weit durch die Hingabe . . . rein durch die Buße. Öffne das Herz durch das Gebet. Habe guten Willen, so bringt er selbst seine Gnaden mit.

Schenke ihm dein ganzes Herz. Auch das Arme und Kleine ist viel, wenn es alles ist. Das seien deine Weihnachtsgeschenke! Soll er keines haben? . . .

So sei die letzte Vorbereitung dieser Tage, auch mitten in aller Arbeit des Geschäftes, ein öfteres Denken an den Heiland, Verlangen nach ihm, ein eifriges Gebet, ein guter Wille, . . . Adventsstimmung in Glaube, Demut und Liebe. „Siehe, ich stehe vor der Türe und klopfe an." -d-

Heilige Weihnacht in Mariannhill

Von P. Otto Heberling CMM.

Bald nach meiner Diakonatsweihe am 28. November 1928 durfte ich mit einem guten Mitbruder vom Priesterseminar auf der Missionsstation Mariatal zu einem Ferienaufenthalt auf die Missionsstation Maris Stella unweit der Küste des Indischen Ozeans abreisen. Die Fahrt, die gegen Ende ganz besonders reizvoll wurde, weil sie eine große Strecke an der Küste entlang ging, war in der Tat wunderbar und hinterließ bleibende Eindrücke. Schön waren auch die Ferientage auf der idyllisch gelegenen Missionsstation Maris Stella und unvergeßlich die dortigen Missionserlebnisse. Den Höhepunkt der Ferien des Jahres 1928 bildete aber die Mitfeier der Heiligen Weihnacht auf der Missionszentrale Mariannhill. Von allen neugeweihten Diakonen unseres Seminars verbrachten wir beide damals die Ferien auf einer Station, die Mariannhill am nächsten lag. Deshalb wurden wir zur Assistenz des Hochwürdigsten Herrn Bischofs auf Weihnachten auch nach Mariannhill gerufen. — Wieder fuhren wir der schönen Küste entlang und konnten uns kaum satt sehen an der hehren Majestät des unendlichen Meeres. Mit allerbesten Eindrücken erfüllt kamen wir am Heiligen Abend wohlbehalten im lieben Mutterhaus an. Gute Mitbüder nahmen uns mit großer Herzlichkeit auf. Überall wurden die letzten Festvorbereitungen getroffen. Wir sahen auch schon, wie kleine oder größere Gruppen von Eingeborenen-Christen von den vielen entfernten Außenstationen ankamen, um das heilige Weihnachtsfest in Mariannhill mitfeiern zu können. Von Viertelstunde zu Viertelstunde trafen neue Abteilungen ein. Die meisten wandten sich gleich zur Missionskirche, wo den ganzen Tag mehrere Missionare im Beichtstuhle ihres hl. Amtes walteten und die Herzen für die Ankunft und liebevolle Einkehr des Friedenskönigs vorbereiteten. Unter solch guten Vorbereitungen brach die Heilige Nacht über das „Weihnachtsland Natal" herein. Noch immer drängten sich Scharen von Eingeborenen um die Beichtstühle. Draußen senkte sich die Tropennacht auf das Land der tausend Hügel und Täler. In der Kirche wurden die Herzen licht und hell. Sehnsüchtig schlugen sie dem Weltheiland entgegen und waren weit geöffnet, ihn mit Freuden aufzunehmen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

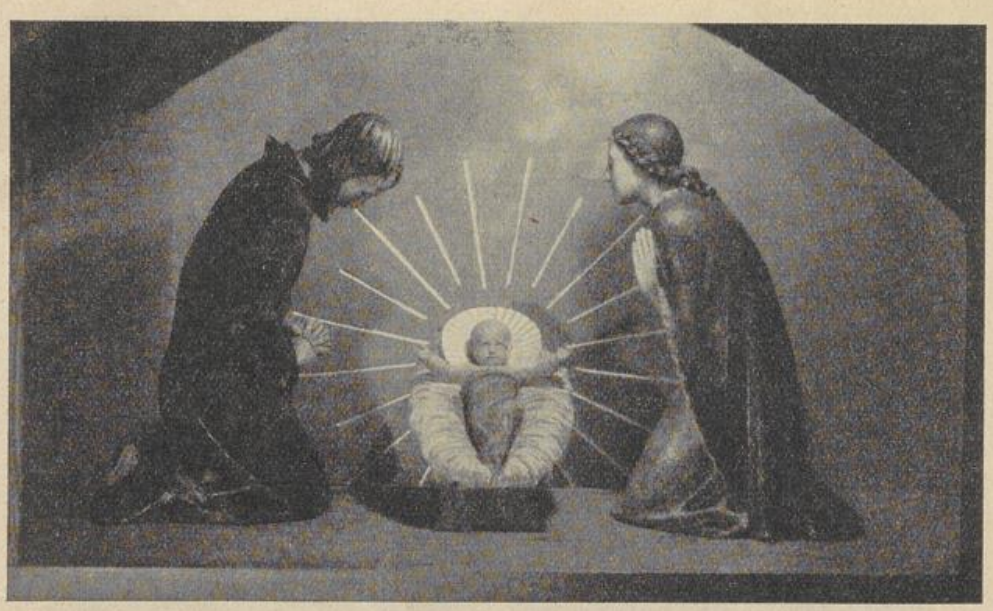


Drei Missionsbischöfe, davon zwei Mariannhiller
Photo: Mariannhiller Mission

Eine Stunde vor Mitternacht fingen die Weihnachtsglocken von Mariannhill zu läuten an. Zuerst sandte eine Glocke ihren Feierton in die milde Tropennacht hinaus. Nach einer gewissen Zeit ließ eine zweite ihre eherne Stimme erschallen. Dann setzte eine dritte zu ihrem Weihnachtsjubellied ein. Schließlich ließ sich auch die vierte Glocke nicht mehr länger zurückhalten, ihre eindringliche Einladung zur heiligen Christmette zu kommen durch die Täler und über die Hügel hinzusenden. Zuletzt fielen auch noch die Glocken der Klosterkirche mit in den ergreifenden Jubel ein. War das ein Singen und ein Klingen, ein Rufen und Mahnen, ein Drängen und Jauchzen! — Das war nicht mehr die Stimme des wilden Afrikas, nein, das war die Stimme der Heimat im fernen Norden. — In diesem Augenblick war jedes Heimwehgefühl verschwunden. Die Heimat war ja in dem feierlichen Glockengeläute zu mir gekommen, ich konnte Weihnachten feiern wie zuhause, auch im fernen Südafrika kam das Christkind zu mir und brachte mir seliges Weihnachtsglück und tiefsten Weihnachtsfrieden. —

So gegen ein halb zwölf Uhr begab ich mich mit meinem Mitbruder in die geräumige Sakristei der Missionskirche. Sie war schon voll mit Ministranten. Zu meinem Erstaunen trugen die meisten von ihnen diesmal aber nicht ihre gewöhnlichen Ministrantenröckchen, sondern waren wie Engel mit langen weißen Gewändern bekleidet, trugen Stirnreifen und hatten sogar richtige Engelsflügel. Die Schwester Sakristanin war noch eifrig damit beschäftigt, den letzten Engeln Stirnreifen aufzusetzen, Flügel kunstgerecht zu befestigen und da und dort verbessernd etwas herumzuzupfen. Einem größeren Erzengel, dem Führer der ganzen himmlischen Heerschar, wandte sie dabei besondere Sorgfalt zu. —

Kurz vor Mitternacht verließ der damalige Hauptmissionar von Mariann-



Stille Nacht Photo: Gasser-Lungern

hill seinen Beichtstuhl und kam in die Sakristei, um sich für das Mitternachtsamt anzukleiden. Wir beide durften dabei, wie auch später beim Pontifikalamt des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, als Leviten assistieren. Einige Minuten vor 12 Uhr wurden fast alle Lichter in der ganz überfüllten Missionskirche gelöscht. In der Dunkelheit begaben sich nun die Engel in schöner Reihenfolge hinter den Hochaltar. Dort warteten sie bis beim Glockenschlage 12 Uhr der Priester mit seiner Assistenz aus der Sakristei herauskam und an den Altar trat. In dem Augenblick setzte auch die Orgel ein. Zuerst noch zögernd und zart, dann etwas voller und jubelnder. Die Lichter flammten auf. Die Engel kamen langsam und feierlich zu beiden Seiten des Hochaltars hervor und stimmten mit der Orgel ein jubelndes: Gloria in excelsis Deo! an, in das die nach Tausenden zählende gläubige Gemeinde miteinstimmte. Die Engel hatten indessen unter der Führung des Erzengels einen Halbkreis um den Altar gebildet. Jetzt schritt der Priester unter dem begeisterten Gesang des von den Engeln angestimmten Weihnachtsliedes zum Altar hinan. Dort lag in der Mitte eine schöne Nachbildung des lieben Christkindes. Der Priester nahm das Jesuskind, hielt es vor seine Brust, so daß es allen sichtbar war, und trug es, von den Engeln begleitet durch die Kirche zur schön aufgebauten Krippe an der hinteren Kirchenwand. Während dieser Prozession sangen die Hunderte und Tausende das begonnene Weihnachtslied weiter. Sie sangen: „Ngamhla umSindisi wetu, ezaleliv' eBetlehem, kwagamuka ingelosi, zamhubela, zati: Gloria in excelsis Deo!" Als unser Erlöser zu Bethlehem geboren ward, erschienen Engel, die ihm zu Ehren sangen und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe! Und immer wieder ertönte das Gloria in excelsis von neuem, nicht schwächer, sondern jedesmal jubelnder, begeisterter. — Unter diesem wuchtigen Volksgesang bewegte sich die kleine Prozession zur Krippe, in die der Priester das Jesuskind liebevoll bettete, und dann wieder zum Altare zurück, wo sogleich das feierliche Mitternachtsamt begann. Der Kirchenchor tat sein Bestes um das große Geschehen der Heiligen Weihnacht mit den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liturgischen Gesängen zu verschönern. — Die hl. Wandlung kam. — Die Missionskirche wurde zum Stall von Bethlehem. Die Eingeborenen lagen vor dem König des Himmels und der Erde in Demut anbetend auf den Knien. Selbst ein Hirten- und Bauernvolk, brachten die einfachen und gutmütigen Leute gleich den Hirten von Bethlehem dem Weltheiland ihre Huldigung dar, bekannten ihren Glauben an ihn und beteuerten ihm ihre treue Liebe. — Und Jesus Christus, der König der Liebe, nahm diese Huldigung seiner Getreuen liebreich entgegen und zog in der hl. Kommunion mit Freude in die offenen Herzen all dieser guten Leute ein. Einen solchen Andrang zur Kommunionbank, wo ich als junger Diakon dem Priester helfen und selbst aus einem großen Ciborium die hl. Kommunion austeilen durfte, hatte ich noch nie zuvor gesehen. Es wollte und wollte kein Ende nehmen. Männer, Frauen, Jungmänner, Jungfrauen, Greise und Kinder, alle wollten in Wahrheit Heilige Weihnacht feiern, wollten Christus in ihren Herzen wiedergeboren werden lassen. Mit leuchtenden Augen und strahlenden Gesichtern traten sie alle an die Kommunionbank, mit dem untrüglichen Merkmal tiefsten Friedens und innigsten Herzensglückes sah ich sie alle vom Tische des Herrn weggehen. Sie alle hatten Gott die Ehre gegeben, deshalb war ihnen auch der verheißene Gottesfrieden zuteil geworden. —

So wie zu Beginn der Mitternachtsmesse das ganze Volk in der Muttersprache gesungen hatte, so geschah es auch wieder nach dem letzten Segen des Priesters. Das unvergleichlich schöne: „Stille Nacht, heilige Nacht", das auch in der klangvollen Zulusprache sehr ans Herz greift, und andere innige Weihnachtslieder nach bekannten deutschen Melodien wurden von den glücklichen Eingeborenen gesungen. Als ich die begeistert gesungenen Lieder so hörte, wurde es mir zur beglückenden Gewißheit: Diesen guten Leuten war die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember in der Tat eine Heilige Weihnacht, in der sie sich freuten, daß Christus, der Herr, auch für sie als Erlöser und Erretter geboren wurde. —

Am Weihnachtsmorgen zelebrierte dann der Hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer CMM. mit großer Feierlichkeit das Pontifikalamt. Auch dieser Gottesdienst machte auf mich einen sehr tiefen Eindruck. Wenn ich aber bei der Wiederkehr des heiligen Weihnachtsfestes an Mariannhill denke, dann wird in erster Linie die Mitfeier der Mitternachtsmesse in meiner Erinnerung wieder lebendige Gegenwart und fast unwillkürlich fange ich das Gloria in excelsis Deo nach jener Melodie zu singen an, wie ich es in der Heiligen Weihnacht des Jahres 1928 in Mariannhill so machtvoll gehört habe. —

Das Ziel des Missionswerkes ist die Vervielfältigung des christlichen Gnadenlebens, die geistige Wiedergeburt der Heidenvölker. Wer also am Missionswerke teilnimmt, wird Vater und Mutter unsterblicher Menschenseelen, und gerade dadurch werden in seinem eigenen Herzen alle übernatürlichen Kräfte angeregt und zur segensreichen Entfaltung gebracht.

Katholisch sein heißt ein Missionsherz in der Brust tragen; die Liebe zur Kirche wird sich in wirksamer Liebe zu den Missionen betätigen.

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

Natal einst und jetzt

Das ursprüngliche Apostolische Vikariat Natal umfaßte seit 1860 das ganze südafrikanische Land und Missionsgebiet außerhalb der älteren Vikariate von Kapstadt und Port Elisabeth. Also ganz Natal, Griqualand, Basutoland, den Orange-Freistaat und Transvaal. Das ungeheure Gebiet ist heute in 8 Vikariate und 4 Präfekturen aufgeteilt. Der erste Apostolische Vikar von Natal, Bischof Allard OMI. fand nach 14jähriger Verwaltung seine Kräfte erschöpft und begab sich mit dem ersten Pfarrer von Durban, Father Sabon OMI. nach Rom und zum Generalkapitel der Oblaten, um neue Arbeiter für den riesigen Weinberg zu gewinnen.

In Paris wurden die Beiden anfangs 1874 von einem P. Jolivet OMI. durch die Weltstadt geführt. Da sagte Father Sabon zu ihrem Cicerone: „Father, you have a fluent knowledge of English, you would do well in Natal!" (Pater, Sie sprechen fließend Englisch und wären für Natal wohlgeeignet). Der Pfarrer von Durban erwies sich bald als Prophet. Schon im September 1874 wurde Father Jolivet vom Hl. Stuhl zum Nachfolger von Bischof Allard ernannt, dessen Bericht vom Jahre 1873 nicht mehr als 1400 Katholiken im ganzen Vikariatsgebiet von damals feststellte. Bischof Jolivet zählte bereits 48 Lebensjahre und machte Rom aufmerksam, daß er in diesem Alter die Eingeborenensprachen nicht mehr erlernen könne. Die Propaganda erwiderte, daß der Vikar von Natal zunächst die weiße Einwohnerschaft von Südafrika zu betreuen habe, statt sich in die Berge des Basutolandes einzuschließen . . .

Am 4. März 1875 kam der neue Bischof in Durban an und feierte am St. Patrickstage zu Maritzburg die erste hl. Messe. Die nächsten vier Jahre verwendete er darauf, sein gewaltiges Arbeitsgebiet möglichst persönlich



Neuerbaute Kirche der Missionsstation Far View (Apost. Vikariat Umtata)
Photo: P. Martin CMM.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kennen zu lernen. Am Schlusse dieser ersten apostolischen Reisen schrieb Vikar Jolivet 1879 an den Bischof von Quimper: „Obschon meine Diözese nicht mehr als 5000 Katholiken zählt, sollte sie schon jetzt in drei Teilen je einem Bischof übergeben werden. Jeder von ihnen hätte dann eine Hauptstadt mit mehreren kleineren Orten und ein weites Feld, um den Eingeborenen das hl. Evangelium zu predigen!"

Der Wunsch erfüllte sich aber erst 1886, als Bischof Gaughran OMI. Basutoland und die Diamantenfelder übernahm und Präfekt Monginoux OMI. die Transvaal-Provinz. Bischof Jolivet aber widmete sich unverzüglich seiner großen Aufgabe nach Möglichkeit. Zunächst berief er verschiedene Schwesternkongregationen ins Land und errichtete Konvente und Schulen. So die Schwestern von der Hl. Familie, die schon seit 1865 in Basutoland tätig waren, für Durban, Maritzburg und Bloemfontein. In Pretoria die Lorettoschwestern, deren erste Oberin seine eigene, leibliche Schwester war. Für Umtata 1883 die Hl. Kreuz-Schwestern und 1885 die „Roten Schwestern", — wie sie sich damals selbst unterzeichneten, die von Abt Franz gegründete Genossenschaft der Missionsschwestern vom Kostbaren Blute. Von Kingwilliamstown berief Bischof Jolivet die Schwestern vom dritten Orden des hl. Dominikus für Oakford und Newcastle. Die Augustinerinnen für Estcourt, Ladysmith, Maritzburg und Durban.

An alle diese Orte folgten ein oder mehrere Priester. Schulen, Hospitäler und Waisenhäuser und andere Erziehungsanstalten mehrten katholisches Leben im Lande. Die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente wurde überall Quelle und Mittelpunkt dieses neuen Lebens im dunklen Erdteile, wo sich in unseren Tagen das Reich Christi wunderbar rasch ausbreitet.

Unter den Eingeborenen des damaligen Riesenvikariates Natal jedoch war der Anfang mehr als schwer in jeder Hinsicht. Die Oblatenmissionare klagten in den ersten Jahrzehnten mit Recht über die Trägheit der Schwarzen und daß alle Belehrungen umsonst schienen. Bischof Jolivet überzeugte sich bald, daß es hier noch anderer Missionare bedürfe, die vor allem auch die Handarbeit pflegen und das christliche Ora und Labora den Afrikanern beständig vormachen. Darum begrüßte er die Ankunft der Trappistenmönche und sah in der Gründung von Mariannhill ein Werk der Vorsehung. Nun entstanden von Pinetown aus zahlreiche Mittelpunkte echt katholischen Lebens in Natal und Griqualand. Das Zusammenwirken der Oblaten, Mariannhiller und anderer Genossenschaften im einstigen Vikariat Natal von 1874 ergibt heute gegen 340 000 Katholiken.

Bischof Jolivet war am 15. September 1874 zum Apostolischen Vikar ernannt worden. Genau 29 Jahre später, am 15. September 1903 ging er zur ewigen Ruhe. Mit seinem Namen ist für immer ein Hauptabschnitt der Entwicklung von Mariannhill und Katholisch-Südafrika verbunden.

Begeistere auch du junge Menschen für das Missionsapostolat! Der Dienst unter Christi Banner ist ein herrlicher und ehrenvoller Dienst!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

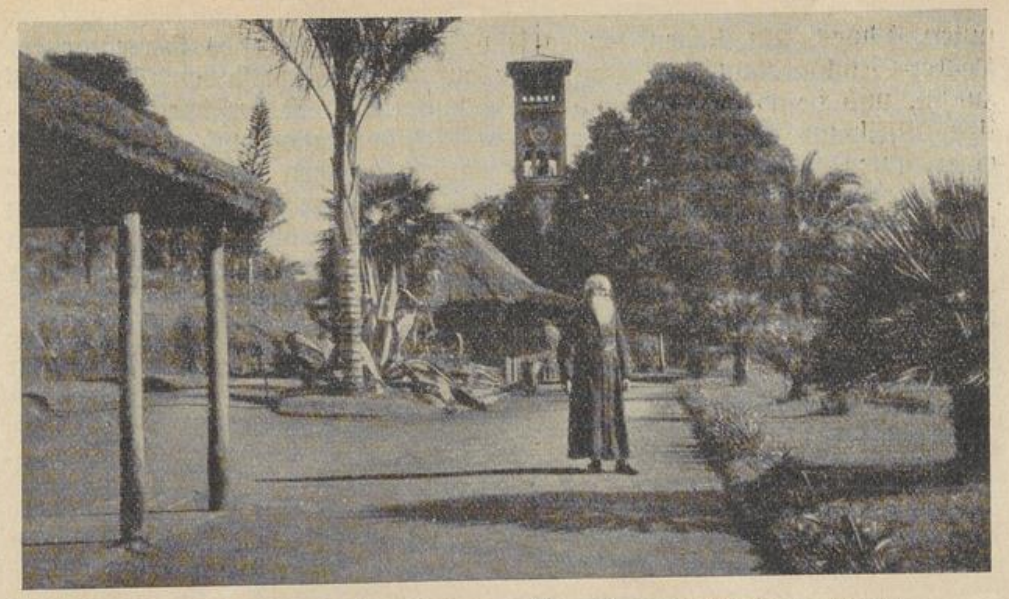
Mariannhiller Missions-Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

50 jähriges Priesterjubiläum des Abtes Gerard Wolpert CMM.: Abt Gerard Wolpert CMM., der zweite Nachfolger unseres hochseligen Stifters, des Abtes Franz Pfanner, feierte am 20. August dieses Jahres in Mariannhill sein goldenes Priesterjubiläum. 55 Mariannhiller Missionare, dankbare Söhne des greisen Jubilars, waren von nahen und weit entfernten Missionsstationen nach Mariannhill geeilt, um mit dem ehrwürdigen Priestergreis das Jubelfest in würdiger Weise zu begehen. Auch mehrere Missionare des dem Apostolischen Vikariate Mariannhill benachbarten Missionsgebietes der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis Marias waren zum Feste erschienen. Darunter war als Vertreter des Missionsbischofes Dr. H. Delalle OMI., der sich gerade auf einer Europareise befand, der Hochw. P. Dr. Sormany OMI. Von der Missionsstation Centocow, deren erster Missionar der Jubilar einst gewesen, war eine Abordnung von Eingeborenen-Männern eingetroffen, die ihrem geistlichen Vater die Glückwünsche der ganzen Christengemeinde überbrachte. — Abt Gerard Wolpert, geboren am 11. Juni 1855 zu Heilbronn in Württemberg, trat im Jahre 1884 als Novize in das von Abt Franz Pfanner eben gegründete Trappistenkloster in Mariannhill ein. Im Jahre 1888 wurde er als erster in der neuerbauten Klosterkirche zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren wirkte P. Gerard Wolpert als eifriger Missionar mit so großem Erfolge, daß er nach dem Tode des Abtes Amandus Schölzig am 13. September 1900 einstimmig zum Abte von Mariannhill gewählt wurde. Unter seiner bewährten und tatkräftigen Leitung machte das Mariannhiller Missionswerk große Fortschritte. Das Kloster wurde erweitert und ausgebaut. In Natal, Rhodesia und Deutsch-Ostafrika erstanden neue Missionsstationen. Als schließlich im Jahre 1909 Mariannhill auf Wunsch des Papstes Pius X. aus dem Verband des Trappistenordens ausschied, ernannte der Heilige Stuhl Abt Gerard zum Probst und ersten Obern der neuen selbständigen Missionskongregation. Abt Gerard leitete die Kongregation der Mariannhiller Missionare mit weiser Umsicht über alle Schwierigkeiten der Übergangszeit hinweg und durch alle Gefahren des großen Krieges hindurch. Seinem energischen Auftreten und seiner außerordentlichen Klugheit haben es die Mariannhiller Missionare zu verdanken, daß sie während des furchtbaren Krieges nach anfänglicher Behinderung ihre Missionstätigkeit bald wieder aufnehmen durften, so daß Mariannhill als fast einzige deutsche Mission die Stürme des Weltkrieges überdauerte. — Die weithin sichtbare Herz-Jesu-Votivkapelle bei Mariannhill legt heute noch Zeugnis ab, wie dankbar Abt Gerard dem Herrgott war für den ganz offensichtlichen Schutz der Mission in der schweren Kriegszeit. — Die Mariannhiller Missionare schauen mit Liebe und großer Dankbarkeit zu dem ehrwürdigen 83 jährigen Priestergreis auf, der heute noch Vorbild und Ansporn für die jungen Missionare ist und immer noch mit größtem Interesse die Weiterentwicklung des Missionswerkes verfolgt. Der Herr über Leben und Tod möge seinen getreuen Diener noch recht lange gesund und frisch erhalten, damit er seine geistlichen Söhne auch weiterhin mit seinem weisen Rat und seiner außerordentlichen, reichen Missionserfahrung unterstützen kann! —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Br. Gerold CMM., langjähriger, erfolgreicher Katechet in Centocow
Photo: Mariannhiller Mission

Opferwillige Missionshilfe im Missionsland: Die Mariannhiller Missionsstation St. Maria, die Gnadenvermittlerin, zu Lukose am Sambesi im Apostolischen Vikariat Bulawayo erhielt im August durch eine Wohltätigkeitsveranstaltung der weißen Katholiken des Provinzstädtchens Wankie die schöne Summe von 100 englischen Pfund (= 2000 RM.) zugewiesen. Vor der Eröffnung der Wohltätigkeitsveranstaltung sagte der Vorsitzende unter anderem: „Das Missionspersonal auf der Station zu Lukose, das dort die harte Arbeit aufnahm, muß wegen seines selbstlosen Geistes und seiner treuen Pflichterfüllung bewundert werden. Die Missionsstation zu Lukose hilft den Eingeborenen des ganzen Distriktes sowohl in den leiblichen als auch geistigen Nöten. Die Regierung hat die ausgezeichnete Arbeit der Missionare dort bereits lobend anerkannt und ihrerseits auch schon eine Unterstützung gewährt. Da aber die Missionare und die Schwestern immer noch sehr armselig wohnen müssen, wollen wir ihnen durch diesen Wohltätigkeits-Bazaar zu Hilfe kommen." —

Taufe und Erstkommunion auf der Missionsstation Centocow: Von der Missionsstation Centocow wird berichtet, daß in der letzten Zeit dort 134 Katechumenen die hl. Taufe empfingen und 215 Kinder und Erwachsene zum ersten Mal den lieben Heiland in der hl. Kommunion in ihr Herz aufnehmen durften. Beide Tage waren für die Missionsstation große Fest- und Freudentage. — Das südafrikanische Centocow hat also nicht bloß seine Festtage, wie eine wohlgeordnete Pfarrgemeinde, es feiert nicht bloß Jubiläen und läßt Schulen und ein Krankenhaus eröffnen, sondern es geht auch noch auf höchste Eroberungen aus und verschafft den armen Eingeborenen das große Glück der heiligsten Sakramente; es ist noch immer Missionsstation und vergißt nicht, daß Seelsorge seine allerwichtigste Aufgabe ist.

Der Film im Dienste der Mission: Der weit über die Grenzen Südafrikas hinaus bekannte Mariannhiller Missionar P. Bernard Huß CMM., der kein Mittel unversucht läßt, um den Eingeborenen in jeder Hinsicht zu helfen, benutzt nun auch schon geraume Zeit das ausgezeichnete Mittel des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

guten Filmes. An Tagen, wo es sein Amt als Leiter des Eingeborenen-Lehrer-Seminars und der Hochschule auf der Missionsstation Maria-Zell zuläßt, und besonders während der Schulferien, reist der unermüdlich tätige Missionar von Missionsstation zu Missionsstation und verbindet mit einer guten Filmschau seine praktischen erfolgreichen Vorträge. Und die Afrikaner, die mit allzuviel Theorie nichts anzufangen wissen, öffnen willig ihre Augen und ihre Ohren für die Ideen, die ihnen durch das lebende und eindrucksvolle Bild auf der Leinwand mitgeteilt werden. — Auf einer seiner letzten Missionsreisen besuchte P. Bernard unter anderen auch die Missionsstation Maria Trost. Neben den 700 Schulkindern der ganzen Mission zeigte P. Bernard mit seinem Apparat auch den Erwachsenen einen guten Film vom Leben Jesu und vom Lande Palästina. — Gott, der Herr, möge den eifrigen Missionar vom Himmel her in Liebe segnen und ihm auch weiterhin großen Erfolg in all seinen Unternehmungen schenken! —

Missionsritt

Von P. Fridolin Sudy CMM.

Am Fuße der Drakensberge, der südafrikanischen Alpen, deren Gipfel weit über 3000 m emporragen und im Winter mit Schnee bedeckt sind, dort wo die Provinzen Natal, Basutoland und Ostgriqualand zusammentreffen, liegt in einem weltvergessenen Winkel die Farm Bonny Vale. Einst hatte dortselbst ein Weißer mit seiner Frau gehaust und ein nettes Steinhaus errichtet, doch wurde er von Anfang an von den Schwarzen wegen seiner Härte gehaßt und angeblich von ihnen vergiftet. Bald darauf nahm sich seine Frau das Leben. Seither soll es in diesem Hause nicht mehr geheuer sein und kein Weißer wagte seither dortselbst zu wohnen. Nun haust ein schwarzer Katholik mit seiner zahlreichen Familie darin. Sixtus Kumalo, so ist sein Name, arbeitete jahrelang in den Goldgruben von Johannisburg, bis er sich von dem kargen Lohn soviel zurückgelegt hatte, daß er sich eine Frau nehmen konnte, was gar nicht so einfach ist, wenn man bedenkt, daß der Tagespreis einer Braut in jener Gegend 15—25 Ochsen ausmacht. Dieser brave Mann benützt seine Freizeit zum Unterricht seiner heidnischen Stammesbrüder, die in dieser Gegend leben und es ist ihm gelungen, gegen



Schule in Bonny Vale
Photo: P. Fridolin Sudy CMM.

30 derselben zum Christentum zu bekehren. Neuestens hat er auch eine Lehrerin angestellt, so daß es dort bald keine Analphabeten mehr geben wird.



Sixtus Kumalo, der Katechet mit seiner Frau
Photo: P. Fridolin Sudy CMM.

Ein Missionar kam selten in die Gegend, da die nächste Missionsstation viele Stunden entfernt ist und auch kein richtiger Weg hinführt. Vor einiger Zeit wurde nun vom Bischof von Mariannhill diese Gegend der Missionsstation Lourdes zugewiesen. Mein Vorgänger hatte in Begleitung eines Katecheten das Terrain erforscht u. die zum Gottesdienste notwendigsten Dinge hingeschafft. Nach fünf Tagen war er krank zurückgekehrt und nun sollte ich den Ritt wagen.

An einem Samstag zog ich aus, begleitet von dem Segen meines Oberen und ausgerüstet wie ein Teilnehmer an der Himalayaexpedition. Mein braver Schimmel bog sich unter der Last, die ihm aufgebürdet wurde. In den vier Satteltaschen waren neben Kelch, Hostien, Meßwein und Versehzeug Proviant für zwei Mann auf fünf Tage verstaut, da mich von einer Außenstation der schwarze Katechet begleiten sollte. Gleich außerhalb der Station mußte ich den Calabane, einen breiten Bach, überqueren, in welchem unsere Schulbuben gerade ein erfrischendes Bad nahmen. Wie Seehunde glänzten ihre schwarzen Leiber in der Sonne und quietschvergnügt riefen sie mir ihr „Hamba kahle Baba" d. h. „Reise glücklich, Vater" nach. Fröhlich ging es der steilen Berg hinan, der sich jenseits des Flusses erhebt und keuchend, dampfend und pustend wie eine alte Lokomotive erreichte mein Gaul, der bald sein silbernes Geburtsjubiläum feiern wird, den Gipfel.

Vor uns dehnte sich das breite, fruchtbare Malengetal mit seinen ausgedehnten Maisfeldern und hunderten von Kraalen aus, dahinter Berg neben Berg überragt von den schneebedeckten Häuptern der Drakensberge, die ich nun endlich aus nächster Nähe sehen sollte. Aber das ging nicht so schnell, denn während ich mein Pferd am Zügel führte und zwischen den Felsblöcken einen Pfad auf dem steilen Abhang suchte, zog sich ganz plötzlich ein Gewitter zusammen und ehe ich noch die Ebene erreichte, begann es zu rauschen und zu prasseln; ein Hagelwetter entlud sich mit jener Behemenz, wie sie nur in den heißen Gegenden zu finden ist. Wir suchten Schutz in einem Kraal, der von Katholiken bewohnt war, die uns freundlich aufnahmen. Aber so plötzlich das Unwetter hereingebrochen war, ebenso schnell war es vorüber und bald leuchtete die Sonne wieder über die verwüsteten Fluren. Traurig standen die armen Leute vor ihren armseligen Hütten und rechneten nach, wieviel Monate sie nun wieder hungern würden, da der Mais ja ihr tägliches Brot ist.

Nachdenklich zog ich an den zerstampften Feldern vorbei, nachsinnend, wie man den Leuten helfen könnte und wäre beinahe kopfüber vom Pferde gestürzt, als dieses plötzlich mit einem Ruck stehen blieb. Wir waren am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schulkinder in Bonny Vale
Photo: P. Fridolin Sudy CMM.

Malengefluß angekommen. Sonst ein unschuldiger Bach, über welchen jedes Kind schreiten kann, war er nun durch den Regen angeschwollen und trüb, so daß mein Pferd nicht hinein wollte, da es keinen Boden sah. Stehen bleiben konnte ich auch nicht ewig und so nahm ich die Reitpeitsche zu Hilfe, was sonst nie notwendig war. Nun, wir kamen glücklich hinüber; nur waren die Beinkleider und die Satteltaschen vollständig durchnäßt. Doch die liebe Sonne machte es bald wieder gut. Für das Brot war es sogar gut, daß es tüchtig angefeuchtet wurde, sonst wäre es am zweiten Tage ohnehin schon so ausgetrocknet gewesen, daß man sich die Zähne, die echten und die unechten, ausgebissen hätte. Noch ein Stündlein auf schöner Straße und schon leuchtet in der sinkenden Sonne das Kirchlein von Ensikeni, wo ich am nächsten Tage Gottesdienst hielt.

Am Montag früh morgens ritten wir los, der schwarze Katechet und ich. Vorbei an den traulichen Lehmhütten, vor welchen die Frauen am offenen Feuer das Frühstück bereiteten, während die halbnackten Kinder zwischen Schafen, Ziegen, Kälbern, Schweinen und Hühnern herumkugelten oder am Feuer saßen und sehnsuchtsvoll in den brodelnden Topf blickten, während die Männer noch auf der faulen Haut lagen, falls sie überhaupt anwesend waren; denn einen großen Teil des Jahres sind sie auswärts auf Arbeit, besonders in den Goldgruben von Johannisburg. Nach einiger Zeit kamen wir auf eine Straße, wo wir natürlich galoppierten, denn dazu hat man bei den schlechten Wegen ohnehin selten Gelegenheit. Aber bald hieß es wieder abbiegen und durch einen Fluß waten, dann wieder steil bergauf und ins nächste Tal zum Ingwangwane. (Schluß folgt)

Das Weihnachtsgeschenk

Von Josef Brunschwiler

Mit den ersten Schneeflocken, die der November naß und unfertig aus seinen grauen Wolken fallen ließ, schlich sich auch die Erinnerung an Christkind und Weihnachtsbaum in unsere Bubenherzen und je näher die frohen Festtage rückten, um so mehr reifte in uns der Entschluß, dieses eine Mal unsere Mutter zu beschenken. Die Mutter, die seit dem Tode unseres Vaters Tag für Tag für uns arbeitete, bis spät am Abend ihr todmüder Körper nach Ruhe verlangte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Langsam begannen wir einzusehen, was sie für uns tat und wollten ihr zeigen, daß auch in unsern Herzen die Liebe zum Mütterlein brannte, die uns antrieb, ihr Freude zu bereiten. Aber damals war das Schenken für uns zwei Knirpse eine Angelegenheit, die mehr Kopfzerbrechen verursachte, als das schwierigste Rechenexempel in der Schule.

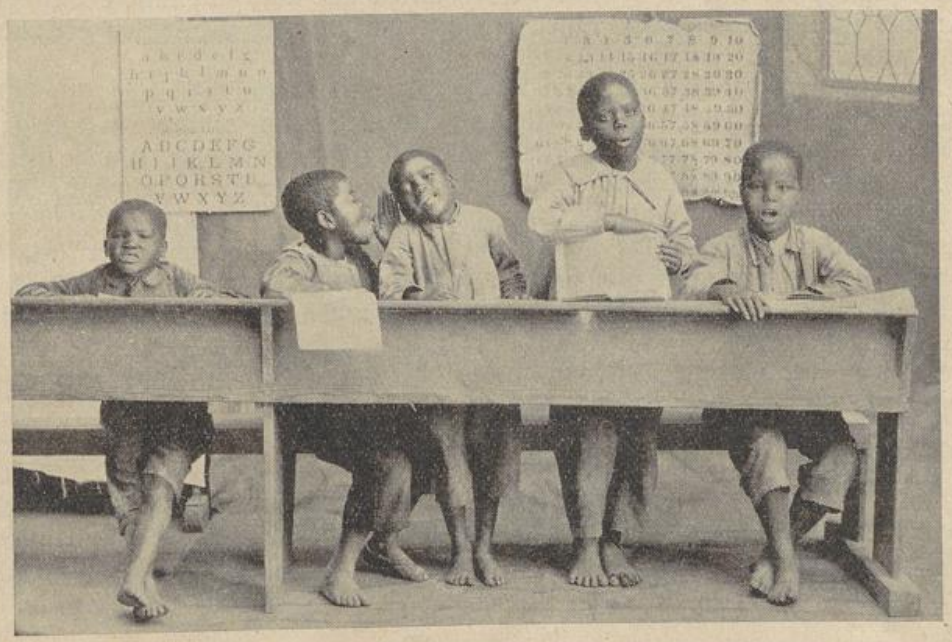
Andere Buben hatten zu Hause ihre streng behüteten Sparbüchsen, die beim Schütteln meist ein nicht ungern gehörtes Geräusch von sich gaben. Die unsern hätten jedoch wohl immer geschwiegen, wenn wir solche besessen hätten. Botengänge, bei denen etwa ein Fünfer hätte herausschauen können, gab es bei uns nicht. Wir brauchten unsere freie Zeit, um dafür zu sorgen, daß unser Ofen im Winter nicht verhungerte.

Eine Zeitlang saßen wir Abend für Abend geheimnisvoll tuschelnd beisammen und hielten Rat. Endlich kam uns ein Einfall.

Unser Schulweg war weit und manchmal recht beschwerlich, besonders dann, wenn der schwere Henkelkorb, in dem all die notwendigen Lebensmittel, die wir aus dem Dorfe für uns und unsere Nachbarn mit nach Hause schleppen mußten, auf die jungen Arme drückte. Aber der Krämer wußte immer mit einigen Bonbons unsere Gesichter vor allzu sauern Mienen zu bewahren. Da wir diese Süßigkeiten natürlich fürs Leben gern schleckten, so war es für uns eine Selbstverständlichkeit, daß auch die Mutter an ihnen großen Gefallen finden würde.

So kamen wir überein, all diese Bonbons für unsere Mutter aufzusparen und vom Tage dieses Entschlusses an waren unsere Hände jedesmal wie im Zorn geballt, wenn wir, den vollen Korb am Arm, aus der Schule heimkehrten. Und drinnen in der schwitzenden Hand ruhten die süßen Dinger, die unsere Augen jedesmal wehmütig streichelten, bevor sie in der zierlichen Büchse, die als Packung dienen mußte, verschwanden.

Näher und näher rückten die Festtage und immer größer wurde der Vorrat an aufgespeicherten Süßigkeiten. Oft stand ich, wenn es mir möglich



Schwarze Schulbuben üben die gute Aussprache der Vokale: a, o, e, u, i
Photo: Mariannhiller Mission

war, der scharfen Aufsicht meines Bruders zu entwischen, vor der Büchse und wühlte mit zitternden Fingern in den herrlich duftenden Zuckersteinen, auf die wir so lange freiwillig verzichteten. Aber nie brachte ich es über mich, die schwere Versuchung über mich Herr werden zu lassen und nur ein einziges Zückerchen zu naschen.

Endlich war der langersehnte Weihnachtsabend da und mit rührender Sorgfalt trugen wir die Büchse unter den lichtergeschmückten Tannenbaum. Wie hingen da unsere Augen an der Mutter Gesicht, als sie zögernd, und mit fragenden Blicken in unsern Gesichtern forschend, den Deckel abhob.

Was mochte sie wohl empfunden haben, als die verklebten, vom Schweiß unserer Hände zusammengeballten Zuckersteine vor ihren verwunderten Augen lagen. Sie, die wußte, wieviel Opfer und wieviel Überwindung in diesem unscheinbaren Geschenke lagen. Mit unsicher tastenden Händen streichelte sie die Büchse. Kein Wort sprach sie. Nur die Lippen bebten leise. Und ihre Augen, aus denen verschämt eine glitzernde Träne den Weg über die Wangen suchte, blickten uns an. Lange — lange.

In diesen Blicken aber lag etwas, das mich fast trunken machte vor Freude. Der Dank der liebenden Mutter. Oft habe ich seither in einem lieben Auge nach diesem Blick gesucht; nie mehr ist er mir begegnet.

Dann endlich, nach langem Schweigen, trat sie auf uns zu und drückte unsere Hände. Ein wenig zitternd, aber kräftig.

„Buben!" sagte sie. „Ich habe schon oft Weihnachten gefeiert, mit meinen Eltern, mit meinen Geschwistern, mit Eurem Vater —" eine Weile hielt sie inne und es schien, als suchten ihre Augen etwas in weiter Ferne, das ihnen längst entschwunden — dann fuhr sie auf einmal weiter: „aber noch nie, noch nie in meinem Leben hat mich ein Geschenk so gefreut wie heute das Euere!"

So stolz wie damals die Worte meiner Mutter hat mich nie mehr ein Lob gemacht. Und ob dieser stolzen Freude vergaßen wir alles andere, die Spielsachen, die Krippe — alles. Wir hörten nur noch auf unsere Mutter, die uns ihre schönsten Geschichten erzählte bis uns vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Lang lag ich wach in meinem Bette. Da auf einmal näherten sich leise Schritte meinem Lager. Vorsichtig, als fürchteten sie, ertappt zu werden. Und plötzlich fühlte ich den warmen Atem der Mutter meine Wange streicheln. Still und reglos stand sie vor mir und wähnte mich schlafend. Mit halbgeöffneten Augen sah ich, wie ihre Hände gefaltet waren. Betete sie für mich? Ich wollte meine Hände um sie schlingen; aber eine unerklärliche Scheu hielt mich zurück. Sie schien mir wie eine Heilige. Auf einmal aber neigte sie sich über mich und ich fühlte ihre weichen Lippen lange und zärtlich auf den meinen.

Es war der einzige Kuß von meiner Mutter, dessen ich mich entsinnen kann und nie hat sie erfahren, daß ich um ihn wußte.

Zwei Jahre vergingen, bis man sie auf dem kleinen Friedhof zur letzten Ruhe bettete.

Als wir die Schubladen unseres Schrankes ausräumten, bevor er durch die Waisenbehörde verkauft wurde, da fanden wir in einem Fache bei den Briefen, die unser Vater ihr einmal geschrieben, die Bonbonbüchse — noch voll bis zum Rand und mit einem Seidenbändel geschmückt.



Edith Dömling

Heilige Nacht

Vom Himmel hoch o Engel kommt,
Kommt singt und klinget, geigt und trommt!
Kommt ohne Instrumente nit
Bringt Harfen, Zittern, Lauten mit!

Laßt hören euer Stimmen viel
Mit Zimbeln und mit Saitenspiel;
Hier muß die Musik himmlisch sein
Weil Gottes Sohn das Kindelein.

Das Lautenspiel soll klingen süß,
Davon das Kindlein schlafen müß;
Singt Frieden allen Menschen weit
Gott Preis und Ehr' in Ewigkeit!

(Seraph. Lustgarten von 1635)

Sacerdos et Hostia

Jedes Menschenleben hat von Gott seine eigene Bestimmung, die sich nur in ihm auswirken soll und sich um so fruchtbarer erfüllt als der Mensch seine Bestimmung erkennt und in ihr Gottes Willen anerkennt, der jedes Menschen allgemeine und besondere Berufung von Ewigkeit vorherbestimmt hat, aber doch so, daß der Mensch sein „Ja" sagen muß zum göttlichen Wollen, das über seinem Leben steht.

Diese Wahrheit wird uns deutlich, wenn wir einen Blick tun in das Leben und Sterben des Hochw. P. Franz Xaver Graskemper, den Gott am 8. September, dem Geburtsfeste Mariens, der Königin der Missionare, nach heldenmütig ertragenen Leiden zu sich in die ewige Heimat rief.

Westfale von Geburt — zu Nettelstädt im Kreise Lippstadt erblickte er am 3. März 1893 das Licht der Welt, — trug er die charakteristischen Eigenschaften seiner Stammesbrüder an sich und in sich: eine reckenhafte Gestalt, gute geistige Begabung, einen harten, ernsten Willen, großen Tatendrang und trotz allem draufgängerischen Wesen ein grundgütiges Herz, so daß ihm niemand auf die Dauer zürnen konnte, wenn ihn sein lebhaftes Temperament einmal zu Äußerungen oder Handlungen fortriß, die gut gemeint, aber im Ungestüm ihres Vollzuges ihre innere Absicht nicht sofort erkennen ließen.

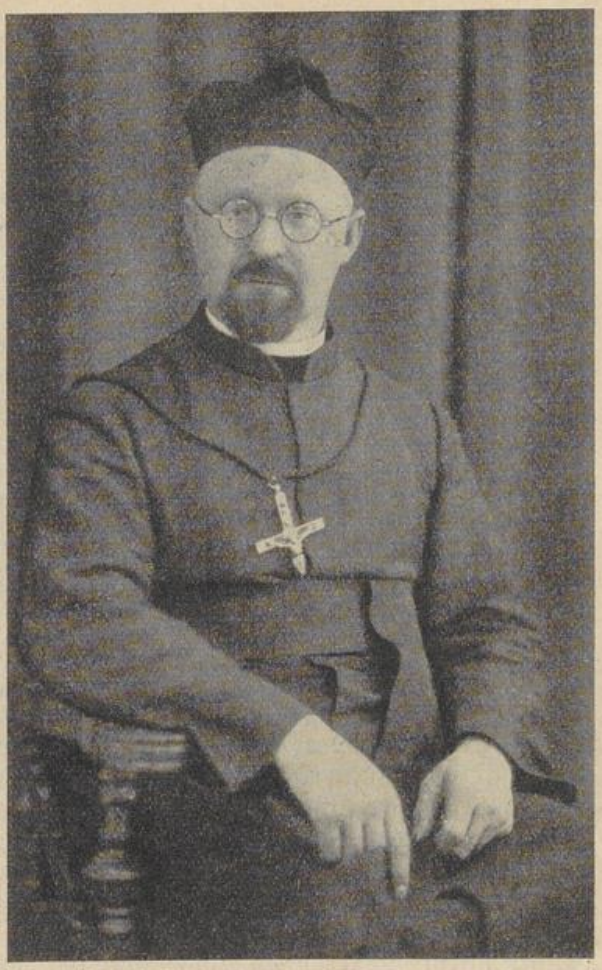
Gottes Wille berief den Verstorbenen nach Abschluß seiner humanistischen Studien am Collegium Bernardinum zu Echt (holl. Limburg) in den Trappistenorden. Der Weltkrieg zwang ihn, seine theologischen Studien zu unterbrechen, um unter der Fahne des Vaterlandes Kriegsdienste zu leisten. Daher empfing er erst am 20. März 1920 aus der Hand Sr. Exzellenz, des Hochwst. Herrn Laurentius Schrijnen, Bischof von Roermond, die hl. Priesterweihe. Sechs Jahre war er insgesamt selbst als Lehrer an der Schule zu Echt tätig. Als diese aufgelöst werden mußte, erhielt P. Franz, einem langgehegten Wunsch entsprechend, die Erlaubnis, in die Mariannhiller Missionsgenossenschaft überzutreten, um als Missionar in Afrika durch Wort, Tat und Beispiel an der Ausbreitung des Reiches Christi mitzuwirken.

So ward er im Januar 1924 in das Noviziat aufgenommen und legte am 13. Januar 1925 die ewigen Gelübde ab, die ihn zum Mitglied der Mariannhiller Genossenschaft machten. Doch sein stiller Wunsch, sofort ins Heidenland hinausziehen zu dürfen, fand zunächst keine Erfüllung. Drei Jahre war er noch als Präfekt und Erzieher im Missionsseminar Aloysianum zu Lohr a. M. tätig. Dann erst erlaubten ihm seine Obern, die Reise nach Afrika anzutreten. Vom 21. April 1928, dem Tag seiner Ausreise, bis zum November 1935 stand er im Dienst der Heidenmission. Fruchtbar war seine Tätigkeit, bis ihn eine schwere Nierenerkrankung auf das Leidenslager warf, ihn im Dezember 1935 zur Rückkehr in die Heimat nötigte, ihn nicht mehr losließ, bis der Tod ihn von seinem Übel erlöste.

Wer P. Franz kannte und seinen unermüdlichen Tatendrang, der kann nachfühlen, wie hart ihn seine Erkrankung in der Blüte seiner Mannesjahre treffen mußte, die ihn für Jahre zur Tatenlosigkeit verurteilte; der versteht auch, wie schwer es einem Manne seiner Veranlagung fallen mußte, sich im Verlauf der Entwicklung seiner Krankheit mit dem Gedanken vertraut machen zu müssen, auf immer ein leidendes, der Pflege bedürftiges Glied am Leibe der Mariannhiller Missionsgenossenschaft bleiben zu müssen, je

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mehr die Hoffnung schwand, in wiederholten operativen Eingriffen endgültige Heilung zu finden. Die letzten drei Jahre seines Lebens bedeuteten für P. Franz ein ständiges Ringen seiner widerstrebenden Natur mit den Forderungen der Gnade, die Gott ihm im Leiden antrug, ein Ringen, seinen Willen mit dem Wollen Gottes in Einklang zu bringen, sich hineinzufinden in den neuen Beruf, den Gott seinem Priester und Missionar anbot: Opfergabe zu werden auf dem Altar des Leidens für die Rettung unsterblicher Heidenseelen. Daß aber schließlich die Gnade Gottes den Widerstand der Natur bezwang, P. Franz sich auszusöhnen begann mit dem Gedanken, nie wieder die Mission schauen zu dürfen, sich hineinfand in den anbetungswürdigen Willen Gottes, der nun so schrankenlos über ihn verfügte, Leben und Gesundheit willig in die Opferschale warf, die Gott ihm einladend hinhielt, das war seine größte Tat; denn nur eine großmütige, opferbereite Seele findet von der mutigen, täglich erneuten Einsatzbereitschaft zur willigen Hingabe an Gottes Wille in einem Leiden, das alle Tätigkeit unmöglich macht.



† P. Franz Xaver Graskemper CMM.
Photo: Mariannhiller Mission

Im Anfang der Erkrankung überwog bei P. Franz natürlich die Hoffnung auf baldige Wiederherstellung und das Verlangen, wieder in die Missionen ziehen zu dürfen den Opfergedanken, der aber umsomehr sich vordrängte, je bösartiger sich die Krankheit entwickelte. Im Jahre 1936 trat P. Franz dem Krankenapostolat des Johannesbundes zu Leutesdorf bei, erklärte sich damit bereit, die Satzungen des Bundes zu den seinen zu machen: 1. alle Leiden aus Gottes Hand mit Ergebung anzunehmen, 2. seine Leiden mit dem Kreuzesopfer Jesu auf allen Altären der Welt zu vereinigen durch die Vermittlung Mariens, der Schmerzensmutter, 3. sie aufzuopfern für die Ausbreitung des Reiches Gottes und für die Rettung der Seelen. Seitdem trug er das Kreuz dieses Bundes, dessen Umschrift lautet: Mit Christus bin ich ans Kreuz geheftet! Von nun an wurde der Opfergedanke immer klarer in seiner Seele, wie das die Briefe des Verstorbenen bezeugen. Trotzdem ließ er kein Mittel unversucht, das ihm die Möglichkeit der Genesung zu bieten schien. Natürlich mit Wissen und Willen seiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Altdorfer Missionsstudenten auf der Rigi
Photo: St. Josef, Altdorf

Obern. Schon hatte er drei gefährliche Operationen mitgemacht, als er am 19. Juni 1938 das Marienhospital zu Köln am Rhein bezog, weil der Kranke infolge rechtseitiger Nierenbeckenvereiterung mit paranephritischem Abszeß, der durch eine Nierenfistel unterhalten wurde, nicht mehr ohne ärztliche Hilfe sein konnte. Monatelang blieb die Behandlung konservativ. Das Befinden blieb schwankend. Als sich zwei weitere Fisteln bildeten, hielt der Arzt eine erneute Operation für zweckmäßig. P. Provinzial, an den sich der Kranke in diesem kritischen Augenblick um Rat wandte, gab ihm unter dem 1. August 1938 die Erlaubnis dazu. Zugleich bestärkte er P. Franz in seiner Opferwilligkeit mit den schönen Worten: „Sie haben jetzt ein großes Apostolat zu erfüllen: das Leidensapostolat, und dies ist das größte und segensreichste. Sie werden jetzt wohl mehr Heiden bekehren als früher in Afrika. Vergessen Sie das nicht in Stunden der Unruhe und Langweile und Trostlosigkeit, die ja begreiflicherweise über einen so arbeitswilligen Menschen kommen."

Die Operation wurde am 31. August vorgenommen. P. Franz wußte, daß es um Leben oder Tod dabei gehen werde. Darum legte er am Tage vorher bei seinem Beichtvater eine Lebensbeichte ab und erneuerte seine Hingabe an den Willen Gottes. Die zweistündige Operation überstand der Kranke verhältnismäßig gut. Aber schon bald zeigte sich, daß die langjährige Krankheit dem Gesamtorganismus doch zu sehr zugesetzt hatte. Eine allgemeine Herz- und Kreislaufschwäche ermöglichten dem Körper nicht den Heilungsprozeß einzuleiten, geschweige die Genesung durchzusetzen. Der Kranke wurde mit jedem Tag schwächer. Ständiges Schlucken und Erbrechen quälten ihn, aber als ihn einmal Schwester Oberin fragte: „Plagt Sie das nicht sehr", antwortete er ergeben: „Ach nein." Keine Klage kam über seine Lippen. Wenn man ihn fragte: „Herr Pater, wie geht es?" antwortete er mit einem Lächeln: „Es geht voran." Trotzdem gab er sich über seinen Zustand keiner Täuschung hin. Am fünften Tag nach der

Operation war das Allgemeinbefinden so wenig vertrauenerweckend, daß dem Kranken die hl. Ölung gespendet werden mußte. Als der Rektor des Hauses ihm das mitteilte, schaute er ihn einen Augenblick groß an, eine Träne rollte über seine Wange; dann sprach er laut und deutlich: „Wenn notwendig, dann bitte sofort." Mit Aufmerksamkeit und Andacht empfing er dann in Gegenwart dreier Priester dieses hl. Sakrament. Die hl. Wegzehrung zu spenden vereitelte ständiges Erbrechen. Erst am Nachmittag des siebten Tages nach der Operation ließ dieses nach. Das Bewußtsein des Kranken war bereits leicht gestört. Als man aber vom lb. Heiland zu sprechen begann und dem Empfang der hl. Kommunion, leuchteten die Augen des Kranken auf. Lebhaft begehrte er das Allerheiligste zu empfangen und den Krankentisch schön zu schmücken. Bei vollem Bewußtsein grüßte er den eucharistischen Gott bei seiner Ankunft und betete laut die Absolutionsgebete mit dem Priester. Dann empfing er mit heiliger Begier das Viaticum.

Heroisch war die Haltung des Todgeweihten, als ihn zwei Tage vor seinem Sterben der noch lebende Stiefvater und drei seiner Geschwister besuchten. Mit sichtlicher Anstrengung überwand er seine Schwäche, grüßte jeden einzelnen freundlich und stellte verschiedene Fragen an sie, so als ob er sie vom Ernste seines Zustandes ablenken wollte. Als der Vater ihn fragte: „Franz, wie geht es?" antwortete der Kranke: „Mach Dir keine Sorgen. Es geht so, wie Gott es haben will."

Am Mittwoch den 7. September mehrten sich die Anzeichen baldiger Auflösung. Der Kranke wünschte Bett und Zimmer zu verlassen. Aber ein Wort der Krankenschwester genügte, ihn zu beruhigen. Gegen Abend dieses Tages begann er mit kindlich frommer Stimme ein Nachtgebet zu sprechen, wie er es in den Tagen seiner Kindheit gelernt haben mochte. Immer wieder versicherte er sich, daß er kein Gebet vergessen habe. Dann bat er zum letztenmal, wie er das so oft während seiner letzten Tage getan hatte, um den priesterlichen Segen und verhielt sich ruhig. Am Morgen des 8. September vermochte er nocheinmal die hl. Kommunion zu empfangen. Kein Wort kam mehr über seine Lippen. Still und ergeben litt er seinem Ende entgegen. Gegen halb ein Uhr setzte der Todeskampf ein. Das Herz, aufgepeitscht durch die stärksten Mittel, widersetzte sich dem Tode. Der Kranke litt unsäglich. Erst 10 Minuten vor 4 Uhr gab der heldenmütige Leidensapostel seine Seele in die Hand seines Schöpfers zurück.

Ein ganzer Priester und eifriger Missionar schied mit ihm aus dem Leben, der in seinen letzten Lebensjahren vor Gott zur Opfergabe geworden war für das Heil der unsterblichen Heidenseelen. In der Hoffnung, nocheinmal in die Missionen ziehen zu dürfen, hatte er kein Mittel versäumt, die Gesundheit wiederzuerlangen. Der gute Vater im Himmel hatte ihn aber für Höheres bestimmt. Nicht seine Tätigkeit, sondern die opferwillige Hinnahme seines Willens erwartete er von dem leidgeprüften Pater. So sollten die verschiedenen Operationen nur Vorstufen sein zum letzten entscheidenden Opfer, dem Opfer seines Lebens in der Blüte seiner Mannesjahre. Dieses Opfer ist ihm und der Heidenwelt gewiß zum Heile geworden. Opfer fördern die Ausbreitung des Reiches Gottes mehr als alle opferwillige Arbeit. Wie täglich immer wieder in geheimnisvoller Weise das Opfer Christi sich auf unseren Altären vollzieht zur Erneuerung der Welt und der Menschenherzen, so muß es Opferseelen geben, die ihr Leid und Leben dem Opfer Christi einen, um so in christusähnlicher Weise mithelfen zu dürfen an der Verchristlichung der Welt und der Völker der Erde. Selig, wer dazu berufen ist, diese Berufung demütig anerkennt und sie in Treue erfüllt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihm ist der Lohn Gottes gewiß, der kein anderer ist als die selige Gottesschau, die Freude und der Friede der ewigen Heimat. P. Dr. Rhabanus

A. d. R.: Die letzte Ruhestätte fand † P. Franz in St. Paul, dort, wo er im Noviziat sich auf seine Missionar- und Opferlaufbahn vorbereitete. Hier im trauten Frieden seiner Klosterheimat schläft sein gequälter Leib den Schlaf des Friedens und harrt der einstigen Verklärung. R. I. P.

Eine Ferienreise zu Landsleuten im Missionsland

Brief von P. Josef Grüter an seine Angehörigen in Ruswil

Es ist gewiß kein Luxus, wenn sich der Missionar auch einmal einige Ferientage gönnt. Ja, es wird gelegentlich zu einer dringenden Forderung der Natur, soll der Bogen nicht bis zum Brechen überspannt werden. Unser Missionsland in Südafrika ist so reich und mannigfach in der Naturgestaltung und Klima, daß dort selbst beste Feriengelegenheit sich findet, erst gar, wenn man als Reiseziel liebe Landsleute und Kameraden und Berufskollegen ins Auge fassen kann. Unser Landsmann, P. Josef Grüter, wird uns in einem Briefe an die Seinigen davon erzählen.

„Meine Lieben! Wenn es mit dem guten Willen getan wäre, dann hättet Ihr schon lange einen Brief erhalten, d. h. mindestens von meinen Ferien vom 29. Juni bis 13. Juli. Während meinen Ferien habe ich so richtig gefaulenzt, geruht, gegessen und geschlafen. Es war dies seit fünf Jahren wieder die erste Abspannung. Ein französischer Priester von Durban vertrat mich in meiner Abwesenheit.

Am 29. Juni, am 10. Jahrestage meiner Priesterweihe, ging ich nach Mariannhill. Über 70 Priester hatten sich da zusammengefunden. Es war ein Tag des Wiedersehens und der gegenseitigen Aussprache. Da kam ich auch wieder einmal mit P. Josef Vogel zusammen, der mit mir in Sarnen studierte, mit mir im Noviziat war und hier in Mariannhill mit mir geweiht worden war. Es hat sich auch getroffen, daß ich am 10. Jahrestage meiner Priesterweihe genau die 4000ste hl. Messe gelesen habe. Da ich nämlich fast jeden Sonntag biniere, komme ich jährlich auf durchschnittlich 400 hl. Messen.

Am 1. Juli fuhr ich mit P. Vogel in die Ferien d. h. in seinen Wirkungskreis. Am gleichen Tage legte ich eine Strecke von 315 km, meist auf unbekannten Wegen und Straßen zurück. Auf dieser langen Strecke passierten wir eine Stadt: Port Shepston und drei Europäerdörfer: Bizana, Flagstaff und Lusikisiki, sonst überall durch von Schwarzen besetztes Land: Kraale an Kraale; die Straßen sind wegen der langen Trockenheit in verhältnismäßig gutem Zustande. Da ging es über Berge und Hügel, über Brücken und durch brückenlose Flüsse. Beim Sonnenuntergang kamen wir in Port St. John an der Südküste an. Aber zuerst mußte ich noch das Auto auf einer Fähre über einen weiten und tiefen Fluß setzen lassen.

In Port St. John haben die hl. Kreuzschwestern von Menzingen einen kleinen Konvent. Wir übernachteten im kleinen Priesterhause neben dem Konvent, von wo aus man einen herrlichen Ausblick hat auf die Flußmündung, auf die großartigen Felspartien zur Rechten und zur Linken des Flus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ses, auf das weite Meer, und auf den Ferienkurort St. John mit seinem Leuchtturm. Am andern Tage besuchten wir auch die Ferienlager der Menzinger Schwestern, die in Umtata und Kokstad große Schulen haben und die hier am Meere drunten sich in den Ferien erholen. Wir fanden dort sechs Schweizerinnen vor. Alle waren guter Dinge, fröhlich und munter; die warme Sonne und die so angenehm kühlende Seebrise scheint ihnen wohl zu tun.

Für die Schiffahrt ist die Küste von Port St. John gefährlich: davon sind die Schiffswracks, die auf den Felsen und dem Sande herumliegen, Zeuge. Hier hat vor 100 und 200 und mehr Jahren manch portugiesisches Schiff sein Ende gefunden. Frauen, die beim Schiffbruch gerettet wurden und ans Land kamen, wurden von den schwarzen Häuptlingen gezwungen, deren Frauen zu werden. Es gibt hier und in der Umgebung viele Halbweiße, Mischlinge von allen möglichen Rassen, meistens von Schiffbrüchigen mit den hiesigen Eingeborenen.

In Port St. Johns bin ich auch wieder einmal Berg geklettert auf das sogenannte „Eagle's nest" — „Adler-Nest", von wo man eine wunderbare Aussicht auf Port St. John, den Fluß und das Meer hat. Da konnte man gar nicht anders, man mußte an die ferne Schweizerheimat zurückdenken.



P. Josef Grüter CMM.
Photo: Mariannhiller Mission

Um 2 Uhr verabschiedeten wir uns von diesem herrlichen Fleck Erde und wieder gings auf steilen, engen Straßen ins Land hinein, auf den Wirkungsplatz des P. Vogel und der Walliser Ursulinen von Brig. Als Landsmann wurde ich natürlich im Walliser-Dialekt aufs freundlichste begrüßt und willkommen geheißen. Das Klösterchen der Walliser Schwestern ist so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Port St. Johns', vom Eagles' Nest aus aufgenommen
Ferienkurort mit großem Badeplatz
Photo: P. Grüter CMM.

recht schweizerisch auf einem Berge droben, inmitten von vielen, vielen Tälern, Feldern und Höhen, mit wunderschöner Aussicht auf das Meer am fernen Horizont; gegen Westen sind hohe Berge, die von den Schwestern auch schon Schweizernamen erhalten haben: da ist das Matterhorn, das Breithorn usw. oberwalliser Größen, die aber nie oder nur ganz selten eine weiße Kuppe tragen.

Am 10. Jahrestage meiner ersten hl. Messe sang ich ein Amt, Schweizer Schwestern sangen und mein schweizerischer Confrater ministrierte: und die hl. Messe habe ich für Euch alle, auch meine lebenden und verstorbenen Wohltäter aufgeopfert. Auf diesem Schweizerfleck in Südafrika habe ich mich während 10 Tagen gut erholt: wie gesagt so richtig gefaulenzt. Auch die Oberwalliserkost mit italienischem Einschlag: Minestra, Risoto und Maccaroni on frumazio hat sehr gut angeschlagen. Es fehlen nur noch die Ruswiler Bauernbratwürste, dann wäre der natürliche Himmel vollkommen gewesen. An dem frischen Sinn dieser Schwestern, an ihrem Opfermut und Seeleneifer habe ich mich sehr erbaut. Oft sind zwei von den sechs Schwestern den ganzen Tag auf den Pferden, zu Kraal- und Krankenbesuch unter einem noch wilden und heidnischen Volke.

Am Sonntag den 11. Juli nach dem Mittagessen nahm ich von dieser Schweizer Kolonie Abschied. Da ich nun einmal so weit im fremden Lande drin war, wählte ich einen andern Heimweg, der mich noch zu andern Missionsstationen führen sollte. So sah ich etwa 54 km weiter innen das Noviziat für schwarze Mariannhiller Schwestern; nach weiteren 20 km kam ich nach Umtata, der Residenz unseres Bischofs Emanuel Hanisch. Ein sauberes Städtchen mit breiten Straßen und schönen öffentlichen Gebäuden. Gegenüber dem Priesterhaus haben die Menzinger Schwestern einen großen Konvent mit großer Schule. Eine St. Gallerin ist Oberin. Etwa 10 km außerhalb der Stadt haben sie eine Schule für Halbweiße.

Am Montag um Mittag herum fuhr ich weiter ins Land hinein auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fremden Wegen im fremden Land. 40 km außerhalb Umtata auf schlechter Straße brach die Feder der Forderachse. Zur nächsten Garage hatte ich gottlob nur 7 km, wo nach vielem Herreden das Übel mit Teilen einer alten Feder behoben wurde. Wieder gings bergauf, bergab im richtigen Gebirgsland. Bei Sonnenuntergang kam ich zu einer Missionsstation, wo ich übernachtete. Im Traume sah ich die ganze Zeit Berge, schlechte Straßen und Flüsse. Am Dienstag brach ich früh morgens wieder auf und fuhr durch hochinteressantes Gebirgsland weiter nach Kokstad, wo ich wiederum Menzinger Schwestern besuchte, von einer jungen Oberin — einer Urnerin — und der über 80 Jahre alten Mutter Philothea — einer St. Gallerin — herzlich begrüßt. Geplaudert haben wir wie immer, wenn man mit einer St. Gallerin zusammenkommt. Nach dem Mittagessen brach ich auf, denn ich wollte noch vor Abend nach dem fernen Port Shepstone kommen: eine lange Strecke durch teils wilde Landschaft. Obwohl allein im Auto, habe ich mich nie einsam gefühlt. Gottlob hat mein „Ford" mir nirgends Trubel gemacht. Am Mittwoch Abend kam ich glücklich zu Hause in Umzinto an. Die ganze 900 km lange Tour war beendet mit ganz geringen Unkosten für Brot und Käse und Tee hatte ich auf der ganzen Strecke einen Schilling ausgegeben. Ob es in der Schweiz wohl auch so billig ginge?

Ob Ihr mein Gekritzel und Geschreibsel wohl lesen könnt? Fast muß ich es bezweifeln. Aber der vielen Arbeit willen muß es so schnell gehen.

Herzliche und liebe Grüße an alle. Euer Seppi

Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott (Fortsetzung)

Dieser Gedanke ließ Monika nicht mehr los. Beständig mußte sie an die Worte des Kaplans denken, und wieder überkam sie eine tiefe Mutlosigkeit. Vater und Mutter waren am letzten Sonntag in der Kirche gewesen. Die Mutter berichtete ihr, daß sie leidenschaftlich zu Gott gebetet habe, er möge Ludwig gesund werden lassen. Als dann aber am nächsten Tage von Professor Stifter die Nachricht eintraf, daß er von der Operation absehen werde, weil sie zwecklos sei, klang ein bitteres Lachen von den Lippen der unglücklichen Mutter.

„Und ich habe zu Gott und der heiligen Jungfrau gerufen. — Sie haben nicht geholfen!"

Monika saß im Erker des Wohnzimmers und legte das Gesicht in die Hände. Vielleicht hatte die Mutter auch die Rettung gefordert. Dies Geschenk verlangt, wie jenes Kind, von dem Kaplan Rogge gesprochen hatte. Sich mit ganzer Seele der heiligen Jungfrau im Gebete hingeben, — das war ihr fremd.

Am Nachmittag war Monikas Entschluß gefaßt. „Ihr sagtet mir kürzlich, daß ihr mich nochmals in ein Sanatorium schicken wollt. Ich weiß eine andere Sommerfrische. Ich möchte reisen!"

Über Gesserts Gesicht glitt ein Schein der Freude. In den letzten Monaten war niemals ein Wunsch über die Lippen der Tochter gekommen.

„Wohin möchtest du reisen, mein liebes Kind", fragte er erfreut. „Selbstverständlich werden wir dich reisen lassen. Der Juni ist ein prachtvoller Monat zum Verreisen. Wenn du es wünschest, wird dich die Mutter begleiten."

„Nein Papa, ich möchte allein reisen."

„Auch gut, Monika! Wir werden dir ein behagliches Quartier suchen. Wo möchtest du hinfahren?"

„Ich möchte für einige Wochen — nach Albendorf."

„Dort werde ich mich bei schlichten Leuten einmieten, möchte ganz ruhig für mich leben. — Ihr sagtet mir, Albendorf sei ein kleiner Ort am Walde gelegen. — Bitte laßt mich nach Albendorf fahren."

„Mein liebes Kind", sagte der Vater, „meines Erachtens bietet Albendorf keinerlei Abwechslung. Es hat nur kleine, unscheinbare Häuser, — — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aber eine große, herrliche Kirche."

„Ich glaube, es gibt in Albendorf nicht einmal einen geeigneten Aufenthaltsort, Monika. Albendorf hat wohl einige Hotels, ob sie aber deinen Ansprüchen genügen werden, glaube ich nicht. — Wenn du willst, lasse ich dich für einen Tag hinüberfahren — —"

„Nein, Papa, ich möchte vier Wochen in aller Stille dort leben. Vielleicht finde ich in einem schlichten Hause Unterkunft. Ich kann im Walde liegen und träumen — es wird mir gut tun."

„Es gibt schönere Ortschaften, Monika. Wenn du Reisegelüste hast, werden wir schon in aller Kürze beraten — —"

„Nein, Papa, ich möchte nach Albendorf."

„Du kennst den kleinen Ort nicht, mein Kind, er bietet dir nichts."

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Eine andere Reise trete ich nicht an. Bitte, lasse mich nach Albendorf fahren."

Gesserts sprachen noch lange über den eigenartigen Plan ihrer Tochter.

„Ich bin der Meinung", sagte schließlich Frau Gessert, „daß wir Monika den Wunsch erfüllen. Es ist ihr erster, seit langer Zeit, Karl. Schaden wird ihr die Ruhe gewiß nicht. Die würzige Waldluft dürfte ihr guttun."

„So bin ich der Meinung, daß du mit Monika zuvor einmal nach Albendorf hinüberfährst. Wenn sie den kleinen Ort sehen wird, dürften ihr die Gelüste nach einem längeren Verweilen vergehen."

„Und wenn sie bleiben will, Karl, werde ich sie nicht hindern. Wir wollen zufrieden und dankbar sein, daß sie überhaupt Interesse für eine Reise hat."

Mit einem Eifer, den man dem schwermütigen jungen Mädchen niemals zugetraut hätte, betrieb Monika die Reisevorbereitungen.

„Es ist möglich, liebe Mutter, daß ich nicht lange fortbleibe und bald wieder heimkomme. — Wenn es mich jedoch in Albendorf hält, ruft mich bitte nicht zurück. Vielleicht werde ich dort wieder froher."

Frau Gessert machte der Reiseplan der Tochter viele Sorgen. Monika würde in Albendorf keine Abwechslung haben, wahrscheinlich nicht einmal passende Altersgenossinnen finden, an die sie sich während ihres Aufenthaltes anschließen konnte. War es die Kirche, die Monika anzog? — Unmöglich! Sie war kein frommes Mädchen.

Drei Tage später traten Mutter und Tochter im Auto die Fahrt nach Albendorf an. Diesmal reiste das junge Mädchen nicht interesselos. Sie stellte von Zeit zu Zeit Fragen an die Mutter, wollte wissen, was das für eine Hügelkette sei, die sie rechts drüben erblickte, fragte nach den Namen der Ortschaften, die man durchfuhr, so daß Frau Gessert ihre Tochter erstaunt betrachtete. Und als man durch eine kleine Ortschaft fuhr, sagte die Mutter: „Ungefähr so sieht Albendorf aus, nur daß es eine Anzahl Tore hat."

„Und die Wallfahrtskirche, Mama."

„Jawohl, die schöne Kirche. — Wir werden in einem der Hotels absteigen. Ich werde für dich ein Zimmer nehmen — —"

„Nein, Mama, ich sagte bereits, daß ich nicht im Hotel wohnen möchte."

„Es fragt sich, mein Kind, ob einer der Albendorfer Zimmer an Fremde abgibt. Ich halte es für das Beste, wenn du zunächst im Hotel bleibst. Bietet sich später etwas Geeignetes, kannst du umziehen." —

Albendorf war erreicht. Monika war von einer auffallenden Unruhe befallen. Das Auto hielt auf dem Marktplatz an. Im Sonnenschein lag die herrliche Wallfahrtskirche. Es bedurfte eines Anrufes der Mutter, um Monika zu bewegen, den Wagen zu verlassen und mit ihr ins Hotel zu gehen.

„Erst müssen wir zusehen, wo du unterkommst, dann wollen wir alles besichtigen", mahnte die besorgte Mutter.

Der Besitzer vom Wilden Schwan zeigte Frau Gessert einige sehr nette Zimmer. Sie war überrascht, in dem kleinen Ort so viel Komfort anzutreffen. Der Hotelbesitzer lächelte dazu.

„Albendorf bekommt alljährlich viele Gäste; die höchsten geistlichen Würdenträger wohnen bei mir. So ist mein Haus auf Ansprüche vorbereitet. Im Augenblick herrscht im Ort allerdings kein reges Leben, doch es kommen Tage, an denen die Straßen schwarz von Menschen sind. Wenn das Fräulein längere Zeit hierbleiben will, wird es sich davon überzeugen."

Monika beharrte trotzdem auf ihrem Wunsch nur die ersten Tage ihres Hierseins im Hotel zu bleiben, um sich dann ein anderes Unterkommen zu suchen. Frau Gessert, die für eine Nacht verblieb, machte sich bald mit Monika auf den Weg, den Ort eingehender zu besichtigen. Erst jetzt zeigte sich die Eigenart dieser schlesischen Ortschaft. Ein Aufenthalt war hier nicht zu verwerfen. Im Hintergrunde Albendorfs sah man die wuchtigen Sandsteinwände des Heuscheuergebirges, herrlicher gemischter Wald reichte bis dicht an den Ort heran.

„Das deutsche Jerusalem heißt dieser Ort", sagte einer der Einwohner, der von Frau Gessert befragt wurde. „Unser Albendorf hat die denkbar größte Ähnlichkeit mit Jerusalem. Die drei Berge, auf denen es erbaut ist, sind nach Richtung und Höhe so gelagert, wie die drei Berge von Jerusalem."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Wir wünschen allen verehrten Förderern, Freunden und Wohltätern der Mission ein frohes Weihnachtsfest und des lieben Christkinds überreichen Gnadensegen!

Mariannhiller Mission
Verlag u. Schriftleitung

„Und die Tore, die wir sehen?"

„Der Ort hat zwölf Tore aufzuweisen", fuhr der Mann fort, „man kann nur durch solch ein Tor ins innere der Stadt gelangen. Auch nach dieser Richtung hin ähnelt Albendorf Jerusalem. Das schönste ist das Tempeltor, Sie sehen es dort drüben. Durch dieses Tor zieht an Festtagen die Prozession hindurch."

Während des Besuches der Kirche war Monika schweigsam. Kein Gebet kam über ihre Lippen, doch stand sie lange und betrachtete das Gnadenbild auf dem Hochaltar.

„Ja, Mama, hier will ich bleiben."

Am anderen Morgen, als sich Frau Gessert von ihrer Tochter verabschiedete, erklärte diese mit Nachdruck: „Ihr braucht euch meinetwegen keine Sorge zu machen, vielleicht gesunde ich hier langsam."

„Ich möchte dir vor meiner Abreise den guten Rat geben, das Zimmer im Hotel zu behalten. Du bist dort gut aufgehoben."

„Laß mich gewähren, Mama, ich bitte dich."

3. Kapitel

Soeben hatte der Postbote das kleine Siedlungshaus verlassen. Auf dem Tisch, vor Mutter und Sohn lagen die Scheine. Dreitausend Mark! Mit strahlenden Augen schaute der hochaufgeschossene blonde Mann auf das Geld.

„So, Muttel, nun ist das Schloß dein!"

Frau Brandau legte dem Sohne beide Hände auf die Schultern und schaute ihm tief in die Augen. „Kommt dir die Freude wirklich vom Herzen, Leo?"

„Muttel, liebe kleine Muttel! Wenn du mir ins Herz schauen könntest, würden dir alle Bedenken schwinden. Habe ich nicht immer gesagt, daß ich mit dem Vergangenen abgeschlossen habe? Daß ich nichts weiter sein will, als dein treuer Hauswart. Würde unser Gärtchen so schmuck aussehen, wenn ich es ohne Liebe betreute? — Muttel, laß die Gedanken! Für mich ist heute ein wirklicher Freudentag, denn morgen zahlen wir mit diesem Gelde die letzten Schulden an den Maurermeister ab."

Frau Brandau legte das Geld sorgfältig zusammen und verwahrte es im Schreibtisch.

„Es kann sein, daß Maurermeister Rogge schon heute nachmittag zu uns kommt, um das Geld abzuholen, da ich ihm sagte, daß es ab heute Mittag zu seiner Verfügung steht."

Wieder legte Leo den Arm um die Schulter der Mutter. „Es ist etwas Herrliches um eine Erbschaft, Muttel! Ohne die achttausend Mark, die du bekommen hast, hätten wir uns in unserem geliebten Albendorf dieses Schloß nicht erbauen lassen können."

„Ach, Leo, was du immer mit dem Schloß hast."

„Du meinst, die Leute lachen über den Namen, den ich unserem kleinen Häuschen gab? Laß sie ruhig lachen! Für uns ist es ein Schloß, ein Palast; der Schornstein ist der Turm, das kleine Gärtchen der Park und die anschließende Wiese ist unser herrlicher Landbesitz. Kein Schloßherr kann glücklicher sein, als du und ich in unserem neuen Hause!"

„Wenn du nur glücklich bist, mein Junge", sagte die kleine Frau leise.

„Ich bin es, wahrhaftig, ich bin es, Muttel! — Weißt du, was ich nachher unternehme? Ich hole eine Flasche Malaga. Heute abend wird der große Tag festlich begangen.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kanisiuswerk Freiburg (Schweiz) und Konstanz

Bruno von Köln, Stifter des Kartäuserordens. Nr. 7. Kleine Lebensbeschreibung von P. Bruno Gossens, Kap., 64 Seiten, kart. 20 Pfg.

Bruno von Köln, ein großer Heiliger der Kirche Gottes, gründete den Kartäuserorden. Wer diesen großen Mann sowie seine Stiftung kennen lernen will, greife zu diesem Büchlein. P. H.

Norbert von Xanten, Stifter des Prämonstratenser-Ordens. Nr. 17. Kl. Lebensbilder. Von P. Bruno Gossens, Kap. 63 Seiten, kart. 20 Pfg.

Ein Heiliger aus deutschem Geblüt! Er war Erzbischof in Magdeburg, dann Wanderprediger in deutschen Gauen. Zuletzt lebte er in Frankreich. Dort gründete er den Prämonstratenser-Orden. Willst du Aufschluß darüber, greif zu diesem Schriftchen. P. Hermann

Maria Lichtenegger, die kleine Braut Christi. Nr. 108. Kl. Lebensbilder. Von Joh. Bapt. Berghammer. 64 Seiten, kart. 20 Pfg.

Die kleine Blume von Steiermark war eine reine Seele, die, von Gottes Gnade getragen, im jugendlichen Alter vollendet in Gott starb. Dieses kleine Lebensbild wird allen, namentlich der Jugend, aufs wärmste empfohlen. P. Hermann

Eva Lavalliere, eine Magdalena des 20. Jahrhunderts. Nr. 111. Kl. Lebensbilder. Von Annette di Rocca. 64 Seiten, kart. 20 Pfg.

Eva Lavalliere, in unglücklichen Verhältnissen aufgewachsen, gerät — nach dem Mord u. Selbstmord der Eltern — auf die Gasse, wird verführt. Trotz ihrer Erfolge als Bühnenkönigin bleibt sie eine unglückliche Seele. Doch Gottes Gnadenstrahl traf sie. Sie bekehrt sich und bricht mit der Welt. In der Tat, eine moderne Magdalena!

Der Pfadi von Lyon. Nr. 115/16. Kl. Lebensbilder. Von P. Engelbert Ming, Kap. 109 Seiten, kart. 40 Pfg.

Lucien Moreau, als Kapuzinerfrater den Namen Otto tragend, war eine Feuerseele, die frohgemut ihren Weg zur Höhe ging. Sein Großmut, seine echte Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit zeigen, wie das Streben eines kath. Pfadfinders und Jungmanns beschaffen sein soll und muß.
P. Hermann

Verlag Kösel-Pustet, München:

Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Franz Xaver Seppelt und Dr. Klemens Löffler. 36.—45. Tsd. Neue verbesserte und ergänzte Auflage. XVI, 440 Seiten mit 210 Bildern auf 96 Kunstdrucktafeln und 65 Textzeichnungen und Karten. Leinen RM. 7.50.

Die Neuauflage dieser allgemein wegen ihrer wissenschaftlichen Haltung und strengen Unparteilichkeit gerühmten Papstgeschichte zu empfehlen ist eigentlich überflüssig. Absolute Stoffbeherrschung, meisterhafte Auslese großer Linien und bündige Fassung bei gleichzeitiger völlig übersichtlicher Gliederung des gewaltigen Stoffes, wissenschaftliche Haltung zusammen mit wirklicher Allgemeinverständlichkeit sind Vorzüge, die man unter den kleineren Papstgeschichten wohl nur diesem Werk nachrühmen kann. Heute, wo Kirche und Papsttum dauernd zur Debatte stehen, sollte dieses in seinem historischen Urteil durchaus ehrliche Werk sich in den Händen eines jeden Katholiken befinden, als Fundgrube der Wahrheit und Berater im Streite. Der dieser Neuauflage beigefügte Papstkatalog mit synchronistischen Zeittabellen aus Kirchen- und Weltgeschichte, sowie die ausführlichen Personen- und Ortsverzeichnisse erleichtern das Suchen, während das zahlreiche für diese Neuauflage neu beschaffte Bildmaterial Studium und Verständnis fördert. — Der Preis des großen und trefflich gebundenen Leinenbandes ist als äußerst niedrig zu bezeichnen.
P. Bernward

Kepplerhaus-Verlag, Stuttgart-S.:

Das Neue Testament. Kepplerbibel von Dr. P. Ketter. 540.—600. Tausend, in Leinen RM. 1.—, ab 25 Stück RM. 0.95, ab 100 Stück RM. 0.90.

Die kath. Bibelbewegung zieht immer größere Kreise. Die Hl. Schrift wird immer mehr das Buch des Volkes. Erfreulicherweise konnte die Kepplerbibel schon in 600 000 Exemplaren hergestellt werden. Jeder Katholik sollte sie in Händen haben.

Das Neue Testament mit Psalmen. Neu bearbeitet, übertragen und erklärt von Prof. Dr. P. Ketter. Mit einem farbigen Titelbild und einem Gebetszettel, Leinen geb. RM. 1.80, ab 25 Stück RM. 1.70, ab 100 Stück RM. 1.60. Geschenkeinbände mit 7 farbigen Bildern in Ballonleinen RM. 2.40, in rot oder schwarz Leder RM. 6.—.

Man muß dem Kepplerhaus-Verlag dankbar sein, daß er als erster katholischer Verlag auch eine Ausgabe des Neuen Testamentes mit den Psalmen zusammen gebunden herausgibt. Schriftlesung und Psalmenbeten gehören zusammen. Das Neue Testament mit Psalmen kann daher nicht genug empfohlen werden.

Verlag Styria, Graz:

Maria Lichtenegger von Franz Sallinger. 145 S., Preis RM. 1.50. Leben u. Tugend eines Jungmädchens. 4. Auflage.

Die schlichten Blätter dieses Buches berichten von einem Gnadenkind der Oststeiermark, Maria Lichtenegger aus St. Marein. Es ist ein Kind unserer Zeit, erst 1923 gestorben. Viele Pilger zu ihrem Grabe, denn schon vielen hat sie geholfen.
P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


:O
Mariannhiller Vergissmeinnicht
1938